

Rara  
26  
8537

# Allgemeine Nord-Beitung

N<sup>o</sup> 27.

1844.

Preis für circa 104 hoh Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mägen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Reubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.**

Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste, von dem Guten das Beste.

## Etourdie.

Novelle von Bernd von Busch.

(Fortsetzung.)

Er ging allein und sein künftiger Eidam begleitete ihn bis an die Treppe. „Lieber Papa,“ sagte er, „Sie nennen meine Louise noch immer Etourdie —“

„Comment!“ rief der Alte. „Ich habe sie Etourdie getauft, als kein Priester auf viele Tagereisen zu haben war, wenigstens kein christlicher. Was haben Sie gegen den Namen? Ist er nicht so gut, wie ein anderer?“

„Aber, verehrtester Herr,“ wandte der Landrath ein, „der Begriff, der in dem Namen liegt —“

„Sie macht ihm Ehre, denk' ich!“ rief der Alte.

„Aber als Frau und in meinen Verhältnissen — wenn Sie meine Gemahlin Etourdie riefen!“ sagte der Landrath.

„Würde sie besser darauf hören, als auf den nichts-sagenden: Louise!“ erwiederte Hourquette. „Ich rathe Ihnen, sie auch frischweg Etourdie zu nennen, es paßt auf alle Fälle!“

Neidenau hatte mit gleichem Erfolge schon ein Paar mal versucht, seine Braut von dem fatalen Namen, der im Hause so geläufig war, daß selbst die Dienerschaft ihn gebrauchte, zu befreien. Er lehrte resignirt zu der Geliebten zurück, welche am Fenster stand, um den Vater ausreiten zu sehen, doch wandte

sie sich gleich zu dem eintretenden Verlobten und das süße Geplauder nahm wieder seinen Anfang.

In Neidenau's Seele war aber eine Besorgniß gekommen, welche ihm die gewohnte Ruhe raubte, er mußte sie erst beseitigen, wie einen Dorn im schmerzenden Fleische.

„Du reitest, hör' ich?“ fragte er, nachdem er lange vergebens eine feine Einleitung gesucht hatte.

„Warum sollt' ich nicht?“ erwiederte sie unbefangen.

„Ich weiß nicht,“ versetzte er, „mir hat es nie gefallen wollen, wenn ich Damen zu Pferde sah.“

„Es mögen wohl nur schlechte Reiterinnen gewesen sein, Eduard,“ sagte sie lachend.

„Und die Gefahr!“ warf er ein. „Vor allen Dingen der Anstand!“

„Ja freilich, den muß eine Reiterin haben, wenn sie gefallen will!“ rief Etourdie. „Anstand zu Pferde ist die Hauptsache.“

„Wir verstehen uns nicht, theures Louischen,“ sagte Neidenau. „Ich meine die Schicklichkeit!“

Sie lachte — ein wenig gereizt, daß Eduard es zum ersten Male wagte, anderer Meinung als sie zu sein, aber auch er fühlte sich unangenehm berührt, daß er in seiner sonst so vollendeten Braut eine Vorliebe für das Reiten fand, das seine Mutter ein Scandal für Damen nannte. Es bedurfte indessen gewiß nur einer geringen Belehrung, um ihr Zartgefühl zu gleicher Ueberzeugung zu bringen und so fing der Unselige eine



Controverse mit der gewandten, witzigen Etourdie an — zum ersten Male in seinem Leben!

Sie war das von Niemand gewohnt, sie wurde ungeduldig, das Roth ihrer Wangen erhöhte sich und ihre schwarzen Augen blühten in einem lebhaften Feuer.

„Was Du mir sagst,“ rief sie endlich, „klingt wie eine schlechte Predigt, nimm mir's nicht übel. Ich finde keinen Sinn in der Behauptung. Warum ungeschicklich? Du scheinst keinen Begriff von der Poesie eines Ritts par excellence zu haben! Hast nur immer die langen blaffen Engländerinnen im Kopf, die am Pferde hängen, statt zu sitzen, und so langweilig sich hinschaukeln, daß mir übel wird vom Zusehen! Ein Ritt dagegen, wie ich ihn mache, weit hinaus, im gestreckten Lauf, daß das Herz jauchzt, sacre Dieu!“

Das Herz des sanften Landraths hätte auch aufschreien mögen, aber vor Entsetzen, als er diese Rede von den Lippen seiner Braut vernahm! Er fand keine Worte zur Erwiderung, er sah sie nur mit einem Blicke so starr und wehmüthig an, daß sie gleich wieder in den Ton der Milde zurückkehrte, wie er ihn stets an ihr gewohnt war. Sie versprach ihm, ohne daß er sie darum bat, nicht zu reiten, da sie sähe, wie er dagegen eingenommen sei.

„Doch hoffe ich, Dich zu bekehren, Eduard,“ setzte sie mit süßem Blick hinzu. „Hast Du mich nur ein Mal begleitet, so wirst Du Dein ungerechtes Vorurtheil aufgeben.“

Abends fuhr Meidenau nach seinem benachbarten Gute zurück und erst als er sich in dem bequemen Wagen seinen Gedanken überließ, tauchte das unerhörte Gespräch, das ihm einen fremden Geist in seiner Braut gezeigt hatte, wieder vor seiner Seele auf. Sacre Dieu! hatte sie gesagt! Ein Fluch war von ihren zarten Lippen ertönt! Der Landrath schauderte. Er wußte wohl, daß des Vaters Beispiel hierin ein sehr schlimmes war, er war oft erschrocken, wenn der Alte im Feuer des Gesprächs einen Kernfluch schallen ließ, und Louise dachte sich gewiß nichts dabei, sondern warf die Blasphemie wie irgend einen unartikulirten Ausruf hin — aber das Factum stand doch fest: sie hatte geflucht!

„Was wird die Mama sagen, wenn sie das einmal hört!“ seufzte er.

## 4.

Frau von Meidenau hatte schon sehr viel zu der übereilten Verlobung ihres Sohnes gesagt, doch liebte

sie ihn zu zärtlich, um irgend etwas Ernstliches dagegen zu unternehmen. Sie war aber an demselben Tage in Geschäften zur Stadt gefahren, und hatte dort ein Stündchen bei einer Jugendfreundin verlebt, welche ihr stets reichlichen Neuigkeitsstoff mittheilte, auch von der Braut ihres Eduard war die Rede gewesen und sie konnte, heimgekehrt, kaum erwarten, bis er kam. Da er indes lange ausblieb, griff sie nach dem Horte von Tractätchen, welchen ihr die Freundin, eine eifrige Arbeitsbiene im Stocke der „Auserwählten“, überantwortet hatte. In diesen vertiefte sie sich so, mit angestregten Geisteskräften der kindlichen Einfalt jener erhabenen Werke nachspürend, daß sie nicht das Rollen des Wagens, ja kaum den Eintritt ihres Lieblings gewahrte. Erst als er sie grüßte, hielt sie ihm die Hand entgegen, die er ehrerbietig küßte.

„Ach, Eduard, Du kommst von ihr?“ fragte sie.

„Ja, Mama, sie läßt Dich herzlich und liebevoll grüßen,“ erwiderte er.

„Was habe ich von ihr hören müssen!“ fuhr die Mutter fort. „Setze Dich zu mir, Eduard. Du weißt, ich habe mit schwerem Herzen eingewilligt, als Du, verblendet von der vergänglichlichen Schönheit, die Tochter des Parvenu zu Deiner Braut wähltest. Ich habe wenig eingewendet, Dich kaum auf den alten Adel Deines Geschlechts, auf die mehr als schwachen Glaubensgrundsätze jener Familie aufmerksam gemacht. Wehe mir, wenn eine Rücksicht auf ihren Reichthum, der allerdings unserm gesunkenen Hause wieder aufhelfen könnte, mich zu dieser Nachgiebigkeit veranlaßt hätte, denn solches sind Schätze, so die Motten fressen und Diebe entwenden können — das unsterbliche Theil aber bleibt dahinten.“

Seufzend gedachte der Sohn an sein heutiges Erlebnis und wagte kaum zu fragen, was seine Mutter gehört habe.

Sie heftete ihr tiefstehendes Auge, das nur gegen ihn den Ausdruck der Strenge milderte, auf ihn, um den Eindruck zu beobachten, den ihre Mittheilung machen würde, und fuhr dann fort: „Gestern ist Deine Braut bei der großen Truppenübung gesehen worden.“

„Es waren viele Damen draußen,“ sagte er entschuldigend. „Ich billige das zwar nicht, aber —“

„Sie ist allein draußen gewesen, ohne die Begleitung ihres Vaters!“ sprach die Mutter eindringlich.

„Mama!“ rief der staunende Sohn.

„Ganz allein, das heißt, mit zwei Domestiken,“ bestätigte die Mutter. „Und das Schrecklichste, sie selbst

hat sich gefahren — denke Dir, Eduard! selbst gefahren!“

„Vor allen den Tausenden?“ seufzte Eduard.

„Ohne die geringste Gêne!“ sagte die Mutter. „Welchen Blick läßt Dich das in ihr Anstandsgefühl, in ihre Erziehung, in ihr Herz thun! Auch in ihr Herz, mein Sohn. Denn wenn sie Dich liebte, könnte sie Dich nicht in ihr compromittiren — sie ist einmal Deine Braut und hat damit Pflichten übernommen.“

„O sie liebt mich, Mama!“ rief der Sohn. „Sie hat mir heut schon ein Opfer gebracht — leider hat sie nun einmal die Vorliebe für Pferde, aber sie wird sie mir opfern, das bin ich gewiß.“

Er erzählte der kopfschüttelnden Mama, was ihm begegnet war, und verschwieg nur das *Sacre Dieu*, was in den Augen der alten Dame einen nie zu tilgenden Vorwurf auf sie gewälzt hätte. Im Stillen dankte er dem Himmel, daß es nur dieselbe Passion war, die er heut schon kennen gelernt und von der er hoffte, daß sie ihm bereits freudig zum Opfer gebracht sei. Welche Ueberraschungen standen ihm aber noch bevor!

Die Mutter hätte übrigens die Eigenthümlichkeiten ihrer künftigen Schwiegertochter, welche sie nicht mit verblendetem, sondern eher mit eifersüchtigem Auge betrachtete, längst durchschaut, wenn sie öfter mit ihr zusammengekommen wäre. Aber sie konnte es nicht über ihren Stolz gewinnen, die Einladung des rohen Mannes — dem sie noch zu viel Ehre anzuthun glaute, ihn einen *Parvenu* zu nennen, weil er ja weder zu Rang, noch zu feiner Sitte gelangt war — anzunehmen. So hatte sie bei flüchtigem Besuch und Gegenbesuch Louise — der Name *Etourdie* war ihr durch alle Nerven gegangen, als sie ihn hörte — kennen gelernt, der feierlichen Verlobung beigewohnt, und sich dann von dem Umgange zurückgezogen, indem sie, auch wenn *Hourquettes* herüberkamen, ihr Zimmer selten verließ. Die zarte Gestalt, das sanfte Wesen der Braut hatten sie zu der Hoffnung verführt, ein bildsames Wachs in ihr zu sehen, von dem sie erwarten konnte, ihm in Zukunft, wenn sie erst ganz im Hause sein würde, die passende Form zu geben. Hätte sie ein einzig Mal die aufblühende *Etourdie* in ihrem wahren Lichte gesehen — so wäre ihr strengstes Interdict zwischen die Verlobten gefallen. Aber dazu fehlte, wenn Eduard mit ihr allein war, jeder Anlaß und von Natur besaß *Etourdie* ja die Ausgelassenheit nicht, welche nur die Erziehung — wenn man *Hourquette's* absicht-

liches Verwilderungssystem so nennen kann — in ihr Wesen geimpft hatte. Das junge Mädchen fühlte sich durchaus nicht zu der alten aschgrauen Frau hingezogen — aschgrau in ihrer Tracht, in ihrer Gesichtsfarbe, wie in ihren Lebensansichten; das harte, trockene Auge that ihr weh, wenn es sich auf sie richtete, und von den schmalen, farblosen Lippen hatte sie zwar einen kalten Kuß bei der Verlobung, aber kein Wort der Liebe, nur höfliche Floskeln empfangen, welche sie über Alles haßte und nicht im Stande war zu erwidern. Auch das hatte ihr Frau von Neidenau übel genommen, für Mangel an Ehrerbietung, Education, ja Gefühl ausgelegt — denn wenn sie ihren Verlobten liebte, so mußte sie dies Gefühl vor Allem auf seine Mutter übertragen. Als ob die Liebe nicht verdient sein wollte! Bei ihrem Sohne war sie freilich eine solche abgöttische Verehrung gewohnt, daß er selbst ihre abgelegten Kleider hoch hielt und ein altes Clavicembel, auf dem sie in ihrer Jugend die *Werther-Periode* durchphantasirt, nicht in die Kumpelkammer verweisen ließ.

Wie sollte sich das Alles nun in Zukunft ausgleichen? Die strenge, frommelnde Mutter mit ihrem aristokratischen Stolze, versteinert in den Ansprüchen und Formen einer vergangenen Zeit, an unbedingte Autorität gewöhnt — der Sohn, blind ihr ergeben, ein junger Pedant, der selbst als Student und später als Referendar nie von frischem fröhlichem Jugendmüthe befeelt, sondern immerdar in nüchterner, ängstlich um jede Rücksicht besorgter Philisterhaftigkeit gelebt hatte — zwischen Beiden die schöne Braut, von Beiden verkannt in ihrem eigentlichen Wesen, welche nur eines leichten Anlasses bedurfte, um lustig aufzuschäumen, wie Champagner, allen Bann der Etikette abzuwerfen, ja wenn man sie einschränken wollte, diesen Zwang zu zersprengen, frei überflutend in das Unbegrenzte, selbst über die weibliche Grazie hinaus. Und hinter ihr als formidabler Rückhalt der Vater, mit seinem Applomb des Reichthums, den er in Indien gewonnen hatte, mit seinen kaiserlich französischen Manieren, der keine *Egards* vor alten Damen von Stande oder vor soliden Haushaltungen besaß, sondern die Tochter in all' ihren eccentricischen Streichen bestärkte, ein wahrer *Asmobi!*

Die Betheiligten alle vier erkannten die Klippen nicht, auf welche sie zusteuerten. Neidenau's liebende Ungebuld wurde zwar in besonnenen Schranken gehalten, aber der Hochzeitstag war bereit angesetzt und rückte Schritt für Schritt näher. So leicht *Etourdie* über das Leben dachte, war ihr die Bedeutung des Schrit-

tes doch ernst genug, um sie weicher, sinniger zu stimmen. Neidenau fand sie in solchen Momenten entzückend. Dem alten Hourquette mißfiel dies elegische Duett im höchsten Grade, er vermied das Brautpaar auf alle Weise, ließ endlich gar eines Tages anspannen und verreiste auf längere Zeit. Wie erstaunte Etourdie, als am folgenden Morgen statt ihres Bräutigams ein Briefchen von ihm kam, in welchem er beklagte, daß er während so langer Tage sie nicht sehen könne und seine Trauer darüber in vielen, wenn auch nicht poetischen Worten aussprach.

„Was hält ihn ab?“ rief Etourdie, den Brief zerknitternd. „Wenn er Zeit hat, eine so langweilige Epistel, die Zeilen und Buchstaben wie gezirkelt zu schreiben, warum kommt er nicht selbst? Er giebt nicht einmal einen Grund an.“

Sie fragte ihn also in ihrer Antwort darum und fügte naiv hinzu, daß sie gerade gehofft hätte, ihn während der Abwesenheit ihres Vaters recht viel und lange zu sehen.

Ihr Billet setzte den armen Neidenau in die größte Verlegenheit; wenn er schon ihre kindliche Arglosigkeit, die kein Mißtrauen gegen die Welt kannte, ehren mußte, so fand er es doch unbegreiflich, daß ihr eignes Gefühl ihr nicht sagte, daß es unschicklich sei, wenn er jetzt die Einsame besuchte. Wie sollte er ihr das, ohne sie zu beschämen, klar machen? Sein Brief, den er unter heißen Ängsten nach stundenlanger Arbeit zu Stande brachte, war ein Meisterwerk diplomatisch seiner Wendungen, nur leider für Etourdie ganz unverständlich.

„Er ist krank!“ Der Gedanke blühte kaum durch ihre Seele, als sie auch sofort anzuspannen befahl, um sich selbst zu überzeugen, was ihrem Geliebten fehle.

Neidenau saß wohlbehalten in seinem Arbeitszimmer und entwarf einen Bericht über Steuerreclamationen, als ihm der Bediente die Ankunft seiner Braut meldete. Die Feder sank vor Schreck aus seiner Hand und machte einen Dintenfleck auf das Papier, was ihm kaum als Student begegnet war. Ehe er sich fassen und aufstehen konnte, war Etourdie schon im Zimmer.

„Eduard!“ rief sie. „Du bist wohl krank und verschweigst es mir?“

Sie ergriff seine Hand, welche noch zitterte, während er in der Bestürzung mehrmals die Farbe wechselte. „Wie kommst Du auf diese Idee?“ stotterte er endlich. „Mir fehlt nichts!“

„Doch! doch!“ rief sie. „Seh' ich es nicht an Deiner fieberischen Farbe? An Deinen Augen? Das ist sehr unrecht, gegen mich die Wahrheit in einen solchen Wirrwarr von confusen Worten zu hüllen. — Was fehlt Dir?“

„Auf meine Ehre, nichts!“ erwiderte er. — „Wendler, wohin?“ rief er dem abgehenden Bedienten nach. „Bleibt doch! Oder ja! sage der gnädigen Frau: Fräulein Hourquette wünsche ihr einen Besuch zu machen!“

„Fällt mir nicht ein,“ sagte Etourdie, über die Fassungslosigkeit ihres Bräutigams ganz erstaunt. „Du bist wahrhaftig krank!“

„Nein, nein, liebes gutes Louischen!“ betheuerte er. „Was bringt Dich auf diesen Gedanken?“

„Nun, warum bist Du denn nicht gekommen?“ fragte sie.

„Louischen, bedenke doch!“ sagte er Athem schöpfend. „Deines Vaters Abwesenheit — es ging doch nicht an — Du ganz allein —“

„Nun?“ fragte sie, indem sie ihn mit großen Augen ansah.

Schreckliche Lage für den Bräutigam, ihr das auseinander zu setzen! Er erschöpfte sich noch in Wendungen, welche nicht zum Ziele führten, als ihm ein neuer Schreck bereitet wurde. Der Bediente, welcher auf den Wink seines Herrn zu dessen Frau Mama geeilt war, brachte den Bescheid, es würde der gnädigen Frau eine Ehre sein — aber er meldete sogleich die Ankunft eines neuen Gastes, des Grafen Harding, welcher vor Kurzem nach abgelaufener Dienstzeit auf seine Güter zurückgekehrt war und die alte Bekanntschaft mit Neidenau wieder anknüpfen wollte.

„Harding?“ rief Etourdie. „Ich sah ihn zuletzt in Uniform bei uns.“

„Louischen, die Mama wartet auf Dich!“ bat Neidenau in größter Unruhe.

„Bin ich ihretwegen gekommen, Undankbarer?“ rief Etourdie. — „Oder willst Du mich lossein?“ setzte sie mit einem so ernstern Blicke hinzu, daß Neidenau unwillkürlich seine Augen vor ihren schwarzen funkelnden Sternen senkte.

Auf dem Corridor erschallten schon Schritte. — „Was soll ich dem Herrn Grafen sagen?“ fragte der Bediente, welcher mit verwunderten Blicken dabei stand.

„Willkommen, sehr willkommen!“ sagte der Landrath, welchem die Tropfen von der Stirn persten.

Graf Harding hatte die Thüre schon geöffnet, wie es ihm sonst unangemeldet frei gestanden hatte. Sein erster Blick beim Eintreten traf Etourdie, welche mit einem Ausdruck tiefgekränkten Stolzes eben nach ihren Handschuhen griff, um aufzubrechen. Harding's Augen begegneten den ihrigen, er stugte über den unerwarteten Anblick — sie erröthete und sprach: „Nicht wahr, Herr Graf, Sie hätten mich hier nicht erwartet? Herr von Meidenau mag Ihnen die Ursache meines Kommens erklären!“ Mit einer stolzen Verbeugung gegen Harding, mit einem Blicke des Vorwurfs gegen ihren Bräutigam verließ sie das Zimmer, seine Begleitung ablehnend, seine Worte, wie sehr sich die Mama freuen werde, sie zu sehen, ganz überhörend.

Frau von Meidenau hatte sich bei der Nachricht, daß die Braut ganz allein zu ihrem Sohne gekommen sei, daß sie sich noch bei ihm befinde, nicht wenig alterirt, und wahrhafte Vorstudien zu einer ernstlichen Homilie über das Thema der Schicklichkeit, das der verwaerlosten Etourdie ganz unbekannt sein mußte, gemacht. Und wenn ihr Bräutigam auf dem Tode lag, hätte sie ihn nicht besuchen dürfen! Schade, daß diese Predigt im Entwurf erstickt wurde, denn die Unglückliche, der sie zugedacht war, erschien gar nicht, sondern fuhr wieder ab, ohne der alten Dame aufgewartet zu haben, was in dieser den Nest des Wohlwollens gegen sie auslöschte.

Harding hatte sich erklären lassen, was ihm allerdings auffallend gewesen war, und fand in der liebenden Besorgniß um einen krankgegläubten Bräutigam mehr Entschuldigung, als dieser letztere selbst, für den unpassenden Schritt.

„In solchen Fällen müssen alle Rücksichten schweigen,“ äußerte er. „Wer in der Angst um ein geliebtes Leben noch fragen kann, was die Welt zu einer Aeußerung der Liebe sagen wird, der hat nie wahrhaft geliebt.“

Ihm war Etourdie überhaupt in ihrer festen und selbstbewußten Haltung, wie er sie heute, wenn auch nur momentan gesehen hatte, ganz anders erschienen, als da er sie zuerst in der Gesellschaft, wohin sie nicht paßte, gefunden. Er glaubte den Blich des Edelsteins wahrgenommen zu haben und was ihn Anfangs abstieß, waren nur Schlacken, die sich beseitigen ließen. War aber Meidenau der Mann dazu?

Als Harding sah, wie bestürzt dieser noch immer war, über den Vorfall sowohl, als den Eindruck, den er auf seine Mama machen werde, und vor allen Din-

gen über Etourdie's Unwillen, wagte er einige Fragen, die ihn aufklären sollten, ob Meidenau nicht schon ähnliche Erfahrungen an seiner Braut gemacht habe. Doch brachten sie ihm wenig Licht und er war bei der Heimkehr nach dem sehr abgekürzten Besuche mit sich unzufrieden, warum er sich überhaupt hineingemischt und seine Ansicht zum Besten gegeben habe.

„Mag das Paar sehen, wie es mit einander fertig wird!“ rief er. „Dieser Meidenau stand mir niemals so nah, um mir seine Zukunft sehr an das Herz zu legen — sie kann sich nie über die Mittelmäßigkeit erheben! Und Etourdie? Warum sollte ich mich für ein Weib interessieren, das die Sitte nicht achtet und — einem Andern gehört?“

Dennoch schwebte ihm das Bild des seltsamen Wesens, das bei aller Unzartheit des Thuns doch einen unendlich gewinnenden Liebreiz hatte, unaufhörlich vor, so daß er in einer sehr aufgeregten Stimmung seinen Bohnsiß erreichte.

(Fortsetzung folgt.)

### Miscellen.

(Nr. 31, 468.) Am 17. August 1842 gegen zwei Uhr früh wurde aus der Kirche Saperwich bei St. Omer Geld gestohlen. Es waren drei Kasten erbrochen und einer, der an Ort und Stelle nicht zu öffnen gewesen, mit fortgenommen worden. Gleichwohl bemerkte man weder an den Thüren noch an den Fenstern der Kirche eine Spur von Einbruch. Der Dieb mußte mittelst eines Schlüssels hineingekommen und darin sehr genau bekannt gewesen sein. Nun waren vier Schlüssel der Kirche in den Händen vier verschiedener Personen, unter andern auch des Schulmeisters Houillez. Die Stellung und der Character der drei andern Personen gestatteten durchaus keinen Verdacht; dagegen hatte man zu Houillez nicht das beste Vertrauen. Der Verdacht, der auf ihn fiel, wurde allmählig größer und verschiedene Umstände schienen ihn zu bestätigen. Auch stellte sich bald ein Ankläger ein, ein Mann aus dem Orte, Hylse, ließ nämlich einige Worte fallen, aus welchen hervorzugehen schien, daß er mit Houillez den Diebstahl begangen habe. Nach einigen Tagen erzählte er in der Schenke sogar ausführlich diesen Diebstahl, zu welchem er, wie er sagte, durch Houillez verleitet worden sei. Er erklärte mehrere Umstände, die bis dahin dunkel geblieben waren, und Niemand zweifelte, daß er der Dieb sei. Auch vor dem Instructionsrichter wiederholte Hylse seine Aussage, wie er sich ganz ruhig Houillez gegenüber stellen ließ. Beide erschienen demnach am 30. November 1842 vor den Assisen und wurden von denselben für schuldig erklärt. Das Gericht verurtheilte darauf Hylse

wegen mildernder Umstände zu zwei Jahren Gefängniß, Houillez dagegen, der fortwährend seine Unschuld behauptete, zu fünfjährigem Zuchthaus zu Toulon, wo er denn auch unter Nr. 31,468 eingetragen wurde. Im Laufe des Jahres 1843 kam nun ein gewisser Macrez zur Haft, der bedeutende Diebstähle und darunter auch den Kirchenraub von Saperwich gestand. Man hörte dies mit Bestürzung an, denn wenn der Mann die Wahrheit sagte, hatte man Unschuldige bestraft. Die Gerichte boten allen Eifer auf, um die Sache aufzuklären. Macrez erzählte den Diebstahl mit Einzelheiten, die eben nur der Urheber geben könnte; man stellte ihn mehrmals auf die Probe und ließ sich wiederholt beschreiben, wie er den Diebstahl vollbracht haben wollte, weil man ihn auf diese Weise für unausführbar hielt. Er bewies aber, daß er durch ein Fenster der Kirche hatte kriechen und auch den Kasten hindurchziehen können, ohne eine Spur zu hinterlassen. Er gab ferner die Stelle an, wo jener Kasten wiedergefunden worden war, und man mußte also glauben, daß Macrez wenigstens bei dem Diebstahle mit thätig gewesen sei. Es fragte sich nun nur noch, ob Houillez und Hylse ebenfalls dabei gewesen waren, oder ob Hylse bei der ganzen Sache gelogen habe. Anfangs blieb der Letztere fest bei seiner ersten Aussage, als er aber darauf gefährlich erkrankte, gestand er einige Tage vor seinem Tode, daß er bis dahin gelogen und daß er und Houillez an dem Diebstahle so unschuldig wären, wie neugeborene Kinder; er habe zuerst im Scherz und in der Trunkenheit der That sich gerühmt und sei dann bei der Aussage geblieben, weil er gefürchtet, er werde für die Lüge noch schlimmer bestraft werden, als für den Diebstahl selbst. So blieb Macrez der einzige Thäter und er wurde verurtheilt, Houillez dagegen von der Oberbehörde in Freiheit gesetzt. Leider ist aber nun der Unglückliche durch den Kummer, der so lange an ihm nagte, und durch den Aufenthalt im Zuchthause um seine Gesundheit, wie um die Mittel zu seinem Unterhalte gekommen, und die Gazette des Tribunaux, welche den Fall erzählt, fragt mit Recht, ob es dem Staate nicht heilige Pflicht sein müsse, gut zu machen, was verschuldet worden?

(Eine Stecknadel die Ursache des Reichthums.) Laffitte hat 30 Millionen besessen und ist erster Minister in Frankreich gewesen, hatte also die höchsten Stufen des Reichthums und der Macht erstiegen, und zwar — durch eine Stecknadel.

Als er nämlich 1788 nach Paris kam, hatte er keinen andern Wunsch, als eine Stelle in einem Bankgeschäfte zu erhalten. Er begab sich mit einem Empfehlungsschreiben zu dem Bankier Perregaur, einem reichen Schweizer, welcher in dem Palaste der bekannten Mademoiselle Guimard wohnte, das er in einer Lotterie gewonnen hatte. Man führte den schüchternen jungen Laffitte in das ehemalige Boudoir der Tänzerin, welches das Cabinet des Bankiers geworden war, und er brachte sein Gesuch an, wurde aber abgewiesen, weil keine Stelle im Geschäft offen war. Laffitte entfernte sich traurig, schritt betrübt

über den Hof, bückte sich da aber und hob eine Stecknadel auf, die er an seinen Kermelausschlag steckte. Perregaur stand am Fenster und sah dies; er war ein kluger Mann und gehörte zu denen, welche den Charakter und den Werth eines Menschen selbst nach geringfügigen Kleinigkeiten zu beurtheilen wissen. Ein junger Mann, dachte er, der eine Stecknadel aufhebt, muß Vertrauen verdienen; er rief demnach den jungen Laffitte zurück und sagte ihm, er könne gleich am nächsten Tage in seinem Geschäfte eintreten. Und er irrte sich nicht, der junge Commis wurde bald Cassirer, dann Compagnon und endlich alleiniger Inhaber des ersten Bankhauses in Paris, Deputirter und endlich erster Minister. Wahrscheinlich würde sein Leben einen ganz andern Verlauf genommen haben, wenn er damals die Stecknadel nicht aufgehoben hätte.

Die Veranlassung, bei welcher Laffitte von Perregaur als Compagnon aufgenommen wurde, erzählt man dagegen auf folgende Weise. In der ärgsten Schreckenszeit der Revolution hatte der Nationalconvent die Bankiers in Verdacht, daß sie mit den Ausgewanderten in Verbindung ständen, und er befahl deshalb Cambon und zwei andern Mitgliedern der Bergpartei, bei allen Bankiers die Bücher und Correspondenz zu prüfen. Perregaur hatte allerdings mehrmals an Ausgewanderte Geldsummen nach Deutschland vermittelt und war auch bei dem Nationalconvent besonders angeklagt. Er berief in seiner Angst Laffitte zu sich, erzählte ihm, wie die Sache stand, trug ihm auf, die Bücher ic. zu ändern, und ging aufs Land. Laffitte verbrachte eine ganze Nacht damit und am anderen Tage erschien die Prüfungscommission. Nach genauer Durchsichtung nahm Cambon Laffitte bei Seite und sagte leise zu ihm: „Ich kenne Alles; aber Sie sind ein braver, junger Mann und ich weiß, daß Perregaur niemals in Verschwörungen sich eingelassen hat. Er kann ganz ruhig sein.“ Cambon erstattete einen für Perregaur günstigen Bericht, und als dieser zurückkam, ernannte er Laffitte zu seinem Associé. — Nach der zweiten Restauration zog sich der ehemalige Finanzminister der Republik, Cambon, der als Königsmörder verbannt war, in hohem Alter nach Brüssel zurück und lebte da in der größten Dürftigkeit. Kaum aber hatte Laffitte Nachricht davon erhalten, als er auf die zarteste Weise den unglücklichen alten Cambon vermochte, einen Jahresgehalt von 12,000 Fres. anzunehmen, der ihm bis zu seinem Tode pünktlich in Brüssel ausgezahlt worden ist.

(Ein eigenthümlicher Frauenmarkt.) In dem Bezirke Bemin Socor (Marocco), einem von Berbern bewohnten Gebirgslande, liegt ein Ort, in welchem während der Messe ein eigenthümlicher Verkehr stattfindet. Diese Messe wird jährlich ein Mal gehalten, und es finden sich da unverheirathete Männer ein, welche Frauen suchen, schon verheirathete Männer, die zu ihrer Frau oder ihren Frauen noch andere wünschen, so wie Mädchen und Wittwen, welche Männer haben wollen. Die Frau verkauft sich selbst, damit es aber nicht wie ein Menschenhandel aussehe, wird die Sache in folgender Weise betrie-

ben: Jede Heirathslustige legt ihre schönsten Kleidungsstücke an, pugt sich auf das Sorgfältigste, nimmt ein selbstgewebtes Zeugstück mit sich und setzt sich so, unverschleiert, auf den Markt. Die Männer, junge und alte, welche Frauen suchen, gehen nun auf dem Markte umher, untersuchen das Gewebe, welches die Mädchen und Wittwen ausgelegt haben, und betrachten sich dabei natürlich auch die Inhaberin desselben. Gefällt dem Manne das Mädchen, so fragt er, was das Zeugstück koste, und sie nennt darauf die Summe, welche sie als ihr Kaufgeld erwartet, die sie höher oder niedriger angiebt, je nachdem der Kauflustige ihr gefällt oder nicht, und die sie übertrieben hoch stellt, wenn der Käufer ihr widerwärtig ist. Schon bei diesem Handel kann der Liebhaber das Temperament und den Charakter des Mädchens einigermaßen kennen lernen. Werden sie einig mit einander, so wendet man sich an die Aeltern des Mädchens, welche das Recht haben, ihre Zustimmung zu geben oder zu versagen. Willigen sie ein, so geht man zu einem öffentlichen Schreiber, der Heirathscontract wird entworfen und die gekaufte Braut begiebt sich sofort in ihre neue Heimath. Die Wittwen stehen bei diesem Handel gewöhnlich sehr niedrig im Preise, und geschiedene Frauen verkaufen ihr Zeugstück spottbillig. Eine so gekaufte Frau kann übrigens nicht wieder verkauft werden, wie sehr der Käufer seinen Handel vielleicht auch bereut. Sie ist eine rechtsmäßige Gattin und behält die erlangte Kaufsumme als ihr Wittthum. — Die Leute dort, Mahomedaner, haben diesen seltsamen Frauenhandel offenbar in der Absicht eingeführt, um das Gesez des Propheten zu umgehen, der jede Werbung und Liebslei vor der Heirath verboten hat.

(Geschworene in Arkansas.) Fast alle Selaven haltende Staaten der amerikanischen Union stehen nach einstimmiger Versicherung aller Reisenden, welche jene Länder besucht haben, auf einer sehr niedrigen Stufe der Moral und sind fortwährend die Schaupläze aller Arten von Schändlichkeiten. Wie rücksichtslos selbst Geschworne namentlich in Arkansas ihr Amt verwalteten, wird der nachstehende verbürgte Vorfall beweisen. In dem Gefängnisse zu Little-Rock befanden sich vier Uebelthäter, drei Mörder und ein Mann, der des Pferdediebstahls, eines Verbrechens angeklagt war, das in jenen Gegenden für weit schlimmer als Mord gilt. Der Advokat, der sie vertheidigen sollte, erzählte selbst, welche List er angewendet hatte, um sie zu retten. Die Verhandlungen erfolgten in einem einzelnen Hause mitten in einer Einöde, welches die noch zu bauende Stadt vertrat; die Zeugen waren erschienen, und man hatte auch mit Mühe zwölf Personen als Geschworne zusammengebracht. Leider aber fehlte Einer derselben, als die Verhandlungen beginnen sollten. Da diese nicht vor sich gehen können, wenn die Geschworenen nicht vollständig sind, so fragte der Richter, was zu machen sei, und der Vertheidiger der Angeklagten, welcher die Unschuld seiner Klienten pries, und dieselbe sobald als möglich darzuthun wünschte, machte den Vorschlag, einen unter den Anwesenden, der nicht Zeuge sei, an die Stelle des fehlenden

Geschworenen treten zu lassen. Das wurde angenommen, aber nun fand sich, daß außer den Geschworenen und den Zeugen Niemand da war, als die Angeklagten. Gleichviel. Einer der Mörder wurde zum Geschworenen ernannt, und man nahm die Sache des Pferdediebes vor, der frei gesprochen wurde. Dann trat dieser als Geschworener ein und sorgte dafür, daß der Mörder freigesprochen wurde. In dieser Weise wurden alle vier Angeklagte freigesprochen und kehrten so vergnügt nach Hause zurück, wie die Geschworenen, die froh waren, eine lästige Sache so schnell abgethan zu haben.

(Ein ehrenvolles Auskunftsmittel.) Da wir unsern Lesern mit der heutigen Nummer eine Ansicht von Tanager vorlegen, so wollen wir ihnen zugleich eine Geschichte erzählen, die vor kurzem dort vorkam. Die Uhr an der großen Moschee wollte nämlich nicht mehr gehen und sollte wieder in Ordnung gebracht werden. Leider war aber keiner der „Gläubigen“ im Stande, dieses schwierige Geschäft zu übernehmen, ja nur anzugeben, was an der Uhr in Unordnung gekommen sei, obgleich Viele mit großer Sicherheit ihre Ansichten darüber aussprachen, z. B. daß ein Dschin, d. h. ein böser Geist, seinen Aufenthalt in der Uhr genommen habe. Dies kam den Andern sehr wahrscheinlich vor und man wendete deshalb die kräftigsten Exorzismen an; vergebens; die Uhr stand stockstill. Ein christlicher Uhrmacher, „ein verfluchter Nazarener“, war nun der einzige Helfer und zum Glück wohnte ein solcher in Tanager, in der „Stadt, die der Herr schützt“. Er stammte aus Genua und war ein sehr frommer Christ. Wie sollten ihn die Anhänger des Propheten in ihrem Heiligthume arbeiten lassen? Die Uhr befand sich in der Mauer der Moschee und die frommen Gläubigen konnten unmöglich zugeben, daß ein Ungläubiger ihr Gotteshaus durch seine unheiligen Fußtritte schände. Da kamen denn allerlei Vorschläge zu Tage; Einer meinte, man solle die Uhr stehen lassen, ein Anderer schlug vor, man möge Bretter da legen, wo der Ungläubige gehen müsse, damit er den geweihten Boden nicht betrete; aber auch dies wurde nicht für sicher genug gehalten und man kam endlich überein, den Theil des Fußbodens aufzureißen, über welchen der christliche Uhrmacher gehen müsse. Nun begab man sich zu diesem und legte ihm die Sache vor, vergaß aber nicht, ausdrücklich hinzuzufügen, daß er die Schuhe und Strümpfe ausziehen müsse, wenn er die Moschee betrete. Dessen weigerte sich der Uhrmacher, der erklärte, er habe in der Kapelle der heiligen Jungfrau seine Schuhe nicht ausgezogen und werde sie deshalb noch viel weniger in dem Hause ihres Propheten ausziehen. Die Mahomedaner waren wüthend und wußten nicht, was sie thun sollten. Da verlangte endlich ein graubärtiger Priester das Wort und sagte: „Wenn die Moschee baufällig ist und Steine und Kalk für die Maurer hineingebracht werden müssen, tragen da nicht Esel diese Lasten hinein und behalten sie nicht auch ihre Hufe? Und glaubt der Esel an Gott und an Mahomed, den Propheten Gottes? Ihr sagt nein. So laßt auch den Chri-

sten in Schuhen in die Moschee gehen wie einen Esel und wieder herauskommen als einen Esel.“ Gegen diese weise Rede wußte Niemand etwas einzuwenden, der christliche Uhrmacher ging demnach gleich einem Esel in die mahomedanische Moschee und besserte die Uhr aus.

### Generalcorrespondenz.

Ein Brautpaar erschien kürzlich in Begleitung der Aeltern bei einem Notar, um da den Heirathscontract entwerfen zu lassen. Das Gesicht des Bräutigams strahlte von Liebe und Seligkeit. Der Heirathscontract wurde zu allseitiger Zufriedenheit aufgesetzt und Marie, die Braut, unterzeichnete ihn mit fester Hand, der Bräutigam dagegen, der die Feder etwas ungeschickt zur Hand nahm, machte nur ein schlechtes Kreuz darunter und sagte, das sei genug. Die Braut, die dies sah, trat nachdenkend zurück und erklärte bald darauf geradezu, daß sie ihr Wort zurücknehme. Man bestürmte sie mit Fragen, aber sie weigerte sich, Gründe anzugeben, ging fort und setzte sich draußen allein auf eine Bank nieder. Hier fand sie ihre Mutter, welche sie nun unter vier Augen über die Ursache ihres seltsamen Benehmens fragte. „Mein Bräutigam kann nicht schreiben,“ sagte sie, „und ein Mann, der in unsern Tagen in seinen Kenntnissen so weit zurück ist, entspricht den Erwartungen nicht, die ich von einem Gatten hege.“ Die Mutter überbrachte diese Antwort den noch versammelten Zeugen, der Bräutigam erröthete, stotterte und ging verschämt und verlegen fort; aber schon nach acht Tagen erhielt Marie einen hübschgeschriebenen Brief, welcher ihr bewies, daß der Bräutigam sich Tag und Nacht geübt habe, um schreiben zu lernen und so ihrer Achtung würdig zu werden. Die Hochzeit fand nun gleich darauf statt. —

Der reichste Grundbesitzer in Frankreich, nach dem Könige Ludwig Philipp, ist der Graf Roy und derselbe hat ein eigenthümliches, kostspieliges Steckenpferd. Jedes Jahr kauft er nämlich tausend Hectaren Waldung, denn er will immer so viele Tausend Hectaren Wald besitzen als er Jahre zählt; er besitzt denn auch wirklich 79,000. Binnen kurzem wird er sein achtzigstes Jahr erreichen und er beschäftigt sich denn auch bereits, wie erzählt wird, mit der Erwerbung neuer 1000 Hectaren. —

Als der Prinz Friedrich von Hessen-Darmstadt im Jahre 1839 nach Tanger kam und einige Monate dableib, brachte er ein Paar Wagen mit sich, aber die Ortsbehörden erlaubten den Gebrauch eines Räderfuhrwerks in der Stadt nicht. Der Prinz schrieb deshalb an den Kaiser von Marocco und erbot sich, die Hauptstraße von Tanger auf seine Kosten pflastern zu lassen, wenn ihm erlaubt werde, seine Equipagen zu benutzen. Der weise Sultan gab gnädig seine Einwilligung, aber unter der Bedingung, daß von den Wagen — die Räder abgenom-

men würden; ohne diese Vorsichtsmaßregel, fürchtete der Beschützer der Gläubigen, würde das Leben seiner getreuen Unterthanen in zu große Gefahr gerathen. Der Prinz befolgte die erhaltene Weisung buchstäblich und einer der Wagen, von dem die Räder abgenommen waren, wurde als Tragsessel von zwei starken Maulthieren getragen. (So erzählt D. Hay in seinem Werke: Western Barbary. London, 1844.) —

Einer der ausgezeichnetsten Naturforscher in America, wenn auch unsere Leserinnen wahrscheinlich noch nichts von ihm gehört haben, ist Dr. Croost in Tennessee. Er besitzt eine fabelhafte Passion für alle schlangenartigen Thiere, weshalb er auch fortwährend eine Anzahl von Schlangen — die er gezähmt hat — in den Taschen und unter der Weste bei sich herumträgt. Sein höchstes Vergnügen besteht darin, sich in seinem Schaukelstuhle zu wiegen, über Geologie zu sprechen und dabei den Kopf einer großen Schlange zu streicheln, die sich ihm um den Hals geschlungen hat. Jedes Jahr macht er einen Ausflug in das Gebirge. Bei einer solchen Gelegenheit ließ er sich auf einen Postwagen, in welchem mehrere Abgeordnete nach Washington fuhren, mit einem Korbe aufnehmen, dessen Deckel nicht sehr fest zugemacht war. Neben dem Korbe saß ein Geistlicher, der, als er nach einiger Zeit aus einem unruhigen Schlummer erwachte, zu seinem unbeschreiblichen Entsetzen zwei Klapperschlangen die fürchterlichen Köpfe herausstecken sah. Er stürzte sogleich auf den Kutscher, der mit ihm hinuntersprang, sobald er das Entsetzliche erfahren hatte. Die Herren im Wagen blieben, als sie erfuhren, was es gebe, ebenfalls keine Minute länger sitzen und bald war der Doctor mit seinen Klapperschlangen oben allein. Er legte ganz gemächlich seinen Mantel über den Korb, band ihn mit seinem Taschentuche zu und sagte dann: „Steigen Sie immer wieder ein, meine Herren, die armen Dinger thun Ihnen nichts; nur lassen Sie sich von ihnen nicht beißen.“ —

An dem dritten Theater, das in diesen Tagen in Brüssel eröffnet wurde, hat man einige Neuerungen angebracht, die man allgemein rühmt und zur Nachahmung empfiehlt. Das Haus hat keinen Kronleuchter, sondern wird von oben durch eine durchsichtige Kuppel erleuchtet, durch welche das Licht heruntersfällt. Rehnlich ist die Einrichtung auf der Bühne selbst. So haben z. B. bei einer Decoration, welche ein Zimmer vorstellt, die Fenster wirkliche Scheiben; bei den Scenen unter freiem Himmel fällt das Licht von oben ein und der Schatten bleibt, wie in der Natur, nicht immer an einer Stelle. Ein Journal setzt hinzu, die Decorationen würden durch höchstens vier Leute beaufsichtigt und durch eine Dampfmaschine unter der Bühne mit unfehlbarer Sicherheit und mit der äußersten Geschwindigkeit aufgestellt und weggezogen.



# Allgemeine Mode-Zeitung

N<sup>o</sup> 28.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Zhlr. — Mit circa 116 illumin. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



1844.

Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Zhlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.** Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Stourdie.

Novelle von Bernd von Guseck.

(Fortsetzung.)

5.

Neidenau stand zwischen zwei Feuern und beugte mit passivem Muth sein Haupt. Auf der einen Seite zürnte seine Mutter über das Benehmen seiner Braut, rieth ihm, das mißgeschaffene Bündniß zu vermeiden, so lange es noch Zeit sei und prophezeigte ihm eine Zukunft voller Schrecknisse; — auf der andern war seine Braut unwillig, daß er ihre Liebe verkannt, ja zurückgewiesen habe, und verspottete seine schwache Kengstlichkeit um die Vorurtheile einer Gesellschaft, in welcher sie nie gelebt hatte und deren Gesetze, noch minder den Grund derselben, sie nicht begriff.

„Leben wir in Europa, dem vielgepriesenen Lande der Aufklärung?“ rief sie, als er sich anstrengte, sie mit den Forderungen der Convenienz zu versöhnen. „Ich habe in Indien gelacht und geschaudert über die Selbstqual der Kasten und ihrer Vorschriften, nach denen jedes Leben in Ketten geschlagen wird und Keiner sich frei bewegen darf, seiner Neigung, seinem innern, also göttlichen Verufe folgend — ist es hier, nach dem, was Du mir vorbringst, anders? Schon dort habe ich nicht begriffen, warum es so sein muß, hier aber kommt es nur darauf an, den Muth zu haben, diesen Lächerlichkeiten zu trotzen, so können sie uns,

wenn wir kein Unrecht thun, nichts zum Vorwurf machen, was uns ernstlich trübe.“

Der Convenienz trotzen — welcher Gedanke für Neidenau! Aber er hoffte, es werde sich Alles finden, wenn seine Braut erst vertrauter mit den ihr neuen Formen der Gesellschaft werde, in welche sie aus der ungebundenen Freiheit der Fremde und des Wanderlebens plötzlich versetzt war, wenn sie erst aus dem Hause ihres allzufreudenkenden Vaters in das wohlgeordnete der eignen Wirthschaft, unter die Fittiche seiner Mutter und deren frommen Einfluß gelangen werde, und so trug er denn von beiden Seiten, was über ihn erging, hielt getreulich aus und versöhnte sich Mutter und Braut für die kurze Spanne Zeit, die noch ver-rinnen mußte, bis er die Geliebte heimführte.

Harding war mehrmals in Hourquette's Hause gewesen. Der Alte hatte ihm seinen Besuch gemacht, weil der Graf nicht in der Gegend war, als er das Gut, das ihm zur Anlage der großartigen Fabriken, die er beabsichtigte, gelegen war, an sich gebracht hatte. Diesen Besuch mußte Harding erwidern, er fand bei allem Mangel seiner geselliger Formen doch jene angeborne Sitte, welche er in Frankreich lieb gewonnen hatte; daß er Frankreich kannte, eröffnete ihm das Herz des Alten, der die geliebte Heimath seit dem Sturze seines Kaisers auf Niewiederkehr verlassen, viele Jahre im fremden Kriegsdienst, erst bei Mehemet Ali, dann in Lahore verlebte, bis er dort mit einer reichen brittischen Erbin sich vermählt hatte und zu friedlichem Er-

werbe gelangt, auf die Bahn technischen Betriebs geführt und diesen zu erweitern nach Europa zurückgekehrt war, wo ihn der Zufall und ein vortheilhaftes Anerbieten ansässig gemacht hatte in der Nähe einer Residenz, deren reges freies Leben ihm gefiel. Das alles hatte Hourquette dem jungen Grafen erzählt, seine weiten Reisen, sein Aufenthalt in wenig gekannten Ländern gaben ihm einen unerschöpflichen Born der interessantesten Mittheilungen, welche Harding dermaßen fesselten, daß er der herzlichen Einladung wiederzukommen Folge leistete. Etourdie war keine schweigsame Zuhörerin, auch sie wußte zu erzählen und ihre Schilderungen aus dem Wunderlande, in welchem sie ihre Kindheit verlebte, hatten so frische, lebendige Farben, daß Harding ihr gern lauschte. Sie war in solchen Stunden vertraulichen Plauderns so kindlich, unbefangen, gemüthlich! Harding fragte sich oft staunend, ob es dasselbe Mädchen sei, das er bei einem Gelage einquartirter Offiziere mit der Cigarre im Munde gesehen habe, er mußte sie recht ansehen, um sich zu überzeugen, daß hier kein Irrthum obwalte und ach! er vertiefte sich mehr in ihre Augen, als für seine Ruhe zuträglich war. Etourdie ihrerseits fand an seinem Umgange großes Interesse, sie plauderte mit ihm, scherzte und lachte, wie mit dem ältesten Bekannten, und stellte endlich Vergleiche zwischen ihm und ihrem Verlobten an. Das mochte natürlich sein, aber es bleibt immer gefährlich für den Beglückten, wenn er nicht in jeder Hinsicht den Vergleich aushalten kann. Außerlich durfte sich Neidenau dreist neben den Grafen stellen, er war viel hübscher, viel größer, viel netter gekleidet — aber sonst? Etourdie schüttelte ihr blondes Köpfschen und suchte mit Eifer zu ergründen, warum sie sich eigentlich besser in der Unterhaltung mit Harding gefalle, als mit ihrem Verlobten, dem sie ja so herzlich gut sei. Es mochte für Neidenau verhältnißmäßig ein Glück genannt werden, daß er diese Probe nicht persönlich zu bestehen hatte, er war Anfangs einige Mal mit Harding zusammen in Hourquette's Hause gewesen, aber gerade, als jene Fragen in Etourdie's Geiste erwachten, führte ihn ein Dienstgeschäft zu einer Rundreise auf mehrere Wochen hinweg. So konnte er sich wenigstens nicht selbst schaden.

Die Zeit seiner Abwesenheit verging schneller, als man geglaubt hatte. Neidenau kehrte heim — und Harding zog sich zurück. Es war das Resultat einer ernstesten Selbstprüfung. Wenige Tage noch und der Hochzeitsmorgen brach an. Die Vorbereitungen dazu,

die Bewegung, welche auch in Etourdie's leichtem Herzen nicht ausblieb, die Unruhe ihres Vaters, die sie schon seit einiger Zeit bemerkte, ohne sie enträthseln zu können, ließen die Braut nicht recht zur innern Klarheit kommen, bis am Abende vor dem verhängnißvollen Tage der Vater sie zärtlicher, als sonst seine Art war, in die Arme schloß und fragte: „Bist Du auch recht gewiß, glücklich zu werden? Denkst Du noch so, wie sonst? Bist Du fest überzeugt von Deiner Liebe?“

Da regte es sich wohl, wie ein räthselhaftes Weh in ihrem Herzen, aber sie verstand es nicht und so ging auch dieser Moment vorüber. Denn sie war ja dem Eduard herzlich gut, sie hatte ihm ihr Wort gegeben, was konnte sich ändern?

Auf Neidenau's Wunsch wurde die Vermählung ganz im Stillen gefeiert. Seine Mutter wohnte ihr nicht bei, vielleicht war sie in der That unwohl, vielleicht litt es ihr Stolz nicht, sich auch nur den Landleuten des benachbarten Dorfes, welche gewohnt waren, ihre Familie für eine der ersten in der Gegend anzusehen, als beglückte Schwiegermama einer Niedriggeborenen zu zeigen. Wäre sie zugegen gewesen, so hätte sie mit aller Welt gesehen müssen, daß die Braut im reichen Blondenkleide und Schleier, mit dem Myrthenkranze im blonden Haar, mit dem Ausdrucke herzgriffener Bewegung in den lieblichen Zügen, der auch ihre sonst so feurigen Augen sanft umflorte, entzückend schön sei. Aber auch der Bräutigam erregte allgemeines Wohlgefallen. Er hatte sich in ganz neue Uniform geworfen, deren Stickerei und goldne Epaulettes weithin funkelten, an seiner Hüfte ruhte ein Degen, allerdings der friedlichsten Art, aber die ganze Erscheinung des hohen, schön gewachsenen Mannes, sein freundliches Gesicht, das noch Niemand zornig gesehen hatte, sein gutmüthiges Auge, das fort und fort an der reizenden Braut hing, gewannen ihm den Beifall der Zeugen, welche der Traueremonie im Dorfkirchlein beiwohnten, und man freute sich allgemein über das passende Paar.

Hourquette verwandte auch kein Auge von seinem Kinde — vielleicht zum ersten Male in seinem Leben hatte die Nührung den festen Mann überkommen, daß er kaum im Stande war, als die junge Frau nach ausgesprochenem Gelöbniß und empfangenem Segen weinend an seine Brust sank, ihr ein Paar leise Worte der Liebkosung und des Glückwunsches zuzuflüstern. Den Eidam umarmte er mit

starkem Drucke und sagte hastig und abgebrochen: „Machen Sie mein Kind glücklich!“

Das versprach Neidenau und war es auch gewiß von sich überzeugt.

Nach dem Mittagmahl, das ziemlich schweigsam genossen wurde, hielt das junge Paar seinen Einzug in das eigene Haus, der Vater begleitete sie nur zu Pferde bis an die Grenze seines Besitzthums, wo ihn der Anblick feierlich versammelter Untersassen des Landraths, welche ihre neue Gebieterin mit Kränzen und Sprüchen bewillkommten, verscheuchte. Es waren gutgemeinte, aber sehr lächerliche Anstalten, zum Theil von Neidenau selbst getroffen worden und Etourdie lächelte wieder — hätte sie nicht die Nachschwingung ihres erregten Gefühls in der Seele getragen, so würde ihr Muthwille unaufhaltsam ausgebrochen sein. Am Thore ihres Schlosses warteten ihrer neue Ueberraschungen, aber Frau von Neidenau, der sie in der Aufwallung des Moments wirklich von Herzen ihre kindliche Ergebenheit versichern wollte, war noch immer nicht da, erst im großen Saale, wo manches groteske Familienbild im Hofkleide vergangener Zeiten auf sie niederblickte, die letzte, welche reines Blut in den Stamm von Neidenau gebracht, harrte sie steif und stattlich auf die Schwiegertochter, an der sie nichts annehmlich fand, als ihr enormes Geld. Sie erhob sich langsam bei ihrem Eintritte, rauschte ihr in dem schweren grauen Atlaskleide nur zwei Schritt entgegen und reichte ihr die lange, dürre Hand, auf welche Etourdie ihre lebenswarmen Lippen drückte. Wenige Worte begleiteten diesen Empfang, welcher selbst den Sohn in Verlegenheit setzte.

Es war eine natürliche Folge, daß der Frost, welcher die alte Dame umwehte, die jungen Keime des Vertrauens, die sich in der Brnst ihrer Schwiegertochter entwickeln wollten, auf immer tödtete. Etourdie hätte nicht sie selbst sein müssen, wenn sie nicht sehr bald, nachdem die ersten Tage mit ihrem verwirrenden Stundenlauf vorüber waren, ihre Lippen aufgeworfen und sich nach dem Rechte gefragt hätte, mit welchem sich die Mama in ihre Ehe, in ihre Einrichtung, ja in ihr eignes Leben mischte.

„Mich will sie beherrschen?“ lachte Etourdie. „Mir vorschreiben, was ich essen und kaufen, thun und denken soll?“ Und sie belustigte sich über den Gedanken so laut, daß ihr Mann erschrocken aus dem Nebenzimmer kam und sich umsah, ob seine Frau wirklich allein sei.

„Mein armer Freund,“ sagte sie, „ich will Dich auch emancipiren.“

„Louischen, was meinst Du damit?“ fragte er. „Es ist ein sehr ominöser Ausdruck, der nicht gern gehört wird. Alle Emancipation! Bedenke meine Stellung — bringe mich nicht in Verlegenheit mit solchen Anspielungen, wenn Jemand dabei ist, es könnte mir verdacht werden.“

„Dir?“ fragte sie. „Was ich sage?“

„Ja, Louischen,“ antwortete er. „Man wird mir vorwerfen, daß ich diese Richtung in Dir begünstige, und das möcht' ich doch nicht gern. Bis jetzt hat man noch nicht einen Schatten von der liberalen Färbung auf mich werfen können.“

Die Erörterung war ihr langweilig, sie brach ab. Doch bemerkte die Mama bald genug den revolutionären Geist ihrer Schwiegertochter; Etourdie kümmerte sich gar nicht um ihre Vorschriften, die nach wie vor das ganze Hauswesen regeln sollten, die junge Frau richtete Alles ein, wie es nach ihrem Geschmack war und setzte dem herben Tadel der alten Dame ein sorgloses Lächeln entgegen. Noch war es zu keinem ernstlichen Conflict gekommen, aber die Wolken zogen sich bereits zusammen. Neidenau bemerkte sie nicht, er lebte seinen Geschäften als Beamter und Landrath, und wenn er freie Stunden hatte, pedantisch nach der Uhr, fand Alles charmant, was seine junge Frau that, war überaus zärtlich gegen sie und entschuldigte nach Kräften Alles, was sie gegen den Wunsch der Mama einrichtete. — „Du wirst nicht eher auf mich hören,“ sagte diese, „bis ich Dir die Wahl zwischen uns beiden stelle!“

„Mama!“ rief der Sohn, welchen dieser Gedanke wie eine Lawine überfiel, all' seine Geisteskraft begrabend.

„Denk' an mich, es kommt so weit!“ sagte die Mutter. „Oh' ich gehorche, wo ich sonst befohlen habe, geh' ich lieber auf meine alten Tage nach der Stadt.“

Sie blieb dabei und ließ sich auf keine Erklärung, was sie denn der jungen Frau zum Vorwurf mache, ein — eben so wenig konnte Neidenau von dieser erfahren, wodurch sie die Mama verletzt oder beeinträchtigt habe.

„Mein Gott, was thue ich denn?“ rief Etourdie. „Daß ich nicht immer ihre langweiligen Predigten mit anhöre, daß ich meine Leute, wenn ich sie brauche, zuweilen von den Bettstunden dispensire — überhaupt, daß ich die Wirthschaft führe, wie ich sie am besten halte, wie kann

sie das übelnehmen? — Bin ich denn nicht Deine Hausfrau, Eduard? Ich hoffe doch nicht, daß Du in mir nur Deine Sultanin siehst, wie der Moslim sie hält?"

Diese Anspielung war dem sittsamen Landrath wieder so frei, daß er an seiner Gattin Statt erröthete. Freilich hatte sie den größten Theil ihrer Jugend in Ländern verlebt, wo dieser Scandal gesetzlich war — das halb war sie zu entschuldigen. Aber er nahm sich vor, als eine Art Sühne seinen Beitrag zum Missionsverein zu vervierfachen, damit jener Gräuel auch durch ihn bekämpft werde.

Die Flitterwochen waren nun längst vorüber, das häusliche Leben des Paares hatte sich gestaltet, wie es die Verhältnisse bedingten, und man kann nicht sagen, daß es Etourdie befriedigte. Ihr fehlte, sie wußte selbst nicht was — denn hatte sie nicht Alles, was sie verlangte? Die zärtlichste Huldigung ihres Gatten, die Liebe all' ihrer Untergebenen, ein Leben ohne Sorgen im Ueberfluß, in der freundlichsten Umgebung — vermiste sie den Umgang, dessen ihr Gatte wenig pflog, oder sehnte sie sich nach ihrem Vater, der sich fest vorgenommen hatte, sie erst nach einem halben Jahre wiederzusehen?

In der Nachbarschaft hatten sie zwar einige Besuche gemacht, waren auch eingeladen worden, und hatten wieder ein Paar Mal Gesellschaften bei sich gesehen, aber dem Landrath war dabei die feste Ueberzeugung geworden, daß seine Gemahlin — sie war nun einmal nicht dafür erzogen, das arme Kind der Freiheit! — keineswegs dazu passe, zu repräsentiren. Sie hatte keine Ahnung von den Gesetzen der guten Gesellschaft, die nicht ungestraft beleidigt werden. Sie verstieß alle Augenblick, bald durch ihre Rücksichtslosigkeit gegen vornehme Damen, bald durch ihre heitere Laune, bald durch andere Fehler im Benehmen — Kleinigkeiten vielleicht an sich, die aber die Gesellschaft nicht dafür ansieht — besonders aber durch ihren freien Ton gegen Herren. Das Letztere war dem guten Landrath außer allem Spas, er hatte versucht, ihr das Unschickliche desselben begreiflich zu machen, war aber schmachvoll gescheitert. So blieb ihm denn nichts übrig, als sich zurückzuziehen, so viel als möglich, und Etourdie schien nichts dabei zu vermissen, denn sie hatte diese Zusammenkünfte, die sich in allen Häusern so ähnlich sahen, herzlich langweilig gefunden.

Harding war ihr, seit sie vermählt war, noch nicht wieder begegnet. Er hatte schriftlich an Meidenau seinen Glückwunsch abgegeben und ihm angezeigt, daß

er auf längere Zeit verreisen werde. Etourdie las den eiskalten, höflichen Brief zwei Mal und warf ihn endlich böse fort. „Ew. Hochwohlgeboren!“ rief sie. „Ich hätte Harding für vernünftiger gehalten.“

„Kind, wie soll er schreiben!“ entgegnete der Gatte.

„Wenn ihm das sein Gefühl nicht sagt,“ rief Etourdie, „so ist ihm freilich nicht zu helfen, dann mag er in Gottesnamen an seine nächsten Bekannten — und Du willst ihm sogar befreundet sein! — Ew. Hochwohlgeboren schreiben und wie dieser deutsche Perrückstyl, der Euch zum Spott in ganz Europa macht, sonst noch verlangt!“

„Frau Tochter,“ ließ sich die Mama vernehmen welche zufällig zugegen war, „Sie werden dem deutschen Adel seine Vorrechte nicht rauben!“

„Gott bewahre! Ich gönne ihm die Freude daran von Herzen!“ entgegnete Etourdie. „Freut sich doch der Chinese über seinen bunten Knopf, der Hindu über den Büffelschwanz — warum sollte der Deutsche nicht auch sein Vergnügen haben!“

Die alte Dame warf der Schwiegertochter einen vernichtenden Blick zu, den diese leider nicht bemerkte.

Der Winter war schon weit vorgerückt, noch immer hatte sich Hourquette nur schriftlich von dem Leben und der Einrichtung seiner Tochter Bericht erstatten lassen, aber die Boten gingen fleißig hin und her. Nun mußte der Landrath verreisen, eine Commission, wofür ein vornehmer Staatsbeamter vorstand, hatte wichtige Geschäfte in der Hauptstadt der Provinz zu ordnen und sollte auch diesen Kreis besuchen. Meidenau war also veranlaßt, sie in seinem Hause zu sehen, und trug beim Abschiede seiner Gattin auf, Alles in würdigen Stand zu setzen, um so ehrenvolle Gäste nach Gebühr zu empfangen und ihnen den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen.

Etourdie ließ sich das nicht zwei Mal sagen. Das alte Mobiliar, die ganze, einer längst verflossenen Zeit angehörige, geschmacklose Einrichtung der Zimmer war ihr schon längst ein Gräuel, sie hatte mehrmals versucht, ihren Gemahl zu einer Aenderung zu bewegen, umsonst, er ließ nichts rücken und rühren, an jedes Stück knüpfte sich eine historische Erinnerung, deren lebendiges Register seine Mama war. Wie hätte er wagen dürfen, eine solche Neuerung ihr vorzuschlagen, und wieder, ohne ihre Genehmigung, wo hätte er den Muth gefunden, seiner revolutionären Frau freies Spiel zu lassen, die ohnehin nur flüchtig den Einfall zu äußern schien? — Jetzt aber hatte er arglos die Worte

gesprochen, aus welchen sie die Ermächtigung sich herausdeutete. Kaum war er fort, so ließ sie sich von ihrem Vater die nöthigen Summen schicken, so ging ein Bote nach der Residenz ab mit großartigen Aufträgen an ihren dortigen Commissionair. Wenige Tage vergingen, bis diese Aufträge glänzend erfüllt waren. Ein Paar ungeheure Möbelwagen, von starkem Vorsepann gezogen, schwankten in den Hof, Tapeziere, Decorateurs kamen fast zugleich an, es ging an's Auspacken, an's Räumen und Niederreißen der alten, durch lange Jahre geheiligten Einrichtung. Die Schwiegermama, welche sich seit ihres Sohnes Abreise ganz in ihr Zimmer zurückgezogen hatte, wo sie auch speiste, hatte von Allem, was vorging, keine Ahnung, bis ihr die alte Kammerjungfer mit erblaßter Miene das Ungeheure verkündigte, nachdem sie schon einige Zeit an ihren Fenstern, welche die Aussicht nach dem jetzt in Schnee begrabenen Garten boten, gehorcht hatte, was wohl der ungewöhnliche Lärm, das Hämmern und Poltern im Schlosse bedeuten möge.

„Das ganze Haus wird umgekehrt!“ rief die Kammerjungfer athemlos. „All' die schönen Möbel werden herausgeschafft, der große eingelegte Schrank, die Kanapees und Alles, sie reißen die Tapeten von der Wand, die Defen ein, keine Gardine bleibt auf ihrem Fleck!“

Sprachlos sank die alte Dame in ihren Lehnstuhl zurück, sie wähnte das Schloß von Räubern überfallen, aber als sie vernahm, wer den Befehl zu diesen Freveln gegeben, erhob sie sich wie eine zürnende Norne und eilte, so schnell sie vermochte, die Treppen hinab, um der Verwüstung Einhalt zu thun.

Da stand Etourdie ganz harmlos und vergnügt in Mitten der beschäftigten Arbeiter, lobte hier, befahl dort, und war die Seele der ganzen Verwandlung, wie eine böse schöne Zauberin.

„Halt!“ erscholl plötzlich eine schrille, heifere Stimme. „Setzt nieder!“ Es galt zwei Knechten, deren rohe Fäuste eben ihr Klavier, auf dem sie manche himmlische Phantasie geschwärmt, wie oft den Mond angefangen hatte, hinaustragen wollten. Verduht blieben die Knechte stehen und sahen sich um nach der jungen Gebieterin, welche der alten heiter entgegen kam. Hier gab es einen Thronstreit, einen Kampf der alten und neuen Zeit, des Conservativen und des Fortschritts.

„Frau Tochter!“ rief die entrüstete Dame mit einer Stimme, die vor innerm Aufruhr kaum vernehm-

lich war. „Geschieht diese Verwüstung auf Ihren Befehl?“

„Für den Augenblick sieht es wüßt aus,“ sagte Etourdie und sah sich lachend um. „Aber es wird schön, geschmackvoll werden, dafür steh' ich. Ein Uebergang, unbequem für den Moment, wie jede Revolution, aber nothwendig, wenn es besser werden soll.“

„Wie? Sie spotten noch darüber?“ rief die Schwiegermama. „Glauben Sie, ich werde diese Umkehrung meines Hauses dulden?“

„Ihres Hauses, Frau von Neidenau?“ fragte Etourdie, deren Blut leicht zu reizen war.

„Ja, so lange ich lebe, werde ich es so nennen!“ rief die alte Frau. „Den Augenblick, Ihr da! setzt Alles wieder an seinen Ort — das Clavier dorthin, wo es gestanden hat, diesen neumodischen Plunder heraus — ich befehle es!“

Aber es rührte sich keine Hand, ihr zu gehorchen — die Leute sahen alle verlegen auf die junge Herrin, deren Augen einen Moment zornig funkelten, dann aber gleich mit dem Ausdrucke des Mitleidens die krampfhaft erregte Greisin betrachteten, zu der sie leise und sanft in französischen Worten sprach: „Liebe Mama, es geht nicht! Seien Sie nicht böse — aber Eduard hat es selbst gewünscht. Erregen Sie keinen Eclat!“

„Eduard? Ohne mir ein Wort zu sagen?“ rief die Mutter. „Das lügen Sie!“

„Madame!“ sagte Etourdie zurücktretend.

Aber die alte Dame ließ sich auf nichts mehr ein, schritt eilig aus dem Zimmer und verschloß sich in das ihrige, wo sie der nacheilenden Etourdie keinen Zutritt gewährte, und ein Billet, das sie ihr schrieb, uneröffnet zurückschickte.

(Beschluß folgt.)

### Miscellen.

(Drei berühmte deutsche Frauen.) Herr v. Sternberg schildert im Morgenblatte einen „Winter in Berlin“ und theilt darin auch eine Charakteristik der drei berühmtesten deutschen Frauen unserer Zeit mit. Diese Schilderung erlauben wir uns, unseren Leserinnen mitzutheilen. „Die äußere Erscheinung dieser drei Frauen ist eben so verschieden, wie ihre Geistesrichtung und ihre Schriften. Frau von Arnim („Bettine“) befindet sich in einem Zustande gemachter Genialität; sie unterwirft eben so ihr Gespräch wie ihre Toilette aphoristischen Impromptus; ihre Geselligkeit ist launenhaft und ungraziös. Man sagt, daß sie abenteuerliche Züge unternimmt, und zu ed-

ten Zwecken jene Viertel Berlins aufsucht, wo das Elend und die Corruption sich zusammendrängt. Sie ist bald hier, bald dort, immer nur auf Augenblicke, und immer alle Formen verlegend. Sie macht Ueberfälle, wie mit ihrem Geiste, so mit ihrer körperlichen Gegenwart. Sie sucht jede bedeutende Erscheinung auf und ist bemüht, sich in deren Nähe zu bringen.

Die Gräfin Hahn dagegen ist eine Dame von Welt, die sich ihrer Launenhaftigkeit bewusst ist, aber keinen Augenblick ihr altes Wappen und ihre Ansprüche an die Salons der Gesellschaft vergißt. Sie führt auch eine unstäte Existenz, aber in anderem Sinne und in anderer Form als die Frau v. Arnim. Sie reiset nicht der Menschen und der Länder wegen, sondern lediglich, um dem Mißbehagen zu entgehen, das ihr das Zerwürfniß mit der Gesellschaft bereitet. In ihrem Aeußern zeigt sie eine große Einfachheit, eine Entfernung alles Putzes und alles Glanzes und jeder Künsterei der Toilette; dennoch erkennt man auf den ersten Blick die aristokratische Frau. Ihr Gespräch ist leise, grazios, lebhaft und immer von einer pikanten Offenheit gewürzt. Etwas zu unbekümmert um jede fremde Meinung, verlegt sie oftmals das Selbstgefühl derjenigen, die mit ihr verkehren; besonders gefällt sie sich darin, Männern gegenüber Gleichgültigkeit und übersehenden Troß zu zeigen. Etwas mehr Ernst und etwas mehr Würde könnten dieser ausgezeichneten Frau unendlich mehr Reiz verleihen.

Diesen Ernst und diese Würde, auch in der äußern Erscheinung, trägt die Verfasserin von *Godwie-Castle* zur Schau. Sie abenteuer nicht, sie zieht nicht herum, sie wohnt in zierlichen, schönen, mit Comfort ausgestatteten Gemächern, die sie selten verläßt. Nach hergebrachter Ordnung fliehen ohne Störung ihre Tagesstunden dahin. Ordnung, Sicherheit und Ruhe umgiebt ihre Existenz. Schon durch ihre Kränklichkeit gehindert, sieht sie wenig von der Außenwelt. Sie erscheint mit großer Zurückhaltung und Gemessenheit in den Formen; der gesellige Verkehr und seine Gesetze sind bei ihr ein Gegenstand, der strengsten Beachtung würdig. In ihrem Gespräche ist Seele und Gemüth, weniger der pikante Geist, den man bei einer Schriftstellerin voraussetzen berechtigt scheint."

(Der Wallfisch als Freund der Fischer.) Der Wallfisch ist, wie Mägge in seinen bereits mehrmals von uns lobend erwähnten „*Skizzen aus dem Norden*“ erzählt, Gegenstand der Sorge der Haringfischer an den norwegischen Küsten, Niemand darf ihn beleidigen, Niemand ihn von seinem Plage treiben; er ist ihr Gefährte, ihr Freund und Diener, den sie lieben, und der Fisch scheint dies wohl zu wissen, denn so scheu und empfindlich er auch sonst ist, so ruhig liegt er hier zwischen den Barken und verspeißt, ganz unbekümmert um alles Geschrei und Gelärm, seinen Antheil an der gemeinsamen Beute. Daher sind denn auch die Fischer einig darüber, daß der Wal ein so kluges und verständiges Geschöpf sei, wie irgend eins auf Erden, und sie erzählen viele Beispiele, welche Zeugniß dafür geben.

Eines darunter ist folgendes: „Ein Fischer war vor einigen

Jahren bei *Skudesnaes* mit dem Fange beschäftigt; rund umher lagen mehr als hundert Boote in gleicher Arbeit; dicht neben dem seinen aber ruhte ein ungeheurer Wal, der sich nicht im geringsten genirte, und beim Herausziehen der Netze kein Haar breit aus dem Wege ging. Er vertilgte eine Tonne Haringe zum Frühstück in völliger Gemüthsruhe und schlief vielleicht halb und halb dabei, denn er schüttete seine Fontaine über das Boot undehrte sich nicht einmal daran, daß die Ränder desselben seinen Rücken streiften. Der Fischer, als ein erfahrener Mann, ließ sich dies von dem unhöflichen Thiere in Betracht des Bündnisses und der sonstigen guten Dienste gefallen, sein Knabe aber fürchtete sich, die Hände in das Wasser zu stecken und das Netz aufzuziehen dicht an dem aufgesperrten Schlunde des Ungeheuers, in welchem Massen an Massen von Haringen verschwanden. Er nahm daher hinter dem Rücken des Vaters den Bootshaken und gab der schwarzaufragenden Insel eine hinterlistige Erinnerung zu verschwinden. Der Stoß half wie mit Zaubergewalt, denn kaum war er empfunden, als das Thier mit Blüheschnelle, fünfhundert Ellen weit, mitten durch den Fischplatz zwischen Booten und anderen Walen hinschoß. Plötzlich aber kehrte es um, nahm denselben Weg zurück und als wisse es genau, wo und an wem es die Beleidigung zu rächen habe, suchte und fand es das Boot mit dem verrätherischen Knaben und zerfahretete es mit einem Schlage seines Schwanzes. — Solche Beispiele mögen dazu gekommen sein, um die Fischer Achtung vor ihren starken Freunden zu lehren, die eine so ungeheure Kraft besitzen, daß das stärkste Boot davon in Splitter zerfliegt."

(*Herr Lynch*.) Es ist so außerordentlich oft von dem sogenannten Lynchgesetz die Rede, daß „Lynchen“ und „Lynchgesetz“ ganz gewöhnliche Ausdrücke geworden sind. Gleichwohl dürften Wenige etwas Genaueres von dem Ursprunge dieser Ausdrücke wissen. Der Urheber des Lynchgesetzes war ein gewisser Richter Lynch aus Virginien, der bisweilen jenseits der Grenzen der Civilisation die Justiz in Anwendung zu bringen hatte. Es waren dort selten Zeugen zu finden, durch deren Aussagen der angeklagte Verbrecher hätte überführt werden können, und er sah sich deshalb oftmals genöthigt, den Verbrecher durch andere Mittel zum Geständniß zu bringen. „Der kürzeste Weg ist der beste,“ pflegte er zu sagen. Wenn nun ein Verbrecher nicht gestehen wollte, weil er wußte, daß Niemand gegen ihn zeugen konnte, so ließ ihn Lynch ausziehen und festbinden. Zwei kräftige Männer, mit Knotenriemen aus harter Büffelhaut, wurden neben den Sünder gestellt, um — die Fliegen von ihm zu vertreiben, und der Richter Lynch leitete diese Fliegenverscheuchung. Er hatte den Grundsatz, die Anwendung von zwanzig kräftigen Hieben mit jenen Knotenriemen zu verordnen, „bevor er das Verhör beginne,“ weil dies, wie er sagte, „den Mann einigermaßen aus seiner Gleichgültigkeit aufrüttelte und ihm zu erkennen gebe, daß man Ernst mache.“ Die erwähnten Hiebe, die übrigens nie genau gezählt

wurden, so daß der Angeklagte oftmals noch einmal so viel erhielt, hatten die erwünschte Wirkung. Der Verbrecher bat um Einstellung und der Richter Lynch fragte sodann freundlich, wie viel er noch hinzunehmen gedente, bevor er sein Herz öffne. Der arme Teufel betheuerte dann gewöhnlich jämmerlich seine Unschuld, worauf der Richter etwa zehn weitere Hiebe verordnete, um zu ermitteln, ob der Angeklagte wohl bei der Betheuerung seiner Unschuld bleibe. Früher oder später erklärte denn derselbe meist auf die Frage des Richters, welche dieser seine Kreuzfrage zu nennen pflegte: „Wie viele Hiebe er noch aushalten zu können glaube,“ daß eine solche Folter unerträglich sei. „So gebt ihm jeder noch drei kleine Hiebe,“ sagte dann Lynch zu seinen beiden Gehilfen, „sie werden ihm das Geständniß aus der Kehle locken.“ Die Folge davon war gewöhnlich ein vollständiges Geständniß; der Scharfsinn und der kurze Prozeß des Richters Lynch machten den Namen desselben weit und breit berühmt und bis heutigen Tages ist das Lynchgesetz der Schreckten der Uebelthäter in jenen Gegenden, wo es eben kein anderes Gesetz giebt, und wo die Bösewichter ohne diese heilsame Furcht noch weit mehr Verbrechen begehen würden. —

Welche Menschen sich an manchen Orten in Amerika sammeln, zeigt die nachstehende Schilderung eines Reisenden. „Bieleicht hat nur ein Ort in der Welt eine solche Auswahl von Menschen beisammen gesehen, als Little-Rock (in Arkansas) — bankrotte Kaufleute nämlich, entflohenen Verbrecher, reisende Spieler und junge muthwillige Laugenichtse, welche eine Ehre darin suchen, durch Seltsamkeiten und Schandthaten sich auszuzeichnen. Streit und Zanf scheint ihre Hauptbeschäftigung zu sein und diese Menschen, die ohne alle Erziehung und Bildung sind, rufen jeden Augenblick „die Gesetze der Ehre“ an, welche hier darin bestehen, daß sich jeder bei der ersten besten Gelegenheit selbst Recht schafft. Ein sehr gewöhnliches Verfahren dabei ist, daß zwei Gegner auf der Straße mit Büchsen auf einander schießen, oder einen Zweikampf mit langen Messern ausmachen, natürlich auch auf offener Straße und im Beisein einer Menge Neugieriger. Bleibt einer der Kämpfenden auf dem Platze, so wird er begraben, und der Mörder geht unangefochten, ja stolz auf seine Heldenthat umher. Einer der achtbarsten Bewohner von Little-Rock sagte mir, er glaube nicht, daß es in der Stadt zwölf Männer gebe, die einmal unbewaffnet auf der Straße gegangen wären. — Das schöne Geschlecht wird dem ganz entsprechend geschildert, wir scheuen uns aber, diese Beschreibung von Frauen hier mitzutheilen. Der Richter Lynch ist demnach gewiß einigermaßen zu entschuldigen, wenn er mit solchen Menschen etwas willkürlich verfuhr.

### Generalcorrespondenz.

Wie selig würden sich viele unserer Feinschmecker preisen, wenn sie Lachse, das Pfund für einen Groschen, Hummer der größten Art nicht viel theurer und Austern vom trefflichsten Geschmacks in guter Zeit wohl hundert Stück für etwa 9 Ngr.

kaufen könnten. An Norwegens Küste sind das gewöhnliche Dinge, die man bis zum Ueberdruß haben kann. Die Hauptabnehmer für die Hummer sind die Engländer und London ist der große Markt für den gewaltigen Seekrebs, der in ungeheurer Menge sich an der Südküste Norwegens findet. Kleine Yachten mit durchlöcherter Boden, Fischkasten gleich, bringen die Hummer nach England hinüber. Diese Yachten müssen aber schnell segeln, denn der Hummer hat kein zähes Leben, sondern stirbt bald. Es gehört deshalb auch zur Sitte an der englischen Tafel, die Hummer lebendig, schwarz und ruhig vorzugeigen, welche nachher roth gesotten erscheinen sollen. Sechs bis achtmalunderttausend Hummer werden jährlich durchschnittlich aus Norwegen ausgeführt, es giebt aber auch Jahre, wo diese Zahl auf das Doppelte steigt, und wenn man hinzurechnet, was im Lande verzehret wird, muß man über die Masse erstaunen. — Da wir von Naturmerkwürdigkeiten sprechen, so sei zugleich eine andere erwähnt. Die Londoner Gartenbau-gesellschaft hat nämlich vor einiger Zeit einen frischen jungen Upas-Baum erhalten, der in dem großen Garten zu Chiswick gut gedeiht. Bekanntlich hat man bisher erzählt und allgemein geglaubt, man könne sich diesem Giftbaume nicht nähern, ohne die nachtheiligsten Einwirkungen zu empfinden. Das hat sich denn als Fabel bewiesen. Man kann mit vollkommener Sicherheit an den Baum treten; aber er ist wirklich so giftig, daß man ihn nur mit ganz besonderer Vorsicht angreifen kann. —

Die französische Regierung hatte für die Sternwarte in Paris eine Summe von 94,000 Fres. verlangt. Der berühmte Astronom Arago, der auch Deputirter ist, erstattete kürzlich in der Kammer Bericht darüber und gab in demselben einige sehr interessante Angaben über den jetzigen Stand unserer Kenntniß von der Sternenwelt. „Jetzt ist die Entfernung eines Sternes bekannt geworden. Der kleine Stern nämlich, der einundsechzigste Schwanenstern, ist so weit von der Erde entfernt, daß sein Licht zehn Jahre braucht, um zu uns zu gelangen. Würde dieser Stern plötzlich vernichtet, so sähen wir ihn noch zehn Jahre nach seinem Untergange. Nun bedenke man, daß das Licht in jeder Secunde 77,000 Wegstunden durchläuft, daß ein Tag 86,400 Secunden hat, daß das Jahr 365 1/2 Tag zählt und daß diese drei Zahlen erst mit einander und dann noch mit 10 multipliziert werden müßten, um den Zwischenraum, der uns von jenem Sterne trennt, in Wegstunden ausgedrückt zu erhalten. — Man ist zu dem Resultate gelangt, daß die Masse der Sonne 355,000 Mal größer sei, als die Masse der Erde, oder mit anderen Worten, daß die Sonne, wenn sie in die eine Schale einer großen Wage gelegt würde, 355,000 Erden in der andern Schale das Gleichgewicht halten würde. — Man hat ermittelt, daß die Atmosphäre auf dem Jupiter ungeheuren Störungen unterliegt, und daß die Wolken dort bisweilen mit einer Geschwindigkeit von 96 Wegstunden in der Stunde fortgetrieben werden. — Auf dem Monde sind 1093 Gebirge genau gemessen, worunter 12 den Montblanc, der bekanntlich 4500

Metres hoch ist, an Höhe übertreffen, einer sogar 7600 Metres hoch ist. Was darf man erst von einem Fernrohre erwarten, das eine 6000fache Vergrößerung gestattet, so daß die Gebirge des Mondes eben so gut zu sehen sind, wie der Montblanc in Genf! —

In Amerika, wohin die Sucht, Polka zu tanzen, ebenfalls bereits gedrungen ist, nennt man sie völlig entsprechend Polka-Morbus, wie die Cholera-Morbus. In London, wo die Aristocratie auch nur die Polka tanzen will, giebt ein bekannter Balletmeister den Herzoginnen, Gräfinnen u. Polka-Unterricht für 5 Pfd. St. (33 Thlr.) die Stunde und er hat keine Stunde des Tages mehr frei. —

Obwohl man allgemein behauptet, die Franzosen würden täglich wieder frömmen, so hört man doch auch sehr darüber Klagen, daß man, namentlich in Paris, die Kirchen in Konzertsäle und Salons umzuwandeln anfängt. Die neuen Ausschmückungen der Kirchen geben denselben wirklich ein ganz weltliches Aussehen und die Kirchenmusiken sind nichts mehr als Konzerte. Veshin wurden sogar bei einer Messe in einer Pariser Kirche mehrere Chöre aus der Antigone aufgeführt; dann folgte das schöne Gebet aus „Moses“ von Rossini nebst andern Opernstücken. Es sangen die berühmtesten Künstler und Künstlerinnen, die elegante Welt hatte sich sehr zahlreich eingefunden und die Damen erschienen im höchsten Modeschmuck wie sonst im italienischen Theater. Zu klatschen wagte man allerdings noch nicht, man gab aber seinen Beifall durch ein wohlgefälliges allgemeines Gemurmel zu erkennen, das sich allerdings in der Kirche sehr seltsam ausnahm. —

Wir haben neulich erwähnt, daß der bekannte Pariser Bankier Caccia Bankrott gemacht habe. Außer Geldsummen waren ihm auch andere Kostbarkeiten anvertraut worden und darunter eine Kiste mit den sämmtlichen Handschriften — Byrons. Diese Kiste, welche der bekannten Gräfin Guiccioli angehörte, welcher der Dichter seine werthvollsten Erinnerungen vermacht hatte, ist in diesen Tagen geöffnet und dann an den Bevollmächtigten der Gräfin zurückgegeben worden. Außer den Handschriften von allen Werken Byrons, befanden sich darin noch einige ungedruckte Gedichte und kritische Bemerkungen des Dichters über seine eigenen Werke. —

Wir haben vor einiger Zeit erzählt, daß Dyce-Sombre, der Sohn einer indischen Fürstin, in London ein vornehmes Mädchen geheirathet, derselben ein bedeutendes eigenes Vermögen ausgelegt habe und von der Familie seiner Frau für wahnsinnig erklärt und deshalb eingesperrt worden, aber entflohen und nach Frankreich gekommen sei. In Frankreich hat er seinen Geisteszustand von allen ausgezeichneten Ärzten untersuchen lassen, und sie haben ihm einmüthig das Zeugniß ausgestellt, daß er vollkommen geistesgesund sei. Das englische Gericht

nimmt aber auf diese Erklärung keine Rücksicht, denn der Prozeß wird dort immer weiter fortgesetzt. Wie die böse Welt sagt, wird dem Unglücklichen die Berrücktheit angebichtet, damit seine Frau in den Besitz des großen Vermögens komme, das er ihr ausgelegt habe. —

London mit seinen Vorstädten hat nach der diesjährigen Zählung 2,007,550 Einwohner. Es sterben in der Riesenstadt im Durchschnitt wöchentlich 946 Personen. — Nach der Einkommensteuer in England kann man einigermaßen beurtheilen, welchen Reichtum das Land besitzt. Diese Steuer trug im vorigen Jahre 5,356,887 Pfund Sterling ein und das besteuerte Einkommen beträgt demnach jährlich die ungeheure Summe von 200 Mill. Pfd. St., denn Jeder muß von 150 Pfd. St. Einkommen etwas über 4 Pfd. St. Steuer zahlen. Wer nicht 150 Pfd. besitzt, zahlt nichts. —

Der alte Ausspruch, daß die Franzosen überall, wohin sie kommen, zuerst für ein Theater sorgen, bewährt sich auch in Algier. Die Stadt Algier hat bereits zwei Theater, ein französisches und ein italienisches. Dran hat ein Theater, in welchem abwechselnd französisch und italienisch gespielt wird, ebenso Bona. Selbst Blidah besitzt bereits ein Theater und zwar ein sehr schönes. Die europäische Musik gefällt aber den Arabern gar nicht, nicht einmal die Militäarmusik, sobald nicht alle Instrumente und in stärkstem Forte gespielt werden. —

Ein französischer Reisender sagt über die russische Kaiserfamilie: Die Kaiserin scheint ihre Blicke von den irdischen Reichthümern, die sie umgeben, abzuwenden und, auf ihre Kinder deutend, wie jene Römerin zu sagen: „Das sind meine Schätze.“ Ihr ganzes Wesen athmet Sanftmuth und Milde und man fühlt, daß sie vor Allem Weib ist. In Augenblicken heiterer Laune nennt der Kaiser sie Madame Nicolas und er bezeichnet damit das ächt bürgerliche Familienleben, welches er sich zu schaffen wußte, vollkommen. Er ist häufig und gern unter seinen Kindern, mit denen er sich unterhält und spielt. So nahm er vor einiger Zeit den Großfürsten Constantin, den er für die Marine bestimmt hat, auf die Schultern. „Wo bist Du?“ fragte er dann den Sohn, der ohne Zögern antwortete: „Auf dem großen Mast.“ — Der Thronerbe ist ein schöner junger Mann, er spricht aber nicht viel. Die schönste der Großfürstinnen ist ohne Zweifel Olga, die der Kaiser deshalb auch seiner Mädchen ohne Mitgift nennt. Und sie ist allerdings so schön, daß sie gewiß viele Bewerber finden würde, auch wenn sie nichts als ihre Schönheit hätte. Die Großfürstin Marie, die Herzogin von Leuchtenberg, ist dagegen der Liebling der kaiserlichen Kellern, namentlich des Kaisers, dessen Portrait in Miniatur sie gleichsam ist. —



# Allgemeine Mode-Zeitung

N<sup>o</sup> 29.

1844.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Covien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: Dr. A. Diezmann. Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Etourdie.

Novelle von Bernd von Guseck.

(Beschluß.)

6.

Es war ein herrlicher Wintermorgen, an welchem Neidenau seine Gäste — eine förmliche Schlittencaravane — in sein Haus einführte. Er hatte als vorsichtiger Mann seiner Gemahlin den Tag seiner Ankunft gemeldet, so daß Etourdie ihre Anstalten mit Mühe treffen konnte, und Alle waren überrascht von der geschmackvollen Pracht, als sie das Haus betraten, Keiner jedoch mehr, als Neidenau, der sein Eigenthum nicht wieder kannte. Staunend sah er sich in den Zimmern um — er war geblendet, bestürzt, zwar gefiel ihm die Verwandlung, welche in der That höchst vortheilhaft war, aber sein erster Gedanke fiel auf seine Mutter. Was hatte diese dazu gesagt?

Die junge Frau war die Anmuth selbst, der Präsidant, die beiden Räthe, vor Allem aber die jungen Assessoren, welche bei der Commission waren, fühlten sich von ihren liebenswürdigen Manieren, so fern von aller Affectation, von allem Zwange, wahrhaft bezaubert. Endlich zogen sie sich in die ihnen angewiesenen Zimmer zurück und Neidenau, nachdem er sie begleitet hatte, sprang den Corridor entlang nach dem Flügel, welchen seine Mutter bewohnte. Er hatte noch keinen freien Moment gehabt, um aus dem Munde seiner Gattin zu hören, was ihn jetzt tödtlich erschreckte. Die

Mutter war nicht mehr hier, sie war nach der Stadt gezogen mit all' ihrem Eigenthum.

„Louise, um Gotteswillen!“ rief er. „Was ist denn vorgefallen?“

Die junge Frau erzählte ganz einfach, wie sie aus seinen letzten Worten die Erlaubniß geschöpft, Alles in einen bessern Stand zu setzen, wie die Mama darüber zornig geworden und ohne sie zu hören oder sich mit ihr zu verständigen, abgereist sei.

„Das ist ein großes Unglück!“ seufzte der Landrath. „Aber ich hoffe, es wird sich Alles wieder zum Besten fügen.“

Vor der Hand war keine Zeit zu solchen Versuchen, die Gäste wollten unterhalten sein. Es bedurfte einer großen Anstrengung für den guten Neidenau, um über Tafel den liebenswürdigen Wirth zu spielen, aber Etourdie erleichterte ihm die Rolle. Sie war seit frühesten Kindheit viel unter Männern gewesen, hatte als erwachsenes Mädchen in ihres Vaters Hause, wo die Mutter längst nicht mehr lebte, die Stelle derselben vertreten, ihr Vater hatte daran gearbeitet, jede Scheu von ihr abzustreifen — so bewegte sie sich auch heute mit Sicherheit unter den fremden Herren, belebte das Gespräch durch ihre heitere Laune, schenkte fleißig ein und ließ sich wiederum nicht vergeblich zum Champagner nöthigen, als sie manchem Toast Bescheid thun sollte. Neidenau bemerkte mit Entsetzen, daß sie schon das vierte Glas trank und ihre Wange nicht höher erglühte. Im Stillen dankte er Gott, als die Tafel

aufgehoben wurde, jetzt hoffte er seine Gäste mit einer Spielpartie und morgen mit einer Jagd zu beschäftigen — er kannte den Präsidenten als eifrigen Jäger — dann reisten sie ab und er konnte nach der Stadt eilen, die zürnende Mutter mit der unbesonnenen Frau zu versöhnen.

Die Spieltische wurden arrangirt, es fand sich aber, daß nur einer der Rätthe Whist spielte, oder verläugneten die andern Herren ihre Kunst, um nicht der köstlichen Stunden in der Unterhaltung mit der lebenswürdigen Frau verlustig zu gehen? Wenn das der Fall war, so hatten sie sich betrogen, denn Etourdie erklärte dem Präsidenten, wenn es fehle, werde sie mit Vergnügen eine Karte übernehmen. Der alte Herr fand das allerliebste, Neidenau verbarg seinen Schreck unter einem matten Lächeln und wurde angewiesen, für die Unterhaltung der übrigen Gäste zu sorgen, während sie sich mit dem Präsidenten und Rathe zu einer Partie Whist à trois setzte und sich zu deren Erstaunen bald als die routinirteste Spielerin bekundete. Ihr Mann besaß im Stillen dies neue unbekanntes Talent, das jedoch von Seiten der andern Zuschauer, so weit es ihre schwache Kenntniß des Spiels, wie sie sagten, gestattete, laute Anerkennung fand.

Als der Tag, welcher Neidenau eine Ewigkeit dünkte, zu Rüste ging, als das splendide Souper genossen war und die Gäste sich empfohlen hatten, konnte der Landrath kaum erwarten, mit seiner Gemahlin allein über alles, was ihm auf dem Herzen lag, zu sprechen. Da es aber aus Besorgniß vor den Domestiken erst in dem verschwiegenen Schlafgemach geschah, so würde es indiscret sein, ihnen dahin zu folgen.

Etourdie's schöne Stirn war etwas bewölkt, als am andern Morgen die Anstalten zur Jagd getroffen wurden. „Sie sollten uns begleiten, gnädige Frau,“ sagte der Präsident. „Es giebt gewiß gebahnte Stände, wo Sie ohne Gefahr unsere Geschicklichkeit durch Ihre Gegenwart erhöhen würden.“

„D ich habe schon Jagden beigewohnt,“ sagte Etourdie, auf ihren Mann blickend. — „Wenn Du es gern sähest, lieber Neidenau?“

Ihn überließ es heiß — doch konnte er hier tyrannisch verbieten? — „Dir macht es wohl kein Vergnügen,“ erwiderte er ausweichend.

„Sehr viel!“ versicherte sie.

„Da hören Sie es, Landrath!“ rief der Präsident. „Machen Sie Anstalt!“

„Aber die Gefahr, Louise?“ wandte Neidenau ein.

„Vor Hasen?“ rief sie lachend. „Ich habe schon Tigerjagden beigewohnt, und einem selbst ein Licht ausgeschossen.“

Das war zu interessant! Man fragte, man bewunderte sie — Neidenau konnte es nicht ändern, seine Gemahlin fuhr mit auf die Jagd, erhielt stets den Posten bei dem Präsidenten und schoß mit mörderischer Schärfe zwei Hasen im Feuer nieder. Des Landraths Liebe wurde von diesem Augenblicke an mit einiger Scheu gemischt.

Endlich ging auch dieser Tag vorüber und Neidenau sagte kein Wort. Er begriff, daß hier nichts mehr auszurichten sei mit Vorstellungen und Lehren, die sie, dem socialen Stande der Frauen in Deutschland, ja in Europa von Jugend an entfremdet, weder verstand noch annahm.

„Ist es ein Unrecht, warum schießt es sich für Männer?“ hatte sie gefragt. Die Antwort darauf wäre so leicht gewesen, aber Neidenau hielt sich nur an die Schicklichkeitsgesetze der Convenienz, und schöpfte sein Argument nicht aus dem wahren und heiligen Berufe des Weibes, der überall derselbe ist.

Er liebte sie aufrichtig — warum mußte diese zarte, blonde Gestalt einen so wilden Geist bergen, den er nicht zu beschwören verstand? Bei wem fand er Rath und Hilfe? Bei der Mutter? Ach! er fühlte, daß von ihr nichts zu hoffen — daß der Moment gekommen sei, wo er sich entscheiden mußte zwischen Beiden!

Es kam jedoch vor der Hand noch nicht zu einem Besuche bei seiner Mutter, den er zugleich ersehnte und fürchtete, denn ehe die Commission abreiste, liefen neue höhere Befehle ein, welche den entworfenen Geschäftsplan modificirten und auch den Landrath von Neidenau wieder auf eine unbestimmte Zeit an dieselbe fesselten. Er nahm von seiner Gattin einen verlegenen Abschied, welcher nur zu deutlich zeigte, daß zwischen Beiden nicht mehr Alles stand, wie sonst.

Etourdie saß in ihrer Einsamkeit und gab sich den Gedanken hin, welche durch ihre Seele rauschten. Sie hatte ihren Gemahl nicht gekannt, als sie sich ihm angelobte. Zwar sein gutes Herz war von dem Ideale geblieben, das sich ihre feurige Phantasie von dem Manne, der ihr so unbedingt huldigte, gemacht, aber es konnte sie allein nicht beglücken! Sie verkannte auch seine andern guten Eigenschaften nicht, seinen durchaus edlen Sinn, seine Menschenfreundlichkeit, seine Lauterkeit — und ahnte wohl, daß er noch

manche besaß, die ihn in den Augen der sogenannten Gesellschaft hoch stellten, aber sie vermiste doch, was nach ihren Begriffen den Mann erst als solchen adelt: Festigkeit, Energie, Thatkraft — Geist!

„Aber er liebt mich und ich will es ihm vergelten!“ dachte Etourdie, von einem plötzlichen Entschlusse gestählt. „Diesmal hat er sich nicht gefreut, als er nach Hause kam; dafür will ich ihm nun eine rechte Freude machen.“

Sie traf sofort Anstalten zu einer Reise nach der Residenz. Ein kurzes Billet benachrichtigte ihren Vater davon und ehe sie Antwort darauf hatte, saß sie schon auf dem Schlitten; es kümmerte sie nicht, daß sie die Stadt nicht mehr erreichen konnte, sie übernachtete in dem ersten besten Dorfe und kam gegen Mittag des nächsten Tages an.

In dem Gastzimmer des Hôtels, wo sie abstieg, fand sie viel Gesellschaft — lauter Herren. Sie frühstückte, rauchte Cigarren, lasen Zeitungen und Journale. „Befehlen Sie ein Zimmer?“ fragte der Kellner.

Die Erscheinung der eleganten, schönen Frau hatte Aufsehen gemacht, alle Zeitungsblätter sanken, kauende Gesichter, prüfende Lorgnetten richteten sich nach ihr. Ein junger Mann in Uniform sprang aber plötzlich auf und eilte herbei.

„Meine Gnädigste! Welch' unverhofftes Glück, Sie hier zu sehen!“ rief er.

Nach kurzem Besinnen erinnerte sie sich, den Offizier vor mehreren Monaten in ihres Vaters Hause gesehen zu haben und sie begrüßte ihn freundlich. Der Kellner stand an der Thüre, mit dem Schlüssel wartend.

„Darf ich Sie begleiten?“ fragte der Offizier, kühn gemacht durch ihren freundlichen Blick.

„Ich bin im Begriff, einen Besuch zu machen, der sich nicht aufschieben läßt,“ sagte sie, neigte sich anmuthig und verschwand.

„Glücklicher Wirkungen!“ riefen die Bekannten dem jungen Offizier zu, der ganz aufgeregt an ihren Tisch zurückkehrte. „Wer ist die wunderschöne Blondine?“

„Mit schwarzen Augen, haben Sie gesehen?“ entgegnete er. „Es macht einen wahrhaft bezaubernden Eindruck, auf Ehre!“ Und von den Freunden gedrängt, erzählte er, was er von ihr wußte. „Sie macht einen Besuch!“ schloß er.

„Charmant! Einmal muß sie doch zurückkommen und dann will ich sie fragen, warum ihr Ungeheuer von Ehetyrannen sie einschließt, daß kein Mensch

sie zu sehen bekommt, nicht einmal ihre nächsten Nachbarn, wie mir Harding gesagt hat.“

„Ist Harding zurück?“ fragten die Andern.

Durch das Fenster sah man sehr bald die Besprochene, von einem Lohnlakaien gefolgt, ausgehen, Wirkungen und seine Freunde waren entschlossen, ihre Rückkehr zu erwarten. Sie sprachen aus Langerweile dem Madeira fleißig zu, dursteten indessen nicht allzu lange weilen. Etourdie's Besuch war ein vergeblicher. Sie hatte den Entschluß gehabt, Edwards Mutter um jeden Preis zu versöhnen, damit er sie bei seiner Heimkehr wieder im Hause, mit ihr im besten Einverständnis fände, aber die alte harte Frau hatte ihr das Wiedersehen unerbittlich versagt, kaum eine Entschuldigung durch ihre Kammerjungfer herauschickend. So war denn Etourdie tief gekränkt und gereizt wieder nach ihrem Gasthause gegangen, wo sie kaum den Hut und Pelz abgelegt hatte, als es an die Thüre des Zimmers klopfte und Herr von Wirkungen eintrat. Sie maß ihn mit großen Augen. Er ergoß sich in einem Strom von süßen Reden, die sie bei ihrer Stimmung verdrossen, und als er sich gar vermaß, im Feuer des Gesprächs ihre Hand zu fassen, um sie nach seinem Munde zu führen, entzog sie ihm dieselbe ziemlich heftig und äußerte mit einem Blicke, den er nicht missverstehen konnte, daß sie in wenig Minuten abreisen werde.

Er zog sich also beschämt zurück — und wie er die Thüre öffnete, that ein Vorübergehender vom Corridor aus einen Blick in das Zimmer, sah in dessen Mitte die schlanke Gestalt Etourdie's, sah den Offizier ihr Zimmer verlassen und erstarrte. Aber Etourdie hatte ihn auch erkannt, sie trat rasch an die Schwelle — „Graf Harding!“ rief sie freudig.

„Ich bin es, gnädige Frau,“ erwiderte er, sich eiskalt verbeugend, während doch seine Stimme zitterte.

Auch Wirkungen war stehen geblieben. — „Sie sind lange fort gewesen!“ sagte Etourdie im Tone ihres frühern Umgangs. „Sehen wir Sie bald? Mein Mann ist jetzt verreist, doch erwart' ich ihn bald zurück.“

Er sah die Unbefangenheit, die schuldblose Ruhe in ihrem Blick, er dachte an Alles, was ihr Wesen charakterisirte und doch rang er vergebens mit dem heißen Schmerze, der ihn fast um seine Haltung brachte. Nur gewaltsam äußerte er ein Paar Worte von „Ehre“ und „Bergnügen“, empfahl sich und stürmte die Treppe hinab, ohne auf den ihm nachrufenden Wirkungen zu hören.

Sein Blut kühlte sich erst spät ab, er war von einem Geschäft zum andern geeilt, hatte sich im Museum, im Lesekabinet, an rauschender Table d'Hôte Zerstreuung gesucht, endlich spät Abends kehrte er in das Gasthaus zurück, wo er, gleich den meisten Grundbesitzern seiner Gegend, stets das Absteigequartier nahm und daher auch Etourdie getroffen hatte. Es war wiederum zahlreiche Gesellschaft im Gastzimmer; unmerkelt setzte sich Harding an einen der vielen kleinen Tische und las. Aber den Sinn der Artikel, die sein Auge durchflog, begriff er nicht, sein Geist beschäftigte sich nur mit Etourdie. Wie war sie noch schöner geworden, das herrliche Weib, wie hatte sie ihn mit Blicken bewillkommt, die ihn, wäre es nicht die arglose, keine Rücksicht kennende Etourdie gewesen, zu süßen — weh' ihm! zu verbrecherischen Hoffnungen hingerissen hätten! Ob sie glücklich war?

Klang dort nicht ihr Name? — Harding lauschte. Am Nebentische saßen mehrere, ihm unbekannt junge Männer. „Ein kleines, allerliebste, tolles Weib!“ — „Blond, nicht wahr?“ — „Blond und schwarzäugig, reitet wie die Lejars, fährt mit Bierem vom Bock, raucht ihr Pfeifchen!“ — „D!“ riefen Mehrere. — „Wahrhaftig! Spielt Whist, verträgt ihre Flasche Sect, schießt Hirsche!“ — „Nun — und?“ fragten die Andern gespannt. — „Ich versteh' Euch!“ rief der Redner lachend. „Ei freilich! Warum sollte sie nicht? Ihr Mann ist ein guter Mensch — o! ein wahres Lamm, ein abgewachsenes, wie könnte sie an seiner Seite —? Nein, sie hat Geist und weiß ihr Leben zu genießen.“

Harding's Blut kochte, er sah sich um — von einem fernstehenden, spärlich erleuchteten Tische stand leise ein Mann auf und entfernte sich, den Palletotragen hoch ins Gesicht gezogen, durch eine Hinterthüre. Harding erkannte mit Empörung Neidenau! den Gatten der gemißhandelten Etourdie, der sich davon schlich! Er wußte, daß Neidenau viel persönlichen Muth besaß, er hatte Ehrensachen glänzend bestanden, Kugeln auf Leben und Tod gewechselt — aber der Muth der Deffentlichkeit fehlte ihm! — Rasch stand Harding auf, trat an den Tisch der Lasterzungen und bat den Redner um eine Minute unter vier Augen. Sie sprachen ernsthaft, wie es schien, nach einer Weile entfernte sich Harding mit verächtlicher Miene.

„Ein wehrloses Weib in ihrem Rufe anzugreifen,“ sprach er für sich, „dazu fehlt ihnen die eiserne Stirn

nicht, aber ihre Worte zu vertreten, wehrt ihnen die Feigheit.“

Neidenau war, wie ein zum Tode Getroffener, hinausgeschwankt und zu seiner Mutter zurückgekehrt, die ihm schon heute mit schonungsloser Schärfe das unabsehbare Meer von Unannehmlichkeit, Verdruß, Scham und Verwicklung gezeigt hatte, in das ihn seine Ehe gestürzt, im Hintergrunde den unvermeidlichen Schiffbruch seines Ansehns in der Gesellschaft — dazu gesellte sich nun die Schande! Denn war er auch weit entfernt, den geringsten Verdacht auf seine Gattin zu werfen, so genügte es doch schon, daß von ihr in solcher Weise öffentlich gesprochen werden konnte. Er weinte um sie, denn er hatte sie noch lieb — als er aber zu seiner Mutter kam und sie ihm kalt und streng das einzige Rettungsmittel für sich und seine Ehre vorschrieb, da war es um die arme Etourdie geschehen!

Wohl die arme Etourdie! Es giebt einen alten schauerlichen Spruch, der leider oft zur Wahrheit wird: „Ein Unglück kommt selten allein!“ — Innerlich betrübt und gekränkt durch das Mißlingen ihres Planes, aber auch mit dem Gedanken an Harding, der sich immer wie ein Freund und trotz seiner Jugend wie ein verständiger Freund gezeigt hatte, kehrte sie nach ihrer Heimath zurück, da kam ihr schon ein reitender Bote entgegen, der sie an das Krankenlager ihres Vaters rief. Der Alte, der, auf seine starke Natur trohend, keine Vorsicht kannte, war endlich doch zum Tribut der Zeit aufgefodert worden, eine heftige Erkältung hatte ihn fiebernd niedergeworfen, ein Lungenschlag, der sich in kurzer Frist wiederholte, seinem Leben ein Ende gemacht, noch ehe die Tochter verzweifelnd auf sein Lager sank.

Das waren schreckliche Stunden — aber es folgte ihnen kein Trost von liebender Hand! Wie erbrach sie, dessen bedürftig, das Siegel des Briefes, den ihr die Post brachte; sie vergaß, daß es noch nicht die Antwort auf ihre trostlose Meldung sein konnte. Kaum hatte sie den Eingang gelesen, als ihre gramgebleichten Wangen sich fieberhaft entzündeten, sie durchflog mit Augen, vor denen es dunkelte, das unselige Blatt, ließ es dann zur Erde fallen und sank wie vernichtet auf ihren Sessel zurück. Des Vaters beraubt und nun auch verstossen, mit Scheidung bedroht von ihrem Gemahl! Wer konnte ihr rathen, wer sie schirmen in dieser Noth?

Sie sprang auf, sie wußte es. Ein Paar flüchtige Zeilen warf sie auf das Papier, ein Eilbote überbrachte sie an Harding; sie hatte ihn einfach, rührend gebeten, zu ihr zu kommen. Wie zählte sie die Stunden, bis er ihre Bitte erfüllen konnte! Und ihre Hoffnung täuschte sie nicht, Harding wußte das Unglück, das sie betroffen hatte, den Tod ihres Vaters, er kam, sie sank ihm weinend in die Arme. Sein Herz wallte hoch auf, er wußte, daß er ein Unrecht that, die faszungslose Frau an seinem Herzen zu halten, aber er vermochte es nicht, sie aufzugeben. Was fühlte er erst, als sie ihm mit einem Vertrauen, das ihn namenlos beglückte, Alles kund that, was sie in Leid und Verzweiflung gestürzt! Er las Reidenau's Brief — der enthielt, in schonenden Worten zwar, aber unabweisbar, den Entschluß der Scheidung!

„Wünschen Sie es anders?“ fragte Harding leise.  
„Soll ich versuchen, seinen Sinn zu wenden?“

„Nie, niemals!“ rief sie mit blühenden Augen.  
„Ich müßte mich selbst verachten, wollte ich ihn nur wiedersehen! Helfen Sie, rathen Sie mir! — Ich bin so fremd, so unbekannt mit all' den Verhältnissen — sonst durfte ich mich um Nichts kümmern!“ Sie verhüllte ihr Angesicht und gab sich einen Moment ihrem Kummer widerstandslos hin.

„Vertrauen Sie mir ganz!“ sagte Harding bewegt.

Sie faßte seine Hand und drückte sie an ihr Herz.  
„Sagen Sie mir, hab' ich Unrecht gethan?“ rief sie.  
„Ihnen will ich glauben.“

„Unrecht?“ wiederholte er. „Sind Sie mir böse, wenn ich aufrichtig bin?“

„Aufrichtigkeit verlange ich von denen, die ich lieb habe,“ sagte sie hastig.

„Nun, Sie haben wohl in Manchem die herrschende Ansicht der Welt verlegt —“ erwiderte Harding.

„Ich kannte sie nicht! Und wo ich belehrt wurde, geschah es so haltlos, so ganz ohne Sinn!“

„Manches in Ihrem Benehmen erschien allerdings —“ er suchte nach einem mildernden Worte.

„Sprechen Sie aus! Den wahren richtigen Ausdruck! Keine Beschönigung, keine Falschheit!“

„Wer Sie nicht näher kannte — dem mußte Manches an Ihnen — als nicht für Frauensinn und Frauenberuf passend —“

„Also unweiblich?“ rief sie und wandte sich ab. Er bat sie, dies Wort nicht so schroff hinzustellen

— ihm selbst, der ihr eignes innerstes Wesen erkannt habe, sei diese Außenseite, welche sie nicht verschuldet, nie der Anlaß zu Mißverständnissen gewesen. Sie schien in tiefe Gedanken versunken, er wußte nicht, ob sie auf ihn hörte.

Plötzlich wandte sie sich wieder zu ihm, sah ihn mit ihren großen feuchtglänzenden Augen an und fragte in einem Tone, der sein Herz traf: „Wollen Sie meiner Zukunft Ihren Rath, Ihre Belehrung nicht versagen?“

Er küßte ihre dargebotene Hand, sie neigte sich rasch zu seiner Stirn und hauchte einen Kuß darauf — sein Arm umfing sie mit selbstvergessener Kühnheit und Beide waren eine lange Weile verstummt, aber in ihren Herzen sprach um so lauter das zum Bewußtsein erwachte Gefühl.

Nach dem, was einmal vorgegangen war, ordneten sich die Verhältnisse schnell und leicht. Des Grafen Sachwalter übernahm die Leitung in den Angelegenheiten der jungen verwaiseten Frau. Sie mußte zwar noch einmal ihren Gatten wiedersehen, um den gesetzlichen Formen zu genügen; er war dabei zerknirschter als sie, welche sich würdig und fest benahm — aber da sie keinen Widerspruch erhob, im Gegentheil durch die großmüthigsten Opfer die Trennung erleichterte, so wurde das mißgeschaffene Verhältniß dieser Ehe noch in Zeiten, bevor es zum vollendeten Unglück ausschlug, gelöst. Wäre es etwa besser gewesen, sie hätten das Band, das für sie zur Kette wurde, bis an ihren Tod geschleppt, da die Grundbedingung einer vor Gott wohlgefälligen heiligen Ehe nicht vorhanden war?

Ob sie bei der zweiten Verbindung, welche Etourdie im Herzen schon geschlossen und nach schicklicher Frist auch öffentlich eingehen wird, in vollem Maaße zu finden sei? Wir hoffen es. Das Paar hat die Gegend verlassen, wo noch alle Zungen in Bewegung über die wunderbare Fremde sind, die nur für eine kurze Zeit hier aufgetaucht war, um alle Frauen zu ärgern, allen Männern den Kopf zu verdrehen. Was werden sie erst sagen, wenn die schöne Frau in Jahr und Tag als Gräfin Harding zurückkehrt? — Etourdie lebt in Wien, wo sie aus früherem Aufenthalt einer befreundeten Familie sich angeschlossen hat; ihre väterliche Besizung ist verkauft. Graf Harding hält sich ebenfalls in der Kaiserstadt auf, um der Geliebten nahe zu sein, welche ihren Namen mit seinen fatalistischen Einflüssen abschwören will, doch klingt er dem

Grafen zu süß und er nennt sie vor den Menschen zwar nach ihrem christlichen Namen, wenn Beide allein sind, aber immer noch *Etourdie*.

### Miscellen.

(Rossini und sein Verfolger.) Ein Beweis, wie sehr man bedauert, daß Rossini sich durchaus nicht bewegen läßt, eine neue Oper zu componiren, sind die verschiedenen Anekdoten, welche man von ihm erfindet, während er ganz ruhig bei seinem *dolce far niente* bleibt, und die Welt sich sehnen läßt. Die neueste Anekdote der erwähnten Art, welche man erzählt, ist folgende: „Am 8. Juni erschien ein junger, blasser, hagerer Mann mit melancholischem Aussehen in der Wohnung Rossinis und bat, dem Meister vorgestellt zu werden. Rossini erschien.

„Es ist Ihnen unbekannt, wer ich bin,“ sagte der Fremde, „aber ich werde mich vielleicht bald vollständig zu erkennen geben. Mein heutiger Besuch hat nur folgenden Zweck. Gott hat Ihnen die Schätze des Genies gegeben, aber Sie stellen Ihr Licht unter den Scheffel und dies ist ein abscheuliches Verbrechen. Dauert Ihr gottloses Schweigen noch länger, so bin ich von der Vorsehung zum Werkzeuge der Rache erkoren. Hören Sie mich an, ohne mich zu unterbrechen. Das Leben war mir seit einiger Zeit zur Last; selbst die Musik, meine einzige Leidenschaft, meine Religion, mein Leben, hatte keinen Reiz mehr für mich, und war nichts mehr, als ein Zusammenklingen von mancherlei Tönen. Gleichwohl verfolgte mich ohne meinen Willen eine verhängnißvolle Vorstellung; es war mir nämlich, als würde ich weniger unglücklich sein und freudiger aus dem Leben gehen, wenn ich noch eine neue Schöpfung Ihres Geistes gehört hätte. Mein Plan stand also fest, und mein Selbstmord würde das blutige und denkwürdige Finale der ersten Vorstellung Ihrer neuen Oper geworden sein. . . . Ich habe zu viel gehofft, ich habe zu lange gewartet, — meine Geduld ist ermüdet.“

Da Rossini bei diesen Worten unruhig zu werden schien, fuhr der Unbekannte fort:

„Fürchten Sie nichts, ich habe Ihnen nicht gesagt, daß die Zeit gekommen sei, im Gegentheil, ich verschiede mein Vorhaben und eröffne Ihnen einen Weg zur Rettung. Ich gebe Ihnen noch ein Jahr, in welchem Sie die Oper, die ich verlange, schaffen können. Aber bedenken Sie wohl, wenn Sie auch in diesem Jahre in Ihrem musikalischen schändlichen Schweigen verharren, so sterbe ich doppelt elend, aber Sie werden mit mir sterben. Sie können aus Italien entfliehen, selbst Europa verlassen, — ich werde Sie dennoch zu erreichen wissen.“

Nach diesen Worten eilte dieser seltsame Bewunderer aus dem Zimmer hinaus, und man setzt hinzu, der große Meister sei von diesem Tage an sehr melancholisch geworden. Was Bitten nicht vermocht haben, bewirkt vielleicht diese Drohung, und es ist möglich, daß er die Welt mit einer neuen Oper erfreut.

(Die Kunst der Malerei bei den Mahomedanern.) Während die Malerei bei allen christlichen Völkern in unserer Zeit einen neuen Aufschwung nimmt, bleibt sie bei den Mahomedanern auf dem alten Standpunkte stehen. Bekanntlich ist diesen durch ihre Religion verboten, lebendige Wesen abzubilden, weil ihnen gesagt wird, diese Gestalten würden in einem anderen Leben die Seele von ihnen fordern, die sie ihnen mit dem Körper nicht zugleich geben konnten. Ihre Malerei beschränkt sich deshalb auf Arabesken, Landschaften, Gebäude etc. In der neuern Zeit scheint man indeß doch auch davon einigermaßen abzugehen, denn Reisende erzählen, sie hätten auf türkischen Gemälden Fische und auch gewisse andere Thiere, namentlich Löwen und Leoparden gesehen. Wie fangen es unter diesen Umständen Verliebte an, um das Portrait von ihrer Geliebten zu erhalten? Die Liebe hat auch da ein Auskunftsmittel zu finden gewußt. Es ist nur verboten, wirklich in der Natur vorkommende Geschöpfe zu malen und die Verliebten lassen sich deshalb den Kopf ihrer Geliebten mit dem Körper eines nicht existirenden Ungeheuers malen. Solche Frauenbilder, solche Sphinxen giebt es denn auch wirklich in großer Menge. — Die Türken sind eitel wie andere Menschen, und da sie keine Maler finden, die ihnen ihr Gesicht abmalen, so lassen sie sich ihre Schiffe mit den Attributen ihres Standes, oder eine Moschee malen, die ihnen besonders gefällt. Ein französischer Maler, der sich lange in Constantinopel aufgehalten hat, sah eines Tages einen türkischen Maler vor seiner Wube sitzen und die Moschee des Sultans Bajazet abmalen. Er malte aber den Thurm der Moschee, der in Natur weiß ist, roth. Der Franzose fragte, warum er dies thue, und die Moschee nicht so darstelle, wie sie sei. — „Weil der Mann, welcher das Bild bestellt hat, das Roth liebt, und die Moschee roth haben will. Jeder hat seine Lieblingsfarbe und ich muß seinem Geschmacke nachkommen.“ — Die Wahl der Farben hängt auch mit dem Aberglauben der Türken zusammen, so daß man sogar an der Farbe der Häuser die Secte erkennen kann, welcher die Besitzer angehören. Die „wahren Gläubigen“ behalten sich die hellen Farben vor und überlassen die dunkeln den Griechen, Juden, Armeniern und andern Rajahs. — Nur die Sultane haben das Vorrecht, sich malen zu lassen, ohne eine Strafe fürchten zu müssen, und so besitz Mehemed Ali in Aegypten schöne Portraits von seinen Kindern und in Constantinopel giebt es eine vollständige Sammlung der Portraits aller Sultane. Sie sind alle in gleicher Größe gemalt mit Sprüchen aus dem Koran darunter und das Ganze bildet einen Band in Quart. Uebrigens sind die Sultane in manchen Dingen strenge Kritiker der Maler. Der Sultan Mahomed II. wollte sich malen lassen und bat die Republik Venedig, ihm Bellini zu senden. Dieser Maler kam und malte den Sultan, aber auch für eine christliche Kirche eine Enthauptung des heiligen Johannes. Der Sultan wünschte dies Bild zu sehen, und ließ sich mit dem Maler in eine in der Geschichte der Kunst berühmte Erörterung über die Zusammensetzung des Halses an einem abgeschlagenen Kopfe

ein. Da Bellini ihm nicht sogleich beistimmte, zog der Sultan seinen Säbel und schlug sofort einem seiner Diener den Kopf ab, um den Maler zu überzeugen. — In Bezug auf die Kunst bei den Mahomedanern erwähnen wir hier noch, daß die Türken für sich selbst kein Haus von Stein erbauen, weil sie behaupten, das Haus der Menschen dürfe nicht länger dauern, als er selbst. So ist ganz Constantinopel von Holz gebaut und selbst die Paläste des Sultans, auch die neuesten, welche Hunderte von Marmorsäulen haben, enthalten überall hölzerne Wände, die nur steinartig angestrichen sind. In Syrien, Aegypten u. herrscht dieser Glaube nicht, aber die dortwohnenden Türken, auch die Paschas, welche die schönsten Paläste besitzen, können sich nicht entschließen, in Stein zu wohnen. Sie lassen sich vielmehr hölzerne Kiosks neben dem Palaste erbauen und verweisen in den letztern ihre Diener und Pferde.

(Noch mehr Geheimnisse.) In der Gegend von Paris hält sich in diesem Augenblicke eine fremde Dame auf, welche die allgemeine Neugierde im höchsten Grade erregt. Man behauptet zwar nicht, daß es die Dame mit dem Todtenkopfe sei, man versichert aber, diese Dame, Lady Stanhope, hülle sich in den dichtesten Schleier des Geheimnisses und sei von einer großen Anzahl Frauen umgeben, die ihr dienen und die völlig gleich gekleidet sind. Wenn sie ausgeht, ist sie stets von fünf bis sechs ihrer Dienerinnen begleitet, die ganz eben so gekleidet sind, wie sie, und einen langen dichten Schleier tragen, so daß Niemand erräth, welche die Gebieterin ist. Man kann sich denken, daß man das Geheimniß auf tausendfach verschiedene Weise zu erklären sucht; am meisten Glauben findet die Annahme, die geheimnißvolle Dame sei keine andere, als die berühmte Lady Stanhope, von deren romanhaftem Leben so viele Reisende erzählt haben. Nach dieser Annahme wäre Lady Stanhope keineswegs, wie das Gerücht erzählte, vor drei oder vier Jahren in Syrien gestorben, sondern sie habe sich nur für todt ausgeben lassen und reise jetzt. —

In der Festung San Leo, dem päpstlichen Spielberg, soll dagegen ein anderes geheimnißvolles Ereigniß vorgekommen sein. Von den politischen Verbrechern, erzählt man, sei Einer in die Feste San Leo, auf jenen unzugänglichen Felsen in den Apenninen, gebracht worden. — Da alle Zellen besetzt waren, so gab der Gouverneur, den die Wacht an das Bett fesselte, den Befehl, den Gefangenen vor der Hand in einen der unterirdischen Kerker zu bringen, und die Soldaten ließen ihn in den ersten besten hinunter. Es vergingen mehrere Tage und es wurde dem Gefangenen täglich seine Ration in dem Korbe hinuntergelassen, bis er Einsprache erhob. Er rief eines Tages hinauf, sie wären zwei in dem Kerker und man möge also für zwei Nahrungsmittel bringen. Der Gouverneur ließ sich hierauf an Ort und Stelle bringen und erkannte mit Schrecken, daß man den Neuankömmlingen zu einem alten und geheimnißvollen Gefangenen gebracht habe, obwohl es bei der strengsten Strafe verboten, diesen mit irgend Jemandem sprechen zu lassen. Das

Gerücht sagt, dieser geheimnißvolle Unbekannte sei ein Franzose und zwar ein Geistlicher aus der Revolutionszeit. Die französische Regierung soll mehrmals die Austieferung desselben verlangt haben; wie man erzählt, hat man aber jedesmal geantwortet, jener Gefangene sei gestorben. — Man erinnert sich vielleicht, daß auch Cagliostro auf diesem Felsen San Leo gestorben ist, und offenbar in demselben unterirdischen Kerker. Wenn mächtige Freunde in Rom die Freilassung Cagliostros verlangten, verbreitete man auch das Gerücht von seinem Tode, bis man allgemein daran glaubte, obwohl es jetzt so ziemlich gewiß ist, daß Cagliostro erst 1795 gestorben, also nach der Zeit, welche von seinen Biographen angegeben wird.

### Generalcorrespondenz.

Viele Personen halten die berühmte Königin von Saba für eine Nythe; ihr Königreich existirt, wie sie meinen, nur in der Einbildung und ihre Liebesverhältnisse mit dem Könige Salomo halten sie für einen orientalischen Roman. Jetzt erst ist nachgewiesen worden, daß die schwarze Königin von Saba wirklich existirte, ja man hat sogar ihre ehemalige Residenz entdeckt. Der französische Consul Fresnel hat nämlich vor Kurzem aus Dschebba berichtet, daß ein anderer Franzose, Joseph Arnaud, von allen Europäern zuerst Saba oder Mareb in Arabien, zwischen Yemen und Maslate, betreten und da eine große Menge sabäischer Inschriften unter den Ruinen mehrerer Tempel und Paläste entdeckt habe, von denen einer „Haus der Königin von Saba“ heiße. —

Am 18. Juni wurde die Reiterstatue des Herzogs von Wellington in London enthüllt und die Rede, welche bei dieser Gelegenheit gehalten wurde, wies vorzugsweise darauf hin, daß diese Statue die erste derartige sei, welche einer Person bei deren Lebzeiten gesetzt werde. —

Ein deutscher Buchhändler soll berechnet haben, daß eine Hausfrau, wenn sie täglich auch sechszehn Stunden läse, 963 Jahre leben müßte, um alle — Kochbücher zu studiren, welche in Deutschland erschienen sind. —

Der zwischen Frankreich und Marocco drohende Krieg lenkt die allgemeine Aufmerksamkeit auf das letztere Land und die daselbst bestehenden Sitten und Gebräuche. Unter anderen wird auch erzählt, so bald dem Kaiser ein Sohn geboren werde, lasse er denselben zu einem der reichsten Männer des Landes bringen, dem es obliege, den kaiserlichen Sproßling so sorgsam wie seinen eigenen Sohn erziehen zu lassen. Erst wenn der Prinz zwölf Jahre alt geworden, werde er zu seinem Vater zurückgebracht und der Kaiser lasse ihn über seine Kenntnisse im Koran examiniren; sei er mit der Erziehung zufrieden, welche dem Knaben gegeben worden, so überhäufe er den Mauren mit Geschenken, im Gegentheile lasse er ihn aber unter den gräßlichsten Qualen den Tod erleiden. —

Es ist in Deutschland oftmals vorgekommen, daß die Bühnenstücke, welche mit einem Preise gekrönt worden waren, bei

der Aufführung mißfielen. Dies ist jetzt auch in London geschehen. Wir haben erzählt, daß der Director des Haymarket-Theaters 500 Pfd. St. auf das beste ächt-englische Lustspiel gesetzt habe und daß einem Stück der bekannten Schriftstellerin Mrs. Gore (Quid pro quo) der Preis zuerkannt worden sei. Das Stück ist jetzt mit Glanz durchgefallen; das Publicum rief den Director (Webster) heraus, damit er sich rechtfertige, und er hielt die ächt-englische Anrede: „Meine Damen und Herren, dies Stück hat mich schweres Geld gekostet. Ich hatte es nicht selbst gewählt, es war durch einen Ausschuß berühmter Schriftsteller empfohlen worden. Ich verlange nichts weiter, als daß Sie es bis zu Ende anhören; nachher thun Sie, was Sie wollen.“ Das Stück wurde zu Ende gespielt, aber völlig zu Grabe getragen. —

Daß die bekanntesten Werke der Literatur jetzt illustriert werden, durch Holzschnitte oder Stahlstiche, ist eine bekannte Sache. Eben deshalb sucht man nach etwas Neuem und in London ist man deshalb auf die Idee gekommen, den berühmtesten Roman Walter Scotts, „Waverley“, auf eine eigenthümliche Art zu „illustriren“, nämlich durch einen — Ball in Costume. Es sind dreißig Leiterinnen des Balles unter den Damen des höchsten Adels ernannt, die Quadrillen sind bereits gezeichnet und man erwartet etwas Ausgezeichnetes, namentlich da Niemand Theil nehmen darf, welcher nicht — zum höchsten Adel gehört. —

Der so lange erwartete „ewige Jude“ von Sue hat zu erscheinen angefangen, aber der Anfang entspricht den Erwartungen keineswegs und nur die Idee, welche der Verf. durchführen will, kann sein neues Werk in gewissen Kreisen halten. Sue will der Messias der Proletarier werden und deshalb fällt ihm die Masse der Leser zu. Er selbst wird freilich bei dieser Vertheidigung der Armen ein reicher Mann. Der Constitutionel zahlt ihm bekanntlich für diesen zehn bändigen Roman (der unter anderthalb Jahren nicht beendet werden wird) 200,000 Fres. und von einem Buchhändler, an den er in diesen Tagen das Recht abgetreten hat, zehn Jahre lang den „ewigen Juden“ zu verkaufen, erhält er überdies 110,000 Fres. Außerdem hat ihm der Buchhändler Kollmann in Leipzig, wie man sagt, 12,000 Fres. dafür bezahlt, daß er eine französische und deutsche Ausgabe für Deutschland erscheinen lassen darf, von welchen er dieser Tage bereits die ersten Lieferungen versendete. Dies wird Gelegenheit zu einem interessanten Prozesse geben, in dem entschieden werden wird, ob, wenn der Verf. eines Werkes eine Uebersetzung desselben in einer andern Sprache selbst veranstaltet oder veranstalten läßt, andere davon erscheinende Uebersetzungen für Nachdruck anzusehen sind. — Bei dieser Gelegenheit erwähnen wir zugleich, daß von der bei Otto Wigand in Leipzig erschienenen Uebersetzung der Sue'schen „Scheimnisse von Paris“ gegen 30,000 Exemplare verkauft worden sind und zwar in einer Zeit von etwa anderthalb Jahren. —

In Paris starb kürzlich eine ausgezeichnete bewundernswürdige Frau, die Gattin des berühmten Schriftstellers Augustin Thierry. Sie war die Tochter des Admirals Duerangal, las mit Bewunderung die vortrefflichen Schriften Thierry's und faste, als sie erfuhr, daß derselbe blind sei, den heldenmüthigen Entschluß, seine Leiden zu mildern und ihm in dem Lebensdunkel als treue Führerin zu dienen. Sie wurde seine Gattin und leistete, was sie sich vorgenommen hatte, dreizehn Jahre lang mit unablässiger Sorge. Sie war das Auge ihres Gatten, durch das er die alten Geschichtsquellen studirte, sie war seine Hand, durch die er niederschrieb, was er erforscht und erdacht hatte. Dabei fand sie Zeit, selbst als Schriftstellerin aufzutreten. Bei ihrem Begräbniß folgten aber auch alle literarischen Berühmtheiten Frankreichs, Chateaubriand an der Spitze, ihrem Sarge. —

Wie die Engländer Alles riesenhaft ausführen, was sie einmal unternehmen, so auch sogar die Concerte. In voriger Woche wurde in London z. B. ein Concert gegeben, das aus nicht weniger als acht und dreißig Stücken bestand, von denen überdies vier wiederholt werden mußten. Dieses Concert gewährte übrigens einen Verein von Virtuosen, wie er wohl selten wieder zusammen kommt, nämlich als Sängerinnen: die Grifi, Persiani, Dorus-Gras, Thillon, Castellan, F. Lablache, de Masnara, Shaw, Rainforth, Römer, Karanti und Mazel, als Sänger: Mario, Salvi, Forassari, Lablache, F. Lablache, Staudigl, Inehindi, Corelli, R. Costa, Marras, Brandt, Brizzo, Borrani, Harrison und J. Parry; als Pianisten: Mendelssohn, Mad. Dulcken, Thalberg und Benedict, als Violinisten: Sivori, und Joachim, als Harfenspieler: Parish Alvars, als Violoncellist: Offenbach und als Hornist: Puzzi. —

Bekanntlich ist der Herzog von Angoulême kürzlich gestorben und die bekannte franz. Zeitung La France zeigte darauf an: „Sie benutze die Gelegenheit des Todes des Herzogs, um zu erscheinen — aufzuhören.“ In derselben Nummer der France schreibt Chateaubriand — über den Tod des Herzogs von Angoulême (der bekanntlich in G ö r z starb): „In den Eindrücken Böhmens sah ich ein einsames Licht glänzen; ach, dieses Licht ist erloschen!“ u. —

Es ist gewiß ein erfreuliches Zeichen unserer Zeit, daß sich immer mehr der jüngern schaffenden Talente der Bühne zuwenden. Auch der unsern Lesern wohlbekannte Bernd von Gusek hat jetzt ein Drama geschrieben und an die Theater versandt. Das Stück heißt „Jacobaea“ und behandelt die Geschichte der unglücklichen Fürstin, welche an den gemüthskranken letzten Clever Herzog verheirathet war, und dort dem Haffe ihrer Schwägerin geopfert wurde. — Wir hoffen, daß es sich Bahn brechen werde.



# Allgemeine Moden-Zeitung

N<sup>o</sup> 30.

1844.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illumin. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.** Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Drei ahnungsvolle Bräute.

Von Ludwig Storch.

Der Mensch ist auf jedem Schritte seiner wechselvollen Laufbahn „unterm Monde“ von undurchdringlichen Geheimnissen umgeben, deren Lösung auf Erden niemals zu erwarten steht, sollte das immer weiter ausgedehnte Studium der Mechanik und Physik auch zu noch weit bewundernswürdigern Resultaten führen, als dies bereits geschehen ist. Und wenn wir auch mit Dampf durch die Lüfte fahren werden, wie jetzt über den Boden, und wenn wir uns den innersten Bauch der Erde zugänglich gemacht, wenn wir alle wunderbaren Eigenschaften der Naturkräfte entdeckt haben werden: die Geheimnisse des Werdens und Seins, die Beziehungen, in denen wir zu Zuständen stehen, aus welchen wir herausgetreten sind, um Mensch zu werden, und in die wir zurücktreten werden, um nicht mehr Mensch zu sein, werden den „im Fleische Wandelnden“ ewig Räthsel bleiben. Ja nicht einmal das Band der Geister unter einander selbst, die hier auf Erden in die Körperhülle gebannt sind, wird je von ihnen richtig erfaßt und begriffen werden; denn die Enden dieses Bandes verlaufen eben in andere Welten, die dem irdisch beschränkten Geiste, der doch gerade von ihm umschlungen und gehalten wird, wie dem irdischen Auge verschlossen sind. Mag auch die wunderbare Kraft des magnetischen Hellsehens zuweilen dies straffe Band etwas auslockern und auf seine dunkeln Knoten und

Verschlingungen einzelne, ja sogar grelle Streiflichter werfen: volle Klarheit wird sie uns nie geben können, und unser Auge wird von ihren Gaben nur geblendet und blöder. Die Enthüllungen des Magnetismus gleichen dem prometheischen Feuer, das wir funkenweise vom Urquell herabholen; aber wenn es die Erde berührt, leuchtet es noch ein Mal auf und verlöscht. Prometheus barg es in einem Rohre und trug es so wohlverwahrt auf die Erde herab, um seine Menschen damit zu beleben. Wer das Rohr wieder auffinden könnte!

Der Zweifel des scharfen kritischen Verstandes an solchen höhern als irdischen Zuständen und an Beziehungen, in welchen wir zu ihnen stehen, würde sich noch breiter machen, als er dies in der That schon thut, wenn ihr Vorhandensein sich uns nicht zuweilen unabweisbar aufdrängte, und jene Beziehungen sich nicht Manchem in einer Art Körperlichkeit, wenigstens an körperlichen Gegenständen, geradezu kund gäben. Es mögen in dieser Hinsicht sehr viele Selbsttäuschungen kindlich gläubiger, furchtsamer und abergläubischer, Gemüther vorkommen, und das Bospötteln des Her einragens einer übersinnlichen Welt in die sinnliche mag oft genug seinen guten Grund haben, aber eben so wenig läßt sich hinwegläugnen, daß Verstand und Gemüth der vorurtheilsfreiesten, aufgeklärtesten Menschen zuweilen geradehin gezwungen sind, die Wahrheit eines Ereignisses anzuerkennen, das offenbar mit den Ursachen und Wirkungen der Natur und des Lebens, so

weit uns das Gebiet derselben durch uns bekannte Grenzen abgesteckt ist, in keiner Beziehung, in keinem Zusammenhange steht, ja welches, nach Analogien zu schließen, gar nicht innerhalb dieser Grenzen liegen kann. Die Frauenseele ist ihrer Natur nach weit empfänglicher für solche Eindrücke, als die Seele des Mannes, und sie scheint auch weit mehr als diese bestimmt zu sein, sie zu empfangen, in sich aufzunehmen und zur Erscheinung zu bringen. Man denke nur wieder an den Somnambulismus, der sich nur in Frauen ausbildet und zum Hellsehen steigert. Ich will hier drei Fälle erzählen, von denen der erstere die höhere Empfänglichkeit, die beiden folgenden die bevorzugte Bestimmung des Weibes, solche übersinnliche Eindrücke zu empfangen, zu beweisen scheinen. Dafür war aber auch das weibliche Individuum, welches in der ersten Erzählung auftritt, ungewöhnlich fein organisirt und von einer Bildung des Geistes und des Herzens, wie man sie selbst unter den höhern Ständen wenig antrifft. Die beiden andern waren dagegen nur gute unschuldige Kinder, ohne ein höheres Lebensverständnis und deshalb wohl auch ohne eine besondere Empfänglichkeit für jene seelischen unerklärlichen Beziehungen. Aber um so merkwürdiger sind ihre Erlebnisse. Alle drei Fälle beweisen übrigens noch etwas Anderes, eben so Wichtiges. Die Liebe der Geschlechter in ihrer reinsten und höchsten Entwicklung ist zweifelsohne derjenige Zustand im Leben, der in dessen naturgemäßem Verlaufe jenen außerirdischen Zuständen am nächsten liegt oder am verwandtesten ist, also mag auch die weit höhere Reizbarkeit und Spannung des weiblichen Herzens in der Blüthezeit der Liebe den Einwirkungen der dunkeln Mächte am günstigsten sein. Die drei Fälle, in deren jedem die verhüllte Hand einer übersinnlichen Macht sich thätig zeigte, betrafen drei Bräute und zwar heiß liebende, ja schwärmerisch liebende Bräute — jede nach ihrer seelischen Befähigung — die mit allen Banden des seligsten Gefühls an dem geliebten Gegenstand hingen, um deswillen ihnen eine so schauerliche Offenbarung wurde. In der That, es galt den Verlust ihres Höchsten und deshalb wurden sie wahrscheinlich auch gewürdigt, so Außerordentliches zu erfahren.

Doch genug der Betrachtungen! Ich eile zur Erzählung und finde nur noch nöthig zu bevorworten, daß alle drei wunderbare Fälle wirkliche Erlebnisse und durchaus keine poetischen Erfindungen sind. Die Damen, denen das Erzählte begegnet ist, leben noch alle

drei und sind mir persönlich bekannt. Die erstere gehört durch ihre eheliche Verbindung einem der ältesten und vornehmsten thüringischen Adelsgeschlechter an. Sie ist eine der liebens- und verehrungswürdigsten Frauen, durch deren Umgang ein begabter Mann moralisch gehoben und veredelt wird, und die selbst dem Ungebildeten unwillkürlich Ehrfurcht vor hoher weiblicher Würde einflößt. In ihrem gastfreien Hause, einem alten Schlosse voll ehrwürdiger Erinnerungen an ein längst schlafengegangenes edles Fürstengeschlecht, wird sich jeder gebildete Mann wohl und glücklich fühlen; denn wo könnte ein solcher glücklicher sein, als in Gesellschaft einer Frau, die ungezwungen und frei, wie alles Schöne, das edelste Maaß der Sitte und Zucht, das Schickliche als unsichtbaren Scepter in der Hand hält und damit ihre Umgebung sanft beherrscht, während sie dieselbe durch den Zauber einer zugleich geistreichen und gemüthlichen Unterhaltung an ihren Thron, den Sitz der Huld und Anmuth, fesselt! Die Stunden, die ich am Familientische dieser Dame zubrachte, von ihren Mittheilungen durchdunstet und gewürzt, gehören zu den genussreichsten meines Lebens. Aus ihrem Munde vernahm ich mit stillen Schauern das nachfolgende Erlebnis, und sie ertheilte mir, auf meine Bitte, die Erlaubnis, es mit Verschweigung ihres Namens zu veröffentlichen. Ich will die von mir hochverehrte Dame selbstredend einführen und die Erzählung überschreiben:

#### Der Morgen Traum.

Mein Vater war ein hoher Militair; es thut nichts zur Sache, mich über seine Charaktereigenthümlichkeiten hier des Breitem auszulassen. Genug er war von meiner Mutter geschieden und hatte mich in der Scheidung als älteste der beiden Töchter erhalten. Er hatte sich nicht wieder verheirathet, und ich stand seinem Hauswesen vor, das seinem Stande angemessen war. Es war natürlich, daß ich in diesen Verhältnissen viele Offiziere bei uns sah und darunter junge schöne Leute von der besten Geburt und der trefflichsten Bildung. Es war eben so natürlich, daß diese Herren sich um meine Gunst bewarben, denn ich war die Tochter ihres Chefs, ich hatte einst ein nicht unbedeutendes Erbgut zu erwarten, und — vielleicht gab es noch einige andere, weniger erwiesene Gründe ihrer Bewerbung. Nichtsdestoweniger hatte ich bereits das siebenzehnte Jahr erreicht, ohne für irgend einen derselben etwas mehr als gewöhnliches Wohlwollen gefühlt zu haben. Aber meine Stunde schlug plötzlich und von mir ganz-

lich ungeahnet. Von einem andern Regimente wurde ein Oberlieutenant als Rittmeister zu dem meines Vaters versetzt. Er stammte aus der angesehenen alten Familie von B., und war noch jung. Er hatte sich in den Freiheitskriegen, als Jüngling kaum zur Fahne gekommen, sehr ausgezeichnet, und war, die Brust mit Ordenszeichen bedeckt, aus Frankreich zurückgekehrt. Ich hatte im Kreise der Militairs oft von ihm sprechen hören; er wurde von Allen mit Auszeichnung erwähnt und neben seinen kriegerischen Tugenden seine gesellige Liebenswürdigkeit gerühmt. Ohne es zu wissen, war ich für den Rittmeister eingenommen, ehe ich ihn noch gesehen hatte. Er kam; er war ein sehr schöner Mann. Mit dem edelsten Anstand verband er eine so zarte herzwinnende Bescheidenheit, die zuweilen sogar an eine, unschuldigen Mädchenherzen so gefährliche, Schüchternheit grenzte. Wir weichen, für alle schönen Eindrücke so empfänglichen Frauengemüther sind gewiß am leichtesten gewonnen, wenn ein junger verdienstvoller Mann, durch Schönheit, Muth und Tapferkeit vor vielen Andern ausgezeichnet, in schüchterner Befangenheit vor uns steht; unsere kleine Eitelkeit, das schöne Eigenthum jeder weiblichen Brust, legt diese Befangenheit so gern zu unsern Gunsten aus und hält sie für eine Wirkung, deren Ursache wir selbst sind.

Der Rittmeister von B. hatte bei seinem ersten Auftreten in unserm Hause einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, der sich durch die gebildete Unterhaltung, durch manchen schüchternen Blick seines großen seelenvollen braunen Auges und endlich durch einzelne leis andeutende Worte, daß ich ihm nicht gleichgiltig sei, von Tag zu Tag vermehrte. Ich liebte ihn bald mit aller glühenden Schwärmerei eines jungen starkfühlenden Mädchenherzens und hegte die Ueberzeugung, daß ich eben so von ihm geliebt werde, obgleich er es mir noch nicht mit deutlich erklärenden Worten gesagt hatte. Aber was bedarf denn die Seele der Worte! Es waren selige Tage, deren Erinnerungen noch wie verklärende Abendröthen auf mein Leben fallen.

Es kam endlich zu einer süßen Erklärung zwischen uns.

Mein Vater besaß eine reizende Gartenanlage an einem Berge vor der Stadt. Dorthin hatte er an einem freundlichen Sunitage die Offiziere seines Regiments zu einem kleinen Feste gebeten. Als der duftige Abend sich nieder senkte, gruppirt sich die übrigen Herren an den auf der breiten Terrasse vor dem Gartenhause aufgestellten Spieltischen, die mit bunten Am-

peln beleuchtet waren. Der Rittmeister von B., der das Spiel nicht liebte, fand sich unbemerkt zu mir; wir wandelten selbender erst schweigend und überwältigt von den mächtigsten Gefühlen, dann allmählig be-redt, durch die breiten Sandwege der Parkanlagen.

„Louise,“ sagte er endlich mit bebender Stimme, (es war das erste Mal, daß er mich bei meinem Taufnamen nannte) „das Wort muß endlich den Schleier von meinem Geheimniß entfernen, das Ihnen keins mehr sein kann. Ich liebe Sie. Wollen Sie die Meinige werden? Hat mich die Ahnung meines Herzens nicht getäuscht, so darf ich hoffen.“

Ich glühete wie eine Purpurrose und war keines Wortes mächtig. Er faßte meine Hand. Wir zitterten beide. Da zog er mich sanft zu sich. Unsere Lippen vereinigten sich einen Augenblick; es war der glücklichste meines Lebens. Die Knospe meines jungfräulichen Herzens brach zur Blüte auf.

„Sprechen Sie mit meinem Vater,“ waren die einzigen Worte, die ich endlich sagen konnte.

„Morgen, geliebtes Mädchen! Morgen schon. Um acht Uhr früh bin ich in Ihrem Hause, stehe ich vor Ihrem Vater, die Entscheidung meines Glücks von seinem Munde erwartend.“

Raschen Schritts kehrten wir nun wieder zur Gesellschaft zurück. Ost begegnete mein Blick an diesem Abend noch B.'s sinnendem Auge, das mit dem Ausdruck süßester Zärtlichkeit auf mir ruhte.

Meine Seele war in unbeschreiblicher Bewegung und ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen. Tausend Bilder, Gedanken und Gefühle stürmten auf mich ein, und alles wogte zuletzt in einem bunten Chaos durch einander. Nur des Einen war und blieb ich mir klar bewußt, daß mein ganzes Sein und Wesen mit den reinsten und heiligsten Banden der Liebe an den Rittmeister gefesselt war.

Gegen Morgen ging endlich mein halbwacher Zustand unvermerkt in Schlaf und auch zugleich in Traum über. Ich sah mich träumend ganz so in meinem Bette liegen, wie ich mich wachend darin gesehen hatte. Plötzlich hörte ich des Rittmeisters Stimme äußerst ängstlich meinen Namen rufen. Ich fuhr empor und sah nun mit Erstaunen, daß mein Bett in einer öden Wüste stand und von einer beängstigenden schwülen Dämmerung umgeben war, die mir nicht weit zu blicken erlaubte. Jetzt ertönt zum zweiten Male mit gesteigerter Angst das Wort: „Louise!“ und geht mir durch Mark und Bein. Der Ton steigt von unten

herauf; ich beuge mich aus dem Bette und schaue hinab. Da gewahre ich mit Grausen, daß mein Bett über einem tiefen finstern Abgrunde steht, so daß je zwei Füße desselben auf den düstern Felsenuffern des Abgrundes oder Stromes aufgestellt sind und eben nur knapp an den äußersten Rändern dieser Ufer haften, so daß der Strom, nicht breiter als mein Bett, quer darunter hinbraust. Denn ich höre nun deutlich in der furchtbaren Tiefe des Abgrundes das Geräusch tobender Wasser. Und als ich nun so hinabstarre, ringt sich aus der Tiefe der entsetzlichen Nacht des Abgrundes ein bleiches Menschenhaupt empor und strebt, wie mir es vorkommt, mit ungeheurer Anstrengung, nach meinem Bette herauf. Mit Entsetzen erkenne ich die geliebten Züge des Rittmeisters, aber sie sind von gräßlicher Angst und Todesverzweiflung so verzerrt und entstellt, daß mir vor ihnen im innersten Herzen grauset. Sein brechendes Auge fleht um Rettung zu mir herauf; ich will nach ihm hinablangen, um ihn zu mir heraufzuziehen, aber ich kann ihn nicht erreichen, und schon sinkt das Haupt mit erlöschenden Augen und dem letzten schrillen entsetzlichen Angstschrei: „Louise!“ tiefer und tiefer und wird von der gräßlichen Finsterniß des Abgrundes verschlungen.

Von den martervollsten Gefühlen geweckt, fahre ich empor. Das Herz klopft mir wie ein Hammer in der Brust, ich bin wie in Schweiß gebadet und fühle mich todesmatt. Der Kopf war mir wüß und schwer, die Brust peinlich beklemmt. Die Sonne stand schon ziemlich hoch am Himmel; ich schellte meinem Kammermädchen und machte Toilette.

Meine Gedanken waren mit dem entsetzlichen Traume und dem Rittmeister beschäftigt, aber von der seligen Gefühlstrunkenheit des vorigen Abends konnte ich nicht einmal einen Schatten in die Seele zurückrufen. Im Gegentheil fühle ich mich so ernüchert und von einer traurigen Leere heimgesucht, die mir neu war. Ich kam mir wie bezaubert vor, und jede Kraft fehlte mir, den unheimlichen Bann abzuschütteln. Als ich meinen Kaffee genommen hatte, war ich sehr geneigt, mich zu überreden, mein Zustand sei nichts als das Bangen vor der entscheidenden Stunde, und der fatale Traum nur eine Folge der heftigen Aufregung des vorigen Abends gewesen. Diese Gedanken traten ganz in den Vordergrund meiner Seele. Ich sah nach der Uhr; es war schon halb acht. Eine fliegende Röthe brütete mir über dem Haupt, eine ängstliche Spannung legte sich mir über die Brust und verhinderte mich, tief

Athem zu holen. Sie stieg mit jeder Minute, mit ihr das Klopfen meines Herzens, das Fliegen meiner Pulse. Ich wollte mir Möglichkeiten vorstellen, daß mein Vater seine Einwilligung zu unserer Verbindung versagte, mich vielleicht für einen andern Mann bestimmt oder sonst eine Einwendung habe; aber ich war durchaus nicht fähig, einen zusammenhängenden Gedanken zu fassen. Nur wie Schatten durchflogen sie meinen Kopf, immer einer den andern verdrängend. Es flirrte mir vor den Augen, ich befürchtete mehrmals ohnmächtig zu werden und doch glühte ich über und über. Meine Blicke flogen fort und fort zur Stuhluhr auf der Kommode, und als sich die Zeiger der verhängnißvollen Zahl naheten, konnte ich nirgends rasten. Ich lief durch meine Zimmer, ich schlug ein Buch auf, ohne es anzusehen, ich blickte auf die Straße, ohne etwas zu bemerken. Da viertelte die Thurmuhre mir gegenüber, und auch meine Stuhluhr begann zu schlagen. In diesem Augenblicke wurde die Saalthüre heftig aufgerissen. „Das ist er!“ läspelten meine Lippen; der Spiegel zeigte mir, daß ich plötzlich blaß geworden. Hastige Schritte näherten sich aber meinem Zimmer. Auch diese Thür flog ungewöhnlich schnell auf und hereintrat der Leibhusar meines Vaters mit entstelltem unheilverkündendem Gesichte.

„Gnädiges Fräulein,“ stammelte er hastig, „wissen Sie das entsetzliche Unglück schon?“

„Welch' ein Unglück?“

„Der Herr Rittmeister von B. — —“

„Barmherziger Gott! Was ist's mit ihm?“

„Er hat den Hals, vom Pferde gestürzt, gebrochen und ist vor einer Stunde verschieden.“

Bewußtlos sank ich auf's Sopha; als die Ohnmacht wich, hatte schon ein hitziges Fieber meine Gedanken verwirrt. Ich war dem Tode sehr nahe. Doch ich wurde dem Leben erhalten, um lange, lange den Verlust des geliebten Mannes zu beweinen.

Vom Husaren des unglücklichen Rittmeisters erfuhr ich nachher, daß der letztere in jener verhängnißvollen Nacht eben so wenig durch Ruhe und Schlaf erquickt worden war, wie ich. Von Unruhe gefoltert, hatte er sich mit dem ersten Tageslichte angekleidet und sein Pferd bestiegen, um bis gegen acht Uhr einen Spazierritt zu machen. Um halb acht sollte der Husar die Staatsuniform des Herrn in Bereitschaft halten. Das Pferd des Rittmeisters war ein feuriger Rappe, arabischer Abkunft und erst wenige Wochen sein Eigenthum. Um sechs Uhr war das Thier ohne

Reiter zurückgekommen. Der Husar war ahnungsvoll mit einigen Kameraden aufgebrochen, seinen Herrn zu suchen. Sie fanden ihn nach einer Stunde am steilen Abhange eines tiefen Grabens, von Landleuten umgeben, die ihn gefunden hatten. Die Husaren waren kaum bei ihm angelangt, als er mit dem leicht hingehauchten Worte „Louise“ verschied.

Wie er verunglückt, hat nicht ermittelt werden können. Das wilde Pferd, des frühen Ausritts ungewohnt, hatte wahrscheinlich sein schnelles Ende veranlaßt.

#### Das Citronenbäumchen.

Wir stehen vor einem kleinen reinlichen Hause in einem freundlichen Dorfe an der Ilm, eh' dieser berühmte thüringische Fluß noch die Stadt erreicht, der er die Unsterblichkeit seines Namens verdankt. Ein breiter Weinstock rankt sich an dem die Wand übergitternden Spalier empor und bedeckt sie mit seinen großen grünen Blättern bis unter das Dach. An der andern Pforte der Hausthüre steht ein üppig blühender Pfirsichbaum. Wie einladend das Alles aussieht! man weiß es im Voraus: hier wohnen liebe, gute Menschen. Treten wir hinein! Der stille Geist des Friedens, der Ordnung, der Häuslichkeit weht uns entgegen. Auf der Hausflur, im Stübchen, in der Küche alles so nett, so herzlich, so heimisch! Man möchte gleich da wohnen. Ueber alle Gegenstände, auf die unser befriedigter Blick fällt, ist ein gewisser beschränkter Schimmer bürgerlicher Eleganz ausgegossen, der dem Auge und dem Herzen gleich wohl thut. Die sinnig gruppierten Bilder an der tapezirten Wand, die blütenweißen Vorhänge und Rouleaux, das saubere Federkanapee, die blankgeschuerten kupfernen Näpfe mit reinem klarem Sand gefüllt unter dem Ofen, die hellen Tische und Fensterbretter, die Fülle von Blumentöpfen mit den prächtigen Gewächsen vor und in den Fenstern, das funkelnde Messingschloß an der Thüre: Alles harmonirt zusammen und bekundet jenen Geist sanft waltender Weiblichkeit, der uns überall so wohl thut und von dem wir uns eingeladen und mit den zartesten Fäden gastlicher Häbigkeit umspinnen fühlen.

Und hier walteten ebenfalls zwei engverbundene treffliche Frauengemüther, Mutter und Tochter. Das Häuschen gehörte der Pfarrerswittwe R—g, die es mit ihrer jüngsten Tochter Röschen bewohnte.

Nach des Pfarrers frühem Tode hatte sich die Wittve dieses kleine Anwesen gekauft und einrichten

lassen und lebte darin mit ihren drei Kindern, einem Sohne und zwei Töchtern. Ihre Hauptbeschäftigung war Viehzucht; die drei Kühe, die aus dem Pfarrhause in das Wittwenhaus gewandert waren, hatten sich schon nach einigen Jahren zu sechsen vermehrt und waren die schönsten und stattlichsten nicht nur im ganzen Dorfe, sondern auch in der ganzen Umgegend. Aber ihre Wiesen lieferten auch das beste Futter. Die Butter und Käse der Pfarrerswittve waren in Weimar sehr gesucht und wurden theurer als nach dem Marktpreise bezahlt; sie hätte zwanzig Kühe haben und doch nicht alle Nachfragen befriedigen können.

Die Töchter wuchsen in Arbeit und Gottesfurcht heran, und die älteste wurde die Frau eines benachbarten Pächters, eines braven und thätigen Mannes; der Sohn hatte in Weimar die Kupferstecherkunst erlernt und sich vorzüglich im geographischen Fache ausgebildet und ging nach einigen Jahren als ein tüchtiger Kartenstecher an das große geographische Institut nach Warschau, wo er viel Geld verdiente und dadurch im Stande war, seiner Mutter nicht unbedeutende Geschenke zu übersenden. Und so war denn eine Art Wohlstand in dem trauten Häuschen der Wittve eingekehrt.

Der schönste Schmuck desselben war aber ohnstreiftig Röschen, der Liebling der Mutter und des ganzen Dorfes, eine wahre Rose unter dem ländlichen Mädchenblumenflor, ein gutes herziges Kind, dessen Anblick Jung und Alt vom Männergeschlecht erheiterte. Mancher junge gewichtige Bursche aus der Umgegend mochte Wünsche hegen, die sich auf Röschen bezogen; man wußte, daß ein Förster bei ihrer Mutter hatte anfragen lassen, ob Röschen wohl geneigt sei, sein grünes Loos mit ihm zu theilen; auch Schwarzröcke zeigten sich im Hause kraft der collegialischen Verwandtschaft, aber Röschen hatte schon ihr Theil.

Ein Freund ihres Bruders, Porcellanmaler in der zwei Stunden entfernten großen Porcellanfabrik, Namens Walter, war mit diesem öfter ins Haus gekommen und als ein sehr sitzamer, fleißiger, unterhaltender Jüngling von Mutter und Tochter gern gesehen worden. Unvermerkt hatte sich zwischen ihm und Röschen ein zartes unschuldiges Verhältniß gebildet, das Band der Seelen war gewoben und die jungen Leute schienen es selbst noch nicht zu wissen. Was weiß auch ein sechzehnjähriges Kind von seinem Herzen! Ein solches eben erwachtes, aber noch halbschlaf-

trunkenes Herz geht, unbekümmert um das Köpfschen seiner Besitzerin, seine eignen Wege. Erst wenn sich Kopf und Herz verständigt haben, gehen sie zusammen.  
(Beschluss folgt.)

### Miscellen.

(Die Deutschen in Paris.) Manche Gewerbe werden in Paris fast ausschließlich von Deutschen betrieben und namentlich sind die deutschen Schuhmacher und Schneider so zahlreich, daß man es den Franzosen nicht übel nehmen könnte, wenn sie meinten, die Deutschen wären ein Volk von Schuhmachern und Schneidern. Man zählt ungefähr zwei Tausend deutsche Schuhmacher und vier Tausend deutsche Schneider in Paris und merkwürdiger Weise sind alle Pariser Schneider, die sich einen Namen gemacht haben, Deutsche gewesen; die Pariser Moden gehen sonach eigentlich von Deutschen in Paris aus. Die französischen Schneider erkennen aber auch die Ueberlegenheit ihrer deutschen Collegen so vollständig an, daß sie sich gar nicht selten deutsche Namen beilegen, um sicherer Kundenschaft zu erhalten.

In der Kunst und namentlich in der Musik ist Deutschland in Paris ebenfalls glänzend vertreten; Meyerbeer beherrscht das Theater, Franz List gilt für einen Deutschen u. c.; unter den berühmtesten Malern zeichnen sich die Brüder Schaeffer, Winterhalter u. c. aus; die deutsche Literatur vertritt Heinrich Heine, kurz überall haben sich die Deutschen in Paris die glänzendste Anerkennung verschafft. Mehrere vornehme deutsche Familien stehen mit an der Spitze der Mode und Eleganz, vor allem der Graf Appony, dessen Gemahlin die *matinées dansantes* in die Mode brachte; der Baron von D., ein Millionair, der jede Woche die eleganteste Pariser Welt in seinem Palaste sieht, der Baron Rothschild u. c. Ueberhaupt ist keine glänzende Pariser Gesellschaft ohne Deutsche vollständig und deshalb keine Nation in den Salons so gesucht, wie die Deutschen. Die Russen, meint man, kann man bei einem Balle recht wohl entbehren, die Engländer sind keineswegs unumgänglich nothwendig, obwohl sie viel zum Glanze beitragen, wenn sie in ihrer vollen Uniform in Roth und Gold erscheinen; die Abwesenheit der Spanier, Italiener, Americaner, Portugiesen u. c. bemerkt man nicht, aber ein Ball ohne Deutsche hat nicht die Hälfte seiner Reize, denn nur die Deutschen können — walzen. Die Franzosen sind zu leichtsinnig, zu flatterhaft, zu ungestüm, als daß sie in einer Kunst sich auszeichnen sollten, die nicht bloß Leichtigkeit, sondern auch Kraft, Ruhe, Berechnung, Gewandtheit und Ausdauer erfordert. Ein guter Walzertänzer muß ein Knie von Stahl, einen Fuß von Summi, einen Arm von Eisen, ein Herz von Erz und einen Adlerblick besitzen; er muß Herr über seine Bewegungen wie über seine Gefühle sein, und ein Verein so vieler kostbarer Eigenschaften findet sich nur bei den bevorzugten Wesen, die auf dem Boden

Deutschlands gedeihen. Deshalb bestreben sich alle vornehmen Häuser in Paris Deutsche an sich zu ziehen und es regnet Einladungen in alle Häuser, wo es Deutsche giebt. Auch unsere deutschen Mädchen und Frauen haben die Franzosen endlich besser kennen gelernt; man darf, sagen sie, ihrem ruhigen und scheinbar gleichgültigen Aussehen nicht trauen; sie verstehen sogar mit den Pariserinnen zu wetteifern; kein Hilfsmittel der Koketterie ist ihnen unbekannt und ihr Erfindungsgeist weiß sogar die unerwartetsten Künste in Anwendung zu bringen. Im vorigen Winter bei einem der großen Bälle, welche der Polizeipräsident in dem Stadthause zu Paris gab, tanzte z. B. eine junge schöne deutsche Frau, Frau von W. Mit einem Male lösete sich ihr Haarpuß auf und gewährte so einen reizenden Anblick, denn ihr herrliches blondes Haar fiel wallend bis auf den Fußboden hinab. Man verglich dies kostbare Haar mit einem goldenen Wasserfall. Die Frau von W. stellte sich verlegen und bemühet sich, ihr schönes Haar wieder zu ordnen, aber die böse Welt behauptete, der Unfall sei genau berechnet gewesen.

Ein anderer Beweis noch, daß die Deutschen unter allen Fremden in Paris die angesehensten sind, liegt darin, daß die Sängerinnen und Tänzerinnen dort jetzt die deutschen Herren vor allen andern vorziehen. Der englische Lord hat viel von seinem Rufe verloren, der spanische Herzog bezahlt in schlechten spanischen Papieren, nur die Deutschen haben immer gutes Geld und sie sind ziemlich freigebig damit.

(Advokat und Richter.) Als der bekannte Dupin einst vor dem obersten Gerichtshofe in Paris eine lange Rede hielt, fing der Präsident des Gerichts eine Unterhaltung mit seinem Nachbar an. Dupin bemerkte dies, hielt in seiner Rede inne und sah den Präsidenten an. Diesem fiel dieses beredte Schweigen auf und er sah empor. Dupin lächelte und sprach weiter. Kaum aber hatte er wieder angefangen, als auch der Präsident seine Unterhaltung mit dem Nachbar fortsetzte. Dupin schwieg sofort wieder und der Präsident, den dies verdross, rief lebhaft aus: „Sprechen Sie immer weiter, Herr Dupin; wir reden nicht von Ihnen.“

(Zwei neue Exemplare englischer Sonderlinge.) An dem großen Freischießen in Basel können bekanntlich auch Fremde Theil nehmen, nur dürfen sie auf den ersten Preis keinen Anspruch machen. Ein Engländer hatte sich das Schweizer Bürgerrecht erworben, um sich um diesen Preis mit bewerben zu können, und er befand sich bereits sechs Wochen vor dem Beginne des Schießens in Basel, wo er sich täglich von früh bis Abends im Schießen übte. Zwei seiner Diener waren fortwährend beschäftigt, ihm die Gewehre zu laden und nichts in der Welt vermochte ihn von dieser Beschäftigung abzugeben. Trotzdem hat er, wie man jetzt erfährt, den ersten Preis nicht errungen.

Ein anderer Engländer reiset in Frankreich und der Schweiz umher und verlangt in jedem Wirthshause, in welchem er ein-

fehrt, vierundzwanzig Stück Forellen. Die Wirthe, bei denen er eine so bedeutende Bestellung macht, wundern sich darüber und fragen, ob er allein sei. „Ganz allein,“ antwortet der Engländer. Die Forellen werden ihm aufgetragen; der Engländer nimmt eine nach der andern, zerlegt geschickt den Kopf, ißt von diesem ein wenig und läßt den übrigen Theil des Fisches liegen. Der Mann hat offenbar mehr Geld als Appetit.

(Die Emancipation der Männer.) Selten, erzählt ein neuerer Reisender, findet ein Fremder Zutritt in dem Hause eines Brasilianers und es wird ihm demnach schwer, das Privatleben kennen zu lernen; Alles beschränkt sich auf ceremoniösen Empfang, selbst in Rio de Janeiro, wo es Gesellschaften giebt, an denen Frauen Theil nehmen können. Auf dem Lande kann man wochenlang in einem Hause wohnen, ohne die Frau oder Töchter seines Wirthes zu sehen. Die Brasilianerinnen haben weniger Freiheit als die Frauen im Orient. Sie sind meist auf den Umgang mit Sclavinnen beschränkt und führen ein rein materielles Leben. Zwar behauptet man, daß seit einiger Zeit eine Aenderung eingetreten sei, und daß selbst viele Brasilianerinnen lesen können; aber wenn es auch wirklich wahr ist, so lesen sie doch sicherlich nichts weiter als Gebete. Sie heirathen jung, verlieren sehr bald die wenigen Reize, die sie besaßen, und ihre Männer nehmen sich dann Mulatinnen oder Negerinnen an. Die Ehe ist nichts als eine Speculation. Häufig sieht man eine ganz junge Frau im Kreise von acht bis zehn Kindern; aber nur eines oder zwei sind die ihrigen, die anderen gehören ihrem Manne, denn es giebt eine große Menge unehelicher Kinder, die mit den ehelichen ganz gleich erzogen werden. Die Sittenlosigkeit der Brasilianer wird durch das Sclavenhalten begünstigt und sehr viele heirathen gar nicht, weil die Ehe für sie eine Beschränkung und eine Last ist. Man kennt ganze große Strecken des Landes, die sehr bevölkert sind, aber höchstens drei Ehepaare haben. — Die Schamlosesten behalten selbst ihre eigenen Kinder, welche sie von Sclavinnen haben, als Sclaven und diese Unglücklichen werden nach dem Tode ihres Vaters gleich den übrigen verkauft.

Ein schauerliches Gemälde entwirft derselbe Reisende von dem Zustande der Gerechtigkeitspflege in Brasilien. Die Richter lassen sich ungeschert bestechen und so wird nur der bestraft, der arm ist. In Para, erzählt er, war ein Mörder verhaftet worden, und er sollte, da die Familie des Ermordeten Alles aufbot, verurtheilt werden, als er sich entschloß, durch Bestechung der Richter seine Freilassung zu bewirken. Er kam deshalb mit dem Präsidenten des Gerichts überein, daß er ihm, wenn er freigesprochen würde, 150 Thlr. zahlen wolle. Das genügte, der Mörder wurde freigesprochen, aber nun vergaß er zu bezahlen, und der Präsident des Gerichts, der nach einigen Monaten erfuhr, jener Mann habe einem Kaufmanne Waaren übergeben, erschien bei diesem, verlangte sein Geld und erzählte ungeschert, aus welchem Grunde es ihm zukomme. — Ein Kaufmann Abron, der bedeutende Geschäfte in Belmonte

machte, hatte ein junges Mädchen zur Geliebten und beging die Unvorsichtigkeit, im Beisein des Bruders dieses Mädchens von den beträchtlichen Geldsummen zu sprechen, die er besaße. Der Bruder entschloß sich sogleich, den Kaufmann zu ermorden, und er that es. Die Justiz mischte sich in die Sache, und Mörder und Richter theilten sich in Waaren und Geld des Erschlagenen. Unterdeß erschien ein Neffe des Ermordeten, in der Hoffnung, die Hinterlassenschaft seines Oheims zu erhalten, in Belmonte. Er that einige Schritte und bestand bei dem Richter darauf, daß ihm die noch nicht verkauften Waaren ausgeliefert würden. Der Richter aber antwortete: „Sie wissen, wie es Ihrem Oheim ergangen ist; verhalten Sie sich ganz ruhig, wenn Sie sein Schicksal nicht theilen wollen.“ Der arme Neffe mußte allen seinen Rechten und Ansprüchen entsagen, denn der Drohung würde die Ausführung auf dem Fuße gefolgt sein.

(Eine babylonische Prinzessin.) In London sind soeben in zwei Bänden „Denkwürdigkeiten der babylonischen Prinzessin Maria Theresie Asmar“ erschienen, die nach den seltsamsten Schicksalen nach England verschlagen wurde, wo sie von den Unterstützungen der hohen Aristocratie lebt. Diese Prinzessin, welche große Characterähnlichkeit mit „Bettina“ zu haben scheint, war das achtzehnte Kind ihrer Väter und wurde 1804 in einem Zelte unter den Ruinen von Niniveh geboren, wohin sich ihre Mutter begeben, nachdem sie einen Bruder in Folge eines Schlangenbisses verloren hatte. Die Familie stammte ursprünglich aus Indien, war aber vor mehreren Generationen zum Christenthume übergegangen und der Vater der Prinzessin verwendete einen großen Theil seines Reichthums an Herden, Purpur und feiner Leinwand zur Erhaltung und Ausbreitung des christlichen Glaubens. Von ihrer Großmutter hatte Maria Theresie viele Juwelen geerbt, die ihr aber später gestohlen wurden. In ihrem ersten Jahre begleitete sie ihren Vater nach Persien, welcher dort eine Smaragdgrube besaß und in derselben wieder arbeiten lassen wollte, aber er erhielt die Erlaubniß des Schah nicht dazu. Auch gelang es dem alten Fürsten nicht, seine Tochter zu verheirathen, da diese eine Abneigung gegen die Ehe hatte und ein weiblicher Apostel zu werden sich bemühte. Sie herabete sogar ihren Verlobten, einen jungen Fürsten, Trappist zu werden und er lebt jetzt noch in einem Kloster am Fuße des Libanon. Nach dem Tode eines toleranten Paschas wurden die Christen da, wo der Vater der Prinzessin lebte, grausam verfolgt und gemißhandelt. Die Prinzessin lebte in mehreren Klöstern und begann endlich unter den Ruinen von Niniveh die Gründung einer „Anstalt für gelehrte Frauen“. Sie fand zwei Freunde, die ihr beistanden, und die Schule erhielt bald zahlreiche Schülerinnen. Auch fuhr die Prinzessin fort, häufig unter freiem Himmel zu predigen, um für ihren Glauben zu werben. Ihre „Denkwürdigkeiten“ haben große Aehnlichkeit mit den Schilderungen und Abenteuern in den Märchen der Tausend und einen Nacht. Um eine Probe davon zu geben, theilen wir die Beschreibung ihres Besuchs bei

der Frau eines Paschas mit: „Ich war prachtvoll gekleidet. Mein Gewand von golddurchwirktem weißem Stoffe war, nach der Sitte im Morgenlande, vorn offen, hatte weite Ärmel, welche bis auf die Kniee hinabgingen, und wurde durch einen reich mit Gold gestickten Gürtel zusammengehalten. Meine Beinkleider waren von carmoisinrother Seide. An den Knöcheln funkelten Spangen von vergoldetem Silber und an den Füßen hatte ich leichte mit Gold gestickte Schuhe. Ein Turban von weißem Muslin mit Gold und ein persischer Shawl um die Taille vervollständigte meinen Anzug. — Als ich an die Thür des Hauses kam, öffnete mir ein alter Eunuche und wir gelangten in einen Hof, der mit geschliffenem Marmor belegt war, so daß er ausah wie ein großer Spiegel. Es gehörte eine nicht geringe Geschicklichkeit dazu, über diesen spiegelglatten Hof zu gehen. Negerinnen haben ihn täglich zu putzen; in der Mitte steht ein prachtvoller marmorner Springbrunnen; an den Seiten befinden sich offene, reich verzierte Gemächer. Durch eines dieser Gemächer wurde ich in einen Saal geführt, der an Glanz und Pracht Alles übertraf. Den Fußboden bedeckte ein kostbarer persischer Teppich und die Kissen waren von rothem und grünem Sammet mit Gold gestickt. Hier empfingen mich zuerst drei schöne junge Mädchen aus Georgien, deren weiße Haut glänzte wie der volle Mond und die unvergleichlichen großen Augen, die schwarz waren, wie die Nacht, und das raubenschwarze Haar hervorhob etc.“

### Generalcorrespondenz.

Zwei Artikel, welche sich in der so viel besprochenen und bewunderten Gewerbeausstellung in Paris befanden, werden die Aufmerksamkeit besonders unserer Leserinnen erregen, ein Damenkleid nämlich und ein Taschentuch. So weit man es auch in der Kunst gebracht hat, die Natur nachzuahmen, so ist es doch noch immer unmöglich z. B. die schönen Schmetterlingsflügel so darzustellen, wie sie die Natur schafft. Das wußte ein geduldiger Pariser Künstler recht wohl, deshalb nahm er wirkliche Schmetterlingsflügel, befestigte sie bewundernswürdig gerichtlich auf einen durchsichtigen Stoff und schuf so ein Kleid, das mit nichts in der Welt zu vergleichen ist. Alle die, welche es in der Ausstellung sahen, staunten es an. — Der zweite Gegenstand ist ein Taschentuch von fast übermenschlicher Arbeit, die aber auch die junge Stickerin, welche es fertigte, beinahe um das Licht der Augen gebracht hätte. Das ganze Taschentuch stellt eine Landschaft vor, Bäume, Hügel, Dörfchen und einen Fluß, der sogar die Gegenstände an seinen Ufern abspiegelt. Die Stickerin sollte 1000 Francs für die Arbeit bekommen; sie vollendete das Kunstwerk, ihre Sehkraft wurde aber nur durch besondere Pflege gerettet. Ein Käufer hat sich bisher zu dem Taschentuche nicht gefunden. Es kostet freilich — sechstausend Francs! —

In Leyden hat sich ein philosophischer Strauß gefunden; wie Strauß gegen die Bibel verfuhr, verfährt dieser, Veertkamp, mit den alten classischen Dichtern denn er beweist, daß die Werke, welche bisher Virgil und Horaz zugeschrieben und allgemein bewundert wurden, von diesen alten Heiden keineswegs herrühren, sondern erst viel später so geschrieben wurden, wie wir sie jetzt kennen. —

Die Zeitungen haben erzählt, daß das Frohnleichnamfest in Barcellona mit dem höchsten Glanze gefeiert worden sei. So glänzend es aber auch gewesen sein mag, so wie das Fest vor dem Unabhängigkeitskriege in Spanien begangen wurde ist es nicht mehr. In Sevilla namentlich dauerte die Prozession sonst einen ganzen Tag und selbst die Mode hing davon ab. In der Prozession befanden sich nämlich drei Riesenpaare, welche die drei höhern Stände vorstellten. Wie diese Riesen bei der Prozession gekleidet waren, namentlich wie sie das Haar trugen, so mußten sich das ganze nächste Jahr hindurch alle Herren und Damen der Stadt, von dem größten Herrn bis zu dem Studenten, von den stolzesten Damen bis zu den einfachsten Bürgerfrauen, kleiden. Die ersten Herren des Stadtrathes von Sevilla hatten früher ihren Platz in der Prozession hinter diesen Riesen. Diese waren aber von Pagen begleitet, welche in Harlekintracht erschienen, Stäbe mit Blasen in den Händen hielten, damit das andrängende Volk zurücktrieben und schadenfroh bisweilen auch auf die ehrwürdigen Väter der Stadt losschlugen. Um dieser Gefahr zu entgehen, bat der Stadtrath um einen andern Platz und nach mehrjährigen Unterhandlungen, nach vielen Bittschreiben etc. erließ denn auch der König Karl III. ein besonderes Rescript, welches dem Stadtrathe einen andern Platz in der Prozession gestattete! —

Es ist in den letzten Wochen viel von dem Öffnen der Briefe in England und auch an anderen Orten die Rede gewesen. In England soll man bei dieser Eröffnung folgenderweise zu Werke gehen. Sind die Briefe mit Oblaten zugemacht, so ist das Eröffnen sehr leicht; man erweicht die Oblate durch Dampf. Sind die Briefe zugesiegelt, so legt man sie auf eine Art Ambos und auf das Siegel ein viereckiges Stück Blei. Auf dieses Bleistück läßt man sodann einen schweren Hammer fallen und das Siegel drückt sich in das weiche Blei ein. Mit diesem Abdrucke des Siegels in Blei wird der Brief später wieder verschlossen. Dieß Verfahren soll unfehlbar sein. —

In Weimar wurde eine neue Oper von Lobe nach dem bekannten Stücke: „Karl XII. auf Rügen“ bereits mehrmals und mit steigendem Beifalle aufgeführt. —

Der bekannte vortreffliche Sänger Staudigl aus Wien soll an der großen Oper in Paris engagiert sein. —

Es ist nun wirklich ernstlich im Werke, die irdischen Uebersreste Carl W. v. Webers aus London abzuholen und nach Dresden zu bringen.



# Allgemeine Moden-Zeitung

N<sup>o</sup> 31.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



1844.

Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Reubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.** Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Drei ahnungsvolle Bräute.

Von Ludwig Storch.

(Beschluß.)

### Das Citronenbäumchen.

Abends vorher, eh' der Bruder nach Warschau abreisete, hatte sich die Familie zu einem kleinen Abschiedsfeste versammelt, wobei der Freund natürlich nicht fehlen durfte. Sie brachten einige Stunden in heiter wehmüthiger Stimmung zu. Zuletzt sollte, als etwas ganz Außerordentliches und der feierlich ernstern Gelegenheit Angemessenes, ein Punsch zubereitet werden. Die Besorgung desselben gehörte der Wirthschafterin, und das war Röschen. Walter ging ihr hilfreich an die Hand. Dabei konnten sie ungestört zusammen plaudern, und dazu schienen sie heute besonders ausgelegt. Sie begannen in der Küche ihr Geschäft damit, die Citronen auszupressen. Dabei führten sie folgendes Gespräch.

„Wenn mein Bruder fort ist, werden Sie auch nicht mehr in unser Haus kommen,“ sagte Röschen verschämt. „Es wird recht einsam bei uns sein.“ Und ein Seufzer entstieg unwillkürlich ihrer Brust.

„Ich weiß ja nicht, ob ich kommen darf und angenehm bin,“ versetzte Walter.

„Ach, das wissen Sie! Woraus könnten Sie denn das Gegentheil schließen?“

„Also Sie werden mich gerne kommen sehen, Röschen?“

„Von Herzen gern,“ flüsterte sie, purpurroth mit niedergeschlagenem Blick. „Ach, sehen Sie nur, was das für eine große, prächtige Citrone ist! Von solcher Fülle habe ich bis jetzt noch keine gesehen.“

„Sie haben recht, das ist ein herrliches Exemplar. — Röschen, sind Sie mir denn wirklich gut? Bitte, sagen Sie es mir!“

„Wie Sie nur noch fragen können!“ versetzte die verschämte Jungfrau kaum hörbar.

„Ach, sagen Sie: Ja! daß ich es bestimmt weiß.“

„Sie wollen es von mir hören, und haben mir selbst noch nichts gesagt. Schickt sich denn das?“

„Sie haben wieder recht. Aber es hat mir nie über die Lippen gewollt; ich konnte nicht den Muth gewinnen, Ihnen zu sagen, wie sehr ich Sie liebe. Und das ist ja eigentlich auch unaussprechlich. Kein Wort bezeichnet die Tiefe und Innigkeit meines Gefühls. Und doch, da ich es Ihnen nun einmal gestanden habe, möchte ich fort und fort davon reden. Was sagen Sie nun dazu?“

„Daß es mir mit meinen Gefühlen gerade so ergeht. Ich kann weiter nichts sagen, als daß ich Sie ebenso liebe.“

„O wie glücklich machen Sie mich durch dieses Geständniß!“

Die große Citrone war unterdessen zerlegt und wurde nun von den gemeinschaftlichen Kräften des liebetrunkenen Paares ausgepreßt. Und sieh', wie wunderbar! während jede der kleinern Citronen viele Kerne

gehabt hatte, kamen aus dem Fleische der großen nur zwei hervor. Aber diese beiden waren größer und stattlicher als alle übrigen.

„Diese Kerne bedeuten unsere Herzen, die sich in diesem Augenblicke auf ewig vereinigt haben!“ rief der Jüngling.

„Das ist ein schöner Gedanke von Ihnen!“ sagte Röschen überrascht. „Wie diese goldne Frucht sie beide einschloß, so soll die Liebe unsere beiden Herzen einschließen und vereinigen.“

„Noch besser! Wir wollen diese beiden Kerne in eine große Scherbe pflanzen, und wie sie aufkeimen, wachsen, blühen und endlich Früchte tragen, so unsere Liebe.“

Röschen klatschte vor Freude in die Hände. Hurtig sprang sie fort und brachte bald darauf den größten mit guter Erde gefüllten Blumentopf; denn sie war eine Blumistin und hatte diese Liebhaberei von ihrem Vater geerbt. „Darin haben sie beide Platz.“ — Walter steckte die Kerne in die Erde; Röschen sah ihm andächtig zu. Als er fertig war, küßte er das liebe Kind auf Mund und Wange. „So, nun bist Du vor dem lieben Gott meine Braut, und zum Zeichen unseres Herzenbundes haben wir diese Kerne der Erde anvertraut. Morgen, wenn ich Deinen Bruder begleite, will ich ihm unser Geheimniß entdecken und ihn um seine Einwilligung zu unserm Bunde bitten; nachher auch Deine Mutter. Und nun nenne mich auch Du.“

Röschen lispelte verlegen: „Du lieber Wilhelm!“ Und nun waren sie beide wieder froh, wenn auch etwas befangen, wie scheue Kinder. Als sie aber nachher im Kreise der Familie ein Gläschen des Getränkes geschlürft hatten, das ihre junge Liebe bereitet und gleichsam gewürzt, wurden sie fast ausgelassen, und wenig hätte gefehlt, daß sich das übergelückliche Röschen verathen und ihren Wilhelm vor Allen geduldet hätte.

Der scheidende Bruder und ein Paar Tage später die Mutter gaben mit Freuden ihre Einwilligung, nur machte die sorgsame Wittwe, die ihr Röschen über Alles liebte, zur Bedingung, daß die Leutchen noch einige Jahre warten mußten, bis Röschen zwanzig Jahre alt sei, und Walter sich einen eignen Heerd gegründet habe.

Nun kam der Verlobte wöchentlich einige Mal von der Fabrik herüber, übrigens änderte sich gar nichts im Leben dieser einfachen Menschen. Das freudigste Ereigniß für sie war, wenn ein Brief vom Bruder

kam oder sie die Antwort darauf schrieben. Weil nun aber das Verhältniß so blieb und man nichts von Hochzeitmachen hörte, so kam es, daß mancher Freier anfragte, der den blassen Porzellanmaler bei der sich üppig entfaltenden Rose auszustechen versuchte. Röschen lachte darüber. Es ging ihr auf der Welt nichts über ihren Wilhelm.

Etwas hatte die beiden liebenden Herzen von Anfang eine oder zwei Wochen betrübt; nämlich von den beiden Citronenkernen war nur einer aufgegangen. Sie warteten lange und sehnsuchtsvoll auf das Aufkeimen des andern; Röschen sah jeden Tag darnach, Wilhelm, so oft er kam; aber es stellte sich kein Keimchen ein, während das aufgegangene rasch und üppig emportrieb.

Endlich grub Röschens Ungeduld im Beisein des Geliebten mit dem niedrigsten Finger nach dem Kern und fand ihn verfault. Wilhelms Auge trübte sich, eine Thräne zitterte an seiner Wimper.

„Nur Dein Stöckchen blüht empor,“ sagte er wehmüthig; „mein Kern ist verdorben. Ich werde sterben und Du wirst glücklich sein.“

Röschen erschrak vor diesen Worten im innersten Herzen. Endlich sagte sie mit Mühe: „Es kann ja auch mein Kern gewesen sein, der verfault ist, und ich glaube gewiß, es ist der meinige gewesen.“

Mehrere Tage war ihr aber recht weh zu Sinne, und wenn Wilhelm nicht da war, weinte sie viel. Er war sehr still und in sich gekehrt. Nachher tröstete Röschen: „Unsere Liebe soll nur eine sein, und ist auch nur eine einzige, unzertrennlche, untheilbare, und als solche blüht sie lustig empor. Deshalb ist auch nur ein Bäumchen aufgekommen; es soll ja unsere Liebe bedeuten.“

Nach einiger Zeit hatten sie den ganzen Vorfall vergessen, wenigstens thaten sie beide so gegen einander, und erwähnten des Bäumchens nicht mehr.

Es vergingen ein Paar Jahre in ungetrübter Heiterkeit. Röschen lebte in ihrem Wilhelm, er war nur glücklich in ihrer Nähe; sie waren also sehr oft zusammen. Röschen wurde immer schöner, blühte immer üppiger, Wilhelm wurde immer blässer und wellte sichtlich dahin. Alle Leute sahen, daß er krank war, nur Röschen nicht. Er klagte nicht und war heiter und zufrieden. Aber er litt an einer unheilbaren Krankheit, an einer Leberschwindsucht. Ohne es Röschen merken zu lassen, brauchte er schon geraume Zeit ärztliche Hilfe. Obgleich er die Abnahme seiner Kräfte

spürte, setzte er seine Besuche im Hause der Pfarrerswittwe nicht aus. Endlich konnte er eines Morgens sein Lager nicht mehr verlassen.

Wenn er in drei oder vier Tagen nicht kam, fiel es Röschen gerade nicht auf; er konnte Abhaltungen haben. Am fünften Tage ließ er ihr sagen, er sei krank geworden, sie möchte ihn mit der Mutter Sonntags besuchen, wenn er indessen nicht auf sei und sie besucht habe.

Dieser Aeußerung nach hielt Röschen die Krankheit des Geliebten für sehr unbedeutend und machte sich gar keinen Kummer darum. Im Gegentheil rüstete sie sich mit frohem Herzen zu der kleinen Sonntagsreise und dachte daran, womit sie ihren Wilhelm erfreuen möchte. So saß sie, aus der Vormittagskirche heimgekehrt, in ihrem halb ländlichen, halb städtischen Staate auf ihrem Stuhl auf dem Fenstertritte und ordnete in Gedanken, was sie für Wilhelm alles mitnehmen wollte. Ihre Augen hafteten dabei unwillkürlich auf dem Citronenbäumchen, das seinen festen Platz neben ihr im Fenster hatte, so daß ihr Athem seine Blätter streifte. Es war zur kleinen Gerte aufgeschossen, hatte schon etwas Holz angefaßt und sechs große frische Blätter getrieben. Unter allen Gewächsen und Blumen, welche Röschen besaß, war ihr das Citronenbäumchen das liebste. Sie sah täglich wohl zehn Mal darnach und freuete sich jedes neuen Keugleins, das ein Blättchen zu werden versprach. Als sie nun so darauf hinsah, ließ plötzlich das Bäumchen im Nu und wie auf einen Ruck alle sechs Blätter auf ein Mal schlaff am Stämmchen herabfallen, so daß sie wie gelähmte Flügel eines Vogels herniederhingen. Röschen sprang erschrocken auf, nahm den Blumentopf mit dem Bäumchen aus dem Fenster, befühlte alle Blätter, suchte sie aufzurichten; vergebens! Sie hingen schlaff herab, hatten plötzlich alle Frische verloren und fühlten sich weich an. Röschen glaubte, es fehle dem Bäumchen an Feuchtigkeit, obgleich sie ihm Abends vorher Wasser gegeben hatte; sie holte eilig Wasser und begoß es, aber es half nichts. Die bedenklich werdende Mutter wußte auch keinen Rath, und Röschen lief mit dem Bäumchen im Arme zum Schullehrer, der ein tüchtiger Blumist und Pomolog war. Dieser schüttelte den Kopf, besah das Bäumchen und meinte endlich, es müßte irgend ein Insekt die Wurzel abgenagt haben. Er wühlte es also aus der Erde, fand aber zu seinem Erstaunen die Wurzel gesund und frisch und keine Spur von einem schädlichen Insekt.

„Erkläre sich das, wer kann,“ sagte er endlich. „Mir ist so etwas noch nicht vorgekommen, auch habe ich von einem so seltsamen Falle weder gehört, noch gelesen. Das kann gar nicht mit rechten Dingen zugehen.“

Röschen kehrte weinend heim. Das Bäumchen war wieder eingepflanzt, und sie hoffte, es werde sich wieder erholen. Mittags aß das Mädchen wenig und drängte die Mutter zur Abreise, damit sie ihrem Wilhelm bald erzählen könne, was dem Citronenbäumchen begegnet sei. Die Mutter sah ganz ernsthaft drein. „Wenn es nur nichts zu bedeuten hat,“ sagte sie.

„Was könnte es denn zu bedeuten haben?“ rief Röschen erschrocken.

„Nun wir werden ja sehen. Ich habe mir die Zeit gemerkt; es war fünf Minuten über drei Viertel auf elf, als es die Blätter hängen ließ.“

Sie wanderten selbender einsylbig, Röschen immer hastig voran und von sichtbarer Unruhe getrieben; die Mutter hinterdrein, sich dann und wann eine Thräne verstoßen aus dem Auge wischend.

So langten sie in dem Orte der Fabrik an und traten in Wilhelms Wohnung. Die Mutter bemerkte, wie die Blicke der ihnen Begegnenden mitleidig auf Röschen ruheten, sie sah verweinte Augen, und hörte an der Thüre eine Magd flüstern: „Herr Gott, da ist sie! Weiß sie's denn schon? Die Arme!“

Röschen lief die Treppe hinauf in Wilhelms Stube; ein weißes Tuch war über das Bett gedeckt, sie riß es hastig weg. Da lag Wilhelm todt. Röschen schrie jammernd auf. Ein Stein hätte sich erbarmen mögen.

Die Hausleute und Verwandte des Verstorbenen traten mit Beileidsbezeugungen hinzu, und die vom Schmerz tief verwundeten Frauen erfuhren, daß der Jüngling wenige Minuten nach drei Viertel auf elf Uhr verschieden war.

Als das trostlose Röschen nach Hause kam, war das verhängnißvolle Citronenbäumchen gänzlich verdorrt.

Das beklagenswerthe Kind hat alle spätern Heirathsanträge von der Hand gewiesen. Sie lebt einsam auf ihrem Dorfe — ihre Mutter ist auch heimgegangen — von allen Bewohnern desselben geliebt und geehrt. Das verdorrte Citronenbäumchen mit den vertrockneten Blättern hebt sie als eine heilige Reliquie auf. Es soll ihr, wenn sie einst den trüben Erden-

traum ausgeträumt, in die Hand gegeben werden, wenn man sie in den Sarg gelegt hat.

#### Das Medaillon.

Die Tochter eines Kirchendieners in Gotha, ein holdes, liebenswürdiges Wesen, hatte die Bekanntschaft eines braven jungen Kaufmannes in Eisenach gemacht. Dies war im Jahre 1809. Beide fanden Wohlgefallen an einander und eh' das Jahr zu Ende ging, waren sie Verlobte. Auguste hing mit schwärmerischer Liebe an dem Manne ihrer Wahl, und wenn sie ihn in einigen Wochen nicht gesehen hatte, glaubte sie nicht leben zu können. Was bildet sich ein junges zärtlich liebendes Mädchenherz nicht Alles ein? Der Geliebte ist ihre Welt, ihr Gott.

Schmidt — dies war der Name des jungen Kaufmannes — dachte ernstlich an sein Etablissement, um die Geliebte so bald als möglich als Gattin an seinen häuslichen Heerd führen zu können, aber es stellten sich ihm mancherlei Hindernisse in den Weg. Seiner Thätigkeit gelang es inzwischen, das Ziel seiner Wünsche bestimmt auf Michaelis festzusetzen.

Im Sommer hatte er sich von einem geschickten Miniaturmaler portraituren lassen; er ließ das kleine wohlgetroffene Bild in ein goldnes Medaillon fassen und schenkte es der Geliebten zu ihrem einundzwanzigsten Geburtstag. Er hätte ihr keine größere Freude bereiten können. Sie trug das Medaillon nun stets auf der Brust, wie es damals die Mode mit sich brachte.

An einem schönen Augustsonntage gaben sich beide ein Stelldichein in dem romantisch gelegenen Dörfchen Thal, zwei Stunden von Eisenach, fünf Stunden von Gotha, am Fuße des Thüringerwaldgebirges. Sie sehnten sich einander zu sehen, auch hatten sie viel Nöthiges über das bald zu bestellende Aufgebot, über Trauung und Hochzeit, zu besprechen, und der Bräutigam konnte wegen seines jungen Geschäftes nicht nach Gotha kommen, auch mochte er wohl gerne mit der Braut allein sein, um gänzlich ungestört mit ihr über ihr nahe Glück, über ihre Einrichtung und die tausend kleinen und angenehmen Dinge plaudern zu können, die man aber nur mit einer Verlobten zu besprechen hat, und von denen ein Dritter nichts zu wissen braucht.

Die beiden Verlobten nahmen zusammen ein frugales Mahl ein und erstiegen dann auf den herrlichen

duftigen und schattigen Waldpfaden den Scharfenberg mit seinem hohen Wartthum, setzten sich in den Ruinen nieder, labten sich an der schönen Aussicht und hatten die Stunden verkostet, eh' sie es sich versahen. Schmidt mußte endlich an die Rückkehr denken. Er hatte den Weg zu Fuß gemacht. Auguste war zu Wagen gekommen, aber beide sahen ein, daß sie erst in der Nacht die Heimath erreichen würden, so weit war die Zeit vorgeschritten. Sie stiegen den Berg hinab, und Auguste begleitete den Geliebten noch eine Strecke durch das saftig grüne Wiesenthal. Sie hatte sich wie immer mit dem ihr so theuern Medaillon geschmückt. Sie sprachen eben, Hand in Hand wandelnd, davon, daß sie sich wegen vielfacher Geschäfte nun nicht eher wieder sehen würden bis am Tage vor der Trauung, wann er in Gotha eintreffen wollte. Er betrachtete die schöne Braut während dieses Gespräches oft mit den zärtlichsten Blicken. Plötzlich fielen seine Augen auf das Medaillon an ihrer Brust, und er rief erschrocken: „Was ist denn das mit dem Bilde?“

„Was?“ versetzte sie, und nahm das Medaillon in die Hand, um es ebenfalls zu betrachten. Zu ihrem Schrecken sah sie, daß die Farben des Bildes alle in einander geflossen waren und gar keine Spur mehr von einem menschlichen Antlitz zeigten. Ihre Bestürzung war unbeschreiblich.

„Mein Gott!“ rief sie, „vor wenigen Minuten sah ich das Portrait noch ganz unverehrt und jetzt diese schreckliche Zerstörung! O Himmel, Ernst, das hat ein Unglück zu bedeuten!“

„Aengstige Dich doch nicht, liebes Herz! Was wird es zu bedeuten haben! Das geht ganz natürlich zu. Du hast geschwitzt und es ist Schweiß in das Medaillon gedrungen, der die Farben angefeuchtet und das Bild zerstört hat.“

Aber Auguste hatte nicht geschwitzt; an der Außenseite des wohlverwahrten Medaillons war keine Spur von Feuchtigkeit zu entdecken.

„Das ist freilich sonderbar und ganz unerklärlich,“ sagte der Bräutigam bedenklich, nachdem er sich selbst überzeugt hatte. „Aber es giebt tausend Dinge, die wir nicht gleich begreifen können und die nichts desto weniger von natürlichen Ursachen herrühren. Alles, was auf Erden ist, entsteht und vergeht nach den Gesetzen der Natur. Vielleicht gelingt es uns noch, den Grund der Zerstörung des Bildes zu entdecken, der vielleicht in den chemischen Gesetzen liegt, denen die Farben unterworfen sind.“

„Aber warum nur gerade jetzt, in diesem Augenblicke, wann wir von einander scheiden wollen. Ach, Ernst, mir ahnet nichts Gutes! Das Herz ist mir plötzlich von Angst und Sorgen gepreßt.“

Vergebens redete ihr der Bräutigam zu; sie stellte sich wohl endlich, als werde sie durch seine Worte beruhigt, aber es war in Wahrheit nicht der Fall, und mit dem schwersten Herzen entließ sie ihn. Ja, sie rief ihn noch zwei Mal zurück und weinte schier trostlos an seinem Halse, so daß er sich gleichsam mit Gewalt von ihr losreißen mußte.

In dieser trüben und angstvollen Stimmung langte sie zu Hause an; sie fühlte sich die folgenden Tage keine Minute von derselben befreit, und zuweilen steigerte sich diese Beklemmung bis zur unerträglichsten Angst. Es war ihr stets, als sei ihre Brust mit Centnersteinen belastet, und alle Geschäfte, die sich auf ihre nahe Verbindurg bezogen, verrichtete sie mit einer ihr selbst unerklärlichen Verdrossenheit, so daß eigentlich nichts Rechtes zu Stande kam.

Das Medaillon hatte sie geöffnet, das Elfenbein, auf welches das Bild gemalt war, herausgenommen, hatte es vielfach geprüft und von Sachverständigen prüfen lassen: die Sache war und blieb unerklärlich, und Augustens schlimme Ahnung wurde durch nichts verringert. Die bangende Braut lebte still in sich hinein.

In der ersten Frühe des 2. September verbreitete sich merkwürdig schnell in der Stadt das Gerücht von dem furchtbaren Unglück, welches Eisenach Abends zuvor um neun Uhr betroffen hatte. Man hatte in Gotha den flammenden Blitz gesehen, welcher das Aufspringen der Pulverwagen in Eisenach verursacht hatte, und die gothischen Spritzen legten den sieben Stunden langen Weg in zwei Stunden zurück.

Auguste war die ganze Nacht von beängstigenden wüsten Träumen heimgesucht worden. Die Schreckenskunde erreichte früh ihr Ohr. Sogleich stand die Gewissheit in ihrer Seele fest, daß ihr Verlobter nicht mehr lebe. Vergebens versuchten ihre Angehörigen ihren Jammer zu stillen. Sie reisete denselben Tag noch nach der unglücklichen Nachbarstadt. Ihre Ahnung hatte sich leider nur zu wahr bestätigt. Sie fand nicht einmal die Leiche des jungen Mannes, dem ihr Herz gehört hatte. Er war unter den zusammengestürzten Häusern begraben und verbrannt. Trostlos kehrte sie in die Heimath zurück. Ein unsiegbarer

Ernst bemächtigte sich ihres Lebens. Sie hat sich nicht verheirathet und bewahrt das so wunderbar unheimlich zerstörte Portrait als Andenken an ihren Geliebten und an eine Stunde voll süßer Liebeseligkeit und bitterer Todesahnung.

### Miscellen.

(Eine diplomatische Anekdote.) An einem schönen Sommerabende des Jahres 1780 befand sich in einem reizenden Landhause in der Nähe des Haags eine Gesellschaft, die gut gegessen hatte und sich berieth, wie der nächste Tag so angenehm als möglich verbracht werden könnte. Es war in dem Hause des französischen Gesandten bei den Vereinigten Provinzen. Einer der Anwesenden erwähnte auch das berühmte Scheveninger Gericht „Waterlisch“ und machte von dem Wohlgeschmack desselben eine so verführerische Beschreibung, daß man einstimmig beschloß, dieses holländische Nationalgericht zu kosten. Am andern Tage begab sich denn auch gleich am frühen Morgen der Haushofmeister des Gesandten mit seinen Leuten nach Scheveningen, um da die nöthigen Anstalten zu treffen. Später folgte der Gesandte selbst mit seinen Gästen. Man war sehr vergnügt, der Waterlisch schmeckte vortreflich und die französischen Weine thaten das Uebrige. Bei der Abreise verlangte der Haushofmeister die Rechnung von dem Wirthe und man forderte ihm 1500 Francs ab. Er schlug die Hände über dem Kopf zusammen und der Gesandte selbst, den man von dieser unerhörten Forderung in Kenntniß setzte, bestand darauf, daß nachgelassen werde. Da er aber allein nicht durchzubringen vermochte, ließ er den Bürgermeister rufen, der vor allen Dingen fragte, ob man mit dem Wirthe vorher über den Preis sich vereinigt habe. Dies wurde verneint, der Bürgermeister wendete sich an seinen Landsmann und ersuchte ihn, die Rechnung herabzusetzen. Der Wirth blieb indes bei seiner Forderung unverändert stehen und behauptete, er wisse am besten, was er fordern könne, und er habe 1500 Francs verdient. Der französische Gesandte wendete sich, da ihm der Bürgermeister nicht helfen konnte, an die holländische Regierung, aber ebenso vergebens. Er mußte bezahlen, berichtete aber an seine Regierung und die Sache machte ein so großes Aufsehen, daß man eine Zeitlang fürchtete, Frankreich werde Holland wegen dieser Rechnung den Krieg erklären. Nach einiger Zeit zeigte der Gesandte der Vereinigten Provinzen in Paris seinem Haushofmeister an, er wüßte matelote à la Rapée (ebenfalls ein Fischgericht) zu essen. Eigentlich wünschte es aber die hübsche Tänzerin, welche der Gesandte unterhielt. Die Diplomatie hat dem Ballet noch nie etwas abgeschlagen und so erhielt denn der Haushofmeister des Gesandten den Auftrag, in einem hübschen Wirthshause an der Seine die nöthigen Einrichtungen treffen zu lassen und matelote zu bestellen. Alle Hoffnungen wurden denn auch wirklich übertroffen, das Gericht war vortreflich, die hübs-

sche Tänzerin zeigte sich dankbar und der Gesandte war glücklich. Endlich mußte aber doch aufgebrochen werden und man verlangte die Rechnung, die nicht weniger als 3000 Francs betrug. Der Gesandte gerieth außer sich und ließ den Wirth rufen, der ganz ruhig erklärte, er müsse am besten wissen, was er zu fordern habe. Der Diplomat wollte eben heftig antworten, aber er besann sich plötzlich eines Bessern und sagte lächelnd: „Ich verstehe, ich habe den Waterlisch von Scheveningen mit zu bezahlen.“ Er gab Befehl, die Rechnung zu bezahlen, die Tänzerin lachte und der Gesandte errieth, daß das Ballet ebenfalls im Dienste der Diplomatie stehe.

(Madame Lacoste.) Es macht in diesem Augenblicke der Prozeß der Madame Lacoste, welche ihren Mann vergiftet haben soll, eben so großes Aufsehen, wie der berühmte Prozeß Lafarge, und er ist allerdings in einem Punkte wenigstens noch interessanter als dieser. Madame Lacoste erschien vor dem Gerichte ganz schwarz gekleidet; ein schwarzer sehr dünner Schleier verhüllte zwar ihr Gesicht, doch nicht so, daß man ihre Züge nicht hätte sehen können. Ihr Gesicht ist sehr hübsch, namentlich hat sie außerordentlich schöne Augen. Lange schwarze Locken umhüllen anmuthig ihr Gesicht. Anfangs sah sie sehr bleich aus, allmählig aber kehrte eine lebhaftere Farbe auf ihre Wangen zurück. Der Mitangeklagte, Meilhan, ist ein Mann mit weißem Haar, der aber noch ziemlich rüstig ausieht. Seine Züge verrathen Gutmüthigkeit. Er schien durchaus nicht besorgt zu sein, sondern lächelte. — Heinrich Lacoste hatte im Jahre 1841 seine Nichte Euphémie Bergès geheirathet. Ob er gleich hoch in Jahren stand, schien er doch noch sehr rüstig zu sein, und nichts verrieth, daß er am Ende seines Lebens stehe, als er am 16. Mai 1843 plötzlich erkrankte und nach acht Tagen verschied. Einige Tage nachher legte seine junge Wittwe Euphémie ein Testament vom 1. Juli 1841 vor, in welchem sie zur Universalerin ihres Mannes ernannt war, der ihr ein Vermögen von etwa 700,000 Frs. hinterließ. Leider erfreuete sie sich ihres Wohlstandes nicht lange in Ruhe, denn es verbreitete sich bald das Gerücht, ihr Mann sei an Gift gestorben, und sie habe es ihm in Verbindung mit dem Schullehrer Meilhan gegeben. Sie selbst trug sofort darauf an, daß die Leiche ihres Mannes wieder ausgegraben werde. Dies geschah, und mehrere ausgezeichnete Aerzte und Chemiker erhielten den Auftrag, Untersuchungen anzustellen, welche das Dasein einer bedeutenden Quantität Arsenik in dem Körper ergaben. Die öffentliche Stimme erklärte, Lacoste habe das Gift durch Meilhan und Euphémie Bergès erhalten. Die letztere stand im 22. Jahre, als sie die Frau Lacostes wurde. Anfangs lebten sie, wie es schien, vollkommen glücklich mit einander; die junge Frau that Alles, was dem alten Manne gefallen konnte, sie rasirte ihn sogar täglich, obwohl er nichts weniger als liebenswürdig, sondern geizig und im höchsten Grade eifersüchtig war, so daß seine Frau allein Niemanden besuchen, nicht einmal allein in die Kirche gehen durfte. Erst nachdem Lacoste die Hoffnung auf-

geben mußte, einen Erben seines Namens und Vermögens zu erhalten, fing er an, über seine Frau zu klagen, und warf seine Augen auf Dienstmädchen, um wenigstens ein uneheliches Kind zu erhalten. Die junge Frau bemerkte dies, es kam darüber zu heftigen Auftritten, und Lacoste äußerte gegen mehrere Bekannte, er würde ein anderes Testament machen lassen. Um diese Zeit war Meilhan, der in der Gegend nicht im besten Rufe stand, oft in dem Hause und er schien sich besonders an die junge Frau anzuschließen. Bald darauf besuchte Lacoste mit seiner Frau den Jahrmarkt zu Riquepeu, wo Meilhan wohnte, den er dort im Gasthause traf. Nachmittag klagte Lacoste plötzlich über Schmerzen im Leibe und sagte zu mehreren Bekannten, er sei unwohl geworden, seit ihm Meilhan ein Glas Wein gegeben habe. Die Schmerzen nahmen zu und er mußte nach Hause gehen. Seine Frau pflegte ihn ganz allein, ließ Niemanden zu ihm und berief erst am fünften Tage einen Arzt, dem sie erzählte, ihr Mann habe sich durch allerlei unverdauliche Speisen den Magen verdorben. Der Arzt glaubte dies, und wenige Tage darauf starb der Kranke. Meilhan, der bisher in schlechten Verhältnissen gelebt, hatte auf einmal viel Geld und mehrere Zeugen sagten aus, er habe erklärt, daß es ihm die Wittve Lacoste geschenkt. Nach dieser Darstellung scheint es keinem Zweifel zu unterliegen, daß Lacoste durch seine Frau und Meilhan vergiftet wurde. In dem langen Zeugenverhöre stellten sich aber zwei wichtige Punkte heraus, einmal nämlich, daß Lacoste, wenn er, was häufig geschah, sich den Magen verdorben hatte, jedes Mal sagte, er habe ein Glas Wein getrunken, auf das ihm unwohl geworden, und zweitens besonders, daß er öfters an Krankheiten gelitten, die man nicht nennt, daß er die Aerzte nicht leiden konnte, sich selbst nach einem alten Buche insgeheim behandelte, die Mittel, die er anwendete, selbst bereitete und zu diesen Mitteln Arsenik nahm. Dies wurde von dem Vertheidiger der Madame Lacoste besonders hervorgehoben, der glaublich zu machen sucht, Lacoste habe sich durch Anwendung solcher Arsenikmittel selbst vergiftet. Die Aerzte, welche bei den Verhandlungen zugezogen wurden, konnten nicht läugnen, daß eine solche Vergiftung möglich sei, wenn sie auch selten vorkommen möchte. Die Geschworenen, welche zuletzt über Schuldig oder Nichtschuldig sich zu erklären hatten, sprachen deshalb auch einstimmig, nach kurzer Berathung, aus, die Wittve Lacoste und Meilhan wären nicht schuldig.

(Michel Kalliphurnas.) Ein Philhellene, der in dem laufenden Jahre Griechenland wieder besuchte, erzählt unter anderem, daß er seinen besten Freund, Michel Kalliphurnas, in einem Kloster auf dem Berge Athos wiedergefunden habe, wohin ihn Gewissenspein geführt habe. Nachdem er nämlich tapfer für die Unabhängigkeit seines Vaterlandes gekämpft, hatte er sich mit seiner Schwester Phrossa (Euphrosine) nach Athen begeben, um dort die bedeutenden Besizungen seiner Familie zu übernehmen. Die schöne Phrossa galt für eines der reichsten Mädchen im jungen Griechenland und es fanden sich viele Be-

werber um ihre Hand ein. Unter diesen war auch ein junger Fürst, Nerio, der den tiefsten Eindruck auf das Herz der Jungfrau gemacht zu haben schien. Bei einer Abendgesellschaft im Hause der Geschwister kam das Gespräch auf Geister und Gespenster und Michel erklärte bestimmt, daß er an alle diese Märchen nicht glaube. Die gesammte Gesellschaft nannte ihn einen Freigeist, einen Freimaurer, und selbst seine Schwester bat ihn dringend, weniger rücksichtslos zu sprechen. Der junge Michael Kalliphurnas lachte aber darüber und erbot sich, auf jede beliebige Weise darzutun, daß er keine Furcht vor Gespenstern kenne. Nerio, der eben so ungläubig war, forderte den Freund auf, auf dem Grabe eines türkischen Heiligen in der Nähe des Hauses einen — Eierkuchen zu backen. Michel ging in diesen Scherz ein und erklärte, die Kohlenpfanne auf dem Grabe zurücklassen und den Eierkuchen der Gesellschaft überbringen zu wollen. Mehrere junge Männer erboten sich, um die Furchtsamen zu beruhigen, mitzugehen und in der Nähe zu bleiben, um dem Frevelnden beizustehen, wenn ihm etwas zustossen sollte. Kalliphurnas machte sich mit den nöthigen Geräthen auf den Weg und die Freunde folgten ihm von Weitem. Nachdem er Feuer angezündet hatte, ließen sich, aus dem Grabe heraus, wie es schien, die Worte hören: „Ungläubiger, was thust Du? Fliehe, wenn Du den Frevel nicht mit dem Leben büßen willst.“ In demselben Augenblicke richtete sich neben dem Leichensteine ein großer Kopf mit einem Turban auf, der den Mund weit aufsperrte. Michel nahm, in Angst oder aus Kergerniß über die Störung, das kochende Del, das er zu dem Eierkuchen verwenden wollte, und schüttete es in den Mund der Erscheinung. Als bald schallte weit hin durch die stille Nacht ein entseßlicher Schrei; die Freunde Michels eilten herbei, und nachdem sie die Laterne, die umgefallen und verloschen war, wieder angezündet hatten, sahen sie einen todtten Menschen neben dem Grabe liegen. Der Todte war Nerio, welcher die Gesellschaft still verlassen hatte, um seinen Freund Kalliphurnas zu erschrecken, und durch denselben auf so entseßliche Weise um das Leben gebracht worden war. — Michel selbst hatte das Unglück seiner Schwester zu melden, welche den Verlust des Geliebten gefaßter ertrug, als man erwartet hatte, und ihren Schmerz im Wohlthun zu vergessen suchte. Der unglückliche Kalliphurnas aber konnte sich nicht trösten, entsagte seiner glänzenden Zukunft, seinem großen Vermögen, und zog sich mit seinem Schmerz in die Einsamkeit eines Klosters zurück.

(Die ouis und die yes.) Die Mahuris, ein Volkstamm auf Neuseeland, haben kürzlich dreißig Engländer, die sich dort niedergelassen hatten, erschlagen und — verzehrt. Ein Brief aus Neuseeland, den französische Blätter mittheilen und der von einem Franzosen herrührt, schildert den Vorfall ausführlich und erwähnt, daß der Brieffschreiber bei diesen Mahuris ankam, als sie eben noch ihr schauerliches Mal hielten. „Da ich die Sprache der Wilden verstand, so sprach ich meinen Unwillen gegen sie aus und drohete, sie durch die Leute

von unserm Schiffe züchtigen zu lassen. Die Wilden erschraaken darüber und antworteten: Wir essen keine Mahuris, sondern yes yes (so nennen sie die Engländer). Auch zeigten sie mir noch einen Kopf, an welchem ich den Capitain Wakefield erkannte, der uns vor nicht langer Zeit gastlich in seinem Hause aufgenommen hatte. Ich schauderte bei diesem Anblicke und meine Begleiter machten mir Vorwürfe, daß ich die Wilden gereizt habe, weil wir nur fünf gegen 260 waren. Aber sie beruhigten uns, indem sie sagten: die oui oui (wie sie die Franzosen nennen) sind gut, aber die yes yes sind schlecht. Dann erzählten sie, sie hätten die Engländer erschlagen, weil diese an einer Strecke der Küste sich hätten niederlassen wollen, ohne den Boden erkauft zu haben.“

### Generalcorrespondenz.

Die Criminalprozesse machen in Frankreich großes Aufsehen und die Gerichtssäle, in denen sie verhandelt werden, beinträchtigen die Theater, wie sie das Interesse für die Romane schwächen, welche die Zeitungen ihren Lesern täglich bruchstückweise vorlegen. Namentlich klagt man, daß sich die Damen zu jenen Verhandlungen über Verbrechen gerade so drängen wie in die Theater, wenn diese Stücke voll Mord und Blut aufzuführen. Die Zeitungen überbieten einander in rascher und ausführlicher Mittheilung der Verhandlungen; die Patrie z. B. zeigte kürzlich an, sie bringe die Nachrichten über den Prozeß der Lacoste früher als alle andern, weil sie ihr durch eine besondere Staffette und dann durch eine besondere Locomotive auf der Eisenbahn zukämen. Wir sind für Deffentlichkeit des Gerichtsverfahrens, aber auch dafür, daß die Verhandlungen nicht zu einem Schauspiel für die Menge herabgewürdigt werden. — Auf der Insel Bourbon steht übrigens ein Prozeß bevor, der an Grauenshaftigkeit alles überbieten dürfte, was man in dieser Art kennen gelernt hat. Dort nämlich ist ein Schwarzer, Sylvan, geradezu der Menschenfresserei angeklagt, denn er verzehrte in einem Anfall von Eifersucht ein Kind, das seine Geliebte zur Welt brachte, und dessen Vater er nicht war. Kann man sich eine dramatischere Person denken als einen menschenfresserischen Schwarzen, der den zarten Schäfernamen Sylvan führt? —

Jetzt fängt man sogar im Auslande an, über die Duldung der grünen Tische in den deutschen Bädern sich ziemlich stark auszusprechen, und man enthüllt dort ungeheuer die Mittel, deren sich die Spielpächter bedienen, um neue Opfer heranzuziehen. Alle gewöhnlichen Mittel sind aber nun erschöpft, selbst die Engländer glauben nicht mehr an die russischen Fürsten, welche die Bank an einem Abende drei Mal sprengen sollten, wie in den Zeitungen ausposaunt wird. Was nun? Ein Spielpächter in Deutschland hat für 20,000 Francs einen bekannten Schriftsteller erkauft, der ihm mit aller Kunst des Raffinements ein Buch schreiben soll, welches einen Sommer in dem betreffenden Bade schildert. Das Buch soll mit Stahl-

stichen etc. kostbar ausgestattet werden und die Augen der Reichen in Europa auf jenes Bad lenken. Daß der Spielpächter alle Mittel anwendet, ist nicht zu verwundern, wohl aber, daß er einen literarischen Groupier fand. —

Daß die Polizei in den Vereinigten Staaten von Nordamerika sehr gutmüthiger Natur ist, haben wir lange gewußt, ein recht schlagendes Beispiel davon ist aber der nachstehende Vorfall. Zwei Mädchen aus Neu-Orleans, die nicht in dem besten Rufe standen, hatten sich mit weiblichen Secundanten nach Bayou Saint Jean begeben, um da eine Ehrensache wegen eines jungen Mannes, um dessentwillen sie sich veruneinigt hatten, mit Pistolen und bowie knives (langen Messern) auszumachen. Die Polizei, welche Nachricht davon erhielt, schritt indeß ein, um einen blutigen Kampf zu verhüten. Aber sie war so galant, den Gegnerinnen zu gestatten, in ihrer Gegenwart den Streit mit natürlichen und angeborenen Waffen auszugleichen. Als dies geschehen war, sorgte sie dafür, daß die Mädchen unangefochten und auf verschiedenen Wegen nach Hause gelangten. —

In England hat man zufällig ein sehr schönes Miniaturportrait von Milton, dem berühmten Dichter des „verlorenen Paradieses“ gefunden. Es war im Besitze einer englischen Familie gewesen, die in Tours gelebt hatte, und wurde in London, wohin man es sandte, sehr theuer verkauft. —

Wir haben früher erzählt, daß man bei dem Bankier Caccia in Paris eine Kiste mit den Handschriften von Lord Byron gefunden habe. Die Sache verhält sich wirklich so und man erfährt, daß der Besitzerin dieser Schätze, der Gräfin Guiccioli, bereits mehrmals, namentlich von England aus, bedeutende Summen dafür geboten worden sind, Summen bis 25,000 Thaler. Die Gräfin will sie erst später veräußern und dann von dem Ertrage ein des Dichters würdiges Denkmal errichten. Man sieht an diesen Handschriften, wie sehr der Dichter an seinen Werken gefeilt hat; manche Verse sind drei, vier Mal und noch öfterer an den Rand geschrieben. Das Ungedruckte, was sich darunter befindet, will die Gräfin bald herausgeben. —

In Angouleme in Frankreich hat man die Erfindung gemacht, Papier aus einer sehr häufig wachsenden Wasserpflanze zu bereiten und das Journal Charentais wird bereits auf solches Papier gedruckt, das sehr gut aussehen und weit billiger sein soll als das Lumpenpapier. — Bei dieser Gelegenheit sei zugleich eine andere neue Erfindung erwähnt, welche sämtliche Dampfmaschinen verdrängen wird. Ein junger Franzose, der in der Heimath keine Unterstützung fand, ging nach England, um seine Idee auszuführen. Es ist ihm gelungen, die Maschine fertig da und die berühmtesten englischen Maschinenbauer staunen sie an. Einer derselben, Penn in Greenwich, der mehrere große Dampfsschiffe gebaut hat, betrachtete die ganz neue Maschine, die ihn vielleicht zum armen Manne macht,

lange schweigend und rief dann aus: „Hätte ich sie, ich vergräbe sie tief in meinen Garten.“ Bei den Dampfmaschinen muß eine große Wassermasse verdampft werden, um Triebkraft zu erhalten, und dazu gehört eine große Menge Brennmaterial, welches die Dampffahrten etc. so theuer macht. Uebrigens sind die Dampfmaschinen auch sehr gefährlich, was sich nicht wegläugnen läßt. Die neue Erfindung besteht nun darin, statt des Dampfes heiße Luft anzuwenden; dabei fällt der Kessel weg, man braucht nicht ein Fünftel des Brennmaterials und die Hauptsache ist, daß von Gefahr dabei nicht mehr die Rede sein kann. Die erste fertige und im Gange befindliche Maschine dieser Art befindet sich in einer großen Anstalt bei London und es wird nicht lange währen, so fahren Bote, von ihr getrieben; auf der Themse, auf den Eisenbahnen und sodann auf dem Weltmeere. —

Der auch in Deutschland wohlbekannte italienische Sänger Moriani macht jetzt in London das ungeheuerste Aufsehen. —

Es ist häufig von dem kostbaren Gold- und Silbergeschire der englischen Souveraine die Rede, welches sich im Schlosse Windsor befindet, und das erst kürzlich wieder bei der Anwesenheit des Kaisers von Rußland daselbst allgemein bewundert wurde. Man schätzt den Werth dieses Tafelgeschires auf beinahe vierzehn Millionen Thaler. Es befindet sich darunter ein goldenes Service, das Georg IV. ankaufte, und das Alles enthält, was für hundert und dreißig Gäste nöthig ist. —

In Paris herrscht neben Glanz und Reichthum so viel Arthemuth, daß nach einer neuen Berechnung von der Million Einwohner, welche die Stadt jetzt hat, 350,000 in den Hospitälern sterben müssen. —

Die Reiterstatue des Kaisers Napoleon, welche der Bildhauer Marochetti bearbeitet, war kürzlich im Modell von Pappe aufgestellt. Das Piedestal ist mit Verzierungen bedeckt; das Pferd ruht auf drei Beinen; der Kaiser ist in römischer Tracht dargestellt, mit einem Mantel auf den Schultern, den Scepter in der Hand und der Kaiserkrone auf dem Haupte. —

In der vornehmen Welt in England wird es, seit sie sich mehr und mehr von dem Theaterbesuche zurückzieht, wie wir mehrmals erwähnt haben, Mode, Vorlesungen, namentlich von Bühnenstücken, zu veranstalten, und es ist diese Mode gewiß sehr zu billigen. Von jeder jungen Dame wird erwartet, daß sie sich an das Piano setzen und zur Unterhaltung ihrer Freunde spielen und singen kann; ist aber eine von funfzig, ja ist eine von fünfhundert im Stande, ein Gedicht oder gar ein Bühnenstück auch nur mit einem Schein von dramatischem Effect vorzulesen? Wir bezweifeln es und wünschen deshalb, daß das Bestreben, schön vorzulesen, recht allgemein werden möge.



# Allgemeine Modes-Zeitung

N<sup>o</sup> 32.

1844.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.** Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Wortto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Des heimgegangenen Sängers Segensspur.

Novelle von Moriz Reichenbach.

Mein guter Rock, so Alles, Harm und Freude,  
Hast Du getreu, als Freund mit mir getheilt;  
Und wenn mein Geist, im ideo Lebenswärme,  
Trog allem Kampf, am Ende doch erlag,  
Wie slog ich dann erlöst in Deine Arme  
Din zum Ersatz für den verlorenen Tag.

In meinen alten Ueberrock. Liedge.

1.

Der Morgen des ersten Pfingsttages war angebrochen und hüllte voll Liebe, Lust und Wonne die ganze Schöpfung in seinen feierlichen Glanz. Nur die Vögel jubelten laut in den duftigen Blüthenzweigen und der ernste Glockenton vom alten Kirchturme rief die Gläubigen zur Andacht herbei; sonst herrschte feierliche, sonntägliche Stille in dem freundlichen, romantisch gelegenen Städtchen Artenberg. Friederike war schon seit geraumer Zeit in ihrem Blumengärtchen eifrig beschäftigt gewesen, obgleich die sechste Morgenstunde noch nicht verstrichen war. In der Rosenlaube, an deren Zweigen schon unzählige Knospen unter dem saftigen, hellgrünen Blätter-schmucke neugierig hervorschauten, hatte sie ein Tischchen gedeckt mit der feinsten Serviette, welche ihr geringer Vorrath zur Auswahl darbot. Auf einfachem Präsentirteller hatte sie das Theegeschirr geordnet, welches keine Auswahl zugelassen; denn es war das einzige, welches ihre kleine Wirthschaft aufzuweisen hatte, unscheinbar, ohne Gold

und Malerei, aber auf das Sauberste blank polirt. Auf dem Tische stand ein kleiner Kuchen, seitwärts an der mit einem weichen Polster belegten Bank lehnte eine gestopfte Tabakspfeife, und Friederike war eben beschäftigt, die hellen Thautropfen von den Blumen zu schütteln, die sie sorgfältig ausgelesen und abgeschnitten hatte, um den Tisch damit zu schmücken und einen Kranz zu legen um den kleinen Kuchen. Denn sie feierte ja heute ein zweifaches Fest, weil es sich getroffen, daß des lieben, alten Vaters Geburtstag diesmal gerade auf den ersten Pfingsttag fiel. Der in Ruhestand versetzte Kanzleibeamte Herbst war vor mehreren Jahren nach Artenberg gezogen, theils weil er sich nach einem einsamen Plätzchen für seine letzten Ruhetage sehnte, hauptsächlich aber, weil seine kargliche Pension mit den theuern Lebensbedürfnissen der großen Residenz, wo er fünfunddreißig Jahre lang im Amte gestanden hatte, durchaus in kein harmonisches Verhältniß zu bringen war. Seinen Sohn Julius hatte er in jener Residenz zurückgelassen, damit er auf der dortigen berühmten Universität den theologischen Studien sich widme, wozu er besondere Vorliebe gezeigt. Schon seit geraumer Zeit hatte er keine freudigen Nachrichten mehr vom Sohne erhalten, doch baute er noch immer Hoffnungen auf den reichen Schatz von Herzengüte, den Julius sonst heilig bewahrt hatte, und hegte für ihn treu und redlich die zärtlichste Vaterliebe, die eifrig dem Gedanken Eingang wehrte, ihn als einen Verlorenen zu betrachten.

Seine Gattin, die er erst im vierzigsten Jahre heimgeführt, hatte ihm der Tod, viel zu früh für die glückliche Ehe, die er mit ihr geführt, wieder geraubt, und so war ihm nur eine einzige Stütze geblieben in seiner Tochter Friederike, die ihm aber auch die wärmsten Gefühle ihres Herzens ganz und innig wehte und früh und spät darnach strebte, ihn durch die sorgsamste Kindesliebe den Verlust der Gattin und des Sohnes weniger empfinden zu lassen. Sie hatten das kleine Häuschen, welches sie bewohnten, mit dem daran stossenden Gärtchen gemiethet, lebten eingezogen, einfach und mit weiser Sparsamkeit, und so gelang es ihnen wirklich, mit der kargen Pension und mit dem, was Friederike durch weibliche Arbeiten und einige Unterrichtsstunden verdiente, ihre allerdings bescheidenen Bedürfnisse zu befriedigen. Wurde sie nicht durch einen bangen Gedanken an Julius verscheucht, so war die frohe Laune stets heimisch in dem kleinen Raume, über welchen sie gebieten konnten, und zeigten sie sich außerhalb desselben, so begegnete ihnen überall die Freundlichkeit und Achtung der guten Kleinstädter.

Heute hatte nun Friederike, wie es alljährlich an diesem Tage der Drang des Herzens ihr gebot, dem geliebten Vater ein kleines Fest bereitet. Alles war auf's Beste besorgt: der Frühstückstisch war geordnet, zum Mittagstisch ein Freund und eine Freundin eingeladen, in der Küche lagen Fische und Tauben schon bereit zum Sieden und Braten, und als eine höchst seltene Erscheinung paradierten im Schränkchen sogar zwei wohlversiegelte, langhalsige Flaschen, mit aufrichtigem Würzburger gefüllt. Nun gönnte sich die Festordnerin einige Augenblicke Ruhe. Doch blickte sie ängstlich bald nach der nahen Thurmuhr, bald mit ungeduldiger Erwartung nach der äußeren Thür der Hausflur, die nach der Straße führte und welche sie von der Laube aus bequem überschauen konnte. „Es würde mir meine ganze Freude verderben, wenn er nicht Wort hielte!“ flüsterte sie leise vor sich hin, und immer ängstlicher wurden die Schläge ihres Herzens; denn das eigentliche Angebinde für ihren guten Vater, ein kostbares Stück, war noch nicht in ihren Händen, und er konnte nun mit jeder Minute erwachen und aus seiner Kammer zu ihr herabkommen. — Da schlug es sechs Uhr, und mit dem letzten Schlage trat Herbst aus der Hausflur. Er schien die Tochter hinter den dichtbelaubten Rosenzweigen nicht zu bemerken; sein erster Blick fiel auf seine lieben Blumen, die, wie festlicher Weihrauch, ihm würzig entgegendufteten; sein

zweiter Blick richtete sich zum heitern, blauen Morgenhimmel empor. So stand er mehrere Minuten lang da, die Hände gefaltet, das ehrwürdige, tiefgefurchte, doch noch immer frische Antlitz hellbeleuchtet, die silbergrauen Locken von leisen Lüftchen bewegt, und die Lippen, um die ein Lächeln spielte, sprachen keine auswendig gelernte Gebetsformel aus, aber mit dem Blicke seiner Augen, der den leichten Thränenschleier durchbrach, stieg seine ganze Seele in stiller Andacht zu Gott empor. — Kaum hatte er aber sein Sammetkappchen wieder auf seinen Scheitel gedrückt, da hing auch Friederike schon an seinem Halse, und ihr überwältigendes Gefühl gestattete ihr nur in abgebrochenen Reden alle ihre herzlichsten Glückwünsche hervorzustammeln. Dann zog sie ihn mit sich fort in die Laube zum festlich gedeckten Tischchen, und beide saßen mehrere Minuten lang einander schweigend gegenüber. Aber ihre Hände hielten sie eng verschränkt, und ihre Augen spiegelten sich gegenseitig so treu und innig ab, daß ihre Blicke bis tief in das Innerste drangen und sie deutlich auch die leiseste Empfindung lasen Eins in der Seele des Andern. Friederike ließ zuerst die Blicke sinken, sie streiften an der ärmlichen Kleidung des Vaters herab, ein recht wehmüthiges Lächeln verbreitete sich dabei über ihr Antlitz, und ein ungeduldiger Seufzer flog dabei über ihre Lippen.

„Soll ich Deinen Seufzer deuten, mein Kind?“ sprach Herbst, welchem ihr wehmüthig musternder Blick nicht entgangen war. „Er galt meinem alten, aber doch einzigen Rocke, der seit einiger Zeit bei Dir in die entschiedenste Ungnade gefallen ist. Ich muß selbst bekennen: er ist recht unscheinbar geworden, das Alter hat ihn mürbe und schlotterig gemacht, und heute zum frohen Pfingstfeste gewährt er eben keine sonderlich zierliche und glänzende Erscheinung. Aber lieb ist er mir dennoch, der treue Gefährte seit langen Jahren, und nun kann ich ihn schon gar nicht mehr von mir lassen.“

Aber in demselben Augenblicke sprang Friederike auf und eilte zur Hausflur, auf welcher so eben der Schneiderlehrling erschien, mit einem mächtigen Paquete unter dem Arme. Sie riß die Umhüllung ab und mit einem funkelnagelneuen, dunkelbraunen Ueberrocke trat sie mit freudeglühendem Antlitz vor den erstaunten Vater hin. Der alte Herbst streckte unwillkürlich die bebende Hand darnach aus; seine Augen füllten sich mit Thränen; hundert Fragen schwebten auf seiner Zunge, aber er vermochte nichts hervorzu-

bringen, als die mit zitternder Stimme gesprochenen Worte: „o, mein Kind!“

Friederike ließ den Rock in seinen Händen und halb abgewendet von ihm, sagte sie: „Nun, Väterchen, rathe, von wem dies Angebinde kommt?“

„Ei, das Räthsel ist leicht!“ erwiderte Herbst und fuhr sich mit der Hand über die Augen, um die Thränen in seinen grauen Wimpern zu zerdrücken. „Meinst Du, ich hätte es nicht bemerkt, daß trotz meinen freundlichen Bitten, trotz meinen ernstern Ermahnungen, seit Weihnachten jeden Abend das Lämpchen in Deiner Kammer bis tief in die Nacht hinein brannte, so dicht Du auch das Fenster verhängtest, daß ich den Lichtschein nicht bemerken sollte? Deine Gesundheit, Deine lieben Augen hast Du daran gewagt, um Deinem alten Vater ein neues Kleid zu schaffen.“

„Ei, nicht doch! ich bin kerngesund geblieben und meine Augen sind hell und frisch! Nein, nein, lieb' Väterchen! diesmal hast Du falsch gerathen; das Geschenk kommt — von unserm Julius,“ entgegnete Friederike, aber bei den letzten Worten warf sie sich an seine Brust, als ob sie ihr glühend rothes Antlitz dort verbergen wollte.

„Von Julius!“ rief Herbst mit freudigem Erstaunen, und alle seine Gedanken flogen in weite Ferne zu seinem Sohne hinüber. Friederike hatte ihn ja nie belogen, und gerade heute glaubte ihr der arme Vater so gern. — „Von Julius!“ wiederholte er tief bewegt. „Was hast Du für Nachrichten von ihm? Er legte ein Paar freundliche Worte an mich bei? wo sind sie? gieb schnell, Niefchen, gieb schnell!“

Aber schon weniger zuversichtlich als früher, versetzte Friederike: „Er sendete mir vor einiger Zeit das Geld zu Deinem Angebinde und überließ mir die Wahl desselben. Gewiß wird er auch recht bald an Dich schreiben; vielleicht kommt heute noch ein Brief von ihm.“

Diese Hoffnung schon genügte dem liebevollen Vater, dem durch des Sohnes Geschenk so mancher tröstende Gedanke erweckt wurde. Julius, von dessen Leben und Wirken er nun seit mehreren Monden keine zuverlässige Nachricht empfangen, hatte seiner wieder kindlich gedacht; nur durch angestregten, regen Fleiß konnte er die Summe zu einem solchen Geschenke übrig haben; er mußte also zurückgekehrt sein zu einer geordneten Lebensbahn, von welcher er, wie es schien, seit geraumer Zeit abgewichen. So dachte Herbst und nach und nach ging seine Nüchternheit in lautere Freude

über und sein gemüthlicher Humor zeigte sich bald in seinem hellstem Farbenshimmer. „Also soll ich mich doch von Dir, Du alter, treuer Kamerad, trennen!“ rief er aus, indem er wehmüthig lächelnd die fadenscheinigen Aermel des abgetragenen Rockes betrachtete. „Wär' ich ein Dichter, ich müßte Dir ein Abschiedslied widmen; doch könnte ich wohl schwerlich mein Gefühl wärmer und inniger ausdrücken, als es mein Lieblingsdichter Tiedge gethan hat. Mit seinen Worten will ich von Dir scheiden:

„Ich lern' in Dir, und übe nun an Dir  
Die große Kunst, das Liebste selbst zu missen.“

## 2.

Was Dich auch drückt, mein Herz, er rettet!  
Vertraun zu ihm ist Deine Pflicht.  
Er, der dem Baum ein Lager bettet,  
Der Gott verläßt den Menschen nicht!  
Vertrauen auf Gott. — Tiedge.

Der Gottesdienst war beendigt und die Straßen des Städtchens Artenberg wurden belebter durch die heimkehrenden Kirchgänger. Ein junges Mädchen, ihrer Kleidung nach zu urtheilen, zu den höhern Ständen gehörend, ging ganz allein an den Häusern hin. Sie hielt ihr Gesangbuch fest gegen den schwerbeklommenen Busen gedrückt, und die Leichenblässe ihres Gesichts, die Verstörung ihrer edeln Züge, der irre, angstvolle Blick ihrer dunkeln Augen, deuteten darauf hin, daß sie im Gotteempel den innern Frieden nicht gefunden, den sie dort gesucht. Bald hastig, bald langsamer vorwärts schreitend, war sie beinahe bis an das Ende des Städtchens gelangt und sie lenkte jetzt in eine kleine Straße ein. Plötzlich blieb sie stehen, blickte sinnend zu Boden, wie im qualvollen Kampfe mit sich selbst; doch nach wenigen Augenblicken schon erhob sie muthiger ihr Haupt und trat entschlossen in jenes kleine Häuschen, welches Herbst mit seiner Tochter bewohnte. Friederike sprang ihr entgegen mit dem freundlichsten Morgengruße, und umschlang sie zärtlich; doch entsetzt über ihr Aussehen bebte sie auch sogleich wieder zurück und ihre Hand nur noch fest in die ihrigen drückend, sprach sie mit dem Tone der tiefsten Theilnahme: „Um Gotteswillen! Was ist Dir begegnet, liebe Cäcilie? So bleich sah ich Dich noch nie und Deine Augen noch nie so trübe.“

„Ich habe viel geweint diesen Morgen,“ entgegnete Cäcilie, „und komme nun zu Dir, um mein Herz zu erleichtern, das zerspringen will vor Angst und Kummer.“

„Also endlich findet Dein Vertrauen doch den Weg zu mir? Endlich willst Du Dein geheimes Leid ausschütten, das ich schon seit Monden in Deinem Antlitze las?“ versetzte mit freundschaftlichem Vorwurf Friederike. Doch Cäcilie fuhr fort: „Vielleicht thue ich auch heute Unrecht, wenn ich Dir vertraue; denn mein Bekenntniß wird schwer und schmerzlich auch auf Deinem Herzen lasten; aber es muß sein! ehe ich von Dir scheide, sollst Du Alles — Alles wissen!“

Bestürzt zog Friederike die Freundin von der Hausflur durch das Gärtchen in die Rosenlaube, und nachdem sie Beide dort Platz genommen, sank Cäcilie an die Brust der staunenden Freundin und sprach im Ueberwallen eines leidenschaftlichen Gefühls: „Ich liebe, Friederike, — liebe Deinen Bruder Julius.“

Ein freudiger Schrecken durchbebt die gute Schwester bei diesem Geständniß, und beinahe jubelnd brach sie in die Worte aus: „Meinen Julius! O, Du liebe Cäcilie, wie glücklich machst Du mich! Nun kann ich allen bangen Sorgen, die ich um des Bruders willen hegte, ihren Abschied geben; denn wen Du Deiner Liebe für würdig hältst, der muß sie auch verdienen. — Ach, und wie der gute Vater sich freuen wird! Denn sagen muß ich's ihm, sobald er von seinem Spaziergange zurückkommt! Ich könnt's ihm nicht verhehlen, wenn Du's auch verlangtest; denn es ist ja das schönste Angebinde, welches ich ihm heute widmen kann!“

„Ach, daß ich Dir Deine Freude so grausam vernichten muß!“ entgegnete Cäcilie. „Ich liebe ihn, und dennoch bin ich geflohen vor ihm! Meine ganze Seele hängt noch an ihm — und dennoch reißen mich heiligere Pflichten von ihm los! — Höre mich an. Du weißt, daß vor ungefähr drei Jahren, als Du mit Deinem Vater die Residenz verließest, Dein Bruder dort zurückblieb. Er war an meinen Vater dringend empfohlen, welcher ihm als Director eines Gymnasiums nützlich werden konnte, wenn er ihm für irgend ein Lehrfach, dem er gewachsen war, eine Anstellung an seinem Institute gewährte. Mein Vater prüfte seine Kenntnisse, fand seine Erwartungen vollkommen befriedigt und stellte ihn vorläufig in den untern Classen an. Bald gewann er den jungen, fleißigen und gebildeten Mann wirklich lieb, und da er wußte, daß er ganz allein stand in der großen Residenz, so führte er ihn nach einiger Zeit in unsere Familie ein, um ihm in unserm Kreise eine freundliche Theilnahme und Erholung zu bieten. So lernte ich ihn kennen und

fühlte mich bald zu ihm hingezogen. Nach und nach bemerkte ich, daß sein Antlitze bleicher, seine Züge finsterner wurden und sein Auge einen wahrhaft fanatischen Ausdruck annahm; seine Reden wurden dunkler, er gefiel sich in Bergliederung übersinnlicher Begriffe, erfüllte seinen Geist mit phantastischen Bildern, sprach von Visionen und Offenbarungen und mit Erstaunen mußte ich wahrnehmen, daß er sich dem in der Residenz um sich greifenden Mysticismus zugewendet hatte. Auch meinem Vater war die traurige Richtung seines innern Wesens nicht entgangen, er ließ ihm nachforschen und erfuhr, daß er bereits die heimlichen Conventikel der Frömmeler besuche, und nun hielt er es für Pflicht, den jungen Mann ernstlich zu warnen vor der dunkeln, gefährvollen Straße, die er betreten. Julius aber nahm die gutgemeinten Warnungen mit Unwillen auf und rühmte sich, er wandle den Weg des wahren Heils. Wir hatten die gegenseitigen Geständnisse unsrer Liebe bereits ins Geheim gewechselt, deshalb glaubte ich, es würde mir vielleicht leichter gelingen, ihn von seiner Schwärmerei zu heilen; doch auch meinen liebevollen Vorstellungen setzte er seine Erkenntniß des ewigen Heils durch die Offenbarung des Geistes entgegen und beschwor mich leidenschaftlich unter heißen Thränen, mich fest an ihn anzuschließen, mit ihm vereint am neuen Tempel zu bauen und dahin zu streben, ein Abglanz der Gottheit zu werden. Mir graute vor dem düstern Feuer seiner Beschwörung und ich wurde nur noch mehr in meinem Entschlusse bestärkt, seinen Bekehrungsversuchen mit meiner schlichten Vernunft entgegenzutreten. Eines Tages verlangte er dringend, ich sollte den geheimen Versammlungen der Eingeweihten beiwohnen, und nachdem alle meine Versuche, ihn von seiner Irrbahn zurückzuführen, gescheitert waren, hielt ich es für meine Pflicht, ihm den ernstesten Widerstand zu zeigen, und vermied es sorgfältig, mit ihm allein zu sein. So waren beinahe zwei Jahre verflossen; Julius kam seltener in unser Haus, und wenn er kam, betrachtete er mich mit schmerzlichen Blicken, die mir das Herz durchbohrten; aber auch nicht die leiseste Spur einer Milderung seiner fanatischen Geistesrichtung wurde an ihm sichtbar. Da stürmte er eines Tages plötzlich die Treppe herauf, sein sonst so bleiches Antlitze glühte, sein Auge leuchtete hell und frei und athemlos fragte er nach meinem Vater. Ich führte ihn zu ihm, und er bekannte mit den untrüglichen Zeichen der aufrichtigsten Reue seine Verirrung, schwur hoch und theuer jede fernere Ge-

meinschaft mit der Heuchlerbrut ab, wie er jene Secte nannte, bat mit den rührendsten Worten meinen Vater um Verzeihung, daß er seine väterliche Warnung nicht schon längst beherzigt, und gestand ihm seine Liebe zu mir. Mein guter Vater gab ihm hocheufreut Hoffnung auf meinen Besitz, wenn er seine Sinnesänderung bewähre und sich ein Amt erworben, welches unsere Zukunft sicher stelle. Die eigentlichen Ursachen seiner schnellen Bekehrung habe ich nie erfahren; nur so viel konnte ich aus den Andeutungen meines Vaters entnehmen, daß er in die verborgensten Geheimnisse der Frömmeler eingedrungen und Handlungen entdeckt hatte, welche sein sittliches Gefühl auf's Tiefste verletzten. Von jenem Tage an war er gänzlich umgewandelt, offen und heiter, freudig in die Zukunft blickend, mit kühnem Muth und eisernem Fleiße nach dem Ziele ringend, mich sein zu nennen. Ach, nur zu bald entfloß dieser Blüthentraum unserer Liebe! — Kaum waren einige Monate vergangen, so bemerkte ich, daß seine natürliche Heiterkeit sich in eine affectirte, wilde Lustigkeit verwandelte; statt des harmlosen Scherzes sprudelten bittere Sarkasmen über seine Lippen, die zuweilen selbst das Heiligste nicht verschonten; statt der rein sittlichen Lebensanschauung, die er sonst entwickelte, entrollte er jetzt übermüthige, frivole Bilder. Dieser neue Paroxismus beunruhigte mich fast noch mehr, als sein mystischer Schwindel, und dringend bat ich meinen Vater, sein Augenmerk auf ihn zu richten. Dieser erfuhr bald, daß er alle theologischen Collegia aufgegeben und sich nur noch mit mehreren des Atheismus verdächtigen jungen Männern mit einer neuen, trostlosen Philosophie beschäftige, welche Gott und Unsterblichkeit bezweifle, und die Lehren des Christenglaubens bekämpfe. Mein Vater ist freisinnig, aber kein Freigeist im schlimmen Sinne des Wortes, und ein Feind aller derer, welche die Grundpfeiler der Religion antasten; um so mehr empörte ihn die zweite unselige Verirrung, deren Julius sich schuldig gemacht. Er stellte ihn jetzt noch weit ernster zur Rede, da er sich meines künftigen Glücks wegen besonders dazu verpflichtet fühlte, erhielt aber die kecke Antwort, daß er allerdings das Studium der Theologie gänzlich aufgegeben, indem er eine Religion weder anerkennen, noch Andere lehren könne, deren vornehmste Glaubenssätze nur auf einer mythischen Tradition beruheten und größtentheils mit der reinen Vernunft im offenbarsten Widerspruche ständen. Da er doch einmal ein Brodstudium wählen müsse, so würde er sich der Philologie

widmen, mit Berücksichtigung der von ihm als wahr anerkannten neuern Philosophie. Mit Schrecken erkannte mein Vater, daß der Unglückliche wirklich von einem Extreme zum andern übergesprungen war. Mit der liebevollsten Theilnahme suchte er ihn auch von dieser Verirrung zu heilen; stundenlang ließ er sich mit ihm in Disputationen ein; er drohete ihm, unsere Verbindung aufzulösen; ich selbst erschöpfte mich in Bitten und Flehen — Alles vergebens! Wie er früher in seiner düstern Schwärmerei mich zum Pietismus bekehren wollte, so suchte er mir jetzt mit einer spitzfindigen Beredtsamkeit, welche mir Entsetzen einflößte, meinen Glauben zu entreißen. Da habe ich mich denn zum zweiten Male von ihm zurückgezogen; ich sah ihn nur noch selten und nie allein. Er hatte ein enges Freundschaftsbündniß geschlossen mit einem jungen Manne, Baron von Warren, welcher erst kürzlich aus Frankreich zurückgekehrt war und sich die lockern Sitten der pariser Salons angeeignet hatte. Dieser wurde jetzt sein täglicher Gesellschafter und stürzte ihn in einen Strudel rauschender Vergnügungen. Es war im Januar dieses Jahres, als ein Vorfall in allen gebildeten Circeln der Residenz eine gerechte Entrüstung hervorrief. Eine bejahrte Hofdame, die Tante des Barons von Warren, eine streng pietistische, aber dabei als außerordentlich mildthätig verehrte und bei Hofe sehr geachtete Dame, war auf einem öffentlichen Maskenballe auf eine unverzeihliche Weise prostituirt worden. Man hatte ihre auffallende, fast klösterliche Kleidung täuschend nachgeahmt und sie so treu in allen ihren Bewegungen und Reden copirt, daß sie unter der frivolen Redoutengesellschaft ein Gegenstand des allgemeinen Spottes geworden war. Der Polizei war es nicht gelungen, sich der Maske, welche noch zu rechter Zeit spurlos verschwunden war, zu versichern; doch wurden noch an demselben Abende und in den nächsten Tagen die thätigsten Nachforschungen angestellt. Der Verdacht fiel erst auf den jungen Baron selbst, welcher, wie man wußte, mit seiner Tante in Zwiespalt lebte, weil sie, so oft sie ihn sah, sein gar zu weltliches Leben und Treiben streng rügte. Die Folgen dieses Verdachtes wurden dem jungen Warren durch die auffallend kalte Begegnung, die er bei Hofe fand, bald fühlbar, und kaum hatte er begonnen, dem öffentlichen Gerüchte, welches ihn auf diese Weise verfolgte, zu widersprechen, als auch Zeugen auftraten, welche die Aussage bekräftigten, daß sie die Maske aus einem genau bezeichneten Hause zuerst hätten hervortreten und sich von dort nach dem

Redoutensaale begeben sehen. — Es war Julius Wohnung, welche sie bezeichneten, und Julius erklärte sich jetzt auch ungeschert für den Thäter. Er wurde eingezogen, und gewiß wäre eine schwere Ahndung seines Vergehens erfolgt, wenn jene edle Dame selbst sich nicht mit den dringendsten Bitten für ihn verwendet hätte. Schon am andern Tage wurde er deshalb mit einem scharfen Verweise freigegeben, aber überall, wo er sich blicken ließ, traf ihn die härteste Strafe, die allgemeine Verachtung.“

(Fortsetzung folgt.)

### Miscellen.

(Noch eine Rafaelsche Madonna.) Urbino, die Vaterstadt Rafaels besitzt kein Denkmal, nicht einmal eine Inschrift zum Andenken an den großen Maler und die Bewohner der benachbarten Städte spotten deshalb über die von Urbino, welche gar nicht zu wissen scheinen, daß sie die Landsteute eines Mannes sind, den die Bewunderung der ganzen Welt fast vergöttert hat. Das Haus, in welchem Rafael geboren wurde, wo er seine Jugend verbrachte und seine ersten Werke schuf, steht ohne alle Bezeichnung unter den übrigen. Es gehört gegenwärtig ehrlichen Bürgerleuten, welche es den Fremden mit einem unbegreiflichen Phlegma zeigen. Sie thun als sähen sie gar nicht ein, daß man so weit herkommen und so hoch steigen könne (die Stadt Urbino liegt nämlich auf dem Gipfel eines Berges), um ganz bescheidene Zimmer zu sehen, die in den Augen derer, welche sie bewohnen, nichts Merkwürdiges haben. Zu Ende des Besuches aber, wenn man wieder gehen will, fragt die Besizerin des Hauses, ob man auch die Madonna zu sehen wüßte. — „Welche Madonna?“ — „Die, welche Rafael als Kind al fresco in dem Zimmer seiner Mutter malte.“ Man erschrickt bei dem Gedanken, daß man das Haus Rafaels habe verlassen können, ohne den kostbaren Schatz zu sehen, den es besitzt. Die Frau zieht dann an einer Schnur, ein kleiner grüner Vorhang öffnet sich und enthüllt ein ziemlich gut erhaltenes Gemälde, die Jungfrau mit dem Jesuskinde in halber Figur, in einem Rahmen von Gips. Die heilige Lampe der Familie brennt vor diesem Bilde. Bis jetzt war Niemand auf den Gedanken gekommen, dieses Heiligthum zu plündern; es mußte ein Engländer, ein Herr Willis, in Urbino erscheinen, einer jener Reisenden, die eine Sammlung von Fingern und Nasen, welche sie den berühmtesten Statuen abgeschlagen haben, mit nach Hause bringen. Er kaufte das kostbare Frescobild für 60 Zechinen. Der Stadtrath soll darüber erschrocken sein und den Cardinal-Legaten ersucht haben, hier einzuschreiten; aber der Engländer hat sich bis jetzt nicht irre machen lassen. . . Gelingt es, diesmal das Werk Rafaels zu retten, so will man eine Subscription eröffnen, um das Haus des großen Malers für die Stadt anzukaufen.

(Ein Volksfest in Quito.) Die Stiergefächte wer-

den nirgends mit größerm Glanze gefeiert als in Quito in Südamerica. Die sämtlichen Bewohner der Stadt finden sich in dem ungeheuer großen Circus ein und ein Regiment der Garnison beginnt die Festlichkeiten mit Paradeevolutionen, bei denen die Reiter meist Blumen streuen, so daß auf dem Fußboden in Blumen die Figuren nachgebildet werden, welche die verschiedenen Manövers bildeten. Nach dieser Parade wird ein Stier auf den Kampfplatz hineingelassen. Dieser erste ist stets mit einer Schabrake mit Goldfransen bedeckt, auf welcher man die Worte liest: „Es lebe die Constitution. Die Kämpfer, welche den wilden Stieren entgegentreten, zählt man nicht zu Hunderten, sondern zu Tausenden und ein Viertel derselben wenigstens ist maskirt. Der zweite Stier hat keine Schabrake, aber sein ganzer Körper ist mit Gold- und Silbermünzen bedeckt. Diese Geldstücke hat man vorher durchstochen und sie werden mit einem Bindfaden auf die Haut des armen Thieres, das man dabei in einen Nothstall steckt, aufgenähet. Sobald dieses gequälte Thier erscheint, entsteht unter den Kämpfern der größte Wettstreit, denn jeder hofft, ihm, wenn auch kein Goldstück, doch wenigstens einige Silbermünzen abzureißen. Man wählt meist zu dieser Ausschmückung den kräftigsten und wildesten Stier, aber er behält seinen Schmuck selten über zwanzig Minuten. — Diese Stiergefächte dauern mehrere Tage fort, ohne daß die Theilnahme des Volkes nachläßt, und man opfert dabei gewöhnlich sechzig Stiere. — Unter den Kämpfern, erzählt ein neuer Reisender, die ein solcher mit Münzen benähter Stier in den Sand warf, befand sich auch ein Ritter in altrömischer Tracht. Als er stürzte, flog ihm der Helm vom Kopfe und man sah dabei — eine Mönchtonsur. Die Umstehenden, welche stets die Schwachen schützen und den Verwundeten beistehen, warfen schnell einen großen Mantel über diesen tonsurirten Romulus. Es war wirklich ein Mönch und ich erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß die Geistlichkeit das Recht hat, dem Feste beizuwohnen, nur dürfen die Mönche bei strenger Strafe nicht in ihren Kutten dabei erscheinen. Sie finden sich deshalb theils in Frauenkleidung, theils in türkischem Costüme ein, um sich ebenfalls an einem Schauspiele zu laben, ohne das in Quito Niemand leben kann. — Der mit Münzen behangene Stier stürzt endlich, die Begeisterung hat den höchsten Gipfel erreicht, da plötzlich ändert sich die Scene, die tiefste Stille folgt dieser lärmenden Freude, die Stierkämpfer verlassen ihre Beute und entfernen sich; Einige fallen auf ihre Knie, Andere stehen mit dem Hute in der Hand still da und bekreuzigen sich. In den sämtlichen Logen sieht man dieselbe Bewegung — das Angelus läutete. Ein einziger Glockenton bewirkt diese plötzliche Veränderung und wirft zehntausend Menschen zum Gebete nieder. Gleich nach Vollendung des Gebetes wird dann ein anderer Stier auf den Kampfplatz gelassen, die Betenden springen auf, und der Kampf und der Jubel beginnen von neuem.

(Ein nicht militairischer General.) In dem eben erschienenen „Leben des Vord-Kanzler Eldon“ wird er-

zählt, Dunning, der solicitor general (General-Anwalt) habe einst zu seiner Unterhaltung eine Reise nach Berlin gemacht. Der König, der von der Ankunft des Engländers in Berlin hörte, glaubte nach dem Titel des Fremden schließen zu müssen, daß derselbe General in der englischen Armee sei, lud ihn deshalb zu einer großen Truppenmusterung ein und schickte ihm, als einem ausgezeichneten Fremden, eines seiner vortrefflichsten Pferde. Dieses Pferd riß den General-Anwalt in alle Evolutionen mit hinein, welche ausgeführt wurden; Dunning, nicht eben der beste Reiter, schwebte die ganze Zeit über in Todesangst und gleichwohl mochte er nicht absteigen oder konnte vielmehr nicht absteigen, weil das Pferd auf ihn gar nicht achtete, sondern immer mit den andern lief. Sobald endlich die Revue zu Ende und der „Pseudo-General“ abgestiegen war, legte er sich zu Bett. Am andern Tage trat er seine Rückreise eiligst an und gelobte sich, nie wieder als irgend ein General ins Ausland zu reisen.

(Die Schwarzen und die Löwen.) Pallme in der Beschreibung seiner Reisen in Kordofan schildert unter anderm auch die seltsame Art, wie die Shilluks und andere Volksstämme, welche keine Feuegewehre haben, reisende Thiere und namentlich Löwen zu tödten verstehen. „Sie suchen den Ort aussindig zu machen, wo ein solches Thier seine Mittagsruhe zu halten pflegt. Ist dieser Ort passend gelegen, das heißt unter einem Baume, in dessen Nähe noch andere Bäume stehen, so sind sie ihrer Sache gewiß. Ein Neger begiebt sich etwa vier Stunden vor Mittag an Ort und Stelle und klettert auf einen Baum, demjenigen gegenüber, unter welchem das Thier sein Mittagsschläfchen zu halten pflegt. In dieser Zeit ist das Thier, ein Löwe z. B., sicherlich auf Beute ausgegangen und mit der größten Gewißheit ist auch zu erwarten, daß er zwischen zehn und elf Uhr, sobald die Hitze drückend wird, zur Siesta zurückkommt. Der Löwe kümmert sich nicht im mindesten um das, was wohl der Mann auf dem Baume zu suchen habe, selbst wenn er ihn dort sitzen sieht, und sein Gegner verhält sich bis um zwölf oder ein Uhr ebenfalls vollkommen ruhig. Er hat einen Sack voll kleiner Steine und einige scharfe Wurfspeie bei sich. Ist nun der Sand am Boden bergestalt heiß geworden, daß selbst die Thiere nicht mehr darauf gehen können, so fängt der Jäger an, den Löwen mit Steinen zu werfen, wobei er immer nach dem Kopfe zielt, und, wie alle Neger, gut trifft. Der stolze König der Thiere achtet auf die drei oder vier ersten Steine nicht im mindesten, er hält es nicht einmal der Mühe werth, aufzustehen; wenn aber die Steine immer dichter fallen, und manche ihn wohl gar in die Augen treffen, so hält er allmählig die Frechheit für zu groß, als daß er sie geduldig ertragen könne. Er erhebt dann als Zeichen der Rache ein furchtbares Gebrüll. Mit einem Sprunge ist er am Fuße des Baumes, auf welchem der Störer seiner Ruhe sitzt, empfängt aber hier einen Wurfspeie in den Leib. Nun wird sein Brüllen noch furchtbarer, obschon die Wunde ihm in dem Augenblicke nicht eben mehr

schmerzt, als der heiße Sand, der seine Füße brennt, und er kehrt wiederum an seinen Ruheplatz zurück. Hier trifft ihn von neuem ein Stein, er wird wüthend, erscheint zum zweiten Male unter dem Baume und wird wiederum durch einen oder zwei Wurfspeie empfangen. Heulend vor Schmerz ergreift er endlich die Flucht, aber der Blutverlust erschöpft bald seine Kräfte und der Jäger, der ihm von dem Baume aus nachsieht, hat in kurzer Zeit die Befriedigung, das königliche Thier als seine Beute todt im glühenden Sande liegen zu sehen.

### Generalcorrespondenz.

Die ersten Scenen des neuen Romans von Eugen Sue spielen bekanntlich in dem „Gasthose zum weißen Falken“ in Möckern bei Leipzig und der Besitzer des Wirthshauses in jenem Dorfe, das bis jetzt nicht so hieß, hat nichts Eiligeres zu thun gehabt, als dasselbe nunmehr umzutauften, um es mit dem Romane in Uebereinstimmung zu bringen. Es heißt nun wirklich „Zum weißen Falken.“ —

In Florenz hat man die Spielsucht der Leute für die Kunst zu benutzen gewußt. Das große Gebäude nämlich, welches die reichste Gemäldesammlung in der Welt enthält, hat in dem inneren Hofe zwischen den achtundzwanzig Säulen eben so viele Nischen, welche bisher leer geblieben sind. Vor zwei Jahren machte Jemand den Vorschlag, eine Subscription zu eröffnen, um in diese Nischen die Statuen der berühmtesten Toskaner zu stellen. Der Vorschlag fand Beifall, man ging ans Werk und Lorenzo der Prachtliebende, Michel Angelo, Galilai und Boccaccio nahmen nach einander die ihnen angewiesenen Ehrenplätze ein. Aber der Eifer im Geldzahlen erkaltete bald und man konnte das Werk nicht fortsetzen. Da ist man denn auf den Gedanken gekommen, der auch Genehmigung erhielt, jährlich vier außerordentliche Tombola oder Lottoziehungen zu halten. Ein Drittel des Einsatzes wird davon unter die Gewinnenden vertheilt und von den beiden andern Dritteln bezahlt man die noch erforderlichen Statuen. Wieder einmal eine Anwendung des Grundsatzes: „Der Zweck heiligt die Mittel.“ —

Die Zeitungen haben berichtet, daß der Generaleinnehmer von Ancona Schulden halber entflohen sei, und die Casse der Mutter Gottes von Loreto mitgenommen habe. Dies hat die römische Regierung veranlaßt, neue Maßregeln zu ergreifen, um die Gegenstände von unschätzbarem Werthe sicherer zu stellen, welche das wunderthätige Bild und die Wunderkapelle seit Jahrhunderten bereichert haben. In diesem Hause der Jungfrau, das bekanntlich nach der Sage durch Engel aus Judäa daher getragen worden sein soll, befinden sich unter anderem der Santo camino, oder der Sims des Kamins, welcher in der Werkstadt des heiligen Josephs in Nazareth stand, und der mit sehr dicken Silberblättern bedeckt ist; das mit Gold und Edelsteinen überladene Gewand der Jungfrau, die Krone des Jesus-Kindes und die seiner Mutter von massivem Golde, reich mit Diamanten besetzt, ein Geschenk Ludwigs XIII. Die innern

Wände waren mit Votivgaben von Gold, Silber und Edelsteinen bedeckt; rund herum standen goldene und silberne Statuen, die Kinder in ihrer natürlichen Größe darstellten, und ebenfalls von Gläubigen geschenkt waren; besonders bemerkte man die Gabe Annas von Oesterreich, einen Engel von massivem Silber, der auf einem Kissen von demselben Metalle das Bild Ludwigs XIV. als Kind darreichte, das genau so schwer war, wie das königliche Kind, als es zur Welt kam. An der Decke war kein Platz mehr zum Aufhängen aller goldenen Lampen. Sonst wurden alle diese Gegenstände zur Bewunderung und Verehrung der Gläubigen ausgestellt; jetzt zeigt man nur noch die Verzierungen des Bildes der Jungfrau, die Krone, die Ohrgehänge, die Perlenhalsbänder und das mit Diamanten besetzte Gewand. In der Kirche, an der Stelle, wo sich gewöhnlich der Hauptaltar befindet, steht das Haus der Jungfrau, umgeben von weißen Marmorwänden, auf denen in erhabener Arbeit verschiedene Episoden aus der heiligen Geschichte dargestellt sind. Die frommen Pilger rutschen auf den Knien um dieses Häuschen herum, und nur mit unendlicher Mühe gelingt es einigen, in dasselbe selbst hineingeführt zu werden. —

In Paris erscheint seit Kurzem eine Zeitung, von der man durchaus nicht sagen kann, daß sie „einem allgemein gefühlten Bedürfnisse“ abhelfe. Die Postmeister nämlich, welche vor dem immer weiteren Umsichgreifen des Dampfes sich fürchten, haben ein Blatt: la Reaction gegründet, das ihre Interessen vertheidigen und gegen das Eisenbahnwesen kämpfen soll. —

In Leipzig giebt jetzt eine Gesellschaft ausgezeichneter Kunstreiter vielbesuchte Vorstellungen, und in einer derselben zog sich ein Pferd auf spähhafte Weise und mit — Geistesgegenwart aus einer Verlegenheit. Die Gesellschaft besitz nämlich zwei kleine Pferdchen, welche unter anderem auch apportiren. Eines dieser Pferdchen sollte einen Gegenstand suchen, fand denselben aber nicht. Es wurde lange herumgetrieben und schien endlich gar nicht mehr zu wissen, was es suchen sollte, um das Verlangen seines Herrn zu befriedigen. Da mit einem Male faßte es einen raschen Entschluß, lief auf einen ganz vorn sitzenden Herrn zu, nahm ihm den Hut vom Kopfe und apportirte denselben. —

Bei dem großen Schießen in Basel sollen 252,000 Schüsse abgeschossen worden sein. —

Die Revue Parisienne will von einem merkwürdigen Prozesse zwischen den Testamentsvollstreckern Thorwaldsens und zwei deutschen Fürsten wissen. Die Sammlungen nämlich, welche der große Künstler dem Museum in Kopenhagen vermachte hat, sollten aus dem Palaste Barberini in Rom, in welchem sie ausgestellt sind, weg an den Ort ihrer Bestimmung gebracht werden, als jene Fürsten dieselben versiegeln ließen, weil Thorwaldsen ihnen mündlich die Erlaubniß gegeben habe, Gipsabgüsse von diesen Werken nehmen zu lassen. Die Testamentsvollstrecker erklärten dagegen, sie wüßten von dieser Erlaubniß nichts,

und da durch die fragliche Operation die Kunstwerke beschädigt oder gar zerstört werden könnten, so klagten sie vor dem Gericht zu Rom und verlangten von demselben, daß es die Siegel abnehmen lasse. Man glaubt indes, das Gericht werde dem Antrage keine Folge leisten. —

In Eßlingen (Württemberg) kommt nächstens die Giftmischerei einer deutschen Kasarge zur Verhandlung. Die A. Allg. Zeitung schreibt hierüber: Denken Sie sich ein hübsches, lebhaftes, äußerst sinnliches Weib, von nicht gemeiner aber außerordentlich guter Geburt, in gute Familie zur Erziehung aufgenommen, mit Naturanlagen begabt, deren Entwicklung aber immer durch den vorherrschenden Charakter der Sinnlichkeit bestimmt wurde, um ihrer Geburt und Erziehung willen mit einem mysteriösen Schein umgeben, welchen ihr leichtfertiger, intriganter Charakter absichtlich zu nähren sucht, von Jugend auf mit Cabalen aller Art beschäftigt, in Intriguen verwickelt, in Liebeshändeln verflochten, vergnügungsfüchtig und eitel, am Ende, um unter die Haube zu kommen, mit einem soliden, ehrlichen, äußerst fleißigen Goldarbeiter verheirathet, mit dem sie im besten Einvernehmen mehrere Jahre, wenigstens dem äußern Anschein nach, glücklich lebt, gegen den sie sich äußerst zärtlich anstellt, wenn ihm auch nicht gerade wie Mad. Lacoste den Bart abnimmt und die Füße wäscht, den sie namentlich in seiner letzten Krankheit sorglich zu pflegen scheint, für den sie zu Aerzten schickt, um durch sie das nöthige Gift gelegentlich zu erhalten, und in den Apotheken Arzneien bereiten läßt, um ihm in den Arzneien selbst, von deren Heilkraft der Verrathene die Genesung hofft, heimtückisch das Kraut des Todes beizubringen. Und da die Lebensgeister des Vergifteten einen langwierigen jugendlichen Widerstand entgegensetzen, verdoppelt und verdreifacht sie die Portionen, und bringt am Ende dem alle Tage mit liebender Theilnahme um sein Befinden Befragten, um schneller zum Ziele zu kommen, unglaubliche Dosen von Arsenik bei, sitzt weinend mit verstellter trauriger Miene an dem Bette des Kranken Satten, seine Pulse belauschend ob sie noch nicht aufhören zu schlagen, den Augen absehend ob sie noch nicht zu brechen beginnen, den Blick auf die blassen Lippen heftend, die sie mit heuchlerischer Liebe küßt, den Sitz des Todes darauf erwartend; und das alles ohne bemerkbare Bewegung, mit kalter Ruhe, nur um sich den eingezogenen fleißigen Mann, den sie an das Todtenlager geführt, den sie mit ruhigen Worten am meisten selbst belobte, vom Hals zu schaffen, weil er sie langweilt. Das ganze Wesen dieser Giftmischerin bietet mit den französischen Verbrecherinnen ähnlicher Art die größte Aehnlichkeit dar. Sie ist ihrem ganzen Charakter, ihrer ganzen Haltung nach den modernen Verbrechern beizuzählen, welche in der Geschichte der menschlichen Vergehungen in der That eine ganz eigene, äußerlich vielleicht von Mad. Kasarge her sich datirende Epoche bilden.



# Allgemeine Mode-Zeitung

N<sup>o</sup> 33.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



1844.

Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.** Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Des heimgegangenen Sängers Segensspur.

Novelle von **Moriz Reichenbach.**

(Fortsetzung und Beschluß.)

„Mein Vater,“ erzählte Cäcilie der Freundin weiter, „sah sich genöthigt, Julius der Lehrfunctionen am Gymnasium gänzlich zu entbinden und ihm den Zutritt in unser Haus zu untersagen. Ich habe ihn nach jenem Vorfall nicht wieder gesehen; denn mein Vater hielt meine Entfernung von der Residenz für nothwendig. Ich kam hierher nach Artenberg; der Apotheker Lindheim ist meines Vaters Bruder, und die herzinnige Aufnahme, die ich in dem lieben Verwandtenkreise fand, hemmte den Ausbruch der Verzweiflung. Und als ich Dich kennen lernte, theuere Friederike, als ich die zärtliche Schwesterliebe erkannte, mit welcher Du an Deinem Bruder hängst, da durchbebt mich oft Schmerz und Wonne zugleich; denn Deine Mittheilungen verriethen mir, daß Du nur eine ferne Ahnung seiner Verirrungen hattest, und dennoch ermutigte mich Dein gränzenloses Vertrauen zu ihm, wieder eine neue leise Hoffnung zu fassen. Tausendmal schwebte mir das Bekenntniß meiner Leiden auf der Zunge, und nur der Gedanke, daß ich dann auch Dein friedliches Herz mit banger Sorge erfüllen müßte, hielt mich davon zurück. Meine Schwester theilte mir zuweilen mit, daß sich Alles von dem Unglücklichen abgewendet, selbst seine frühern Freunde sind von ihm gewichen;

auch Baron Warren hat bald nach jener unglückseligen Maskerade die Residenz verlassen und ist zu seinem Vater gegangen, der auf seinen Gütern lebt. Heute endlich erhalte ich die Nachricht von ihr, daß Julius vor einigen Tagen todtbleich und verflört, kaum noch kennbar, in ihr Zimmer gedrungen und sie auf seinen Knien angefleht, mir seinen letzten Gruß zu bringen und meine Verzeihung für ihn zu erbitten. Er müsse die Residenz verlassen — vielleicht die Welt! und aus seinen, in wilder Verzweiflung hervorgestoßenen Worten habe sie den entsetzlichen Verdacht geschöpft — er gehe mit Todesgedanken um.“

„Ach Gott!“ rief Friederike, mit beiden Händen ihr Gesicht bedeckend. Sie hatte mit keiner Sylbe die Erzählung der Freundin unterbrochen, sondern mit immer gesteigerter Spannung die angstvollen Blicke an deren Lippen geheftet.

„Ich reise noch heute nach der Residenz zurück,“ fuhr Cäcilie entschlossen fort. — „Mag mein Vater zürnen! Ich erdulde die Pein nicht länger, vielleicht kann ich durch meine Gegenwart, mit des Allmächtigen Beistand, den Unglücklichen, den Verirrten retten. Ich habe ihm alles verziehen, und wenn ich auch keine Hoffnung hegen darf, ihn mein zu nennen, so sei jetzt meiner Liebe schönstes Ziel, ihn der gläubigen Menschheit wiederzugeben, die er im Uebermuthe verlassen und die ihn nun verächtlich von sich stößt.“

„O, meine liebe Cäcilie!“ rief Friederike unter Thränen aus. — „Ich begleite Dich! Ich vermag

viel über ihn! Ich habe ihm erst vor wenigen Tagen geschrieben und mein ganzes Herz ausgeschüttet in diesem Briefe — vielleicht —“

„Ja, Du gehst mit mir!“ entgegnete Cäcilie, indem sie aus der Laube trat und nach der Hausflur schritt. „Ich wollte Dich um Deine Begleitung bitten, denn Deine Gegenwart wird mich ermutigen und Dein Beistand meinem Vorhaben gewiß den günstigsten Erfolg verleihen. Aber noch heute laß uns reisen, denn eine unnennbare Angst treibt mich von hinnen.“

„O, mein schönes Fest! Mein armer, lieber Vater!“ rief Friederike, plötzlich erbebend, und helle Thränen brachen aus ihren schönen Augen hervor und ihr unterdrückter Jammerruf verhallte im Innern ihrer Wohnung.

## 3.

Dem Menschen ist zur Pilgerschaft durch's Leben  
Ein Gottgefühl, ein Ruf des Glaubens mitgegeben,  
Der, wo er ihn auch schrecklich mißverstand,  
Doch nie und nirgend ganz aus seinem Busen  
Schwand.

Urania. Gesang II.

Der Mensch ist selbst sein Gott und sein Beruf ist:  
Handeln. —

Urania. Gesang VI.

Liedge.

Während nun im Hause die beiden jungen Mädchen ihren Scharfsinn anstrebten, irgend einen triftigen Grund zu ersinnen, welcher ihre schleunige Abreise nach der Residenz als unumgänglich nothwendig erscheinen ließ, ohne jedoch Friederikens Vater die Gefahr, in welcher Julius schwebte, zu verrathen, war der alte Herbst von seinem Spaziergang zurückgekehrt. Er fühlte sich heute an seinem fünfundschrzigsten Geburtsfeste wie neu belebt und die innigste Heiterkeit hatte ihn mit einer beinahe jugendlichen Kraft beseelt. Deshalb fühlte er sich auch nicht ermüdet, sondern setzte seinen Spaziergang auch in seinem Gärtchen, zwischen seinen lieben Blumen noch fort. Vor einer kleinen Stellage, welche seine Nelkenflur enthielt, blieb er endlich stehen. Er liebte die Nelken ganz besonders, hatte wirklich sehr schöne gezogen und belegte sie nach Art der Blumisten gewöhnlich mit berühmten Namen; nur in einem Topfe, den er eben in der Hand hielt, befand sich noch eine ungetaufte, welche in üppiger Fülle bereits Knospen trieb, die nach seinen Erwartungen Blüthen von seltener Schönheit entfalten sollten. Lange sann er hin und her, um dies Lieblingskind auch mit einem passenden Namen zu schmücken, endlich sprach

er: „Ei was! Hab' ich nicht bereits alle Potentaten und hohen Herren hier, daß mir zuweilen ordentlich unheimlich wird in so vornehmer Gesellschaft? Dies Mal soll mein Herz den Namen wählen und deshalb sollst Du Julius heißen!“

Raum aber hatte er die getaufte Nelke wieder an ihren Platz gestellt und sich umgedreht, als auch der Postbote schon dicht vor ihm stand und ihm einen Brief überreichte. Ein einziger Blick auf die Adresse — und sein Antlitz erglühte freudig beim Anblick der wohlbekanntten Schriftzüge. „Das kommt ja wie gerufen!“ sprach er lachend vor sich hin. „Der liebe Junge kann nicht selbst bei der Taufe sein; doch schickt er wenigstens einen Pathenbrief.“ Schnell fertigte er den Postboten ab, und trug nun seinen Brief, wie einen Schatz, ihn in beiden Händen haltend, in die Laube. Hier erbrach er ihn und las; aber schon bei den ersten Worten, die er hastig überslog, zogen sich seine Brauen nach und nach finster zusammen und seine Lippen zuckten krampfhaft. Ein hörbares Keuchen verkündete die schweren Athemzüge aus qualvoll beengter Brust, und ohnmächtig sank er endlich zusammen. — So fand ihn Friederike als sie mit ihrer Freundin aus dem Hause herbeikam. Unter den bebenden Händen, am angstvoll klopfenden Busen der schreckenbleichen Tochter erwachte er wieder zum Leben, während Cäcilie, von finsterner Ahnung getrieben, sich des offenen Schreibens, in welchem sie auf den ersten Blick Julius Schriftzüge erkannt, bemächtigt hatte.

„Wo ist der Brief?“ stammelte der Greis, während sein Auge glanzlos vor sich hinstarrte und seine Hände suchend umhertappten. Als Antwort auf seine Frage vernahm er einen Wehlaut und in demselben Augenblicke stürzte Cäcilie nach der Hausflur unter dem wiederholten Jammerrufe: „Zu spät! Verloren! O, warum mußt' ich ihn verlassen!“ Jetzt griff auch Friederike nach dem unseligen Briefe, welcher aus der Freundin Hand zu Boden gefallen war.

„Du sollst den Brief nicht lesen!“ sprach Herbst mit schwacher Stimme, indem er ihr das Schreiben aus der Hand nahm und in seinem Busen verbarg. „Vielleicht wird Dir die Schreckenspost milder klingen, wenn Du sie aus Deines Vaters Munde hörst, denn hören mußt Du sie. Setze Dich zu mir, Kind! So — recht nahe! Dein Bruder Julius ist von uns geschieden! Ein Opfer des Wahnsinns hat er den Tod gesucht — denke Dir, ein hitziges Fieber hätte ihn plötzlich dahingerafft!“ Laut schluchzend ließ Friede-

rife ihr Haupt auf die Schulter des Greises sinken, der sich liebevoll bemühte, ihr Trost zu spenden. „Laß mich nun allein hier, Herzenskind!“ sprach er endlich mit zitternder Stimme. — „Geh' ins Haus zu Deiner Freundin! Ich kenne ihr Verhältniß zu Julius — er hat mir Alles gebeichtet. Ich weiß — daß er auch ihr Herz gebrochen. Hast Du auch keinen Trost für sie, so überlaß sie wenigstens nicht einsam ihrem Schmerze. — Sorge nicht um mich — jetzt bin ich nicht mehr schwach wie vorhin — der harte Schlag traf mich zu unvermuthet, nur deshalb warf er mich zu Boden.“ — Gehorsam fügte sich Friederike seiner Bitte und ging nach ihrem Wohnzimmer, wo Cäcilie sie erwartete. Der unglückliche Vater aber nahm den Brief des Sohnes wieder zur Hand und las die Schlusssätze desselben: „So ist denn Alles abgethan zwischen mir und der Welt! Mit der Menschheit bin ich fertig! Ich habe selbst keinen Vater und keine Schwester mehr, denn ich habe ihnen entsagt durch meinen freiwilligen Tod, und sie — so will es ihr Glaube — müssen auch den leisesten Gedanken an mich aus ihrer Seele bannen. So stehe ich ganz allein, wie ein Paria in der Wüste und genieße nur noch die letzte Freude, frei schalten zu können mit meinem einzigen Eigenthume, meinem Leben. Ich will die unerträgliche Last jauchzend von mir werfen, und wenn Dein Auge auf diesen Zeilen, diesem letzten Schimmer meines unseligen Daseins, weilt, bin ich schon seit vierundzwanzig Stunden meiner Erlöserin, der ewigen Vernichtung, in die Arme gesunken.“ — „Keine Hoffnung! Verloren! Verloren!“ jammerte Herbst. — „O, der unseligen Verblendung! Unser Glaube, der den milden Gnadenthau auch auf den schwersten Sünder träufelt, sollte dem Vater auferlegen, auch den leisesten Gedanken an seinen Sohn aus seiner Seele zu bannen, weil er als ein Abtrünniger sein Leben geendet? Du wirst aus Deinem Schreckenstraume erwachen und jenseits Deine Reue fühlen; darum werd' ich Deiner auch gedenken, Julius, mit zärtlichem Vaterschmerz, und kann ich mich an Deinem Bilde auch nicht mehr erfreuen, Dein Angedenken nicht segnen — aus meinem Herzen reißen, Dich verwünschen kann ich nimmermehr.“ — Er schwieg lange; dann brach noch ein Mal die Gewalt des Schmerzes hervor und schluchzend rief er zum Himmel hinauf: „O, mein Herr und Gott! warum prüfst Du mich so hart? Warum hast Du mir meinen frömmsten Wunsch, meines Sohnes Heil versagt?“ — Doch wie erbebend vor dem Vorwurfe, welcher in

diesen Worten lag, ließ er demüthig sein Haupt sinken und unwillkürlich drängten sich die Verse seines Lieblingsdichters seinem Gedächtnisse auf, die er leise vor sich hin sprach:

„Bermiß Dich nicht, mit ihm zu rechten;  
Mit Demuth nahe Dich dem Herrn!  
In trauervollen Mitternächten  
Ist Dir der Ewige nicht fern.  
Mit Deinem Frieden, Deinem Harm,  
Wurf seiner Huld Dich in den Arm.“

Ein junger Mann trat in den Garten, von hoher Gestalt und mit den edelsten Zügen im freien, offenen Antlitze. Er kam, um dem guten Herbst, den er innig verehrte, seinen Glückwunsch darzubringen zu dem Geburtsfeste, und als er dies mit wenigen aber herzlichen Worten gethan, fuhr er fort mit jenem Freimuth, welcher den Mann um so schöner zierte, je mehr er zu einem stolzen Selbstgeföhle berechtigt ist: „Lassen Sie mich nun, so eigennützig es auch scheinen mag, an die Wünsche, die ich Ihnen von ganzer Seele widmete, jetzt meine eigenen knüpfen. Ich liebe Ihre Tochter Friederike, und wenn mich nicht Alles trügt, so darf ich Gegenliebe hoffen. Keine Falte meines Gemüths ist Ihnen verborgen geblieben; so lange Sie mich kennen, habe ich mich Ihnen ohne Maske gezeigt, redlich und offen, wie ich denke und handle. Meine Zukunft liegt geordnet vor mir und gewährt mir günstige Aussichten, welche mir wohl gestatten, meinen eigenen Heerd zu bauen. Deshalb bitte ich Sie dringend, geben Sie mir Ihre Tochter zur Gattin und in unsrer Mitte soll der Abend Ihres Lebens Ihnen ungetrübt und sorgenlos dahin fließen, und als Ihr zweiter Sohn werd' ich Sie ehren und lieben wie meinen eignen Vater.“

Ein schmerzliches Lächeln spielte um Herbst's Lippen und eine heftige Bewegung ging in seinem Innern vor, aber schon nach wenigen Minuten hatte er so viel Fassung errungen, um dem jungen Manne, wenn auch mit gebrochener Stimme, entgegen zu können: „Gott ist mein Zeuge, lieber Lindheim, wie sehr ich Sie hochschätze! Ihre Liebe zu meiner Tochter — Friederikens innige Neigung zu Ihnen ist mir nicht verborgen geblieben, und ich leugne es nicht, daß ich auf dieses reine Herzensbündniß manche schöne Hoffnung gebaut habe. Noch vor einer Stunde hätte ich Sie mit Stolz und Freude als Sohn an meine Brust gedrückt — jetzt darf ich es nicht mehr. Wenn das Unheil über eine Familie hereinbricht, begnügt es sich selten mit einem Opfer, es fordert mehrere und

zerreißt oft die zartesten Fäden, die Glück und Liebe gesponnen.“

„Um's Himmelswillen! Was ist vorgegangen?“ rief mit bangem Erstaunen Lindheim, welcher jetzt erst die leidende Miene, die schmerzliche Aufregung des Greises wahrte.

„Ihr ehrenvoller Antrag verpflichtet mich zum offensten Vertrauen!“ versetzte Herbst. — „Lesen Sie diesen Brief und entscheiden Sie dann, ob Ihre gesellschaftliche Stellung, Ihre Familie, ja selbst Ihre eigne Ehre es Ihnen gestatten, sich mit einem Mädchen zu verbinden, deren Bruder ein Verbrechen beging, welches nach der Meinung der Welt einen unauslöschlichen Schandfleck auch auf seine nächsten Blutsverwandten werfen muß.“

Lindheim las mit tiefer Erschütterung den unheilvollen Brief und als er geendet hatte, sank das Blatt aus seiner Hand, aber schon im nächsten Augenblicke umfaßte er liebevoll den gebeugten Greis und sprach mit dem Tone der innigsten Theilnahme: „Sie haben Ihren Julius verloren, dafür sollen Sie in mir einen Sohn gefunden haben, der es sich zur Aufgabe seines Lebens machen wird, Ihnen den Verlust zu ersetzen. Kennen Sie mich so wenig, daß Sie den Gedanken fassen konnten, das Unglück würde mich von Ihnen scheuchen, wie einen falschen Freund? Meine gesellschaftliche Stellung darf mir nie verbieten, dem Zuge meines Herzens zu genügen; meine Familie ist gesinnt wie ich, und meine Ehre fordert, das unchristliche, grausame Vorurtheil der Welt zu verachten. — So stehe ich Ihnen treu zur Seite, unverändert, und bitte Sie wie vorhin um Ihrer Tochter Hand! Vater! Stoßen Sie den Sohn nicht von Ihrem Herzen!“ —

„Edler Mann!“ stammelte Herbst und in demselben Augenblicke wurden eilige Schritte hörbar. Ein Mensch war von der Straße hereingestürzt mit allen Zeichen einer gräßlichen Todesangst, als ob er verfolgt würde von seinem eigenen Gewissen. Er war noch sehr jung, er mochte kaum zweiundzwanzig Jahre zählen, aber tiefe Leidenszüge und eine fahle Blässe hatten die frische Jugendblüthe aus seinem Antlitz verwischt. Seine ärmlichen Kleider hingen unordentlich auf seinem Körper, die langen dunkeln Locken flatterten wild um sein Haupt und sein brennendes Auge spähte angstvoll umher, bis er den Greis in der Laube erblickt. Da wankten seine Kniee und droheten unter ihm zusammenzubrechen, doch gewaltsam riß er sich empor und mit einem lauten Schrei, welcher die Fol-

terqual der bittersten Reue ausdrückte, stürzte er durch den Garten, warf sich im Staube nieder, umklammerte die Füße des Greises und flehete: „Verzeihung! Verzeihung, Vater!“

Mit Entsetzen starrte ihn der alte Mann lange an. Er glaubte, seinen Augen nicht trauen zu dürfen, und betastete sein Haupt mit der zitternden Hand und strich ihm die dunkeln Locken von der bleichen Stirn; dann schien es, als ob ein unaussprechliches Wonnegefühl weit seine Arme öffne und sein Antlitz mit freudiger Lebensfarbe überhauche, und der jubelnde Ausruf: „Julius!“ drang über seine Lippen. Doch schon im nächsten Momente durchrieselte ihn ein eisiger Schauer, er wehrte den Knieenden von sich ab und rief ihm mit strengem, vorwurfsvollem Tone das Wort: „Gottesleugner!“ zu. —

„Höre mich, Vater!“ jammerte der Jüngling, aber der alte Mann unterbrach ihn und hielt ihm eine zürnende Strafpredigt, die er mit den Worten schloß: „Kehre zurück zum Glauben und in den offenen Armen Deines Vaters wird Dir ein neues Leben auferblühen!“ — Er hatte mit wahrer Begeisterung gesprochen und seine kräftige laute Stimme, die bis ins Haus gedrungen, hatte auch die beiden Mädchen herbeigezogen.

Julius erhob sich freier, als sein Vater geendet, und sprach: „Ich bin bereits zurückgekehrt zum Glauben, wie Du ihn mich gelehrt, und die gerechte Strafe bitterer Reue führte mich zu Deinen Füßen. Die Binde des Wahnsinnes, die mein Haupt umhüllte, ist zerrissen und die jüngste Vergangenheit schwimmt nur noch wie ein schreckenvolles Traumbild vor meinen Blicken. Meinen Seelenzustand hab' ich Dir geschildert in jenem unseligen Briefe. O, daß ich ihn absenden mußte! — Ich trug ihn selbst zur Post, kurz vor Abschluß; ich sah den Wagen aus den Thoren rollen mit der Schreckensbotschaft und mein Herz zuckte krampfhaft zusammen, als er mir aus dem Gesichte entchwand. Lebt wohl, Ihr Lieben! rief ich ihm nach und meine Füße trugen mich kaum bis nach meiner Wohnung zurück. In meiner Brust war's ruhig, kalt, todt, aber mein Gehirn brannte sieberisch. Ich warf mich auf's Bett; mein Entschluß stand fester als jemals — um Mitternacht wollte ich enden. In wüsten Träumereien waren mehrere Stunden entflohen, da raffte ich mich auf und setzte mich an meinen Schreibtisch, um meine letzten Gedanken nieder zu schreiben. Es war eine Grille des Wahnsinns, aber ich folgte ihr,

um in den Schauern des Todes zu schwelgen, wie ich meinte. Was ich geschrieben habe, weiß ich nicht, doch mehrere Blätter waren bereits gefüllt, als man mir ein Päckchen brachte, welches von Artenberg kam. Ich schauderte zusammen beim Namen Deines Aufenthaltes und fast willenlos erbrach ich das Siegel. Ein Brief von meiner Schwester Hand fiel mir aus der Umhüllung entgegen und ein kleines Buch. Den Brief schloß ich augenblicklich ins Pult, — denn ich war fest entschlossen, ihn nicht zu lesen, das Buch blieb aber unwillkürlich in meiner Hand, ich trat an's Fenster und öffnete es. Es war Tiedge's Urania! Wohl erinnerte ich mich diese Dichtung bereits als Knabe gelesen zu haben, — doch war ich wohl damals noch zu jung, als daß sie einen tiefen, bleibenden Eindruck auf mich hervorgebracht hätte. Schon war ich im Begriffe, das Buch gleichgiltig von mir zu legen, als mir die Ueberschrift des ersten Gesanges: „Klagen des Zweiflers,“ ins Auge fiel. Ich begann zu lesen. O, mit welcher Wollust stürzte ich mich in die wilde Gedankenfluth jenes Zweiflers. Es wurde dunkel, ich rief nach Licht und las bei meiner Lampe, wie gefesselt, weiter. Als ich nach und nach aus des Zweiflers tobendem Meere hoffnungsgrüne Inseln auftauchen sah; als die Tempel der Tugend, der Glückseligkeit, der Natur und Unsterblichkeit sich meinen Blicken öffneten, da war es mir, als ob ich des begeisterten Sängers Harfe in heiligen Accorden mich umsäuseln hörte, als ob das Auge des Urewigen durch die Wolken flamme und mit seinen liebevollen Strahlen die hehren Zinnen jener Tempel harmonisch erleuchte! — Und auch in mein eiserhartes Herz war ein liebevoller, warmer Strahl gedrungen, ein sanfter Hauch, wie frischer Lebensodem, kühlte mir das fieberglühende Haupt und ein freundlich heller Morgenschimmer verscheuchte das wüste Dunkel aus meinem Hirn. Unwillkürlich sank ich nieder auf die Knie. — Ich war gerettet! Der seelenvolle, neubelebende Gesang des begeisterten Dichters hatte mich dem finstern Verderben entrisen!

„Des heimgegangenen Sängers Segensspur!“ rief Herbst flüsternd mit gefalteten Händen und mit dem Tone inbrünstigen Dankes aus, während Julius fortfuhr: „Wie ein theures Kleinod, wie eine heilige Reliquie barg ich das Büchlein an meinem Herzen und schwur: es soll mich nie verlassen bis zur Todesstunde, es soll mein Gebetbuch, meine Bibel sein! Dann gedachte ich mit unaussprechlichem Danke der Schwester, die es mir gesendet gleich einem Rettungs-

engel in der Stunde der größten Gefahr. Ich zog ihren Brief hervor und als ich ihn öffnete, fiel mir eine graue Locke von Deinem Haupte, mein Vater, entgegen. Der Brief enthielt nur innige Wünsche und sanfte Bitten, nicht den leisesten Vorwurf; aber die graue Locke mahnte mich fürchterlicher, als es Menschenwort vermocht hätte, an mein schweres Unrecht, und rief mir die entsetzliche Erinnerung ins Gedächtniß an jenen unseligen Brief, den ich bereits abgesendet. Ich reisete sogleich ab, ihm nach und wiederhole nun zu Deinen Füßen meine Bitte: Verzeihung, Verzeihung Deinem Julius!“

Eine unnennbare Wonne durchströmte die Brust des Greises, als er den Sohn nicht allein vom leiblichen, sondern auch vom moralischen Tode gerettet sah, er zog ihn verzeihend an seine Brust, während ihn Friederike und Cäcilie von beiden Seiten umschlangen. Dem ersten Blicke, welchen Julius vom nassen Vaterauge auf Cäcilien's Antlitz richtete, folgte ein lauter Ausruf des Entzückens, der von ihren Lippen ein Echo fand. Herbst führte Friederiken segnend in Lindheim's Arme, der in seinem edeln Herzen die innigste Theilnahme barg. — „Glück auf, Julius! Nimm mich auch mit auf in den neuen Bund der Liebe und Freundschaft!“ rief plötzlich eine laute Stimme. Die Blicke Aller wendeten sich nach der Gegend, woher sie erschollen, und sahen draußen auf dem Feldwege einen jungen Mann zu Pferde, in Trauerkleidung, welcher schon seit mehreren Minuten über die niedrige Mauer des Gärtchens geschaut, ohne bemerkt worden zu sein. „Warren!“ rief Julius mit dem Tone unangenehmer Ueberraschung, doch der junge Baron war schon im nächsten Augenblicke im Gärtchen. „Weichet nicht vor mir zurück,“ sprach er, „auch ich habe meinen Glauben wiedergefunden — am Sterbebette meines Vaters. Der edle, strenge Greis schied wie ein Socrates von dieser Erde, weil ihm sein fester Glaube ein Jenseits verhieß. Seinen Segen danke ich Dir, Julius, der Du mir das schwerste Opfer brachtest, welches der Freund dem Freunde bringen kann — Deine Ehre. Mein Vater hing mit großer Liebe an seiner Schwester, meiner Tante, die aus der Residenz zu ihm geeilt war, um ihn zu pflegen. Die bitterste Reue empfand ich in der Nähe der edlen Frau, die ich auf so unverantwortliche Weise gehöhnt und dem öffentlichen Spotte Preis gegeben hatte, eine Schandthat, die, wenn sie mein Vater nur geahnet, mir seinen Fluch und Enterbung zugezogen hätte. Erst nach seinem Tode wagte

ich es, meiner Tante mein Verbrechen offen zu bekennen, und sie verzieh mir, mild und freundlich, wie sie Dir verziehen. Gestern Morgen kehrte ich mit ihr nach der Residenz zurück; ich eilte ungesäumt nach Deiner Wohnung, um Dich armen Märtyrer von der Schuld zu entlasten, die Du auf Dich genommen hattest, und fand Dein Zimmer leer. Einige beschriebene Blätter auf Deinem Schreibtische verriethen mir Deinen fürchterlichen Gemüthszustand. Auf den Bescheid Deiner Wirthin, Du seist nach der Post geeilt, flog ich dorthin und erfuhr aus der Liste, daß Du Dich nach Artenberg hattest einschreiben lassen. Ich eilte Dir nach, und frage jetzt, wie kann ich Dir vergelten? Bleibst Du den theologischen Studien treu?"

„Nein!“ entgegnete Julius fest. „Fern vom Geräusche der großen Welt will ich eine neue, stille Bahn verfolgen.“ — „So werde Landwirth!“ rief Warren. — „Die Natur stärkt vor Allem Geist und Herzen. Auch ich kehre der Residenz den Rücken und will auf meinen Gütern leben. Uebernimm das freundliche Gütchen Waldenstein; es wird Dich nähren und Dir gestatten, Deine Cäcilie baldigst heimzuführen, bei deren Vater meine Tante für Dich sprechen will.“ — Ein Blick auf seine Cäcilie und die freudige Hoffnung ihres baldigen Besites ließen Julius den dringenden Bitten seines Freundes nicht länger widerstreben und ein allgemeiner Jubelruf durchhallte das freundliche Gärtchen, welches noch vor wenigen Minuten der Schauplatz des bittersten Schmerzes gewesen war.

Später sah man die kleine glückliche Gesellschaft in der Rosenlaube vereinigt beim Mittagmahle, welches Friederike und Cäcilie bereitet hatten. „Nun, Friederike,“ begann Herbst, auf seinen neuen Rock deutend: „behauptest Du noch, daß dies Geburtstags-Angebilde nicht ein Werk Deines nächtlichen Fleißes sei?“ Und als sie erröthend die Augen niederschlug, fuhr er mit weicher Stimme fort: „Es war eine Lüge, deren sich kein Engel schämen dürfte!“ Lindheim stand dann auf, um die Gesundheit des Alten auszubringen, aber Herbst rief ihm ein ernstes „Halt!“ entgegen. Er erhob sich, hielt sein gefülltes Glas hoch empor und sprach feierlich: „Unser erster Toast gebührt dem Retter meines Sohnes! Dem biedern, frommen Sängergesellen Urania, in seiner lichten Heimath, droben über den Sternen. Und das Klingeln der Gläser ertönte wie ernster Glockenklang; dann herrschte tiefe Stille und nur ein leiser Zephyr rauschte durch die Rosenlaube wie milder Geisterhauch. — —

## Miscellen.

(Ein Tauber.) Die Pembrokes sind eine sehr bekannte und ausgezeichnete englische Familie, machten sich aber zu allen Zeiten durch Seltsamkeiten bemerklich. Der letzte Pembroke stellte sich taub, that als verstehe er nicht, was man ihm sagte, und entging dadurch vielen Unannehmlichkeiten. Ein gewisser John war seit wohl dreißig Jahren in seinen Diensten, er besrank sich aber häufig und Lady Pembroke konnte ihn nicht leiden. So oft sie aber zu ihrem Manne sagte:

„Schicke doch den alten Trunkenbold fort,“ antwortete er: „Ja, es ist wahr, er ist ein vortrefflicher Diener.“

„Er ist stets betrunken.“

„Du hast Recht, er ist beinahe seit dreißig Jahren im Hause und es wäre Unrecht, wenn man ihm seine Versehen nicht verzeihen wollte.“

Eines Abends warf der betrunkene John den Wagen der Lady Pembroke um, die in großem Zorne nach Hause kam.

„Der Mensch hat uns umgeworfen; wenn Du ihn nicht fortschickst, wird er uns noch irgend wie ums Leben bringen.“

„Ach! der arme John ist krank?“ antwortete Lord Pembroke. „So muß er gut behandelt werden.“

„Er ist betrunken, sage ich, und hat uns umgeworfen.“

„Ja, er ist zu beklagen. . . Sogleich soll der Arzt gerufen werden.“

Die Dame entfernte sich mißmuthig und Pembroke ließ John rufen, zu dem er sagte:

„John, ich erfahre eben, daß Du krank bist, und sehe allerdings, daß Du Dich kaum auf den Beinen erhalten kannst. Das thut mir leid, denn Du bist lange im Hause, und ich war mit Dir immer zufrieden. Man wird Dich gut behandeln.“

John legte sich dem Befehle seines Herrn zu Folge ins Bett. Dann wurde ihm ein großes spanisches Fliegenpflaster zwischen die Schultern gelegt und eine bedeutende Menge Blut abgelassen. Pembroke ließ sich täglich zwei Mal nach seinem Befinden erkundigen. Eine Krankenwärterin, die nicht von seinem Bette weichen durfte, gab ihm Hafersgrüße zu trinken und das dauerte acht Tage. Nach dieser Zeit sagte der Herr:

„Nun, John, es geht also besser? Das freut mich.“

„Ich bitte um Verzeihung, Mylord,“ antwortete John, „es soll nie wieder vorkommen.“

„Man kann freilich die Krankheiten nicht von sich abhalten, aber sei unbesorgt, wenn Dir wieder etwas der Art zustößt, sollst Du eben so aufmerksam behandelt werden.“

„Ich danke tausend Mal; ich werde es nicht nöthig haben.“

(Ein Partekin.) Der auch in Deutschland bekannte Komiker Francisque befand sich vor einiger Zeit in Marseille, wo er mit dem größten Beifalle spielte. Eines Tages wurde ein neues Stück, „Partekin als Proteus“ angekündigt, und das Schauspielhaus hatte sich zum Brechen gefüllt. Nur eine Loge dicht an der Bühne blieb länger leer, doch wurde auch sie bald

befest. Es erschien nämlich in derselben geräuschvoll eine ziemlich alte, sehr beliebte, mit Spitzen, Blumen, Bändern und Schmuck überladene und geschminkte Dame. Sie war in einer sehr eleganten Equipage angekommen, und man vermuthete in ihr eine vornehme Dame aus Paris. Die Zeit, in welcher das Stück beginnen sollte, war bereits vorüber, und man wartete noch immer vergebens. Das Publikum gab seine Ungeduld kräftig zu erkennen und hinter dem Vorhange wartete man nur noch auf den Harlekin, Francisque, der sich sonst immer außerordentlich pünktlich auf seinem Posten eingefunden hatte. Man konnte sich sein Ausbleiben nicht erklären, bis endlich ein Diener des Erwarteten erschien und anzeigte, sein Herr sei plötzlich so krank geworden, daß er nicht spielen könnte. Man mußte dies dem Publikum anzeigen und ein anderes Stück ankündigen. Die Zuschauer ließen sich den Tausch gefallen; der Schauspieler, der vorgetreten war und die Anzeige gemacht hatte, wollte sich eben wieder entfernen, als die dicke Unbekannte in der Loge an der Bühne aufstand, sich weit vorlehnte, den Schauspieler anredete und dann zu dem Publikum sagte: „Das darf so nicht hingehen; wenn es in Frankreich noch Galanterie giebt, wird man mir beistehen. Ich bin dreißig Stunden weit hergekommen, um Ihren Francisque zu sehen; ich bezahle meine Loge und ich soll nun den Francisque nicht sehen, weil es ihm beliebt, plötzlich krank zu werden? Er muß spielen oder in das Gefängniß wandern.“

„Madame, Herr Francisque liegt im Bette,“ antwortete der Schauspieler.

„Ich glaube es nicht; er ist gewiß auf der Bühne.“

„Ueberzeugen Sie sich selbst, Madame.“

„Das werde ich thun.“

Bei diesen Worten brach das ganze Publikum in unmäßiges Gelächter aus, denn die Dame sprang wirklich aus der Loge auf die Bühne; aber wie groß war die Ueberraschung der Zuschauer, als sie dabei die Kleider der Dame fallen und unter denselben den zierlichen Francisque hervorkommen sahen, der graziös das Publikum begrüßte und — seine Rolle begann.

(Gegensätze.) Ein Missionair Estève schreibt in den Ann. de la Prop. de la foi unter anderem: In Europa schreibt man von der Linken zur Rechten, in China dagegen von der Rechten zur Linken; Ihre Fashionables sind stolz auf schönes, lockiges, volles Haar, die chinesischen auf einen bis, auf den Kopf ganz glatt rasirten Scheitel; Sie genießen in der Sommerhitze kalte Getränke und Eis, in China trinkt man den Thee um so heißer, je wärmer die Witterung ist; während in Europa die Kranken auf schmale Kost gesetzt werden, müssen sie in China viel essen; ein Europäer bezeugt einem anderen seine Achtung dadurch, daß er das Haupt vor ihm entblößt, in China dadurch, daß er sich das Haupt bedeckt. In Europa ist der Ehrenplatz zur Rechten, in China dagegen zur Linken. So beliebt in Europa der Tanz ist, so verachtet ist er in China, wo man ihn nur den Gaukern gestattet. In Europa ist die Trauer-

kleidung schwarz, in China weiß, und man spart das Schwarz zu den Fest- und Freudentagen auf. In Europa glaubt man, die Kinder müßten in der Schule still sein; in China werden sie dagegen angehalten, ihre Aufgaben recht laut zu lernen; wenn sie in großer Anzahl in einer Schule beisammen sind und jedes schreit aus vollem Halse, so ist der Lehrer vollkommen zufrieden mit ihnen. Der auffallendste Gegensatz findet sich aber in der Sprache, denn die Chinesen mögen sprechen, was sie wollen, so fangen sie gewiß mit dem an, mit welchem wir aufhören, und endigen mit dem, was bei uns der Anfang ist. In Europa sucht man ferner jede Erinnerung an den Tod zu verbannen, in China dagegen gewährt der Anblick eines Sarges Vergnügen. Wem würde es in Europa einfallen, seinen Verwandten oder liebsten Freunden einen — Sarg zu schenken? In China fühlt man sich durch ein solches Geschenk außerordentlich geschmeichelt. Ein Sarg ist hier ein Luxusgegenstand, den man zur Schau stellt, bis er gebraucht wird. Ist in Europa in einem Hause Jemand gestorben, so bringt man die Leiche so bald als möglich fort; in China behält man sie dagegen so lange als möglich bei sich und stellt den Sarg an eine Stelle, wo er von Allen gesehen werden muß, die in das Haus kommen. Der Kaiser scheut sich eben so wenig als seine Unterthanen an den Tod zu denken. Wenn ein neuer Fürst den Thron bestiegt, so ist das Erste, was er anordnet, die Erbauung seines Grabmals, und überall auf seinen Wegen und selbst auf seinen Reisen läßt er, wie man sagt, einen Sarg vor sich hertragen.

### Generalcorrespondenz.

Einen Herrn Fizeau in Paris ist es nach vielfachen Versuchen endlich wirklich gelungen, von Daguerreotypbildern Abdrücke auf Papier zu erhalten. Die Beschreibung des Verfahrens würde uns hier zu weit führen, es genüge die Angabe, daß das Bild auf der Silberplatte durch eine Säure eingätzt und dann wie ein Kupferstich abgedruckt wird. —

Es steht bekanntlich wieder ein Komet am Himmel, der, wie die Astronomen behaupten, für die Erde gefährlich werden könnte. Am nächsten 24. September geht er nämlich durch die Ekliptik und kommt der Erdbahn außerordentlich nahe; zum Glück wird aber die Erde dann von jenem Punkte nicht weniger als 146 Grade entfernt sein und wir haben also auch diesmal von dem Kometen nichts zu fürchten. —

In England heißen bekanntlich die Mitglieder der Mäßigkeitsvereine Teetotallers und die deutschen Zeitungen behalten diesen Namen gewöhnlich bei. Woher kommt diese seltsame Bezeichnung? Als der Pater Mathew anfing gänzliche Enthaltbarkeit (temperance total) zu predigen, machten die Engländer ein neues Wort und nannten die Anhänger des Mäßigkeitspredigers temperance-totalers. Aber auch dies war ihnen zu lang und sie schrieben bald t. totalers, sprachen temperance auch nicht aus, sondern nur das t (ti) und schrieben endlich

wie sie sprachen Tee-totalers. — Uebrigens verpflichten sich viele Personen in England nicht für ihre ganze Lebenszeit auf die Enthaltfamkeit von allen geistigen Getränken, sondern auf einige Monate, auf ein Jahr ic. und erneuern dann das Gelübde entweder oder behalten sich ihre Freiheit vor. Sehr häufig kommt es vor, daß sie nach Ablauf des Termins, für welchen sie sich verbindlich gemacht haben, sich einige Tage hintereinander recht tüchtig betrinken und dann erst wieder das Gelübde der Enthaltfamkeit auf eine bestimmte Zeit ablegen. — Fast noch bewundernswürdiger als in Irland haben die Mäßigkeitsprediger in Schlessien gewirkt, wo das Branntweintrinken, namentlich an der polnischen Grenze, in einem furchtbaren Grade herrschte. Jetzt haben dort die Leute mit einem Male und meist nach eigenem Antrieb dem Branntweine entsagt und zwar nicht bloß einige, sondern Alle, und wer sich noch betrinkt, gilt für ehrlos. —

Um unsern Lesern zu zeigen, wie viel Kaffee der liebe Gott in einem Jahre wachsen läßt, theilen wir ihnen die Berechnung mit, welche ein englisches Handelsblatt enthält. Nach demselben wurden im Jahre 1843 in Brasilien 170 Mill., auf Java 140 Mill., auf Cuba 45 Mill., auf St. Domingo 38 Mill., auf Portorico und in Guayra 36 Mill., auf den englischen Antillen 10 Mill., in Indien und Moka 6 Mill., in den französischen Colonien 4, auf den holländischen Antillen 3 Mill., im Ganzen also 459 Millionen Pfund Kaffee erbaute. —

Der berühmte Schriftsteller Washington Irving, der Gesandter der Vereinigten Staaten in Madrid ist, durchreiset seit einiger Zeit Catalonien, weil er wieder an einem Romane schreibt, der in diesem Theile Spaniens spielen und die jetzigen Sitten und Gebräuche der Spanier schildern soll. — Der Roman von Th. Delevers, „der ewige Jude“ (Leipzig, Thomas) soll, wie wir hören, ins Französische übersetzt werden, um auch in Frankreich mit dem bekannten Sue'schen zu concurriren. — Von Ludwig Storch, der so lange geschwiegen hat, erscheinen nächstens zwei Romane „der Schuggeist“ und „der Fürst des Libanon“ und Laube beschäftigt sich mit der Beschreibung seiner Wanderung durch Schweden und Norwegen. —

Stephan Foster, ein reicher Gutsbesitzer in Chelmsford, bewarb sich um die Hand eines jungen und hübschen Mädchens, die Lehrerin in einer Erziehungsanstalt war. Später besann er sich aber anders und es kam mit solchem Getöse zum Bruche zwischen den beiden Liebenden, daß das Mädchen sich genöthigt sah, ihren Ungetreuen wegen Schadenersatzes zu verklagen. Bei den Gerichtsverhandlungen darüber wurden denn auch die Briefe vorgelesen, welche die Liebenden einander geschrieben hatten. Die des Herrn Stephan Foster zeichneten sich weniger durch leidenschaftliche Ausdrücke als durch eine fabelhafte Dürre des Styls wie durch die Seltfamkeit aus, daß alle einzelnen Sätze numerirt waren. Man denke sich Liebesbriefe in folgendem Style:

„Meine theuere Geliebte, 1) ich habe mich zu entschuldigen, daß ich nicht früher schrieb; 2) ich danke für Ihren Brief; 3) ich habe jetzt keine Zeit; 4) ich hoffe, daß Sie sich wohl befinden; 5) ich freue mich, daß Sie zufrieden sind; 6) ich kann nicht in die Stadt kommen, weil ich viel zu thun habe; 7) ich bin Ihr ganz ergebenster . .

Stephan Foster.“

Trotz der Vorsicht und Kälte, mit welcher alle Briefe geschrieben waren, wurde Stephan Foster doch verurtheilt, dem Mädchen 400 Pfd. St. (2500 Thlr.) Schadenersatz zu zahlen. —

Die größte Dampfmaschine in der Welt befindet sich jetzt in Belgien und ist von mehreren Kohlenwerkbesitzern in Gemeinschaft aufgestellt worden. Sie pumpt Wasser aus der Erde und zwar mit einer Kraft von 900 Pferden. Mit jeder Bewegung schüttet sie 500 Kannen Wasser aus und dieses Wasser bildet also einen kleinen Fluß. Auch hat sich wirklich sogleich ein Müller gefunden, der diesen künstlichen Fluß miethete und eine kleine Mühle an demselben erbauete. —

In Lüttich ist der neue Tanz, die Polka, als unanständig von der Polizei verboten worden. —

Unter den merkwürdigen und nützlichen Erfindungen, welche bei der diesjährigen Industrieausstellung in Paris bemerkt wurden, befand sich auch ein Eisapparat für das Hauswesen. Man kann mit demselben Eis machen, Wasser und Wein abkühlen, Eislimonade ic. bereiten und zwar auf sehr einfache Weise und ohne daß man natürliches Eis dazu gebraucht. Diese interessante Erfindung macht es möglich, daß man bei der größten Hitze, in den heißesten Ländern und in jedem Hause zu jeder Zeit Eis haben kann. Auch für die Aerzte und Apotheker in kleinen Städten wird die Erfindung von Nutzen sein, da sie ihnen sofort das Eis, jenes in manchen Krankheiten unentbehrliche Mittel liefert, das sie sich bisher nicht verschaffen konnten. —

Ein französische Zeitung enthält den Artikel: Wir glauben manchen Lesern einen Gefallen zu thun, wenn wir ein sehr wohlfeiles, aber auch sehr sicheres Mittel angeben, durch welches die Sperlinge von den Kirschbäumen und Weinspalieren abgehalten werden können. Dieses Mittel besteht darin, daß man an den Spalieren oder den Zweigen der Obstbäume Flußkrebse aufhängt. Wir haben die sichere Wirkung dieses einfachen Mittels selbst gesehen. Wahrscheinlich ist der Geruch des Krebses den Sperlingen zuwider. (— Wahrscheinlich belästigt dieser Geruch nicht bloß die Sperlinge, sondern auch die Menschen.) —

Der Baverley-Ball, den wir kürzlich erwähnten, hat in London wirklich stattgefunden, und für das Denkmal, das man Walter Scott in Edinburg errichtet, und zu dem noch 10,000 Pfd. Sterl. fehlen, 1000 Pfd. Sterl. eingetragen. Einunddreißig Quadrillen repräsentirten die Hauptfiguren aus den Romanen Walter Scotts. Es waren 1400 Personen zugegen, die sämmtlich den höchsten Classen angehörten. —



# Allgemeine Moden-Zeitung

N<sup>o</sup> 34.

1844.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Hübschen, Hüten, Mägen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Reubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.** Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Eine Nacht in der Irre.

Von Ludwig Storch.

An der nachfolgenden Erzählung ist kein erdichtetes Wort; wie ich das Abenteuer erlebt, so habe ich es niedergeschrieben; ich habe nicht einmal die Farben stärker aufgetragen, als sie in der Wirklichkeit waren, und mich aller poetischen Ausschmückung enthalten, zum Beweis, daß der dunkle vielgestaltige Geist, dem ich keinen bezeichnenden Namen zu geben weiß, jener neckische Kobold, der der Vater der Volkspoesie und des Uberglaubens ist, den Strahlen der Aufklärung, die Alles in ein gleiches, langweiliges Einerlei von Licht setzen wollen, noch nicht ganz gewichen ist, und, wenn wir klugen aufgeklärten Leute es uns am wenigsten versehen, seinen hohnlachenden Spuk mit uns treibt.

Zwei Stunden südwestlich von Gotha, meinem zeitweiligen Wohnorte, liegt das kleine Dorf Wipprechtshode, im Volksmunde Wipperode genannt, den Vorbergen des nordwestlichen Thüringerwaldes ziemlich nahe; es ist in das eine kleine halbe Stunde weiter südwestlich und dicht an jenen Bergen gelegene größere Dorf Schönau vor dem Walde eingepfarrt, und ein schöner theilweise mit Bäumen bepflanzter Nasenweg, der Kirchweg genannt, führt, außer dem Fahrwege, dorthin; man hat die malerisch ausgezackte Kette des Hochgebirgs und davor die heller gefärbten niedrigeren Vorberge ziemlich nah vor Augen, und die frische Bergluft strömt einem labend entgegen. Die

Gegend dieses reizenden, von Touristen und Dichtern noch lange nicht genug gewürdigten Gebirges, das, im Herzen Deutschlands, von ächt deutschem Leben, deutscher Sitte, deutscher Sage und deutscher Volkspoesie fort und fort kräftig durchpulst wird, die Gegend derselben, sag' ich, auf welche man auf diesem grünen Kirchwege losschreitet, ist nicht nur in landschaftlicher Hinsicht die schönste und an romantischen und idyllischen Thälern, Berg- und Felsbildungen, überraschenden Ein- und Ausichten reichste, sondern auch an uralten historischen Erinnerungen, in die sich das Gold der Sage unzertrennlich verwebt hat, die ausgezeichnetste. Vor sich hat man den Berg, auf welchem ein hoher steinerner Leuchter die Stelle bezeichnet, wo noch vor wenig Jahrzehnten die Ruinen eines Kirchleins gefunden wurden, welches die Sage als die vom thüringischen Apostel Winfrid — Bonifacius — erbaute erste christliche Kirche in Thüringen bezeichnete, obgleich sie jedenfalls spätern Ursprungs und eine vom ersten nach Thüringen eingewanderten salischen Grafen, Ludwig mit dem Barte, dem Stammvater der ältern thüringischen Landgrafen, errichtete Taufkapelle war; rechts sieht man den Berg, auf welchem die von dem genannten Grafen erbaute Schauenburg stand, von welcher nur noch sehr geringe Ueberreste vorhanden; davor in einer Thaltiefe liegt das schöne Jagdschloß Rheinhardtbrunn an der Stelle der gleichnamigen einst so reichen und großen Benedictinerabtei, der Schöpfung des von der Sage so glänzend umschmück-

ten Grafen von Thüringen, Ludwig des Saliers, Sohn jenes Bärtigen und Vater des ersten Landgrafen; links über den vordern Bergen in einem köstlichen Thale Georgenthal, das moderne Kind der alten prachtvollen ebenfalls gänzlich verschwundenen Cistercienser-Abtei gleiches Namens; zwei Stunden nordwestlich dehnt sich der abenteuerlich gestaltete kahle Hörfelberg, aus dessen rauschendem Schooße die schönste und tieffinnigste aller deutschen Sagen, die vom Hofhalt der Frau Venus und vom Minnesänger Tanhäuser, gestiegen ist.

Dies Alles will nur so viel sagen, daß ein Dichter wohl gern diese grünen Wege wandelt, wo jeder Fußbreit Erde klassischer Boden ist, und der blaue Duft, der um die Häupter der Berge fliegt, vermischt ist mit dem würzigen Dufte der dichtenden Sage, dem ewig jungen Kinde aller Zeiten, zumal ein Dichter, den die Gegenwart so karg bedacht, und der all sein stilles Glück in der Vergangenheit suchen muß und — in der Zukunft. Ich habe einmal gelesen, ein Dichter, der sich gern in die Zustände und Gestalt des Mittelalters versenkte, um sie poetisch wieder zur Erscheinung zu bringen, müsse mit ganzer Seele dem sogenannten conservativen System unserer Tage huldigen, weil dieses das ächte und wahre Kind des Mittelalters sei, sonst gerathe er mit sich selbst in einen heillosen Widerspruch. Es kann nichts Abgeschmackteres geben, als diese Behauptung, und sie ist sicherlich von Walter Scott abstrahirt, der dem Drange und Streben des Volksgeistes unserer Zeit abhold war. Der wahre Dichter wandelt sinnend über den Grabstätten schlafengegangener Jahrhunderte, betrachtet und deutet ihre Monumente und nimmt den Geist in sich auf, den er aus ihnen enträthelt, und den er in bildlichen Schöpfungen poetisch wiedergiebt. Mit den modernen Leichen jener Zeiten, denen man jetzt ein künstliches Leben einhauchen möchte, hat der Dichter nichts zu thun. Seine Liebe, seine Begeisterung, seine Thatkraft gehören dem jungen, keimenden und treibenden Frühling an, dessen Keimen einer sein eignes Herz ist, und wenn er, ein moderner Januskopf, wehmüthig sinnend rückwärts schaut in die untergegangene, der Geschichte anheim gefallene Welt und sich weidet an vergangener Größe und Herrlichkeit, die nie mehr erstehen wird, blickt er jugendlich begeistert mit dem Prophetenauge in die Zukunft und begrüßt jauchzend die Saatspizen einer neuen Weltperiode, die nichts mehr gemein haben wird mit den Zuständen der zu Grabe gegangenen.

So wandle auch ich gern auf diesen klassischen

Begen, mich gleich erfreuend am Abendroth des vergangenen Tages wie am Morgenroth des erstiegenden; ich weile gern unter dem Volke, unter den Bewohnern des Landes und des Gebirges, in deren Geiste Frische und Kraft sich neu gebären.

In den ersten Frühlingstagen des Jahrs 1831 verlangte mein Herz stürmisch jenen mir so theuren Boden wieder zu betreten; ich nahm meine Frau an den Arm und wanderte mit ihr nach Wipperrode, wo wir bei einem mir befreundeten Manne, dem Schmied Dretlepp, einkehrten, dem ich schon lange einen Besuch versprochen hatte. Nachmittags forderte mich mein freundlicher Gastfreund auf, mit ihm einen Gang nach dem nahen Schönau zu machen, wo wir, seiner wiederholten Versicherung nach, ein treffliches Bier finden würden, das in Wipperrode vermischt wurde. Ich ging um so lieber mit dem Schmied, einem wahren Cyclophen, als ich auch ohne ihn gegangen sein würde, freilich nicht des Bieres wegen, wie er, sondern des Wegs, der Berge, des Walddorfes und der Menschen wegen. Denn in Schönau ist schon Alles dem mir so theuern Gebirgscharakter angemessen; Waldduft fluthet da herein, von den Wellen der reinsten frischesten Gottesluft getragen, und die Menschen, mit tausend Mühen und Entbehrungen um ihr Leben ringend, sehen alle so kräftig und so gutmüthig freundlich aus. Vorzüglich hübsch sind die Mädchen in diesen Gebirgsdörfern. Von diesen Dingen wird der Dichter angezogen, der Schmied vom Biere. Wir gingen also auf die Berge los und hatten bald das helle, freundliche und reinliche Dorf in der Thalrinne, vom hellsten Krystallbach durchhüpft, erreicht. Der Schmied faßte natürlich sogleich Posto in der gastlichen Schenke und war ziemlich verwundert, von mir zu hören, daß ich erst einige Gänge abzumachen habe. So strich ich dann allein durch das Dorf, grüßte hier auf der Gasse, dort am Fenster ein frisches schmales Mädchen Gesicht, sog mit Wohlbehagen Walddüfte ein und plätscherte, von innerer Lust getrieben, wie ein Kind, mit der Hand im kühlen köstlichen Naß des Bächleins. Dann schlich ich über den Gottesacker und um das kleine alte Kirchlein mit erblindeten schmalen Fenstern, an denen Fliederbüsche aufranken, und ließ mich anwehen und durchdringen von den frommen Schauern der Andacht und des Gottesfriedens, der um diese Waldkirchlein waltet und webt. So oft ich an solch ein altes, niedriges, heiliges Gemäuer herantrete oder über die Grabstätten vergebener Bergbewohner schreite, werde ich vom stillen

Geiste der Andacht und einem unaussprechlich wohlthunenden Gefühle süßer, freudiger Wehmuth ergriffen, so daß nicht selten der grüne Teppich der Gräber meine Thränen trinkt.

Als ich auch noch einen Berggrain erstiegen und mir Dorf und Umgegend von oben betrachtet hatte, kehrte ich endlich mit anbrechender Dämmerung mit der Last meiner Beute, die ich im Dorfe von hübschen Gesichtern, vom Bach und Duft, von Kirchlein und Berg gesammelt hatte, in das helle Wirthshaus ein, um auch dem Biere die Ehre anzuthun.

Mein guter Schmied, der unterdessen das Seinige gethan hatte, reichte mir seelenvergnügt das Glas entgegen und ich nahm unter heitern Zechgästen Platz. Die geräumige Stube füllte sich mit einbrechender Nacht mehr und mehr, und ich begrüßte einen Förster, der als Jägerbursche meiner frühen Jugend nahgestanden hatte. Die Erscheinung eines Städters erregt immer Neugierde in den Gebirgswirthshäusern; überdies wußten die Leute vom Schmied, wer ich war, und so war die Stube bald gedrängt voll neugieriger Menschen. Unter Allen fiel mir die Physiognomie eines Mannes besonders auf. Eine merkwürdig hohe, rundgewölbte, schwarzbraune und kahle Stirn, von buschigen grauen Augenbraunen begrenzt, hing über kleinen, beweglichen, funkelnden, schwarzen Augen; eben so senkte sich eine Habichtsnase von einer Größe, wie ich noch keine gesehen, über einen kleinen, schmalen, zusammengekniffenen Mund. Von einem Kinn war fast gar nichts zu sehen; die Wangen waren hager und eingefallen; der lange Oberkörper, hinter einem Tische sitzend, vorwärts gebeugt. So hatte dieser Mann eine überraschende Aehnlichkeit mit einem Raubvogel. Seine Kleidung, obgleich ärmlich, war doch nicht die des gewöhnlichen Wäldners oder Bauers; sie bestand aus einem abgetragenen grünen Oberrock, der wohl einst einem Förster oder Forstgehilfen gehört haben mochte, aus einer Sammetweste von derselben Farbe und schwarzseidenem Halstuch. Der dünne Bart war wenigstens in einer Woche der Schärfe des Scheermessers nicht froh geworden. Der Mann sprach viel und erzählte endlich Jagdgeschichten nicht ohne einen gewissen derben Humor, der mich sehr ansprach. Ich fragte den Schmied heimlich, wer Jener sei? und erhielt zur Antwort: „Der Kreiser-Hans; das ist ein Mann für Sie. Der kann mehr als Brod essen und weiß Geschichten! Da schaudert einem die Haut.“

Ich wandte mich wieder zum Kreiser und unter-

hielt mich mehr mit ihm als früher. Von meinem Wunsch und Beifall angefeuert, erzählte er einige an's Wunderbare grenzende Fälle, deren Wahrheit ich natürlich dahin gestellt sein ließ, gab einige Sagen aus den nächsten Gebirgsgegenden zum Besten, die mich noch mehr interessirten, und brachte das Gespräch endlich auf das Versprechen der Gewehre, auf Jagd-Zaubersegen und Freikugeln, woran alle Kreiser und selbst viele gelehrte Jäger im Gebirge fest glauben. Der Kreiser-Hans führte Beispiele an; unter Anderm erzählte er von einem Jugendbekannten, der jedes Gewehr, sobald er es nur mit der Hand habe berühren können, so versprochen hätte, daß an selbigem Tage unmöglich ein Schuß daraus getroffen habe, ja was noch seltsamer und unbegreiflicher sei, wenn er einen Menschen eine Zeit lang starr angesehen, dann habe sich dieser in der bekanntesten Gegend verirrt, nicht allein bei Nacht, oder in der Dämmerung, sondern auch am hellen Tage. Ich lachte und meinte, das sei doch wohl nur Scherz oder gehöre mit unter die Jagdgeschichten; dadurch wurde aber der Kreiser hitziger; sein Adlergesicht, vom genossenen Biere ohnedies etwas angelaufen, wurde firschroth, und seine Augen funkelten unheimlich. „Ich war damals Forstläufer in Friedrichsrode,“ erzählte er, „es sind nun dreißig und etliche Jahre, und der Mann, von dem ich spreche, wohnte drüben in Kleinschalkalden, auf der hessischen Seite; er war seines Gewerbes ein Schnallenschmied und dabei Kreiser im hessischen Forst. Nun schickte mich unser Förster einmal in's gothaische Forsthaus nach Kleinschalkalden; das liegt im Thal eine Strecke vor dem Ort, wo man von Friedrichsrode über die Berge hineingeht. Zugleich gab er mir auch einen geheimen Auftrag an den Schnallenschmied, den wir gern in einer Falle gefangen hätten. Es handelte sich nämlich um eine Wilddieberei, und die Hessen waren damals noch weit ärgere Diebschützen als jetzt; der Schnallenschmied aber einer der Schlimmsten. Als ich nun zu ihm kam und ihn, ich glaubte wunder wie schlau, verlocken wollte, uns in die Schlinge zu gehen, lachte er mich aus und meinte, indem er mich eine Minute lang starr ansah, er wolle mir auch einen schönen Botenlohn geben, denn ich habe noch einen weiten Weg vor mir und werde vor morgen früh nicht wieder nach Hause kommen. Damit reichte er mir ein tüchtiges Stück Wildpretbraten mit dem Bemerkten: ich werde ja wohl vermuthen, auf wessen Herrn Grund und Boden dieses Fleisch reif geworden sei, und ein Stück Brod. Ich versetzte,

ich habe genug Lebensmittel bei mir und werde auch diesen Abend wieder zu Hause sein; aber er drang mir pffiffig lächelnd die Lebensmittel mit den Worten auf: „Nimm nur, mein Sohn, und sei meinethalben unbesorgt. Ehe Du heimkommst, bin ich wieder mit frischem Fleische aus demselben Vorrathshause versehen. Laß Dir die Nacht nicht zu lang werden und fürcht' Dich nicht.“

Ich ging meines Wegs und zerbrach mir den Kopf, was er damit habe sagen wollen. Nun reicht nicht hundert Mal, daß ich den Weg über die hohe Kniebreche hin und her gegangen war; ich hätte Alles darauf gewettet, ihn mit verbundenen Augen zu finden. Es war spät Nachmittag, die Sonne hinter die Berge hinab; ich schritt rüstig thalaufl, den Bergen immer näher. Es wird dunkel; mir wird warm, denn die Kniebreche hat den Namen nicht vergebens. Endlich bin ich oben und geh' in Gedanken fort. Dort kreuzt nun der Rennsteig mit dem Friedrichröder Weg. Der Satan mag wissen, ob ich — ich weiß nicht wie — auf den Rennsteig gerathen bin. Kurz und gut, nach einiger Zeit fällt mir ein, daß ich nun schon wieder berglein müßte. Die Bäume umher kommen mir fremd vor, auch vermag ich eine Waldblöße, über die ich muß, nicht zu erreichen. Ich schreite darauf los, endlich komme ich auf eine Blöße; ich meine, ich bin zu weit rechts von der Seite darauf gekommen und muß nun links hinab. Da geht's auch richtig berglein und ein Fußsteig leitet mich. Derweil ist die Nacht finstern, ich habe fast keinen Steig mehr unter den Füßen, komme in dichten Wald, renne an die Bäume, laufe bergan, heße mich ab und nun geht's wie toll berglein, bergauf, durch Gründe und Wald, und ich komme mir vor wie ein Verrückter. Ich denke: endlich mußt Du doch auf einen Dir bekannten Weg kommen und laufe immer zu; ja Profit! Je länger ich lief, desto wildfremder war mir Alles um mich her; kurzum ich war wie verheert. Endlich quälten mich Hunger und Durst. Da kam mir denn des Schnallenschmieds Wildpretsbraten trefflich zu statten. Ich speisete und trank aus einem Waldbach dazu. Nun ging's wieder weiter. Endlich gewann ich die Ueberzeugung, all' mein Laufen werde vergebens sein und, müde wie ein Hund, streckte ich mich unter eine Buche nieder und schlief ein. Die Frühkälte weckte mich; alle Glieder schlugen mir vor Frost; der Tag dämmerte, ich fuhr auf, sah mich um und traute meinen Augen nicht. Darum lief ich eine Strecke vorwärts; aber es war richtig. Ich befand

mich auf dem rechten Wege, kam auf die Waldblöße und war mit Tagesanbruch in Friedrichrode. Ich hatte gerade auf der Stelle geschlafen, wo ich vom Wege abgekommen war. In derselben Nacht war uns aber, gar nicht weit von mir, ein stattlicher Rehbock geschossen.

Der Kreiser-Hans schwieg und sah mich fragend an. Ich hatte aber meinen Unglauben noch nicht verloren und versetzte in etwas spöttischem Tone:

„Ihr würdet Euch wohl auch ohne den Schnallenschmied verirrt haben. Wahrscheinlich habt Ihr ver-gessen, uns zu erzählen, wie lang ihr Euch im Kleinschmalkaldener Wirthshause aufgehalten und was Ihr Alles dort genossen habt, ehe Ihr den Heimweg angetreten, und mich will bedünken, der Herenmeister Schnaps sei's gewesen, der Euch in der Irre geführt, nicht aber der Schnallenschmied. Und da Ihr gerade an derselben Stelle aufgewacht seid, wo Ihr, Euerer Behauptung nach, vom Wege abgekommen, so will es mich fast bedünken, als habe Euch der genannte Zauberer dort gleich vom Anfang niedergestreckt, in Schlaf gewiegt und Euch die ganze schlimme Irrfahrt träumen lassen.“

„Nein, was zu arg ist, ist zu arg!“ schrie der Kreiser-Hans und schlug mit der knochigen geballten Faust auf den Tisch, daß die Gläser klirrend emporhüpften. „Herr, das weiß ich am besten, das weiß ich aus eigener Ueberzeugung, daß der Schnallenschmied mich versprochen, und an jenem Nachmittage habe ich keinen Branntwein gesehen, geschweige getrunken.“

„Na, ich wollte der Schnallenschmied lebte noch und verspräche mich auch,“ erwiderte ich mit möglichster Kälte, die die Hitze des Kreisers nur noch mehr auflodern machte, „eher glaube ich nicht an seine Kunst.“

„Ach, um Gotteswillen!“ flüsterte mir der Schmied Ortlepp zu, „der Kreiser-Hans kann ja noch mehr als der Schnallenschmied. Bringen Sie den Mann nicht auf; er thut Ihnen sonst gewiß etwas Schlimmes an.“

„Herr!“ drohte der Kreiser, „nehmen Sie sich in Acht, daß Ihr thörichter Wunsch nicht bald in Erfüllung geht und Sie keinen Wildpretsbraten bei sich haben. Es kann Ihnen leicht in dieser Nacht in die Hände gehen, und Sie können sich von hier nach Wip-perode verirren.“

„Warum nicht gar auf dem Kirchwege!“ lachte ich. „Und wenn ich den Weg nicht wüßte, dürfte ich mich doch wohl auf meinen wackern Schmied verlas-

fen, der diesen Weg seit seiner Jugend alle Woche ein Paar Mal gegangen ist."

"Lachen Sie nicht zu früh! Und wenn er ihn alle Tage gelaufen wäre, er kann sich doch darauf verirren."

"Das Gott erbarm'!" stöhnte der Schmied neben mir.

Die Unterhaltung hatte eine scharfe bittere Färbung erhalten, und ich brach sie deshalb ab. Der Kreiser erzählte seinen andächtigen Zuhörern noch einige pikante Geschichten und namentlich eine von einem durch schlimme Erfahrung bekehrten Ungläubigen, die offenbar auf mich gemünzt war. Es fiel mir nicht ein, den Leuten Vernunftpredigten halten zu wollen, und ich mahnte den Schmied zum Aufbruch. Als die Thurmuhr neun schlug, traten wir aus dem Wirthshause. Die Nacht war so finster, daß ich erschrak. Der ganze Himmel war mit dicken Regenwolken überschleiert.

Der Schmied fragte sich hinter den Ohren und sagte: „So kommen wir nicht fort; wir müssen eine Laterne haben.“ Rasch trat er wieder in die Schenke und brachte bald darauf eine Laterne mit einem Delämpchen. Er schritt rüstig voran, ich auf der Lichtspur nach; auf diese Weise mußten wir in einer guten Viertelstunde zu Hause sein.

Vor dem Dorfe wandte sich der Schmied und sagte in einem furchtsamen Tone: „Sie hätten dem Kreiser-Hans die Widerpart nicht so halten sollen. Er wurde fuchswild über Sie und ist ein böser Kerl; mir ward angst und bange.“

„Seid kein Narr, Schmied, und geht Euerer Wege!“

Wir nahmen den Weg nach Kräften zwischen die Füße; ich konnte immer nur einen Schritt weit sehen und mußte mich ganz auf meinen Führer verlassen. Gänzlich unbesorgt überließ ich mich meinen Gedanken. Plötzlich war mir's, als sei der sehr unebene Boden, auf welchem wir ziemlich unbequem gingen, keineswegs die Bahn, welche wir zu wandeln hätten. Der Kirchweg war eben und gerade und wir gingen da offenbar im Bogen auf einem Rasen voller beträchtlicher Maulwurfshügel und Vertiefungen.

„Schmied!“ unterbrach ich die lange Stille mit bedenklichem Tone, „sind wir denn hier auf dem rechten Wege?“

„Ach!“ seufzte der Mann mit einer erbarmungswürdigen Stimme; „freilich haben wir uns verirrt. Und daran sind Sie ganz allein Schuld. Hätten Sie

den Kreiser-Hans nicht durch Unglauben geärgert, so hätte er's uns nicht angethan.“

„Aber zum Henker mit Euerer Albernheit!“ rief ich ärgerlich. „Ihr konntet ja doch den Weg unmöglich verfehlen, wenn Ihr nur der Nase nach gingt. Was habt Ihr nur für Teufelei getrieben! Das Bier ist Euch zu Kopf gestiegen, daß Ihr den geraden Weg nicht habt finden können.“

„Ach, Bier! Bier! Es verlohnt sich der Mühe um solch ein Thürächchen, das ich getrunken. Der Kreiser-Hans ist's, den Sie aufgebracht, und nicht das Bier. Wenn wir uns nur wieder nach dem Dorfe zurückfinden könnten; denn nach Wipperode kommen wir doch vor morgen früh nicht.“

„Trostvolle Aussicht! — Aber nehmt Euch zusammen! Seht den Boden an! Was für Land ist dies mit diesen unzähligen Maulwurfshügeln?“

„Das ist das Nieth. Ich kann nicht begreifen, wie wir darauf gekommen sind.“

„Das ist einerlei; es handelt sich jetzt darum, wie wir davon kommen. Nach welcher Richtung müssen wir gehen, um wieder auf den Weg zu kommen?“

„Ja, das weiß ich eben nicht. Ich habe alle Richtung verloren.“

Hätte ich die Sterne sehen können, so wäre uns geholfen gewesen; aber der Himmel sah aus wie ein schwarzer Sack. „Nun so geht darauf los!“ rief ich grimmig. Er tappte fort und kam mir mehrere Schritte voraus. Plötzlich verschwindet er vor mir; er ist in einen Graben gepurzelt und hat die Laterne zerbrochen. Das Licht war natürlich verlöscht; rabenschwarze Finsterniß umgab mich und ich konnte nicht einmal mehr meinen Unglücksgefährten sehen. Er fluchte ein Weniges und verwünschte den Kreiser-Hans; mich ebenfalls zu verwünschen, gab die Gastfreundschaft nicht zu. Dann rempelte er sich auf und meinte, wir müßten nun auf gut Glück gehen. Tiefe und Inhalt des Grabens, in welchem Laternen- und Hoffnungsschimmer für uns untergegangen, waren nicht so gefährlich, als mein erster Schrecken sie ausgemalt; ich kam glücklich hinüber und wandelte nun abermals dem riesigen Schmiede nach, der wie ein dunkler Schemen vor mir hinzog und die Conturen seiner Cyclopengestalt kaum bemerkbar auf den dunkeln Nachthimmel abkantete. Die Verdrießlichkeit meiner Stimmung wurde durch einen feinen Regen noch um ein Bedeutendes erhöht; bald aber regnete es wie Bindfaden, ein goldner Regen, wie die Landleute sagen, mir jedoch ein ver-

wünscht nasser. Ich wurde so mißlaunig, daß ich die Dummheit des Schmieds verfluchte; er lachte aber jetzt und versetzte, mein Unglaube sei am ganzen Malheure Schuld.

Unsere Lage, oder vielmehr unser Marsch sollte bald noch schlimmer werden. Wir kamen nämlich auf frisch gepflügtes Feld und der vom Regen reichlich getränkte Boden hing sich pfundweise an unsere Füße und erschwerte das Fortkommen ungemein. Unsere Stimmung war zu keinerlei Mittheilung geeignet; und so zogen wir denn stumm dahin, er voran, ich hinterdrein, immer querselbein. Ich suchte mich mit dem Gedanken zu trösten, daß wir doch einmal ein Ziel erreichen müßten, und da ich mir das Bild der Gegend sehr genau vorstellen konnte, so berechnete ich, daß wir bald entweder an einen Berg, oder an einen Fluß, oder in ein Dorf, oder auf eine Chaussée kommen müßten; denn von diesen Gegenständen waren wir eingeschlossen und konnten vom Mittelpunkte des Kreises bis an seine Peripherie nicht eine Stunde Wegs haben. Südwestlich lag uns nämlich Schönau, woher wir kamen, und dicht dahinter östlich und westlich die Vorberge des Thüringerwaldes, östlich dicht am Dorfe floß die Leine, und der hier beginnende Kanal, der dieses Flüsschen nach Gotha führt, zog sich südlich und lief dann östlich am Fuße eines niedrigen Berges, des Bocksberges hin. Im Winkel zwischen Osten und Süden lag aber ein Dorf an dem Kanale, Petrirode, östlich von uns, unter dem Bocksberge lag Wipperode, eine Viertelstunde weiter nördlich ein drittes Dorf Gospitrode und noch eine Viertelstunde weiter ein viertes, Leina, und von hier zog die Chaussée nach Reinhardtbrunn und Friedrichrode. Was half aber meine lebhafteste Einbildungskraft und meine Berechnung; wir waren wenigstens schon zwei Stunden unterwegs und traten noch immer das geackerte Feld. Ich konnte mir also nicht anders einbilden, als daß wir im Kreise gingen, wie das blinde Pferd in der Rossmühle. Der Schmied, dem ich meine Befürchtung mittheilte, lachte wieder boshaft: „Freilich gehen wir fort und fort im Kreise herum, und daß wir das müssen und nicht anders können, das ist eben die Hererei des Kreiser-Hans.“

(Beschluß folgt.)

### Miscellen.

(Eine Religion des Mordes.) Sue erinnert in seinem „ewigen Juden“ an eine Secte in Ostindien, zu deren Glaubenslehren das Morden gehört, und er führt aus einem

kürzlich erschienenen interessanten Werke über Indien („Das englische Indien im Jahre 1831 von dem Grafen von Warren“) eine darauf bezügliche Stelle an, in welcher es heißt: „Außer den Dieben, die wegen der Beute morden, welche sie bei den Reisenden zu finden glauben, giebt es eine Classe von Mördern, die eine organisirte Gesellschaft bildet mit Vorstehern, einer Art Freimaurerei und selbst einer Religion. Es ist der Bund der Thugs oder Phansigars, eine religiöse und industrielle Gesellschaft, deren Ursprung sich in dem Dunkel der Vorzeit verliert.“

Bis zum Jahre 1810 war das Dasein derselben nicht bloß den europäischen Eroberern, sondern selbst den einheimischen Regierungen unbekannt. Zwischen den Jahren 1826 und 1830 wurden mehrere Banden derselben auf der That ergriffen und bestraft, aber alle Aussagen über sie hielt man für zu fabelhaft, als daß sie hätten Glauben finden und die Aufmerksamkeit des Volkes erregen können; man sah sie allgemein für Erfindungen an. Erst im Jahre 1830 enthüllten die Geständnisse eines berühmten Hauptes der Gesellschaft, dem man das Leben zu schenken versprach, wenn er seine Mitschuldigen angäbe, das ganze System. Die Grundlage der Thug-Gesellschaft ist, wie man nun erfährt, die Verehrung Bohwanies, einer grauenhaften Gottheit, der das Blutvergießen gefällt, und die besonders das Menschengeschlecht haßt; die ihr angenehmsten Opfer sind Menschenopfer, und je mehr dergleichen ihr in dieser Welt dargebracht werden, um so höheren Lohn giebt sie in der anderen durch körperliche und geistige immer neue Genüsse. Wenn der Mörder auf seiner Laufbahn auf das Blutgerüst steigen muß, so stirbt er mit der Begeisterung eines Märtyrers, weil er nach dem Tode Belohnung erwartet. Er mordet, um seiner göttlichen Gebieterin zu gehorchen, ohne Jorn und ohne Reue den Greis, das Weib und das Kind, während er gegen seine Glaubensgenossen liebevoll, hingebend und aufopfernd ist, und Alles mit ihnen theilt, weil sie gleich ihm Diener Bohwanies sind. Die Vernichtung von seines Gleichen, wenn sie nicht seinen Glauben theilen, die Verminderung des Menschengeschlechts ist der Zweck, den er verfolgt, sein Beruf, die Aufgabe, die ihm seine Gottheit gestellt hat, und die Vollziehung desselben ist ihm der höchste Genuß, denn er sagt, die Jagd auf Menschen sei die genußreichste aller Jagden. „Ihr findet ein großes Vergnügen darin,“ sagte einst einer der Verurtheilten, „das wilde Thier in seiner Höhle zu verfolgen, den Eber, den Tiger anzugreifen, weil Gefahren dabei zu bestehen, Kraft und Muth aufzubieten sind. Bedenkt, wie sehr dieser Reiz gesteigert werden muß, wenn mit dem Menschen zu kämpfen, wenn der Mensch zu tödten ist.“ Alle die, welche in den Jahren 1831 und 1832 in Indien waren, gedenken noch mit Schauern an das allgemeine Entsetzen, welches die Entdeckung dieser ungeheuren Höllenmaschine im ganzen Lande verbreitete.“

(Das Rosalienfest in Palermo.) Palermo feiert bekanntlich im Juli während fünf Nächten sein berühmtes Ro-

faltenfest, das in diesem Jahre besonders glänzend war, weil ihm der König von Baiern beiwohnte, und das von allen Zeitungen beschrieben worden ist. Eine Hauptmerkwürdigkeit bei diesem glänzenden Feste ist der Riesenwagen. Dieses seltsame Bauwerk, sagt eine Schilderung in der *N. Allgem. Itz.*, stellt eine prachtvolle Barke (auf einem vierräderigen Wagengestell ruhend) dar, aus welcher sich eine thurmähnliche Erhöhung mit mehreren Kuffäden aufbaut, auf deren Spitze das Standbild der heiligen Rosalia aufgerichtet ist, und zwar so hoch, daß es die Dachgesimse der höchsten Gebäude erreicht. Die beiden unteren Abtheilungen des Wagens sind der Musikbände von 40 Köpfen angewiesen; den darauf folgenden Kranz zieren zwölf lebensgroße Genien; vom vierten hängt eine reiche Draperie herab, über welcher rosenrothe und blaue Wolken, Engel tragend, schweben. Auf dem nächst höheren Absatz stehen im Kreise eben so viele posaunenblasende Engelsfiguren; dann kommt ein bemalter Fries, über welchen abermals ein leichter Faltenwurf, zwischen dem kleine Engel versteckt sind, herabfällt, und nun zum Schlusse der Pyramide die Heldin des Festes, die heilige Rosenjungfrau, im Gewande der Keuschheit, mit einem Blumenkranz auf dem Haupte, das Kreuz in der Rechten. Das Vordertheil des Schiffes ist auch noch mit dem Standbilde der Religion und mit Fahnen *ic.* geschmückt. Die Figuren haben alle bemalte Köpfe und Gewänder von bunten Stoffen. Zwei- und zwanzig Paare auserlesene Zugochsen mit gewaltigen weit ausgereckten Hörnern sind diesem Riesenwagen vorgespannt, welcher sich langsam wie ein wandernder Thurm bewegt auf dem schmalen von Tausenden vollgepfropften Tolebo, von lärmendem Volke gefolgt. Der Eindruck ist wunderbar. Diese unabsehbare Straße mit ihren bevölkerten Balconen, diese klösterlichen Berggitterungen an vielen Gebäuden, die heiteren Farben der sommerlichen Kleidung, die allgemeine freudige Erregtheit, endlich dieser trojanische Colos mit seiner Musik, wahrlich, es ist ein Schauspiel, wie man es nur hier in Palermo sieht.

(Hero und Leander im Norden.) In einer der schauerlichsten und wildesten Gegenden Norwegens ist vor einiger Zeit ein Ereigniß vorgekommen, das an die alte Sage von Hero und Leander erinnert. Ein armes Hirtenmädchen, so erzählt es Mägge, liebte eines reichen Mannes Sohn. Die Kestern waren natürlich dagegen, die Liebe aber hat überall den schönen Fanatismus, sich an menschliche Verbote nicht zu kehren. Abends, wenn die Sonne hinter den schneeschimmernden Höhen versunken war, eilte das Mädchen leichten Fußes durch Gräser, Bäche und Steingerölle bis hinab, wo die Maanelf sich brausend in den Felsenkessel stürzt. Da saß sie unter einer schlanken Tanne und wartete bis ein dunkler Schatten an der Felsenwand hinflieg, bis ein kühner Fuß fest und klingend aus der Tiefe stieg und von Klippe zu Klippe springend das endlich an ihrem Herzen lag. So verging die Nacht den Liebenden schnell und heimlich. Es war ein sicheres Plätzchen; verfolgte Liebe hatte es entdeckt und mochten auch die neidischen

Alten noch so viele Späher ausstellen, Niemand ahnete, daß menschliche Wesen es wagen könnten, in Dunkel und Nebel dort zu wandeln; aber die Liebe wagt alles. Ehe der Morgen kam, floh das Mädchen in die Gebirge und der Geliebte stieg in das Thal hinab. Eines Tages aber war der Himmel schwarz und durch Wolken durchkreuzt. Mary saß unter der Tanne, die in Klagetönen über ihr rauschte. Die Nebel umringten sie. Plötzlich sprang sie auf und horchte. Durch Sturm und Regen klang es und sie kannte diesen Klang. Eine Stimme rief ihren Namen, sie rief ihn wieder, sie hörte die Antwort, hörte das nahenden Schritt und eilte ihm entgegen. Da aber fuhr ein entsetzlicher Windstoß durch die Schlucht. Die alten Felsen wankten, von oben donnerten Blöcke herab; Mary hielt sich zitternd an dem Gestripp an und hörte nichts mehr. Als die Morgensonne kam, lag unten, wo der Strom aus dem Felsen thore bricht, der zerschmetterte Körper eines Jünglings und die blauen Gletscherwasser wuschen sein blutiges Haupt. — Auf dem gefährlichen Pfade irrte von da an Mary allnächtlich umher und horchte auf die Schritte dessen, der nimmer wiederkehrte. Jahre lang saß sie still wartend unter der Tanne, bis man nach einer wilden Nacht auch ihre Leiche aufhob an derselben Stelle, und mitleidige Hände sie neben das Betteten.

(Blinde Eifersucht.) Ganz Genua ist durch ein Ereigniß erschüttert worden, das im vorigen Jahre zwei der edelsten Familien der Stadt mit Trauer erfüllte. Der Marchese Giorgio Rog. liebte die Signora Giulia Palav., das schönste Mädchen Genuas, und nach wenigen Tagen sollte er sie als Gattin in seinen Palast führen. Er liebte sie mit wahnsinniger Leidenschaft und seine Eifersucht erwachte schon, wenn ein anderer Mann die Geliebte ansah. Einst hatte der junge Marchese einige Tage in seiner reizenden Villa zugebracht und kam Abends in die Stadt zurück, um seine schöne Braut zu besuchen. Vor dem Hause derselben blickte er hinauf zu den offenen Fenstern und sah da Giulia neben einem jungen Manne stehen, den sie in diesem Augenblicke zärtlich auf die Stirne küßte. Giorgio blieb wie versteinert stehen und rührte sich nicht von der Stelle, bis er den jungen Mann, den seine Braut geküßt hatte, aus dem Hause treten sah. Er ließ ihn gehen und erst als der Unbekannte um die nächste Straßenecke verschwunden war, raffte er sich auf und eilte ihm nach. Bald hatte er ihn eingeholt und er schrie ihn an: „Steh, Elender, und vertheidige Dich!“ Der Unbekannte hatte keine andere Waffe bei sich als ein Messer, mit dem er den ungestüm auf ihn eindringenden Giorgio leicht verwundete. In diesem Augenblicke gingen zwei Offiziere vorüber, die zu den Kämpfenden traten, um sie zu trennen. Giorgio aber entriß ihnen die Degen, ehe sie es ahnen konnten, reichte einen seinem Gegner hin und drang mit dem andern auf denselben wüthend ein. Sie kämpften, aber nicht lange, denn bald lag einer der Gegner, der Unbekannte, in seinem Blute am Boden. Die Offiziere wollten dem Verwundeten Beistand leisten, aber er gab bereits kein Lebenszei-

hen mehr von sich. Giorgio hatte sich nach der That sofort entfernt. Er begab sich in seinen Palast, nahm ein Pferd und ritt auf seine Villa. Hier verbrachte er drei schreckliche Tage, die ihm drei Jahrhunderte dächten, um zu erwarten, was man in der Stadt zu dem Morde sagen werde. Nach diesen drei Tagen wagte er sich wieder nach Genua, um seine Braut zu sehen, die er für treulos hielt. Er fand das Haus in der größten Aufregung und den Vater Giulias, wie diese selbst in tiefer Trauer und tiefem Schmerz. Er fragte theilnehmend, welches Unglück ihnen geschehen sei, und der Vater Giulias erzählte ihm mit Thränen in den Augen, vor drei Tagen sei sein Sohn von weiten Reisen zurückgekommen, und noch denselben Abend auf der Straße von einem unbekanntem Mörder ermordet worden. Giorgio staunte und als er erkannte, daß er der Mörder gewesen, daß er den Bruder der Geliebten in blinder Eifersucht erstochen, stürzte er wie wahnsinnig aus dem Haus und eilte in seinen Palast, wo er sich einschloß. Am andern Tage erhielt der Marchese Pallav. nachstehenden Brief: „Sie können mir nie verzeihen, denn ich, meine unbändige Eifersucht, hat Ihre Thränen und Ihre Schmerzen verursacht. Ich habe Ihnen den Sohn und der Braut den Bruder entzissen. Wenn ich stürbe, würde ich zu glücklich sein; ich lebe, um zu leiden — Gott und die Menschen werden sich meiner erbarmen, nachdem ich mein Leben voll Reue und Buße vollbracht habe. — Giorgio.“

Noch denselben Tag trat er in ein Kloster ein und ein ganzes Jahr lang hat ihn Niemand gesehen, außer an dem Johannisfeste, bei dem er bleich wie eine Leiche unter den andern Mönchen seines Klosters durch die Straßen zog, ein Gegenstand des Mitleidens Aller, die ihn sahen und erkannten.

### Generalcorrespondenz.

Am 10. August wurde zu Leipzig das geschmackvoll neu decorirte Theater unter der Direction des Dr. Schmidt mit Schillers „Don Carlos“ eröffnet. Das Haus wird durch Gas erleuchtet, die meisten Decorationen sind neu, die Garderobe und die ganze Ausstattung ist prachtvoll. Die Gesellschaft zählt einige ausgezeichnete und bereits bekannte Künstler und mehrere jugendliche, strebsame Talente. Der Director zeichnet sich durch Eifer, Energie und den besten Willen aus, das Publikum kommt der neuen Schöpfung mit großer Unterstützungslust entgegen und es läßt sich deshalb wohl hoffen, daß das Theater Leipzigs den ehrenvollen Rang wieder einnehmen werde, den es früher besaß. Es ist dies um so leichter möglich, da kaum ein zweiter Ort in Deutschland zu finden sein dürfte, der alle Bedingungen zu einem günstigen Gedeihen eines acht deutschen Schauspiels so vereinigt, wie gerade Leipzig. Leipzig könnte ein Theater haben, das allen übrigen Deutschlands als Muster vorleuchtete, ein Theater, wie es unsere Zeit verlangt, und wenn,

was zu hoffen steht, das Leipziger Publikum die Direction unterstützt, werden wir auch ein solches tonangebendes Theater erhalten. —

Die Holländer rühmen sich bekanntlich, die Brillen erfunden zu haben, gleichwohl scheint man dort der Brillen am wenigsten zu bedürfen; die Leute in Herzogenbusch haben ja mit bloßem Auge den Kometen gesehen, der jetzt am Himmel steht, aber mit Mühe von den Astronomen gefunden wird. Wenigstens versichert es eine Zeitung. —

Die Postwagen verschwinden immer mehr und immer seltener wird der liebe Posthornklang. Der Dampf verdrängt sie mehr und mehr und bald werden sie nur noch im Liebe und in der Sage leben. In Bristol beging man lezthin eine ernste und traurige Feier zum Gedächtniß des dahinscheidenden Postwagens. Der Wagen, der seinen Lauf zum letzten Male machte, war schwarz behangen und die Pferde mit schwarzem Krepp bedeckt; der Postillon und der Schaffner (der einzige Passagier) erschienen als Leidtragende in tiefer Trauer. —

In voriger Woche war auf dem Londoner Markte Eis aus der Neuen Welt zum Verkaufe ausgedoten. Ein Schiff hatte nämlich von den Bahama-Inseln Ananas geholt, dieselben in Neuschottland in Eis gepackt, um sie frisch zu erhalten, und kam von da nach England. Die Ananas waren frisch und vorzüglich und das Eis fand ebenfalls schnell Käufer. —

Die spanischen Schauspielerinnen scheinen in mehr als einer Hinsicht gefährlich zu sein. Man kennt die Heldenthaten der Lola Montes, die in der Führung der Reitpeitsche sich auszeichnete. Jetzt ist sie in Paris, schießt mit allen Schießlustigen um die Wette und droht, wie sonst mit der Reitpeitsche, mit Kugeln. — Mathilde Diez, die größte spanische Schauspielerin unserer Zeit, befindet sich ebenfalls in Paris, um das französische Theater kennen zu lernen. Die Zeitungen sprechen natürlich häufig von ihr; sagt aber eine nur ein Wort über sie, das ihr nicht gefällt, so begiebt sie sich sofort zu dem Redakteur, um zu reclamiren. —

Embury, einer der ausgezeichnetsten Kunstreiter in London, wettete 1200 Pfd. Sterl., allein und ohne allen Beistand einen mit vierundzwanzig Pferden bespannten Wagen durch eine der längsten und volkreichsten Straßen Londons zu lenken, und er gewann sie. Um zwei Uhr Nachmittags erschien plötzlich zur allgemeinen Verwunderung in der York Road ein Wagen, der mit 12 Paar Pferden bespannt war, die Embury vom Kutschersitz aus lenkte, während im Wagen Musiker saßen, die fortwährend aufspielten. Er fuhr in der Straße zwei Mal langsam auf und ab. —

Man hat berechnet, daß in England funfzig Millionen Portraits der Königin Victoria seit deren Thronbesteigung verkauft worden sind.



# Allgemeine Modes-Zeitung

N<sup>o</sup> 35.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Hübschen, Plüts, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illumin. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



1844.

Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.** Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Eine Nacht in der Irre.

Von Ludwig Storch.

(Beschluß.)

Es mochte vielleicht abermals eine halbe Stunde mit dem beschwerlichen Marsche vergangen sein, als mir's war, als sähe ich einen unbestimmten Gegenstand vor mir in der Luft. Wir gingen in der Richtung darauf los und kamen bald an einen hohen Baum mit mächtigen Aesten, den ich für einen wilden Obstbaum hielt.

„D, nun ist's gut!“ rief der Schmied froh. „Jetzt weiß ich, wo wir sind. Das ist der Wildäpfelbaum auf dem untern Rieth. In der ganzen Flur steht kein zweiter so. Von hier haben wir keine Viertelstunde nach Schönau, und wenn wir rechts hier hinab halten, kommen wir auf den Kirchweg und sind in einer Viertelstunde zu Hause. Wissen Sie was? Wir wollen in Schönau erst noch einmal trinken, uns eine frische Laterne geben lassen und dann heimgehen.“

„Und uns vom Kreiser-Hans und seinen Zechbrüdern, die jedenfalls noch Alle beisammensitzen, auslachen und verhöhnen lassen. Nicht wahr? — Daraus wird nichts. Die hämischen Gesellen sollen wenigstens nicht die Freude haben, zu erfahren, wie es uns ergangen ist.“

„Das wissen sie doch!“ versetzte der Schmied trocken. „Ich hätte gern erst noch einmal getrunken,

aber ich gehe auch gleich mit heim.“ Und mürrisch schritt er wieder fürbaß, ich ihm nach.

Der Regen, der eine Zeitlang nachgelassen hatte, fiel wieder stärker; nur die Hoffnung, nun bald überwunden zu haben, linderte in etwas die äußerste Unbehaglichkeit dieser nächtlichen Stunde; denn leider ging es wieder über Ackerfeld, und leider verstrich abermals eine Viertelstunde, eine halbe Stunde und wir waren auf keinem Kirchweg, an keinem Fluß, an keinem Berg, an keinem Dorfe. Ich war bis auf die Haut naß, dabei sieberheiß vor Aufregung und bedenklich müde vom angestrengten Sehen und den schweren Erdklumpen an den Füßen. Dazu fing ein sieberhafter Durst mich zu peinigen an, die Zunge klebte mir am Gaumen und ich näste den brennenden Mund mit den aus meinen Kleidern gedrückten Regentropfen. Endlich meldete sich auch Hunger, ich dachte an des Schnalenschmied's Wildpretbraten und wünschte dem Kreiser-Hans alles Böse an den Hals, daß er mich nicht eben so gut versehen. Mein Mißmuth ging in eine gelinde Verzweiflung über.

Die rauhe Stimme des Schmieds schreckte mich aus meinen schwermüthigen Gedanken empor. „Und nun geh' ich keinen Schritt weiter!“ rief er mit verbissener Wuth. „Hier in die Furche leg' ich mich und erwarte den Tag. Tabak hab' ich noch bei mir und den Schwamm hab' ich mir auch trocken erhalten; er steckt in einem Stiefel.“

„Schmied, seid Ihr bei Trost? Es regnet und

wird noch schlimmer regnen; die Furche ist feucht und es ist jetzt ungefähr Mitternacht. Wir haben also über fünf Stunden noch bis zu Tagesanbruch. Ihr seid warm vom scharfen Marsch und müßt den Tod davon haben, wenn Ihr Euch fünf Stunden in diese Nässe legt."

Aber er lag schon und rührte sich nicht. „Es ist mir Alles gleich," sagte er unwillig; „ich gehe nicht mehr von der Stelle; denn es hilft mir nichts. Wir laufen immer im Kreise. Wären Sie vorhin mit nach Schönau hineingegangen, jetzt säßen wir beim Bierkrug am warmen Ofen. Sie sind auch jetzt wieder daran Schuld, daß wir abermals in der Irre laufen. Der Kreiser-Hans sitzt drinnen und lacht sich einen Buckel."

„Ortlepp, ich befehle Euch, steht auf und geht mit mir weiter. Ich darf Euch nicht da liegen lassen; ich kann es nicht vor meinem Gewissen verantworten."

„Ei was!" versetzte er nun mit Bauerngrobheit, die er bis jetzt zurückgehalten hatte. „Sie haben mir nichts zu befehlen. Lassen Sie mich ungeschoren. Machen Sie doch was Sie wollen. Jeder muß für sich selbst sorgen. Ich spreche kein Wort weiter."

Ich begriff, daß mir alles Reden nichts half, und daß ich ihn, meines eignen Heils wegen, seinem Schicksal überlassen müsse. Mit dem festen Entschlusse, immer mit gemäßigtem Schritte vorwärts zu gehen und mich nie zu setzen, damit ich warm bleibe, und auf diese Weise den Tag zu erwarten, schritt ich mit einer heldenmüthigen Resignation über die gefurchten Erdschollen dahin. Bald wurden meine Gedanken zu Bildern und poetische Träume zogen mir durch den Sinn. Sobald ich mich in mein Schicksal ergeben hatte, behauptete die Poesie ihr altes Recht an mir. Das Land hob und senkte sich unter meinen Füßen; ich bemerkte kaum, ob ich die Furchen überschritt oder in ihnen hinwandelte. So war ich wieder lange gegangen, wohl eine Stunde, ohne nur ein einziges Mal stille zu stehen, als plötzlich ein dicht vor mir aufgeschlagenes furchtbares Hohngelächter mir einen unbeschreiblichen Schrecken durch Mark und Bein jagt. Heiliger Gott! Aus der Furche vor mir erhebt sich eine dunkle riesige Gestalt. Es ist der Schmied und ich entseze mich vor ihm.

„Sind Sie nun endlich überzeugt," ruft er schadenfroh, „daß wir fort und fort im Kreise laufen, wie's uns der Kreiser-Hans angethan hat?"

„Schmied, ist das dieselbe Stelle, auf welche Ihr

Euch vorhin niederlegtet? Nein, Ihr seid hinter mir hergegangen."

„Es hätte mir einfallen sollen! Seit einer vollen Stunde und länger lieg' ich hier. Da kommen Sie mir richtig wieder angestiegen, wie ich fast vermuthet hatte."

„Nun glaub' ich selbst, daß uns der Kreiser-Hans behert hat."

„Glauben Sie's endlich? Hätten Sie's gleich geglaubt, wär' uns dieser Marsch erspart worden."

Ich kann es nicht leugnen, daß ich in diesem Augenblick voll wilder Verzweiflung und grimmiger Wuth war, so daß ich den Kreiser-Hans hätte umbringen können, wenn ich ihn nur gehabt hätte.

„Donnerwetter!" fluchte ich, „was soll nun werden?"

„Wenn Sie gescheidt sind, so setzen Sie sich her und warten gleich mir den Tag in der Furche ab."

„Ja, wenn ich Euern abgehärteten Körper hätte!"

„Wenn Sie fort und fort gehen, strengen Sie sich noch mehr an und können leichter krank werden, als wenn Sie ausruhen. Und wenn Sie gehen, machen Sie noch zehn Kreise und kommen wahrscheinlich noch öfter zu mir."

„Und wenn auch, ich muß meiner Gesundheit wegen gehen. Das Sitzen oder Liegen könnte mein Tod sein. Ich gehe wieder."

„Glück auf die Reise und baldiges Wiedersehen!"

Jetzt waren alle poetischen Träume zerflogen; die miserable Wirklichkeit grinste mich tückisch höhrend an, und ich nahm mich nach Kräften zusammen. Wenn ich den Kopf steif und fest in einer Richtung vorwärts hielt und dieser Richtung nach ging, ohne mich im mindesten zu drehen oder zu wenden, so mußte ich eine gerade Linie und konnte unmöglich einen Kreis beschreiben. Der feste Wille mußte siegen, und er siegte. Noch war ich keine halbe Stunde auf diese Weise vorwärts geschritten, als zu neuem Schrecken der Boden unter mir zu weichen scheint und ich mit gleichen Beinen abwärts stürze in Wasser, das mir gleich bis an die Brust reicht. Fast eben so schnell war ich wieder oben auf dem steilen Ufer. Der Geruch belehrte mich, daß ich in eine Flachsrostfelle gefallen war. Wenn meine obere Hälfte erst vom Regen eingeweicht war, so nun die untere vom Röstwasser. Es war mir in die Stiefel gelaufen und ich duftete sehr unangenehm. Diese neuen Widerwärtigkeiten wurden inzwischen durch den richtigen Schluß aufgewogen, daß Flachsrostfelle nur in der nächsten Umgebung der Dör-

fer sind. Und so betrachtete ich mir denn den Horizont genau und glaubte in der Richtung, welche ich eingeschlagen hatte, dunkle Massen zu entdecken, die ich für Bäume und Häuser zu halten mich berechtigt fühlte. Ich ging darauf los; es war keine Täuschung. Diese Partie war dunkler als der übrige Himmel. Horch! da ertönt das Horn eines Nachtwächters. Welch ein Wonnelaut für mich! Ich besflügele die Schritte und erreiche das Dorf. Es lag im tiefen Frieden; ich ging durch die Gasse, begierig zu erfahren, in welchem Dorfe ich mich befinde. Aber wer sollte es mir sagen? In der Hoffnung, dem Nachtwächter zu begegnen, schreite ich immer weiter, aber schon war ich entschlossen an das erste beste Haus zu klopfen und die Schläfer munter zu machen, um zu erfahren, wo ich sei, als ich ohnfern einen Lichtstrahl aus einem Fenster entdeckte. Ich eile dorthin und nun erst erkenn' ich die Schmiede und Wipperode. Meine Frau und die Schmiedsfrau waren noch munter und in Aengsten wegen unseres Ausbleibens. Es war bald halb drei Uhr. Ich erzählte kurz, entledigte mich meiner nasen Kleider und schickte die Bäuerin nach dem Nachtwächter, damit er ihren Mann im Felde suche. Der Wächter lief mit seiner Laterne in der Richtung hinaus, die ich ihm angab, und stieß fleißig ins Horn und horchte dazwischen mit gespanntem Ohre. Endlich vernimmt er des Schmiedes Ruf. Eine kleine Stunde später trat dieser in sein Haus. Ich hatte mir unterdessen Kamillenthee kochen lassen und lag schon zu Bette, welches ich auch fast den ganzen folgenden Tag hüten mußte, so groß war meine Abspannung auf die furchtbare Aufregung. Als ich gegen Abend aufgestanden war, trat mir in der Werkstatt ein Schönauer Mann entgegen, den ich Abends vorher in der Schenke dort bemerkt zu haben mich erinnerte, und brachte mir einen schönen Gruß vom Kreiser-Hans und er ließe sich erkundigen, wie mir der Spas in der vorigen Nacht gefallen habe?

### Dona Mariana.

Novelle.

Die Geschichte, welche ich erzählen will, ist wahr und in Spanien allgemein bekannt, während man bei uns kaum den Namen der Dona Mariana de Pinedo und die Einzelheiten des blutigen Dramas, dessen Heldin sie war, gar nicht kennt.

### I.

Zu Ende des Sommers 1830 vollendeten zwei Reisende die Wanderung, die keiner der Touristen aufgibt, welche die Halbinsel durchstreifen; sie wollten, nachdem sie durch die Straßen Granadas gegangen waren, den Aufenthaltsort der maurischen Könige, den arabischen Palast und die Feste Alhambra besichtigen. Es waren zwei junge Männer. Namentlich der eine, der jüngere, zog die Aufmerksamkeit der wenigen Spaziergänger auf sich, die den Schatten der großen Bäume und die Kühle des Wassers in den Alleen aufsuchten, in denen man zu der maurischen Feste hinaufsteigt. Ob er gleich durchaus nichts Auffallendes an sich hatte, so erkannte man doch sogleich den Fremden und den Franzosen in ihm.

Der andere Reisende war ein Spanier und sein feines, ernstes, stolzes Gesicht erinnerte an einige Portraits der Meister der spanischen Schule; hätte er die Halskrause, das mit Silber durchwirkte Atlaswams und den Orden des goldenen Bließes getragen, so würde er einem jener spanischen Granden vollkommen ähnlich gewesen sein, die wir auf den Gemälden des Velasquez erblicken, oder einem der Hofmänner, welche die Nebenbuhler Philipps IV. zu werden und der Calderona in den einsamen Gängen des Gartens von Buen Retiro zu folgen wagten.

Die jungen Männer blieben auf dem Wege zu der Alhambra hinauf häufig stehen, um die herrliche Aussicht auf die Vega von Granada zu bewundern. Sie überblickten bereits die Stadt; zu ihren Füßen, in einer grünen Tiefe, rauschten die Wellen des Durro, während über ihnen die Mauern der Alhambra und der Thurm emporragten, auf dessen Spitze das Kreuz bei der Einnahme von Granada aufgepflanzt wurde. Am Abhange des Hügel, auf welchem die Alhambra thront, bildeten die Pappeln und Ulmen ein frisches dunkles Blätterdach und unter demselben blüheten in aller Pracht die Blumen, die unsern rauhen Winterstürmen nicht widerstehen; überall vermischten sich herrliche Gebüsche von Oleander mit den wohlriechenden Myrten. Leichte Wölkchen verhüllten jeden Augenblick die Sonne und der sanfte Wind, der von der Sierra Nevada kam, verbreitete Frische in der Luft und rauschte in den Blättern der Pappeln.

Der Franzose sprach bei dem Anblicke dieser berühmten Gegend, dieser lachenden Ebene, welche so viele blutige Kämpfe gesehen hat, jener Mauern, welche

Zeugen der Niederlage der maurischen Könige gewesen, seine Bewunderung in begeisterten Worten aus, während der Spanier wohl eine Viertelstunde lang mit gekreuzten Armen schweigend dastand.

„Lieber Fernando,“ sagte endlich der Franzose heiter, „Granada söhnt mich mit Spanien wieder aus; ich verzeihe der übrigen Halbinsel ihre schauerhaften Wege, ihre Brücken ohne Flüsse, ihre Flüsse ohne Brücken, ihre berühmten Wirthshäuser, ihre verbrannten Gegenden, ihre verfallenden Städte, ihre Bettler und Mönche, alles verzeihe ich ihr um Granada willen.“

„Du bist ungerecht gegen unser armes Spanien.“

„Spanien mit dem ewig blauen Himmel? Ja. Aber ich habe Barcelona, Valencia und Madrid gesehen; Gott im Himmel, welche Restaurationen, welche Kaffeehäuser, welche Theater und welches Volk! — Ich kann die Spanier nicht mehr leiden, seit ich sie zu Hause gesehen habe. Dir kann ich das sagen, da Du zwar in Alt-Castilien geboren, aber durch Deine Erziehung und Dein ganzes Wesen ein Franzose bist gleich mir.“

„Ja wohl!“ seufzete der Spanier; „aber ich muß das vergessen, weil ich nun in Spanien leben und sterben soll. Aber ich versichere Dich, daß Du ungerecht gegen das Land bist, wie Du selbst gestehen wirst, wenn Du es besser kennst.“

„Das Aussehen von Granada ist wunderbar, ja, aber auch nur das Aussehen; denn tiefer hinein darf man auch da nicht gehen; unser Gasthaus gleicht allen spanischen und damit ist genug gesagt.“

„Geduld! Nach wenigen Tagen werden wir in Gibraltar sein und dort wirst Du ganz englische Wirthshäuser finden.“

„Die Engländer liebe ich noch weniger als die Spanier,“ entgegnete der Franzose lebhaft; „ich kann diese phlegmatischen Gesichter nicht leiden, deshalb haben für mich auch die spanischen Wirthshäuser etwas Gutes, das nämlich, daß man selten Engländer in ihnen antrifft.“

„Still!“ unterbrach ihn der Spanier; „wir stehen an der Pforte der Alhambra.“

Sie befanden sich wirklich vor dem maurischen Bogen, unter welchem vor mehr als drei Jahrhunderten die christlichen Ritter hindurchzogen, welche unter dem Cardinal Gonzalez de Mendoza zuerst in die Alhambra eindrangen. Fernando blieb stehen und blickte zu dem geheimnißvollen Sinnbilde hinauf, welches der arabische Baumeister in den Stein gegraben hat: eine

Hand, die nach einem Schlüssel greift. — „Die maurischen Könige haben die Lösung dieses Räthsels mit sich genommen,“ sagte er; „Niemand vermag es jetzt zu erklären.“

In der Hauptwache unter der Wölbung rauchten Karte spielend einige Soldaten. Einer derselben nahm den Erlaubnißschein der Reisenden und deutete ihnen an, daß sie weitergehen dürften.

Kaum hatten sie einige Schritte in dem Hofe vor dem Palaste gethan, den Karl V. neben dem arabischen erbaut, als ihnen ein Führer entgegentrat und ihnen sagte, er sei da, um den Fremden die Säle der Alhambra zu öffnen und zu zeigen. Dieser Mann war eine Art Basil in einem alten schwarzen Rocke.

Die Reisenden besprachen sich mit einander, wie sie des lästigen Führers wohl los würden, der sie argwöhnisch betrachtete, als er sie französisch reden hörte, denn seit einigen Tagen zischelte man in Granada von den Ereignissen, die in Frankreich geschehen waren. Die liberale Partei empfand bei der Nachricht von der Julirevolution Freude und Angst, denn sie wußte, daß sie nun unfehlbar grausam verfolgt werden würde. Bereits war die Polizei verdoppelt.

Der Cicerone in der Alhambra gehörte auch dazu und er horchte deshalb eifrig auf alles, was die beiden Fremden sprachen. Nur ärgerte er sich gewaltig, daß er das Französische nicht verstand, und er ging deshalb schnell und schweigend vor ihnen her. Als sie am Eingange des maurischen Gebäudes angekommen waren, reichte ihm Fernando zwei Duros und sagte in gutem Spanisch zu ihm:

„Bemühen Sie sich nicht weiter; die meisten Säle des Alcazar haben keine Thüren und Sie brauchen uns dieselben also nicht zu öffnen. Wir wollen allein hindurchgehen und werden etwa nach zwei Stunden zurück sein, um Ihnen für Ihre Gefälligkeit zu danken.“

Der Cicerone zuckte die Achseln und dachte einen Augenblick nach. Offenbar kam ihm aber der Antrag nicht gefährlich vor, denn er steckte das Geld ein, setzte sich ruhig nieder und sagte herablassend:

„Sie können gehen.“

Die Reisenden schritten nun zuerst durch einen dunkeln Gang und blieben dann auf der Schwelle des ersten Raumes stehen, den sie staunend betrachteten. Es war ein großer Hof, den rundum seltsame, bewundernswürdige Gebäude schlossen. Ein großes Bassin spiegelte in seinem ruhigen Wasser die schlanken Säulen und zierlichen Bogen der Galerien ab und war

mit einem Marmorfranze eingefasst, neben den in lachender Unordnung die schönen Sträucher wuchsen, welche unter dem milden Himmel Granadas das ganze Jahr hindurch blühen. Die Araber, welche sie sonst pflanzten, nannten diesen Ort den Myrtenhof und so heißt er auch noch heute. Die Luft, die Blätter, das Wasser, alles war unbeweglich; die tiefste Stille herrschte in dem duft- und lichtreichen Raume.

Fernando, der in der Mitte der Galerie stand, welche die Halle des Myrtenhofes bildet, betrachtete in stummer Bewunderung diese berühmte Stelle. Sein Begleiter suchte die Inschriften neben den Arabesken zu entziffern, mit denen die Wände bedeckt waren und rief dann aus: „Freund, hier sind wir plötzlich um dreihundert Jahre in die Vergangenheit zurückversetzt, in die Zeit der maurischen Könige. Kann man nicht glauben, die Königin-Sultanin werde eben unter diesen Bogenhallen erscheinen? Die Alhambra hat noch immer ihre berühmten Todten, die durch Niemand ersetzt wurden. . . Eine solche Illusion ist an keinem andern Orte möglich.“

Während er dies sprach, fielen die Blicke Leons plötzlich auf den Fuß einer der zierlichen Säulen an der Ecke der Galerie, die sie noch nicht betreten hatten.

„Was ist das?“ fragte er.

Fernando trat nach diesem Ausrufe seines Freundes hinzu, betrachtete den Gegenstand, der jenen so erschreckt hatte, und brach in lautes Lachen aus. Die Königin-Sultanin, Boabbil und alle poetischen Träume verschwanden bei dem Anblicke einer hübschen Puppe und eines dicken Bilderbuchs, die in einer Ecke der Galerie des Myrtenhofes lagen.

„Es sind Engländer hier!“ rief Leon in komischer Verzweiflung aus.

„Eine englische Familie hat sich in der Alhambra einquartirt, kein Zweifel,“ wiederholte der Spanier lachend; „ihre Kinder spielen im Myrtenhofe.“

Bald war nicht mehr daran zu zweifeln; zwei junge Mädchen und ein halbes Duzend Knaben erschienen mit einer alten Gouvernante, die ihnen gravitätisch nachschritt, den grünen Sonnenschirm in der Hand, einen grünen Hut auf dem Kopfe und eine grüne Brille auf der Nase.

„Komm schnell hinweg!“ rief Leon und er zog seinen Freund mit sich fort.

Sie durchwanderten andere Theile des Gebäudes, aber die Begegnung im Myrtenhofe hatte ihre Stimmung gestört, die poetischen Träume verscheucht und

die Begeisterung abgekühlt; in dem Augenblicke aber, als sie zu ihrem gefälligen Führer zurückkehren wollten, kam Leon auf einen seltsamen Einfall.

„Höre mich an,“ sagte er zu dem Freunde; „ich sehe nicht ein, warum wir nicht dasselbe Recht haben sollen, wie die englische Familie, die sich häuslich hier niedergelassen hat. Gewiß ist in dem Palaste der maurischen Könige auch für uns noch Platz. Wir wollen die vier Tage, die wir an die Besichtigung Granadas zu wenden gedachten, hier zubringen.“

„Wenn es möglich ist, wollen wir hier bleiben,“ erwiderte Fernando.

Der Führer machte Anfangs einige Schwierigkeiten und meinte, er könne die Erlaubniß nicht geben ohne durch den Generalgouverneur ermächtigt zu sein, und ehe man dies erlange, könnten recht wohl acht Tage vergehen. Fernando ließ ihn reden, dann nahm er zwei Dublonen aus der Tasche und antwortete ruhig: „Besorgen Sie für uns, was nöthig ist, um die Erlaubniß zu erhalten und lassen Sie uns dieselbe hier abwarten. Sie brauchen ja unsere Anwesenheit gar nicht zu bemerken. . . Wir werden keine großen Ansprüche machen; wenn wir zwei Matrasen, einen Tisch und eine Lampe haben, so sind wir zufrieden. . . Kaufen Sie uns dies nach Ihrem Geschmacke, denn wir gedenken es Ihnen zu schenken, wann wir weiter reisen.“

Bei dem Anblicke der beiden Goldstücke hatte der Führer alle Bedenklichkeiten vergessen und das letzte Versprechen gewann ihn vollends ganz. Basil verwandelte sich in Figaro.

„Ich bin bereit, Ihnen in Allem zu dienen,“ sagte er; „zwar kann ich Ihnen nicht alle Säle zur Verfügung stellen, aber einen Ort werde ich Ihnen zeigen, wo Sie ganz allein sein können. Dorthin sind die Engländer noch nie gekommen. Am Tage werden Sie nur einen alten Gärtner sehen, der sich mit seiner Arbeit beschäftigt, und nach Sonnenuntergang Niemanden. Ein alter Pfarrer hat so viele Geschichten von den untern Sälen erzählt, daß sich die meisten Leute in der Nacht nicht hineinwagen würden, wenn sie auch wüßten, sie würden dort Töpfe voll Gold finden, wie unter dem großen Thurme dort. . .“

„Man hat da einen Schatz gefunden?“

„Zu meiner Zeit nicht; das schöne Gold ist fort und nur die Scherben von den Töpfen sind noch da, um von den Engländern bewundert zu werden.“

Während der Mann so sprach, führte er die Reisenden bis an das Thor der Alhambra zurück. In

diesem Augenblicke ging mit dem leichten festen Schritte der Andalusierinnen eine Dame über den kleinen Gassenplan. Sie war ganz schwarz gekleidet und eine Mantille, die sie über den Kopf geworfen hatte, ließ kaum ihr Gesicht erkennen. Sobald sie die Fremden bemerkte, wendete sie das Gesicht ab und hielt den Fächer vor dasselbe.

„Wieder Dona Mariana! Was sucht sie hier!“ murmelte der Führer, indem er ihr nachblickte.

„Wohnt diese Dame in der Alhambra?“ fragte Fernando.

Der Führer verneinte dies, ohne die Dame aus den Augen zu lassen.

„Sie haben zwei Stunden Zeit, unsere Wohnung einrichten zu lassen,“ sagte Fernando, indem er ihm das Geld gab, das er in seiner Börse hatte; „wir gehen unterdeß wieder in die Stadt hinunter.“

„Gott geleite Sie! Ich werde Ihre Befehle ausführen und Alles zu Ihrer Zufriedenheit einzurichten suchen,“ antwortete der Führer mit einer tiefen Verbeugung.

(Fortsetzung folgt.)

### Miscellen.

(Räuberhöhlen in London.) Bei der Niederreißung zweier alter Gebäude in Weststreet in London hat man eine höchst seltsame Entdeckung gemacht. Eines der niedergeworfenen Häuser wurde vor mehr als einem Jahrhunderte durch den berühmten Räuber Jonathan Wild bewohnt, den Fielding durch seinen Roman: „Jonathan Wild“ unsterblich gemacht hat. Ein anderer, wenn auch weniger bekannter, Räuber, Williams, wurde vor Kurzem da verhaftet und von den Riffen verurtheilt. Dieser Prozeß führte zu Entdeckungen über die Lebensweise der Bewohner der oben erwähnten zwei Häuser, welche der Behörde bereits mehrmals als sehr verdächtig bezeichnet worden waren. Der Stadtrath entschloß sich deshalb endlich, jene Häuser anzukaufen, um sie niederzureißen und den Stadttheil dadurch zu säubern. Als man mit dem Einreißen der alten Gebäude beschäftigt war, machte man jene seltsame Entdeckung; Alles war nämlich auf das sinnreichste eingerichtet, um im Nothfalle eine Räuberbande verstecken und den Ertrag des Raubes den Nachforschungen entziehen zu können. Das Werk der Zerstörung wurde sofort auf Befehl der Justizbehörde eingestellt; Künstler sind beschäftigt, den merkwürdigen Bau abzuzeichnen und Romandichter haben denselben beschäftigt, um ihn bei ihren schauerlichen Sittengemälden benutzen zu können. Auch der Herzog von Cambridge und andere hochgestellte Personen besuchten bereits diese sonderbaren Gebäude und man hatte bei dieser Gelegenheit Lampen in alle

Gänge und Gaterien gestellt. — Die erwähnten beiden Häuser (Nr. 2 und 3) stößen fast aneinander, haben aber keine Verbindung untereinander. Nr. 3, das ein Lichterzieher inne hatte, war sehr verdächtig und mehrmals von der Polizei durchsucht worden, aber stets vergebens. In Nr. 2 hielten sich schlechte Dirnen auf, aber man hatte nie Packete hineinbringen sehen, welche gestohlene Sachen zu enthalten schienen. Hinter dem Verkaufstokale des Lichterziehers in Nr. 3 fand man nach langem Suchen zwei Fallthüren, deren jede in einen langen Gang führte. In einem dieser Gänge befanden sich zahlreiche Nischen, welche zur Aufbewahrung der gestohlenen Sachen dienten. Der andere Gang hatte die Bestimmung, die von der Polizei Verfolgten ent schlüpfen zu lassen; er führte nicht auf die Straße, sondern auf eine Treppe, an deren oberem Theil ein Fenster auf ein Gäßchen, Fleet Ditch, ging, das die beiden Häuser trennt und eine Art Cloake ist. Stets lag ein Bret bereit, auf dem man schnell in ein Zimmer des andern Hauses gelangen konnte, aus welchem man durch eine Hinterthüre auf die Straße kam. — Nachdem der Herzog von Cambridge durch ein Labyrinth von Höhlen und krummen Gängen geschritten war, gelangte er zu einem Verließ, das nicht geringe Ueberraschung erregte. Es ist dies ein geräumiger gewölbter Keller, in welchem ohne Zweifel mehr als ein Mord begangen worden ist. Man fand in einer Ecke unter Schutt ein Skelett und Menschenknochen; dicht daneben lag ein zerbrochenes Fleischermesser, dessen sich die Mörder wahrscheinlich bedient hatten. Auf dem Griffe stand mit silbernen Buchstaben: Benjamin Turkel, den 19. Juli 1787. — Die Bewohner dieser Räuber- und Mördergruben führten in dieses Verließ die Betrunknen, die sie in den Straßen Londons gefunden hatten, nahmen ihnen die Schmucksachen und das Geld ab und brachten sie dann wieder auf die Straße, oder erstickten sie auf die Art, wie es der berühmte Burke that, mit einem Pechpflaster, das sie ihnen auf das Gesicht legten, und verkauften dann die Leichname an sogenannte Aufersuchungsmänner, welche die anatomischen Theater mit Leichnamen zu versorgen pflegen. Daß dies geschehen ist, schließt man aus dem Umstande, daß mehrere Bewohner der Umgegend verschwanden, von denen man nie wieder eine Spur gefunden hat. — Auch in den Keller ließ sich der Herzog von Cambridge führen, in welchem der oben erwähnte Williams den Nachstellungen der Polizei sich so lange entzog. Dieser Keller ist eine Art Höhle, in welcher der Verbrecher, ohne Luft und Licht, der Feuchtigkeit ausgesetzt war. Seine Verbrechergenossen brachten ihm Lebensmittel, aber ausgehen konnte er nicht, da alle Eingänge der beiden Häuser fortwährend von Polizeidienern besetzt waren. Als ihm der Aufenthalt in jener Höhle unerträglich geworden war, überlieferte er sich selbst der Behörde. — Auch in Nr. 2 hoffte man wichtige Entdeckungen zu machen, da aber die Pachtzeit der Inhaber noch nicht abgelaufen ist, so widersezen sie sich den Nachsuchungen. — Es ist kaum begreiflich, wie man in einer so vollkreichen und wohlhabenden Stadt wie London, welche die bestverwaltete in der Welt

sein sollte, so lange ein solches Räuberneß hat dulden können, zumal dasselbe schon 1741 durch einen geistreichen Schriftsteller (Fielding in dem obenerwähnten Romane) deutlich genug bezeichnet worden ist. —

— Bei dieser Gelegenheit erwähnen wir zugleich eine seltsame Verhandlung, die vor Kurzem in dem Unterhause stattfand, und die gesetzlichen Maßregeln zur Verhinderung des Hundediebstahls betraf, der in London in großem Maßstabe betrieben wird. Es ist dies ein völlig organisirtes Geschäft in zwei Hauptbranchen, Ausfuhr und Rückgabe der Hunde. Die Diebe schaffen natürlich nur die Hunde ins Ausland, welche ihre Herren nicht wieder auslösen wollen. Es kam bei den Verhandlungen höchst seltsame Dinge an den Tag. Die Höhe der Auslösungssumme für einen gestohlenen Hund richtet sich nach dem Werthe des Thieres und nach dem Umstande, ob er früher ein- oder mehrmals gestohlen und wieder ausgelöst worden war. Auch haben die Eigenthümer der Hunde die Kosten zu bezahlen, welche die Fütterung und Beaufsichtigung derselben der Gesellschaft verursachte. Alle vornehmen Personen in London haben diesen Piraten einer neuen Art Tribut bezahlt, die fremden Gesandten so gut wie die Lords und Ladies. — Zu einer Dame sagte der Mann, der ihr den gestohlenen Hund zurückbrachte: „Diesmal kostet er Ihnen nur 4 Pfd. Sterl. (26 Thlr.), das nächste Mal werden Sie ihn aber unter 10 Pfd. Sterl. nicht wieder erhalten.“ Die Kühnheit und Gewandtheit dieser Hundediebe hat schon mehr als eine alte Dame zur Verzweiflung gebracht; eine konnte den Gedanken, von dem treuen Gefährten ihrer Einsamkeit getrennt zu werden, nicht ertragen, und verließ deshalb lieber ihr Vaterland, um ihren Aufenthalt in dem Auslande zu nehmen, wo die Hunde weniger verfolgt werden.

(Der irische Brutus.) An einem alten Hause in der Stadt Galloway sieht man, in Stein gemeißelt, einen Schädel und zwei gekreuzte Knochen. Eine tragische Geschichte ist in diesem Hause geschehen. Im Anfange des 15. Jahrhunderts nämlich wurde James Linc von seinen Mitbürgern zum Mayor (Bürgermeister) erwählt, denn er hatte sich durch seinen Reichtum großen Einfluß, so wie durch seine Wohlthätigkeit und Rechtchaffenheit die allgemeine Liebe erworben. Diese Liebe theilte auch sein Sohn Eduard, der neben vielen glänzenden und vortrefflichen Eigenschaften sich durch große Leidenschaftlichkeit, Stolz und Neid auszeichnete. Der Vater, der ihm darum schon oftmals Vorwürfe gemacht hatte, war wegen der Zukunft nicht ganz unbesorgt. Erst als der Sohn sich in Anna Blake verliebte, die Tochter seines besten Freundes, wurde er wieder etwas ruhiger. Er erwartete von dieser Verbindung die wohlthätigsten Folgen und bat deshalb Anna dringend, bald den Tag der Hochzeit zu bestimmen, als ihn eine höchst wichtige Angelegenheit nöthigte, sogleich eine Reise nach Cadix zu machen. Das Glück begünstigte ihn dort und er schrieb einen großen Theil desselben dem Eifer seines dortigen Handelsfreundes Gomez zu.

Dieser Gomez hatte einen Sohn, Gonsalvo, der seine Freude und sein Stolz war, und mit körperlicher Schönheit den edelsten Charakter und das vortrefflichste Herz verband. Aus Dankbarkeit gegen Gomez und aus Liebe für dessen Sohn schlug der alte Linc dem Freunde eine eheliche Verbindung zwischen seiner Tochter Mary und Gonsalvo vor. Dieser Vorschlag war zu schmeichelhaft, als daß er hätte zurückgewiesen werden können, und Gonsalvo schickte sich an, seinen künftigen Schwiegervater zu begleiten, um Mary nach Cadix abzuholen. Die lange Reise und die Gefahren, welche dabei droheten, machten den alten Linc und den jungen Gonsalvo noch vertrauter, als sie schon früher gewesen waren. Auch sein Sohn Eduard schloß sich bald innig dem jungen Spanier an, leider sollte aber dieses Stück nicht von langer Dauer sein. Gomez vermählte sich mit Mary und vergaß in seinem Stücke die Rückkehr nach Spanien; Eduard dagegen hielt sich für vernachlässigt und zurückgesetzt, und glaubte einen Theil der Liebe seines Vaters und seiner Mitbürger an den Fremden, an den Gemahl seiner Schwester, verloren zu haben. Damit verband sich bald ein noch brennender Schmerz; Anna war offenbar gegen ihn seit der Ankunft des schönen Spaniers kälter geworden, und ihre Augen ruheten oftmals auf ihm mit einem ganz eigenthümlichen Ausdrucke. Es ist ein alter Ausspruch, daß der leidenschaftlichsten Liebe der Haß näher liegt als die Freundschaft, und er wird auch durch das bestätigt, was in dem Herzen Eduards vorging. Er verfolgte die sonst so heiß Geliebte mit den bittersten Vorwürfen, suchte sie auf jede mögliche Weise zu quälen und ließ sich selbst durch ihre Thränen nicht erweichen. Als er endlich auch in den Augen Gonsalvos mehr als Freundschaft für Anna zu erkennen glaubte, als er zu bemerken wähnte, daß seine Schwester vernachlässigt werde, erreichte seine Wuth jenen Grad, wo sie von Wahnsinn kaum noch zu unterscheiden ist. Eines Abends schlich er, von fürchterlicher Eifersucht gepeiniget, in der Nähe des Hauses Annas umher und bemerkte da, daß Gomez erschien und eine Nebenthür ihm geöffnet wurde. Nun zweifelte er an nichts mehr, er stürzte sich auf den Unglücklichen, der vergebens zu entfliehen suchte, und stieß ihm den Degen in die Brust. Erst als das Verbrechen vollendet war, kam er wieder zu sich; er floh, wie Cain, und verbarg sich in dem angrenzenden Walde. In der Stadt sprach sich am nächsten Morgen, als die That bekannt wurde, die höchste Entrüstung aus, zumal man neben dem Leichnam den Hut Eduards gefunden hatte, und man allgemein glaubte, auch dieser sei durch Mörderhand gefallen. Der alte Linc ergriff die zweckmäßigsten Maßregeln, um den Schuldigen auffindig zu machen, und schwur, denselben durch nichts der Gerechtigkeit entziehen zu lassen, müsse er auch selbst das Urtheil vollstrecken.

Die Nachforschungen blieben lange vergeblich, bis man endlich Eduard ohnmächtig vor der Stadt fand. Die Freude war groß in der Stadt und sein Vater pries sich wiederum glücklich. Aber seine Freude sollte von kurzer Dauer sein, da der Sohn sich bald den Mörder Gonsalvo's nannte und als

folcher bestraft zu werden verlangte. Er mußte vor das Gericht gestellt werden und der unglückliche Vater hatte das Todesurtheil über den Sohn auszusprechen. Das Volk rottete sich auf die Nachricht davon zusammen, verlangte stürmisch die Freilassung Eduards und schickte sich an, ihn mit Gewalt zu erlösen. Der Vater hörte nur auf die Stimme der Gerechtigkeit und begab sich mit einem Priester in den Kerker seines Sohnes. Eduard bat auf den Knien um sein Leben, aber der Vater antwortete: „Mein, mein Sohn, Dein Leben ist dem Gesetz verfallen. Zwanzig Jahre habe ich für Dein irdisches Glück gebetet; jetzt richte Deine Gedanken auf den Himmel, knie nieder mit mir und laß uns beten, daß der Allmächtige Dir verzeihe. Ich habe auf dieser Welt für Dich nichts mehr zu hoffen, als daß Du stirbst wie ein Mann.“

Das Volk wurde immer ungeduliger, die Soldaten hatten sich ihm angeschlossen und man fing an, die Thüren einzuschlagen. „Ich habe geschworen,“ rief Link den Versammelten zu, „daß der Mörder Gonzalvos sterben müsse, und wäre es von meiner Hand; ich halte meinen Schwur.“ Als er dies gesprochen, befestigte er einen Strick an den Eisenstäben des Kerkerfensters, schlang ihn um den Hals seines Sohnes und erwürgte diesen.

Das Volk vertief sich schauernd, der unglückliche Vater aber legte noch an selbigem Tage sein schreckliches Amt nieder und verließ sein Haus nicht mehr. Nur seine Tochter hat seinen Gram gesehen. Anna selbst ging, nach dem Tode ihres Vaters, in ein Kloster und so starb die unglückliche Familie aus. Nur der Schädel und die Todtenknochen an dem Hause zeugen noch von dieser grauenvollen Tragödie.

### Generalcorrespondenz.

In Buenos Ayres ist von Staatswegen verboten worden, daß die Leute nach einem Todesfalle in ihrer Familie Trauerkleidung anlegen. Die Männer dürfen nur einen schwarzen Flor am Arme, die Frauen ein schwarzes Band am Handgelenke tragen. —

Das Journal des Debats erzählt in einer seiner letzten Nummern von den schrecklichen Ueberschwemmungen in Preußen und führt dabei an, die Stadt Schweg sei ganz unter Wasser gesetzt, denn der Fluß Pegel (la rivière Pegel) sei 19 $\frac{1}{2}$  Fuß hoch gestiegen. Wer kennt den Fluß Pegel? Niemand. Das ernste gelehrte Journal hat das Wort „der Fluß-Pegel“ übersetzt in der Fluß „Pegel“. —

Wir haben in der heutigen Nummer bereits schreckliche Dinge aus England erzählt; eben kommt noch etwas zu unserer Kenntniß. Der Pfarrer in Enfield starb vor kurzem und da ergab es sich, daß der gute Mann den Gottesacker, der an seinen Garten grenzte, seit vielen Jahren ausgebeutet hatte. Er stand mit mehreren Lauchentischen in Verbindung, welche die

Särge und die Leichen aus den Gräbern holten; von den ersteren nahm er die Kupfernen u. Handhaben, das Blei u. ab und verkaufte es und die Leichen wurden an Anatomen verhandelt. Die Noth trieb ihn keineswegs zu diesem schändlichen Gewerbe, denn er war sehr gut besoldet, da er 1200 Pf. St. (8000 Thlr.) jährlich erhielt. Er hinterließ aber auch ein Vermögen von 600,000 Thlrn. —

Während man jeden Tag den Ausbruch des Krieges zwischen Frankreich und Marocco erwartet, hat ein Gewehrfabrikant in Paris den Auftrag erhalten, für den Kaiser von Marocco ein Gewehr zu fertigen, das außerordentlich kostbar werden wird, denn bloß die Garnirungen von massivem Golde kosten 6000 Fres. —

Marocco hat etwas, was kein anderes Land hat, nämlich — Nachrichten für die Verbrecherinnen und zwar, weil dort kein Mann eine Frau berühren darf. Diese Hentkerinnen, die man am liebsten recht alt und recht häßlich hat, verhaften die Frauen, die sich eines Verbrechens schuldig machten, geißeln sie, schneiden ihnen die Ohren ab und enthaupten sie auch, wenn es sein muß. Die Richter in Marocco haben eine sehr große Auswahl in Strafen. Die Verbrecher werden z. B. geprellt, d. h. in die Höhe geschleudert, damit sie bei dem Herabfallen einen Arm, ein Bein brechen, oder sich den Kopf zerschlagen, was vorher festgestellt wird, und die Richter sind so geschickt, daß sie der Vorschrift stets vollkommen Genüge leisten. Eine andere Strafe besteht darin, daß man einen Verbrecher lebendig in einen todten Ochsen steckt; oder man füllt ihm die Nase, den Mund und die Ohren mit Pulver, das man nachher anzündet. Sobald eine Hinrichtung geschehen ist, läuft der Richter so schnell davon, als ihn seine Füße tragen wollen, denn das Volk wirft ihn regelmäßig mit Steinen. Er hat deshalb auch eine Art Wache. Dies ist auch in manchen Städten Spaniens, z. B. in Granada heute noch der Fall, wo an der Thüre des Hentkers fortwährend eine Wache steht und er nie ohne militairische Bedeckung ausgeht. —

In Ostindien starb vor kurzem eine originelle Engländerin, Mrs. Hall, die Frau eines achtbaren Advokaten in Madras, die unter dem Namen Dschamal Khan in Punah allgemein bekannt war, da sie ihren Mann verlassen und in Punah Kriegsdienste genommen hatte. Sie befehligte lange ein Bataillon in Hydrabao und ging später nach Punah, um eine höhere Stellung zu erhalten. Sie erhielt dieselbe auch, wurde aber später als Staatsgefängene in eine Festung gebracht, weil sie einen Brahminen hatte todt prügeln lassen. Sie soll sehr schön und sehr tapfer gewesen sein und ging stets in der landesüblichen Tracht, in weiten Beinkleidern und einem offenen Jäckchen, einher. An der Seite trug sie einen damascener Säbel und auf dem Kopfe einen Helm mit einem wallenden Federbusche. —



# Allgemeine Moden-Zeitung

N<sup>o</sup> 36.

1844.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Reubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde ic. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.** Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Dona Mariana.

Novelle.

(Fortsetzung.)

2.

Die Sonne war längst schon hinter den Bergen von Almanca verschwunden und der Mond stieg am Himmel auf, um sein mildes Licht über die Erde zu gießen. Die Myrten- und Oleandergebüsche erfüllten die Luft mit jenen starken Gerüchen, welche ein Reiz der lauen Nächte des Südens sind. Die Nachtigall schlug in den Cypressen der Alhambra und überall vernahm man das liebliche Rauschen der Blätter und Brunnen.

Trotz der späten Stunde wachten die beiden Reisenden noch immer in einem der Säle des alten Alcazar.

Der Führer hatte die Aufträge wohl ausgeführt und eine fast bequeme Wohnung für sie eingerichtet. Zwei Matrasen, die nebeneinander auf dem steinernen Fußboden lagen, bildeten bessere Betten als man sie in den vorzüglichsten Gasthäusern Spaniens findet und man konnte darauf, wenn auch nicht weich, so doch wenigstens ruhig schlafen. Die massive Bank, die als Sitz diente, hatte aller Wahrscheinlichkeit nach zu einem höchst prachtvollen Meublement gehört und vielleicht in den Vorzimmern der Kaiserin Isabella gestanden, als sie den Sommer des Jahres 1526 in Granada in demselben Palaste und in demselben Zimmer verbrachte, aus denen Isabella die Katholische die stolze

Ara und die schöne Königin Zoraya vertrieben hatte. Der Tisch von geschnitztem Holze schrieb sich offenbar aus derselben Zeit her, nur die schlechte kupferne Lampe wollte zu dieser Pracht nicht passen. Eine Thüre war nicht mehr vorhanden und man konnte durch den Spitzbogen hindurch einen Platz sehen, der mit Blumen, Sträuchern und Schutt bedeckt war. In der Mitte dieses Raumes, welcher der Garten Lindarajas heißt, murmelte ein Springbrunnen, der sein Wasser in ein Marmorbecken ergoß.

Die beiden jungen Männer saßen an dem Tische und blätterten in dem Buche des Paters Echeverria über die Alterthümer Granadas, während der Führer gemächlich seine Cigarre rauchte und ihnen von dem Zimmer erzählte, das er ihnen angewiesen hatte.

„Es wohnt schon seit langer Zeit Niemand hier,“ sagte er; „nicht weil die Decke einzustürzen droht oder weil es hereinregnet, sondern wegen der Geschichte des Pfarrers, von der ich schon gesprochen habe. Wenn man aber sagt, die Gespenster, die sich da zeigen, erschienen als Mönche, so ist dies eine Lüge. Alle sind Mauren, die seit langer Zeit hier begraben wurden. Sie kommen wieder, um die Schätze zu holen, welche sie da zurückließen. Wie sollten diese Herrenmeister und Ungläubigen sich in Mönchskutten zu hüllen wagen? Sie nehmen einfach die Gestalt irgend eines Thieres an und so habe ich sie häufig gesehen, wie auch Anton Marti, der Gärtner, der bisweilen hier arbeitet.

Sollten Sie ihm begegnen, so sprechen Sie ja nicht mit ihm."

"Ist er ein so böser Mensch?"

"Er ist ein ehemaliger Soldat Riegos, hat sonst geschrien: es lebe die Constitution! und wäre heute noch im Stande, sogar etwas Schlimmeres zu thun; er ist ein Gottloser, ein Atheist, ein Liberaler."

Einen Augenblick später schlug es elf Uhr. Die Reisenden entließen den ehrenwerthen Führer Ignacio de la Lapida und schickten sich an, sich niederzulegen.

"Ich fürchte mich weder vor den gespenstischen Thieren noch vor andern Geistern," sagte Leon, indem er neben sein Bett ein Paar Pistolen legte; „da aber unser Schlafgemach keine Riegel und Schlösser, ja nicht einmal Thüren hat, so sehe ich mich vor Spitzbuben vor. Don Ignacio de la Lapida sieht mir gerade so aus, als führe er nichts Gutes im Schilde."

Fernando nahm darauf die Lampe und ging langsam in dem Gemache herum, um alle Ausgänge zu mustern. Es war kein anderer da als die Thüre, welche in den Garten Lindarajas führte. Die Wände zeigten hier und da noch Spuren von Verzierungen; an die Decke hinauf reichte der Lampenschein nicht; der Fußboden bestand aus großen, aber meist zerbrochenen Steinplatten.

"Lieber Freund," sagte der Franzose gut gelaunt, „wir werden hier vollkommen ruhig schlafen. Ich habe noch keinen Ort gesehen, der für Gespenster und Erscheinungen ungünstiger wäre. Es zeigt sich nicht das kleinste Stückchen alter Tapete, das eine geheime Thüre verbergen könnte. Die Wände sind glatt wie eine Hand und die Gespenster müßten also, wenn sie uns einen Besuch zugebracht haben sollten, geraden Wegs durch die Thüre hereinkommen, was doch sonst ihre Art nicht ist. — Gute Nacht!" setzte er hinzu, indem er sich angekleidet auf seine Matratze warf; „träume nicht etwa von gespenstischen Mönchen."

Kaum war eine Viertelstunde vergangen, als Leon bereits schlief. Der Spanier, der sich in seinen Mantel gehüllt und seinen Mantelsack als Kissen sich unter den Kopf gelegt hatte, horchte noch und blickte gedankenvoll in das Dunkel der Nacht. Die Lampe war erloschen, aber ein Mondstrahl fiel schief durch die Thüre herein und bildete auf dem Fußboden einen langen lichten Streifen, der sich am Fuße der Wand brach. Sonst war das Gemach völlig dunkel. Durch die offene Thürwölbung erkannte Fernando undeutlich

die Cypressen, die ihre Zweige in dem Garten Lindarajas wiegten; leises klagendes Geräusch, wie traurige Stimmen, klang in der Luft, als wenn menschliche Töne und menschliche Seufzer sich mit dem Rauschen der Blätter und mit dem Murmeln des Wassers mischten.

Dieser düstere Anblick und diese schauerlichen Töne versetzten Fernando in eine eigenthümliche Stimmung; es bemächtigte sich seiner ein unbekanntes Gefühl, eine tiefe Traurigkeit und eine ungewisse Furcht. Er war unbestritten ein Mann von Muth und er würde vor keiner Gefahr zurückgewichen sein; aber in diesem Augenblicke durchrieselte ihn ein unerklärlicher Schauer und seinen Geist erfüllte eine Muthlosigkeit, die sein Wille nicht zu bemeistern vermochte. Die Phantasie erinnerte ihn unwillkürlich an Gespenster, an die sein Verstand nicht glaubte; er fürchtete sich nicht, aber es war ihm unheimlich zu Muth. Anfangs kam ihm dieses neue Gefühl behaglich vor und er überließ sich ihm wie ein Kind, das sich neugierig und schauernd zwischen die Knie der Großmutter schmiegt, welche ihm Gespenstergeschichten erzählt. Als endlich dieses Gefühl stärker wurde, versuchte er es abzuschütteln; er stand auf, zündete die Lampe wieder an und nahm ein Buch, einen Band der Schrift Echeverrias. Er versuchte aufmerksam die ausführliche Beschreibung der innern Einrichtung des arabischen Palastes zu lesen, aber je weiter er las, um so stärker wurde das unbehagliche Gefühl, das ihn peinigte; die Gespenster begannen eine Gestalt anzunehmen und er sah sie vor seinem Geiste.

Das Buch erzählte, wie im Jahre des Herrn 1574 ein gelehrter Mann die Inschriften mehrerer Marmorplatten in einem der untern Säle des Alcazar entziffert und dabei die vergessenen Gräber der maurischen Könige gefunden habe. Nach der Beschreibung war dieser Saal eben der, in welchem sich jetzt die beiden Reisenden befanden.

Fernando legte das Buch aus der Hand, löschte die Lampe wieder aus und schloß die Augen, aber er konnte die Gedanken, Bilder und Gestalten, die ihn verfolgten, nicht von sich bannen. Seine Phantasie öffnete jene Gräber, in denen die maurischen Könige und deren Sultaninnen schliefen; er glaubte gerade unter der Steinplatte, auf der er ruhte, ein Gerippe in dem Sarge von Cedernholze zu sehen. So wurde der Schlaf von ihm fern gehalten, obwohl er wußte, daß alles, was in seinem Geiste vorging, kein Traum sei.

Plötzlich erregte ein leises Geräusch seine Aufmerksamkeit und er schauderte. Es war ihm seltsamerweise als bewege sich eine der Steinplatten des Fußbodens und als werde sie von unten emporgehoben. Die Stelle, von welcher dieses Geräusch kam, wurde von dem Monde beschienen. Fernando richtete sich halb empor, hielt den Athem an sich und horchte. Nach etwa einer Minute wiederholte sich das Geräusch; der Fußboden schien sich zu öffnen; ein dünner Streif röthlichen Lichtes drang zwischen den Fugen hindurch; endlich richtete sich Einer der großen Steine langsam empor wie eine Thüre, die sich in ihren Angeln bewegt und eine menschliche Gestalt kam unter der Erde hervor.

Fernando starrte diese Erscheinung an und unwillkürlich bedeckte sich seine Stirn mit kaltem Schweiß; er fürchtete sich jetzt wirklich. „Leon!“ rief er leise aus gepresster Brust, indem er die Arme ausstreckte.

Seine Hand begegnete der Hand des Freundes. Der Franzose war durch das Knirschen des Steines ebenfalls geweckt worden, hatte sich still ausgerichtet und griff nach seinen Pistolen. Er drückte jetzt den Arm Fernando's und beide hielten sich unbeweglich in dem dunkeln Winkel, in welchem sich ihre Lagerstätten befanden. In dem entgegengesetzten Winkel kam die Gestalt langsam und ruhig aus der Art von Fallthüre hervor, die sie emporgehoben hatte. Als sie gänzlich herausgetreten war, erkannten die beiden Reisenden in ihr einen Mann von mittleren Jahren in einem schwarzen Rocke und einem Hute, wie ihn Jedermann trug. In der Hand hielt er eine kleine Laterne, deren Licht er ausblies, sobald er oben auf dem Fußboden stand. Dann nahm er den Hut ab, wischte sich die Stirn und athmete tief auf, wie Jemand, der sich hart angestrengt hat. Fernando bemerkte jetzt wohl, daß der Mann keineswegs den Mumien glich, die seine Phantasie unter den Steinplatten gesehen hatte, sondern gänzlich einem ehrlichen Manne aus unserer Zeit. Dies verscheuchte denn auch bald seine kindische Furcht, steigerte indeß aber auch gleichzeitig seine Neugierde. Er stand vorsichtig auf und schlich geräuschlos an die Thüre, um der Erscheinung den Weg zu vertreten. Leon seiner Seits spannte seine Pistolen. In dem Augenblicke aber, als die Reisenden eben den Nachtwandler barsch anrufen wollten, der auf so geheimnißvolle Weise und auf so ungewöhnlichem Wege zu ihnen gekommen war, bemerkten sie zwei andere Gestalten am Eingange des Saales; diese waren einfach durch die Thüre hereingekommen. Diese beiden Gestalten,

die schwarz auf einem schwacherleuchteten Hintergrunde abstachen, sahen aus wie Schatten; die eine war groß, schlank, zierlich und glich einem Mädchen; die andere dagegen war gebückt und lahm, trug einen Soldatenhut und sah aus wie ein alter Invalide. Während Fernando und sein Freund nicht wußten, ob sie sich zeigen sollten, und die Neueingetretenen beobachteten, trat die Gestalt in schwarzem Rocke vor und sprach leise:

„Mariana, da bin ich, mein Kind. Fürchte Dich nicht.“

„Ach Gott! Ich sah Dich nicht in diesem Dunkel,“ antwortete sie, „und zu rufen wagte ich nicht. Wir ängstigten uns sehr, da wir Dich nicht an dem Springbrunnen draußen fanden.“

„Ich komme allerdings spät,“ antwortete er; „meine Uhr war stehen geblieben und ich bin so glücklich gewesen, einige Zeit zu schlafen. Aber als ich erwachte, war die Lampe ausgelöscht und ich wußte nicht, wie viele Stunden wohl vergangen sein möchten.“

„Bist Du sehr ermüdet?“ fragte die junge Dame mit liebevoller Besorgniß.

„Es ist so beschwerlich, diese schreckliche Treppe heraufzusteigen.“

„Ja wohl beschwerlich und überdies gefährlich,“ antwortete sie mit einem Seufzer; „aber die Polizei sucht Dich doch wenigstens da unten nicht. Die Spione sind von der Spur abgekommen, nicht wahr Anton Marti?“ setzte sie zu ihrem Begleiter gewendet hinzu.

„Sie suchten nach Sr. Excellenz an einem ganz andern Orte.“

„Man glaubt aber doch, ich sei noch in der Stadt Granada?“

„Allerdings. Alle Freunde Ew. Excellenz werden beobachtet.“

„Ruhlose Mühe!“ sprach die junge Dame bitter; „denn keiner Deiner Freunde würde den Muth haben, Dich auch nur für eine Nacht, für eine Stunde aufzunehmen, keiner . . .“

„Ich weiß es wohl, daß ich nur an Deiner Thüre anklopfen darf,“ antwortete der Mann im schwarzen Rocke, und dabei nahm er den Arm der Dame, als wenn er sie in den Garten hinausführen wollte; aber sie hielt ihn sanft zurück und setzte sich mit ihm auf der Steinbank an der Thüre nieder.

„Wir wollen hier bleiben, denn hier bist Du noch sicherer als draußen. Ich fürchte immer, der Ignacio de la Lapida könne einmal hierher kommen.“

„Ich halte Wache,“ fiel Anton Marti ein, der sich an die Thüre stellte, mit dem Gesichte nach dem Garten Lindarajas zu.

Die beiden Freunde, denen es unangenehm war, unfreiwillig das Gespräch mit anzuhören, blieben unbeweglich an der Mauer, nur einige Schritte von denen entfernt, welche allein zu sein glaubten.

Die junge Dame hatte ihre Mantille zurückgeworfen, aber man konnte in dem Dunkel ihr Gesicht nicht erkennen. Nur so viel ließ sich errathen, daß ihr Haar blond sein mußte, denn es stach von dem matten Schwarz der Mantille ab. Ihre Hände, die auf den Knien ruheten und von dem Monde beschienen wurden, sahen marmorweiß aus. Der Mann, der bei ihr saß, hatte graues Haar und seiner Haltung nach schien er über sechszig Jahre alt zu sein.

„Mariana,“ sagte er nach einigen Augenblicken; „ich bin entschlossen und reise ohne Paß. Ich glaube leicht aus Granada hinaus kommen zu können.“

„In der Nacht, verkleidet, wäre es wohl möglich; aber wie dann nach Gibraltar, ja bloß nach Malaga kommen, ohne zwanzig Male angehalten zu werden? Man würde Dich, auch wenn Du nicht sogleich erkannt würdest, nach Granada zurückbringen, und zwei Mal entflieht Niemand aus einem Kerker.“

„So ergebe ich mich in mein Schicksal,“ sprach der Mann traurig, aber entschlossen. „Ich kann und mag nicht länger warten, Mariana. Es giebt keinen schrecklichen Kerker, als das Grabgewölbe hier unten, in welchem ich mich nun seit dreiundzwanzig Tagen freiwillig aufhalte. Und weißt Du, welcher Gedanke mich seit gestern peiniget? Wenn wiederum ein Theil dieser halbverfallenen Gewölbe einstürzte! Ich wäre dann da unten abgesperrt. . . Nein, wenn ich sterben soll, so möge es wenigstens unter freiem Himmel geschehen.“

„Aber mein Gott!“ rief die Dame aus; „wie einen Paß erlangen? Wie einen Beamten der Polizei bestechen? Durch vieles Geld würde es sich wohl thun lassen, aber dann gehört viel Zeit dazu. Wenn ich mich nun an Ignacio de la Lapida selbst wendete?“

„Das thue nicht, mein Kind; er würde das Geld nehmen, Dir auch den Paß bringen, aber die ganze Sache dann verrathen. Es wäre nicht das erste Mal, daß er sich von zwei Seiten bestechen ließe.“

Es folgte eine lange Pause. Der Veteran stand unbeweglich auf seinem Posten und lauschte. Der Mann im schwarzen Rocke war aufgestanden, stützte die Stirn in die Hand und schien nachzudenken, wie er sich wohl rette. Die Dame saß noch und blickte stier vor sich hin in das Dunkel. Allmählig hatten sich natürlich ihre Augen an die Finsterniß gewöhnt und so erkannte sie endlich zwei menschliche Gestalten, die einige Schritte von ihr unbeweglich an der Wand standen.

Sie stand zitternd auf und sprach laut: „Wir sind entdeckt! Wir sind verloren!“

Ihre beiden Begleiter eilten zugleich zu ihr, um sie zu vertheidigen, wenn sie auch noch nicht wußten, gegen wen und woher die Gefahr komme. Unsere Reisenden sahen ein, daß sie entdeckt waren, und daß sie sich auf jede Gefahr hin zeigen mußten. Leon strich also sogleich mit einem Streichhölzchen an der Wand hin und zündete die Lampe an; Fernando seiner Seite trat vor und sprach:

„Nur der Zufall hat dieses Zusammentreffen herbeigeführt und Sie finden in uns Männer von Ehre, die Sie nicht verrathen werden. Mein Freund ist ein Franzose, Leon de Play, ich bin Spanier und heiße Fernando de Villaröel.“

Da trat der Mann im schwarzen Rocke auch näher und antwortete:

„Ich glaube Ihnen. . . Welcher politischen Meinung Sie auch angehören mögen, Sie werden mich nicht verrathen und ich nenne mich Ihnen also ungeschweut. Ich bin,“ setzte er dann hinzu, indem er sich seiner ganzen Länge nach emporrichtete, „Don Juan de Panacorva, ehemaliger Cavalerie-Oberst und vor kurzem wegen Verschwörung gegen Ferdinand VII. zu den Galeeren verurtheilt.“

Die jungen Reisenden reichten dem Alten die Hand. Der Name und die politischen Abenteuer des Don Juan de Panacorva waren ihnen bekannt genug, denn seit funfzehn Jahren war er bei jeder Verschwörung, bei jedem Aufruhre thätig gewesen und hatte auf allen Verbannungslisten obenan gestanden. Zwar theilten die jungen Männer die politischen Ansichten des alten unverbesserlichen Verschwörers keineswegs, aber die schreckliche Lage, in welcher er sich befand und die sie, ohne es zu wollen, kennen gelernt hatten, brachte sie auf einen edeln Vorsatz.

„Oberst,“ sagte Fernando, „wir sind Ihnen eine Entschädigung für die kurze Verlegenheit schuldig, in

die wir Sie unwillkürlich versetzten; ich hoffe, Sie werden dieselbe annehmen. Ich besitze die Mittel, Sie zu retten, nach denen Sie sich vergebens umsehen; mein Paß ist ganz in Ordnung und nach Gibraltar visirt; nehmen Sie ihn . . .“

„Ich nehme ihn an,“ entgegnete der Oberst sofort.

„Die Vorsehung sendet Sie uns!“ fiel die junge Dame mit bewegter Stimme ein.

„So hat mich die Vorsehung in allen schwierigen Lagen meines Lebens geschützt,“ sprach der alte Oberst stolz. „Wenn ich Zeit hätte, meine Herren, würde ich Ihnen erzählen, wie ich vor drei Wochen aus dem Gefängnisse entkommen bin; Sie sollen es später erfahren. Jetzt müssen wir nachdenken, wie ich von hier fortkomme.“

„Das ist sehr einfach,“ sagte die junge Dame; „morgen Abend gehst Du aus Granada hinaus, als gingest Du spazieren, und wendest Dich nach Santa Fe. Anton Marti erwartet Dich mit einem Pferde etwa funfzig Schritte von der Straße unter der bekannten Platane. — Aber das Signalement im Passe?“ fuhr sie mit einem Blicke auf den Spanier fort.

„Auch diese Schwierigkeit wird sich überwinden lassen,“ entgegnete Leon; „man braucht nur einige Buchstaben oder Zahlen zu ändern und das übernehme ich. Statt 30 Jahre schreibe ich 50; für braunes Haar setze ich blondes, das läßt sich machen.“

Während dieses kurzen Gesprächs war die junge Dame zu Fernando getreten, welcher den Paß in der Briefstasche suchte, und sagte halblaut zu ihm, so daß er es nur hören konnte: „Möge der Himmel Ihre edele That belohnen. Aber ehe sie geschieht, muß ich Ihnen anzeigen, daß Sie sich einer großen Gefahr aussetzen. Wenn Sie in Granada bleiben, könnte es schlimme Folgen für Sie haben.“

„Das fürchte ich nicht,“ entgegnete Fernando; „gute Thaten, denk' ich, bringen Glück und mit etwas Geschick und Klugheit werde ich mich wohl aus der Verlegenheit ziehen. Meinen Freund werde ich vermögen, morgen ebenfalls nach Gibraltar abzureisen.“

„Excellenz,“ sprach jetzt Anton Marti zu dem Obersten, „der Morgen beginnt zu grauen.“

„So muß ich wieder hinuntersteigen,“ antwortete dieser; „es ist, Gott sei Dank! das letzte Mal. Wie lang wird mir der Tag werden!“

„Ich werde bei Dir bleiben, wenn Du es wünschest,“ erwiederte die junge Dame.

„Was denkst Du, Kind?“

„Im Ernst, da unten sind wir allein und ungestört und ich kann alles in Ruhe anhören, was Du mir zu sagen hast.“

„Wie aber werden Sie wieder herauskommen? Wie kann der Oberst selbst ohne Gefahr aus diesem Saale und aus der Alhambra kommen, ohne von den Soldaten erkannt zu werden?“ warf Fernando ein.

„Das Gewölbe da unten hat noch einen andern Ausgang,“ antwortete die Dame. „Niemand kennt ihn, da Marti ihn entdeckt hat. Er öffnet sich außerhalb der Mauern der Alhambra und auf diesem Wege gehen wir gegen Abend hinaus.“

Don Juan de Panacorra stieg zuerst wieder hinunter in die Tiefe. Ehe die junge Dame ihm folgte, wendete sie sich an die jungen Fremden und sagte mit bewegter Stimme: „Leben Sie wohl, meine Herren; gebe der Himmel, daß wir einander wiedersehen und daß wir Ihnen unsern Dank anders als bloß durch Worte ausdrücken können.“

Sobald sie hinunter gestiegen war, fiel der Stein mit einem Donner zu, der dumpf durch das ganze Gebäude hallte.

Die beiden Reisenden zuckten zusammen, denn es war ihnen, als wäre die junge Dame lebendig begraben worden.

„Wann darf ich den Paß holen?“ fragte Anton Marti nach einigen Augenblicken.

„Nach Mittag,“ antwortete Fernando.

Als die Freunde allein waren, sagte der Spanier: „Du reifest auch ab, Leon, und zwar heute noch, nach Gibraltar.“

„Warum?“ fragte dieser verwundert.

„Aus drei Gründen, erstens, weil Du in Verlegenheit kommen könntest, wenn Du hier bleibst, zweitens, weil Du mich in Unannehmlichkeiten bringen würdest, und drittens, weil man nichts halb thun darf und Du den alten Obersten erst verlassen darfst, wenn er ganz in Sicherheit ist.“

„Nun meinethwegen,“ antwortete Leon; „aber das sage ich Dir, wenn Du nach vierzehn Tagen nicht bei mir in Gibraltar bist, komme ich wieder, um Dein Gefängniß zu theilen.“

„So weit wird es nicht kommen,“ entgegnete Fernando. „Jetzt laß uns einige Stunden schlafen.“

(Fortsetzung folgt.)

## Miscellen.

(Schamil.) Auch unsere Leserinnen haben gewiß schon von dem muthigen und tapfern Schamil gehört, welcher den Kampf der Tscherkessen im Caucasus gegen die Russen leitete und diesen Feinden seines Vaterlandes schon so viele empfindliche Niederlagen beigebracht hat. — Es war im Jahre 1829, erzählt ein Bericht über jenen Helden; die Russen hatten Wunder der Tapferkeit verrichtet und die Natur wie die Menschen überwunden; in einer dunkeln Gebirgsschlucht lag Kasi Mula, der Schrecken des Caucasus, von zwanzig Kugeln durchbohrt. Die Russen triumphirten, aber vorzeitig. Neben Kasi Mula lag ein vierzehnjähriger Knabe, der nur verwundet war; Kasi Mula hatte ihn zu seinem Nachfolger bestimmt. Die Russen nahmen ihn mit sich; es war Schamil. Dieser junge Fürst wurde nach Petersburg gesandt und in das Adelsregiment gebracht, um da erzogen zu werden. Er wurde bald einer der besten Jüglinge. Sobald er zum Offizier ernannt war, begab er sich in den Caucasus und schlug sich an den russischen Vorposten gegen seine Landsleute mit einer Tapferkeit, die mehrmals die Eifersucht der Russen, aber auch den Argwohn seiner Vorgesetzten erregte. So großer Muth bei einer ihm fremden Sache konnte nur erheuchelt sein und ein unkluger Oberst ließ einmal im Beisein Schamils das Wort „Verräther“ fallen. Der nächste Tag sah Schamil nicht mehr in den russischen Reihen. Die Russen verloren ihn sogar ganz aus den Augen, aber ihre Niederlagen vermehrten sich, jede ihrer Bewegungen wurde sofort dem Feinde bekannt und ihr geringster Fehler von den Tscherkessen benützt, bis endlich der Name Schamil als Rächer in ihre Ohren klang. Er bot alles auf, den Fanatismus, die List, die Gewalt und Gold, wenn nicht um den Caucasus zu retten, so doch um sich an den Russen zu rächen. Seine Schaaren mehrten sich von Tage zu Tage und er brachte sogar ein kleines europäisches Heer von 4000 M. zusammen, das aus Engländern, Polen, Franzosen und selbst Russen bestand. Mit diesem kleinen Heere hält er die Ruhe und den Gehorsam unter den Tscherkessen aufrecht und treibt dieselben gegen die Russen.

Eines Tags wurde ein Offizier an der Spitze von 500 M. abgeschickt, um Futter für die Pferde in dem Gebirge zu holen. Kaum aber hatte er sich einige Werst von dem Hauptcorps entfernt, als die Tscherkessen ihn überfielen. Der Offizier war am Arme verwundet, vertheidigte sich aber immer noch muthig. Da sprengte ein schöner Reiter heran, der einige Schritte von ihm sein Pferd verwundet anhielt. „B.“ rief er dem Offizier zu, „erkennst Du mich?“

„Du bist es, Schamil,“ antwortete der Russe, der seinen ehemaligen Kameraden erkannte. Der Kampf wurde sofort eingestellt und die beiden Führer umarmten einander vor den Augen der erstaunten Krieger.

„Ich liebe die Russen noch immer,“ sagte Schamil, „und

ich schlage mich ungern gegen sie; aber jeder Andere an meiner Stelle würde so wie ich gehandelt haben.“

„Wie aber kannst Du, Unsiniger, gegen den Czar zu kämpfen wagen?“ entgegnete der russische Offizier.

„Hier fürchte ich seine Macht nicht.“

„Du hältst Dich für stärker als Du bist; es wird ein Tag kommen . . . Denke an Kasi Mula.“

Schamil erblickte bei dieser Erinnerung, aber er sammelte sich bald wieder und antwortete:

„Sein Ende war ruhmvoll.“

Der russische Offizier hätte jetzt den Kampf wieder beginnen und sein Vaterland von dem schrecklichen Feinde befreien können; er dachte wohl daran, aber Schamil ließ ihm die Wunden verbinden und so wies er den Gedanken, ihn zu tödten, mit Unwillen von sich. Er sagte nur: „Du könntest einen vorteilhaften Frieden schließen, Schamil.“

„Meine Rache ist noch nicht gestillt.“

„Aber welche Zukunft erwartet Dich?“

„Sie liegt in Gotteshand.“

„Du könntest Verzeihung und eine hohe Stellung in der Armee erhalten.“

„Euer Czar unterhandelt nicht mit Rebellen; lieber will ich selbst Czar sein und hier bin ich es.“ —

— Ein Beispiel von der sabelhaften Tollkühnheit der Circassier erzählt Tolstoi in der Lebensbeschreibung des Fürsten Paskewitsch. Zwanzig Besgier nämlich waren von ihren Bergen herunter gekommen, schwammen durch zwei Flüsse und drangen in Georgien ein bis nach Tiflis, der Hauptstadt der russischen transcaucasischen Provinzen, — eine Unternehmung, die man für unmöglich halten mußte, wenn sie nicht wirklich ausgeführt worden wäre. Die Besgier kamen im Abenddunkel bei Tiflis an, versteckten ihre Pferde, schlichen sich durch die Vorpostenlinie eines Dragonerlagers in der Nähe der Stadt, und gelangten vor die mit Truppen gefüllte Kaserne. An den Eingängen derselben machten sie die Schildwachen nieder und dann drangen sie in die Schlaffäle der Soldaten ein, wo sie die Lichter auslöschten und eine entsetzliche Mezelei begannen. Nach einem schrecklichen Blutbade kam endlich Hilfe und die Besgier versuchten sich durchzuschlagen, wurden aber umzingelt. Als sie erkannten, daß an Rettung nicht mehr zu denken sei, erstachen sie sich, wie es unter diesen Gebirgsvölkern Sitte ist, lieber selbst, als daß sie sich ihren verhassten Feinden überliefern. So fiel kein einziger der Tollkühnen lebendig in die Hände der Russen und man hat deshalb auch nie erfahren, was sie eigentlich zu diesem verzweifelten Schritte veranlaßte. Und die Besgier gelten für die muthlosesten aller Gebirgsbewohner des Caucasus!

(Der St. Antoniusstag in Madrid.) Im Januar wird in Madrid eine eigenthümliche Feierlichkeit begangen, das Fest des heil. Antonius nämlich, des Schutzpatrons der Maulthiertreiber. In der diesem Heiligen gewidmeten Kirche wird

an diesem Tage ein feierliches Hochamt gehalten und alle Kutscher, Maulthier- und Eselstreiber erscheinen in ihren braunen Staatskleidern mit gelben und rothen Aufschlägen und Verzierungen auf ihren Thieren, die am Schweife und an der Mähne mit rothen Quasten gepugt sind. So reiten sie um die Kirche herum, um an einem Hinterthürchen derselben ein Säckchen geweihter Gerste in Empfang zu nehmen, das ihnen ein Priester übergibt und das die Thiere das ganze Jahr hindurch vor Krankheit und sonstigem Unglücke schützen soll. Den ganzen Tag über werden dann in Buben Tausende sogenannter panecillos di San Antonio (Antoniusbrodchen) verkauft, ein eigenthümliches Gebäck, das nur an diesem Tage zu haben und für die Maulthier- und Eselstreiber das ist, was für die Thiere derselben die geweihte Gerste ist.

(Ein eifriger Gerichtspräsident.) Von einem Präsidenten des königl. Gerichtshofes in Paris erzählt man zahllose Anekdoten, unter andern auch folgende. Vor einigen Jahren hatten sich die Bäckergefallen des 12. Bezirks der Hauptstadt verschworen, nicht mehr zu arbeiten, wenn sie keinen höheren Lohn erhielten. Der Präsident des Gerichts, bei dem die Sache anhängig gemacht war, glaubte hier eine besonders kräftige Maßregel ergreifen zu müssen; er stellte eine große „Razzia“ an und in der Nacht wurden sämtliche Bäckergefallen dieses Stadttheils aufgehoben. Man brachte die Armen in das Gefängniß und was geschah? Am andern Tage war in keiner Bäckerei des ganzen Stadttheiles ein Brod zu haben. Die Folge davon war eine augenblickliche Hungersnoth und das Volk drohete mit Aufruhr. Da sah sich denn die obere Behörde genöthigt einzuschreiten, und — die Bäckergefallen wurden freigelassen.

— Die Magd des berühmten Arztes Dupuytren war ermordet worden. Man entdeckte den Mörder und nahm ihn fest. An der Nasenwurzel hatte er einen großen tiefen Riß, der, wie der Richter mit Recht schloß, wohl von einem verzweifeltsten Kampfe mit dem Opfer und zwar von den Fingernägeln desselben herrühren mochte. Er fragte also den Angeklagten, der indeß erzählte, er habe sich bei dem Rasiren mit dem Messer geschnitten. Der Richter ließ sich mit dem Manne in einen langen Streit darüber ein und kam endlich, um den Angeklagten zu überführen, auf einen Einfall, der in dem Protocoll mit den Worten angeführt ist: „Wir, der Instructionsrichter, ließen in Anwesenheit des Angeklagten alles herbeibringen, was wir zum Rasiren brauchen, nahmen uns vor ihm den Bart ab und zeigten ihm, daß es unmöglich sei, sich bei dem Rasiren so zu verwunden.“ — Der Angeklagte wußte dagegen nichts zu sagen und gestand zu, daß die Wunde nicht von dem Rasirmesser herrühre.

(Familienangelegenheiten der Kaiser von Marocco.) In dem berühmten Werke von Gräberg von Hemso, dem schwedischen Generalconsul, über Marocco, sind mehrere

Beispiele von der zahlreichen Nachkommenschaft angeführt, welche verschiedene Fürsten dieses Landes hinterließen. Muley Ismaël, der 55 Jahre regierte, hatte nicht weniger als 845 Söhne und 342 Töchter. Die Zahl seiner Frauen belief sich, nacheinander wahrscheinlich auf 8000. Der Gesandte Ludwigs XIV., von Saint-Dion, erzählt, er habe den erwähnten Sultan, 34 Jahre vor dem Tode desselben, mit einem Gefolge von 110 Söhnen gesehen. — Man glaubt vielleicht, Muley Ismaël habe seine kaiserlichen Vorrechte in etwas zu großer Ausdehnung benützt, aber seine Nachfolger zeichneten sich ebenfalls durch ihre zahlreiche Nachkommenschaft aus. Der vorletzte Sultan z. B. sah sich von 84 Söhnen und 124 Töchtern umgeben. Findet ein solcher Sultan, daß er der Kinder zu viele um sich hat, oder werden sie ihm sonst beschwerlich, so schickt er sie in den Süden, nach Taflet, wo man in einer Provinz nicht weniger als 40,000 Personen zählt, die sämmtlich der großen souverainen Familie der Nachkommen Mahomeds angehören.

### Generalcorrespondenz.

Vor einiger Zeit ist die Familie Bonaparte wieder um eines ihrer Glieder ärmer geworden, denn Joseph Bonaparte, früher König von Neapel und Spanien, starb vor wenigen Wochen in Florenz. Es sind nun nur noch die beiden Brüder Napoleons, Ludwig und Hieronymus, übrig, die beide in Florenz leben, der erste als Graf von Leu, seit mehreren Jahren fast ganz gelähmt, der letztere als Fürst von Montfort. Zahlreich sind die Nachkommen der Familie. Joseph hatte zwei Töchter, die beide mit Bettern verheirathet sind, die eine mit dem Prinzen Karl von Canino (dem Sohne Lucians), die zweite mit dem ältesten Sohne Ludwigs. Diese starb vor drei Jahren, wie man sagt, von Mörderhand. Ein anderer Sohn Lucians lebt in Belgien. Der älteste Sohn Ludwigs starb 1831 in Forlì, der Bruder desselben sitzt gegenwärtig in dem Schlosse Ham in Frankreich gefangen. Hieronymus hat drei Kinder, zwei Söhne und eine Tochter. Von den erstern steht einer in den Diensten seines Oheims, des Königs von Würtemberg; der zweite hat unter allen Napoleoniden die größte Aehnlichkeit mit dem Kaiser, und die Tochter, die schöne Mathilde, ist mit dem reichen russischen Grafen Demidoff verheirathet. — Die Söhne der Prinzessin Caroline und Murats leben in Amerika, die Töchter sind die Gräfin Papoli in Bologna und die Gräfin Rasponi in Ravenna. Die Prinzessin Elise, Fürstin Vacciochi, hatte zwei Kinder, einen Sohn, der 1837 in Rom mit dem Pferde stürzte und starb, und eine Tochter, die Gräfin Camerata in Ancona. — Der verstorbene Graf von Surville (Joseph) war der reichste der ganzen Familie; er soll funfzehn Millionen Francs hinterlassen haben. —

Da die Gemäldeliebhaberei auch eine Mode ist, die Mode sogar häufig über den Werth der verschiedenen Malerschulen entscheidet, und neben der niederländischen jetzt auch die spanische beliebt ist, so dürfte eine kurze Charakteristik der letztern,

der spanischen Malerschule, als der weniger bekannten, hier wohl an ihrem Orte sein. Die spanische Schule bildete sich nach der italienischen und niederländischen, und obgleich einige der großen Meister Spanien nie verließen, so weiß man doch, daß sie ihre Vorzüge fremden Künstlern, die sich in Spanien aufhielten, oder dem Studium niederländischer und italienischer Meisterwerke verdankten. Die charakteristischen Hauptzüge der spanischen Schule sind: große Charakterwahrheit, natürlicher Ausdruck, schönes Colorit und correcte Zeichnung; fast alle Meister derselben suchten die dunkeln reichen Töne und die starken Contraste zwischen Licht und Schatten zu erreichen, welche namentlich die venetianische Schule charakterisiren. Ihre Fehler sind: unbedeutende Composition, Mangel an Adel, Würde und idealer Schönheit in ihren Figuren, so wie ein gänzlicher Mangel der Erhabenheit, welche die Erzeugnisse der italienischen Kunst auszeichnet. Den Gipfel ihrer Vortrefflichkeit erreichte die spanische Schule zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts unter Murillo, Velasquez und Zurbaran, von denen der erste der spanischen Kunst eigentlich Nationalität gab, denn obgleich Velasquez ein fruchtbareres und universelleres Genie war, so sind seine Werke doch mehr niederländische oder italienische, während der erstere zwar nachahmte, aber doch immer die nationale Charakteristik behielt. Portraitmalerei wurde in Spanien immer in großer Ausdehnung gepflegt, und man hat von fast allen großen spanischen Künstlern heute noch Beweise ihrer Geschicklichkeit in diesem Fache. Vorzugsweise aber behandelten sie heilige Geschichte, die Gegenstände sind aber, aus den bereits angeführten Gründen, häufig nichts weniger als gefällig, sondern sogar widerlich. Scenen aus dem Familienleben dagegen, auch Schlachten und Seebilder, so wie Blumenstücke führten sie mit fast niederländischer Trefflichkeit aus. In den Landschaftsbildern haben alle Schulen Werke geliefert, die an Wahrheit und malerischer Schönheit nicht übertroffen werden können und die nur im Ton den Werken der italienischen Meister nachstehen, was vielleicht mit an den verschiedenen Climates Italiens und Spaniens liegt; denn der spanische Himmel ist zwar hell, glänzend und wolkenleer, zeigt aber eine gleichförmige blaue Fläche und die vorherrschende atmosphärische Färbung ist jener silbergraue Ton, welcher denn auch nicht bloß die spanischen Landschaftsbilder, sondern mehr oder weniger selbst alle Gemälde der verschiedenen spanischen Schulen charakterisirt. —

Die bekannte englische Schriftstellerin Mrs. Shelley (die Wittve des Dichters Shelley) hat kürzlich die Beschreibung ihrer Reise auf dem Continente herausgegeben und sie bestätigt darin eine Klage, die seit einiger Zeit von mehreren Reisenden ausgesprochen worden ist, sie sagt nämlich: Ich fand bestätigt, daß das französische Volk im Allgemeinen jenes graziöse Wesen verloren hat, wodurch es sich sonst vor jedem anderen Volke auszeichnete. Höflicher als die Italiener konnten die Franzosen allerdings nicht sein, aber sie waren ansprechender und gewin-

nender. Das hat sich jetzt geändert und diese Veränderung fällt selbst in der Art auf, wie sie mit einander sprechen. Die Worte Monsieur und Madame, mit denen sonst Stallknechte und alte Bettlerinnen einander mit höfmannischer Grazie anredeten, sind so ganz verschwunden, daß man keine Spur davon mehr in Frankreich findet. Ein Schatten davon hat sich nur noch bei den Pariser Krämern erhalten, wenn sie mit ihren Kunden sprechen, aber auch sie haben den höflichen Ton, die sanfte Manier, die so einschmeichelnd war, verloren. Die Franzosen wissen es auch sehr wohl, sie wollen, scheint es mir, nicht mehr das artigste, sondern womöglich das mächtigste Volk sein. Als Ursache jener so traurigen Veränderung, die sich unverkennbar von der Revolution von 1830 herschreibt, führen die Franzosen mancherlei an. Einige sagen, sie liege darin, daß jeder Bürger Nationalgardist sei und sich einen Wachstübenton angewöhne; einige suchen die Ursache in einer Nachahmung der Engländer, und noch andere meinen, man müsse sie darin suchen, daß der Hof nicht mehr wie sonst ein Muster von Anmuth und Grazie zu sein strebe, und das Beispiel also nicht mehr wie sonst von oben herab wirke. —

Unter den zahlreichen Badeorten, die Frankreich besitzt, gehört bekanntlich Vichy zu den besuchtesten; Vichy ist sogar eigentlich zu stark besucht, denn man hat berechnet, daß alle Quellen dort nicht hinreichen, mehr als 600 Bäder täglich zu liefern, gleichwohl werden aber täglich über zwölfhundert genommen. Wie die Leute dies möglich machen, ist wohl leicht zu erklären, denn der Allier fließt bei Vichy und wie die Weinhändler den Wein mit Wasser mischen, so mischen die Leute in Vichy ihr Mineralquellwasser mit Flußwasser. Dies geschieht übrigens nicht bloß in Vichy; es ließen sich auch deutsche Bäderörter nennen, wo man dieselbe Industrie betreibt. Die Hauptmerkwürdigkeit von Vichy ist aber die außerordentlich strenge Sittenpolizei, welche dort geübt wird, und die wahrhaft tyrannisch ist, nicht der Moral an sich wegen, sondern um dem Orte den moralischen Ruf zu erhalten, in dem er steht. Die Gasthäuser nehmen Niemanden auf, der sich über seine Stellung nicht genau ausweisen kann, und die Wirthe beobachten genau Alles, was in ihren Häusern vorgeht; sobald sie etwas bemerken, was zu einer — Untreue führen könnte, machen sie Anzeige, und sogleich erscheint im Interesse des Gesezes und — des entfernten Geseherrs ein sittenstrenger Polizeidiener, der die Verdächtigen dann nicht so leicht wieder aus den Augen läßt, und im Nothfalle auf Entfernung derer anträgt, welche auf andere Winke nicht achten. Trotz dieser strengen polizeilichen Aufsicht sollen doch bisweilen einige einzelne — Unglücksfälle vorkommen.



# Allgemeine Moden-Zeitung

N<sup>o</sup> 37.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Hübschen, Plüts, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



1844.

Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Reubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.** Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Dona Mariana.

Novelle.

(Fortsetzung.)

3.

Sie warfen sich wieder auf ihre Betten und schliefen diesmal bald und fest ein. Als sie erwachten, kam ihnen alles, was in der Nacht geschehen war, wie ein Traum vor. Die Sonne schien hell in den Saal und Don Ignacio de la Lapida saß in der Thüre, rauchte seine Cigarre und wartete auf das Erwachen seiner Gäste. Einige Schritte weiter hin, im Garten, hockte der alte Anton Marti, als habe er sein Lebtag nichts weiter gethan.

„Ave Maria! Hoffentlich haben Sie die Nacht angenehm verbracht,“ sagte der Führer mit spanischer Höflichkeit.

„Im Gegentheil, sehr schlecht,“ antwortete Fernando.

„Haben Sie etwa das Gespenst gehört oder gesehen?“

„Freilich,“ antwortete Leon ganz gelassen.

„Daß sich Gott erbarme!“ rief der Führer erbleichend aus; „hat es Sie angeredet?“

„Nein,“ erwiderte Fernando. „Aber Sie können sich denken, daß wir uns nicht noch ein Mal von Gespenstern werden schrecken lassen; heute noch verlassen wir den Alcazar und vielleicht Granada.“

„Gott geleite Sie! Kann ich Ihnen irgend wie dienen?“

„Ja, vielleicht,“ antwortete Fernando, indem er ihm die Pässe reichte; „die Papiere müssen heute noch in Ordnung gebracht werden.“

„Binnen zwei Stunden soll das besorgt sein,“ sagte Don Ignacio mit wichtiger Stimme.

An demselben Tage kurz vor Sonnenuntergang verließen die beiden Freunde Granada und nahmen den Weg nach Santa Fe. Der Franzose war zu Pferde; Fernando folgte ihm von weitem mit einem Buche unter dem Arme. Nachdem sie etwa eine halbe Stunde weit waren, wendeten sie sich nach einer Platane hin, die ganz allein etwa hundert Schritte von der Straße stand.

Anton Marti hatte sich bereits da eingefunden. Er kam den Reisenden entgegen und sagte, indem er auf das Pferd deutete, daß er am Zügel hielt: „Glauben Sie, daß ich es habe stehlen müssen, ob ich gleich hundert Piafter in der Tasche habe?“

„Das kann aber schlimm für Sie werden.“

„Ich weiß es wohl, aber es ging nicht anders. Ich bin in Granada bekannt und man weiß, daß ich ein armer Teufel bin, der nicht so viel hat, um nur eine alte Nähre zu kaufen. Die Polizei hat ihre Augen überall; hätte ich nun um ein Pferd gehandelt, so würde sie Abends auf der rechten Spur gewesen sein. So habe ich das Pferd gestohlen, die Polizei erfährt

es erst morgen und unterdeß ist Se. Excellenz schon weit fort."

"Aber Sie? Man wird Sie verhaften, Ihnen den Prozeß machen, Sie vielleicht verurtheilen."

"Immerhin," antwortete Anton Marti, "mein Gewissen macht mir keine Vorwürfe. Ich verlasse Granada, gehe gerade aus und der liebe Gott mag mich führen, wohin er will, hoffentlich nicht in das Gefängniß."

"Sie müssen mit nach Gibraltar kommen," sagte der Franzose.

"Mit Sr. Excellenz kann ich nicht gehen," antwortete der Alte; "da ich keinen Paß habe, würde ich auch ihn in Unannehmlichkeiten bringen. Ich werde mich mit Gotteshilfe in die Alpujarren begeben."

Der Veteran hielt es für etwas ganz Natürliches und Einfaches, sich für den alten Verbannten aufzuopfern, welcher den liberalen Ideen den Sieg zu verschaffen sich bestrebt. "Se. Excellenz kommt nicht!" rief er nach einiger Zeit bekümmert aus; "wenn ihm nur kein Unglück zugestoßen ist."

"Fürchten Sie, daß er erkannt und verhaftet worden sei?" fragte Leon.

"Nein, das fürchte ich nicht, aber, der Herr stehe uns bei! es könnte ihm in dem unterirdischen Gewölbe etwas zugestoßen sein. Er muß, um aus ihm herauszukommen, in zusammenbrechenden Gängen hingehen; ich habe den Weg nur ein Mal gemacht und war leichenblaß als ich am Ziele ankam. Man fühlt, daß die Steine unter den Füßen wanken, und hier und da trifft man auf Löcher, deren Tiefe man nicht ermessen kann."

"Und die junge Dame will diesen gefährlichen Weg auch gehen?" unterbrach ihn Fernando; "sie wagt ja dabei ihr Leben!"

"Allerdings, wenn sie die Geistesgegenwart verliert, wenn sie einen Fehltritt thut, kann sie in eine Tiefe stürzen, aus der sie nie wieder zu befreien ist. Ich habe ihr alles gesagt, sie antwortete aber, sie würde vorsichtig gehen und fürchte sich nicht."

"Ich schaudere bei dem Gedanken daran," sprach Fernando.

Es folgte eine lange Pause. Die Nacht war sehr dunkel und die Gegend öde; man hörte nichts als das gleichförmige und ununterbrochene Murmeln der Quelle und das Rauschen der Blätter der Platane. Die beiden Freunde zählten in schmerzlicher Spannung die Augenblicke.

"Wenn sie diesen Abend nicht herauskommen, steige ich selbst in das unterirdische Gewölbe hinunter," sagte endlich Fernando.

Kaum aber hatte er diese Worte gesprochen, als Anton Marti rasch aufstand, auf zwei Schatten deutete, die sich in einiger Entfernung zu bewegen schienen, und ausrief: "Sie kommen!"

Es war wirklich der Oberst und die junge Dame. Die Erklärungen und der Abschied währten kaum eine Minute. Der Oberst schwang sich mit Reitergeschicklichkeit auf das Pferd, das Anton Marti für ihn bereit hielt, der Franzose, der Graf von Play, drückte dem Freunde Fernando die Hand und die beiden Reisenden ritten in Galopp davon.

"Braver Anton!" sagte die Dame zu dem Alten, nachdem sie mit Fernando gesprochen hatte, "ich höre, daß Du einen Diebstahl begangen hast."

"Er drückt mir das Gewissen nicht," antwortete der Veteran; "das Pferd gehörte dem schlimmsten Feinde Sr. Excellenz, dem Judas Ischariot, der am meisten zu seiner Verurtheilung beitrug."

"Ach dem Don Patricio!" unterbrach ihn die Dame. "Ich werde dann sorgen, ihn dafür zu entschädigen. . . Du aber kannst diesen Abend nicht nach Granada zurückkehren; gehe vielmehr sogleich nach Lora und frage da nach dem Landhause der Dona Mariana; Jedermann wird Dir es zeigen. Sage da, daß Du von mir geschickt worden seist, und bleibe da, bis ich Dir anzeige, daß Du nach Granada zurückkommen kannst."

Nachdem der Alte sich auf den Weg gemacht hatte, wendete sich die Dame zu Fernando und sagte zu ihm: "Sie werden mir eine Gefälligkeit erzeigen, wenn Sie mich nach Granada zurück begleiten."

"Ich wollte um diese Ehre bitten," antwortete Fernando; "sind Sie aber nicht geneigt, einen Augenblick auszuruhen? Es ist weit bis an das Thor und Sie scheinen ermüdet zu sein."

Sie setzte sich nieder und schwieg, denn wie ihr Körper ermüdet war, so schien ihr Geist von Sorgen schwer gebeugt zu sein. Fernando blieb in geringer Entfernung von ihr stehen und sprach auch nicht. Seine Lage kam ihm sehr seltsam vor und das Herz klopfte ihm stärker als gewöhnlich. Er begann eben so große Neugierde als Theilnahme für die junge Dame zu empfinden, die ihm ein seltsamer Zufall nahe gebracht hatte, und die ihm ein Zeichen großen Vertrauens gab, über sich selbst ihm aber durchaus nichts sagte. Er baute

sich so einen Roman zusammen. Donna Mariana, die er bisher nur im Halbdunkel gesehen hatte, schien ihm wunderbar schön zu sein; ihr Wuchs und Haar verriethen, daß sie jung war, und ihr Benehmen, ihre mit etwas Stolz gepaarte Anmuth deuteten an, daß sie in den höchsten Kreisen zu leben gewohnt sei.

Nach einer langen Pause richtete die Dame endlich ihr Haupt wieder empor, zog ihre Mantille zusammen, stand auf und sagte: „Sie haben die Güte gehabt, lange auf mich zu warten; ich habe mich erholt und bin bereit, Ihnen zu folgen.“

Fernando bot ihr den Arm, aber sie schlug ihn dankend aus und sagte: „ich bin in den alten spanischen Sitten erzogen; verzeihen Sie also, daß ich allein gehe.“

„So erlauben Sie mir wenigstens, neben Ihnen zu gehen, um Ihnen an schwierigen Stellen die Hand bieten zu können.“

„Diese werde ich oft annehmen,“ antwortete sie, „denn der Weg nach Granada ist sehr schlecht.“

An der Stadt sagte Dona Mariana zu ihrem Begleiter: „Hier müssen wir uns trennen; es wäre unvorsichtig, wenn wir zusammen in die Stadt hineingingen.“

„Ich werde Ihnen wenigstens folgen, bis Sie in Sicherheit sind.“

„Nein,“ antwortete sie sanft aber fest; „gehen Sie durch dieses Thor hinein, ich werde mich nach San Geronimo hin wenden.“

Sie winkte ihm ein Lebewohl zu und verschwand. Fernando blickte ihr eine Zeit lang nach, da er nicht wußte, ob er ihr gehorchen oder ihr doch folgen sollte. In diesem Augenblicke schlug es elf Uhr. Der Gedanke, daß die junge Dame sich in so später Nachtstunde einer ernstern Gefahr in dem öden Stadttheile aussetzen konnte, bestimmte ihn plötzlich und er ging deshalb in der Richtung hin, in welcher er Dona Mariana hatte verschwinden sehen sehen, aber er sah auf dem großen Triumphplatze nichts mehr als die Bildsäule der heiligen Jungfrau, an welcher einige Lämpchen brannten.

## 4.

Fernando an Leon.

Granada, den 20. September 1830.

„Nein, ich bin nicht im Kerker und ich verbiete Dir, Dein Versprechen zu lösen, das Du mir beim Abschiede gabst, mich in Granada wieder aufzusuchen,

wenn ich nach vierzehn Tagen nicht bei Dir in Gibraltar wäre. Auch beklage mich nicht wegen meiner Lage; ich werde mich allein aus der Verlegenheit zu ziehen wissen. Ich habe mit Vergnügen erfahren, daß unser alter Patriot glücklich in Gibraltar angekommen ist; aber warum schiffte er sich unmittelbar nach England ein? Geht er wirklich wieder mit einer Verschwörung um? Gebe der Himmel, daß er sich im nebeligen Albion ruhig verhalte! Ich weiß nicht, wenn ich Granada verlassen kann; warte nicht auf mich und reise in Gottes Namen nach Madrid. Ich ertrage mein Schicksal in Geduld, glaube mir.“

Der Graf von Play antwortete ganz einfach:

„Lieber Freund, Du bist verliebt. Schicke Deinen nächsten Brief nach Madrid und vergiß nicht, daß ich Dein bester Freund bin.“

Im nächsten Briefe schrieb Fernando: „Und wenn Du mich einen Narren nennst, ich gestehe Dir, was mich in Granada zurückhält. Es ist weder getheilte Liebe, noch selbst Hoffnung, sondern bloß das Glück, im Stillen und im Geheimen zu lieben. — Dem alten Ignacio de la Lapida habe ich die Wahrheit halb gesagt, indem ich ihm erzählte, mein Paß sei mir mit meiner Briefftasche in den Durro gefallen. Der alte Fuchs sah mich ungläubig an, bald aber berechnete er, daß er mehr gewinnen würde, wenn er mir auf's Wort glaube, und antwortete in einem Tone, den ich vollkommen verstand: „Wir wollen uns Mühe geben, die Leute von der Polizei dahinzubringen, daß sie an diesen Unfall glauben. Ich habe einige Bekannte, die sich ein Vergnügen daraus machen werden, Ihnen gefällig zu sein, wenn es möglich ist.“

„Und ich werde dafür erkenntlich sein,“ entgegnete ich in nicht minder bedeutungsvollem Tone.

Vor kurzem hat er mir wirklich einen neuen Paß gebracht und ich kann nun unangefochten in Granada bleiben. Während den weitläufigen Unterhandlungen über diese Paßangelegenheit fragte ich den Ignacio, ob er die Dame kenne, die ich einmal im Eisernhofe der Alhambra gesehen und die Dona Mariana heiße. Der Heuchler that, als wisse er von nichts und ich konnte durchaus nichts von ihm erfahren. Ich erkundigte mich dann bei andern Personen und fing von dem Obersten zu sprechen an, aber bei dessen Namen schwieg alles, so sehr fürchtete man die Ohren der Polizei.

Eines Abends kam ich von einem Besuche in der Alhambra zurück und sah in einer Allee eine schwarzgekleidete Dame mir entgegenkommen. Sie war allein

und es dunkelte bereits. Ich glaubte sie zu erschrecken, wenn ich ihr an dieser öden Stelle entgegenträte und verbarg mich hinter einem Myrtengebüsche am Wege. Sie ging vorüber, ohne mich zu sehen, aber ich erkannte sie; es war Dona Mariana.

Sie stieg auf einen kleinen Hügel hinauf, der von Cypressen beschattet wird, und blieb da stehen, gleichsam um den Sonnenuntergang zu betrachten. In diesem Augenblicke konnte ich sie deutlich sehen. Ihre Mantille umhüllte nur ihre Schulter und ließ ihr Gesicht unbedeckt, das wunderbar schön ist. Merkwürdiger Weise hat sie die Frische, den Teint und die blauen Augen einer Nordländerin; das Blut der Gothen fließt offenbar unvermischt in ihren Adern. Ihr einfacher Anzug hob den Adel ihrer Schönheit noch mehr hervor. Sie trug ein schwarzseidenes Kleid wie alle Damen in Granada und eine Blume im Haar. Ihre Blicke schweiften eine kurze Zeit über die vor ihr liegende Landschaft, dann kam sie langsam und sinnend wieder nach mir zurück, blieb aber mehrmals stehen und sah sich um, als erwarte sie Jemanden. Es war Thorheit, aber ich kann Dir nicht sagen, welche Eifersucht mich in diesem Augenblicke peinigte; ich bildete mir ein, sie sei zu einem Rendezvous daher gekommen und sie erwarte den, welchen sie liebe. Ich wollte mich ärgerlich entfernen, gleichwohl hielt mich eine peinliche Neugierde zurück. Endlich erschien ein Mädchen, das leichten Schrittes unter den Bäumen daher kam und Blumen in ihrem Schürzchen trug.

„Jesus! Maria! Wo hast Du diesen Strauß gesucht?“ fragte Dona Mariana im Tone des Vorwurfs; „Du wußtest doch, daß ich auf Dich wartete.“

Beide gingen schnell in der Allee hinunter, ich folgte ihnen, verlor aber in der Stadt bald ihre Spur. Da reuete es mich denn gar sehr, daß ich Dona Mariana nicht angerebet, und ich konnte mich nur mit der Hoffnung trösten, sie bald wieder zu sehen.

Ich wanderte nun alle Tage nach der Alhambra, aber stets vergebens und endlich nahm ich mir vor, mit Gewalt mich von meiner Thorheit zu heilen und nach Gibraltar abzureisen. Der Tag dieser Abreise war bereits festgesetzt und am Abende vorher besuchte ich die Alhambra nochmals. — Kaum war ich durch das Thor des Gerichts hineingetreten, als ich Dona Mariana mit ihrem Kammermädchen etwa zwanzig Schritte vor mir sah.

Unter den wenigen Spaziergängern bemerkte ich einen Mann, der stehen blieb, als er Dona Mariana

kommen sah, sie grüßte und ihr dann lange nachblickte. Ich trat zu ihm; es war ein junger recht hübscher Mann, dessen Gesicht aber etwas Gemeines und Hartes hatte. Das rothe Kreuz vorn auf seinem Rocke verrieth, daß er dem Orden von Calatrava angehöre. Ich redete ihn an und nach einigen Fragen erkundigte ich mich, ob er die Dame kenne, welche eben vorübergegangen sei.

„Ja,“ antwortete er; „es ist Dona Mariana de Pierda, eine der vornehmsten und schönsten Damen von Granada.“

„Ist sie verheirathet?“ fragte ich, fast zitternd, weiter.

Der Unbekannte sah mich verwundert an und antwortete kurz: „Sie ist Wittwe.“ Dann entfernte er sich. Ich folgte Dona Mariana raschen Schrittes und war fest entschlossen, sie, auch in Beisein Ignacios, anzureden. Im Myrtenhose traf ich sie allein. Sie erkannte mich nicht sogleich und sagte dann mit einem Ausdrucke von Freude und Aengstlichkeit: „Sie sind es? Und Sie befinden sich noch in Granada? Konnten Sie nicht abreisen? Ach, ich glaubte, Sie wären bereits in voller Sicherheit in Gibraltar.“

Darauf sah sie sich erschrocken um und fuhr leiser fort:

„Wir sind hier vielleicht nicht ganz allein; man beobachtet alle meine Schritte und Sie kommen vielleicht selbst in Unannehmlichkeiten, wenn man Sie mit mir sprechen sieht.“

„Wer maßt sich das Recht an, Sie in Ihren Handlungen zu hindern?“ fragte ich unwillig.

„Meine Richter,“ antwortete sie ruhig. „Ich bin angeklagt, die Flucht des Obersten begünstiget zu haben, und die Stadt Granada ist mein Gefängniß. Die Polizei hat einen wahren Sanitätsordon um mich gezogen; Niemand wagt mit mir zu sprechen; meine Verwandten und Freunde haben sich von mir zurückgezogen und Sie zeigen vielen Muth, da Sie mit mir zu sprechen wagen.“

„Wollen Sie mir die Gunst erzeigen, die Unterredung zu verlängern, so werden Sie mir ein großes Vergnügen bereiten,“ antwortete ich heiter, um meine Gemüthsbewegung zu verbergen.

„Bleiben Sie, aber lassen Sie uns leise sprechen,“ antwortete Dona Mariana mit der ihr eigenen Anmuth, der es selbst an etwas Stolz nicht fehlte.

„Ich habe aus einem Briefe meines Freundes ersehen, daß der Oberst glücklich in Gibraltar ange-

kommen ist," sagte ich; „Sie haben ohne Zweifel bereits Nachricht davon.“

„Allerdings; ich bin indirect davon benachrichtiget worden, denn einen Brief von dem Obersten selbst werde ich nicht eher erhalten können, bis wir auf irgend eine andere Weise als durch den armen Anton Marti zu correspondiren im Stande sind, der selbst zu sehr in Verdacht ist.“

„Darf ich mir erlauben, an seine Stelle zu treten?“

„Sie würden mir dadurch einen sehr großen Dienst erweisen; aber ich kann ihn nicht annehmen.“

„Zweifeln Sie an meinem Eifer oder an meiner Vorsicht?“

„Weder an dem einen noch an der andern, aber ich will und kann keinen Vortheil daraus ziehen. Anton Marti weiß, was er thut und wagt, Sie wissen es nicht und ich kann es Ihnen nicht sagen.“

„Und wenn ich Ihnen unter jeder Bedingung gefällig sein wollte und mich im Voraus allen Folgen unterwürfe?“

Nach kurzem Nachdenken antwortete sie: „Sind Sie liberal gesinnt?“

„Nein," antwortete ich offen; „mein Vater, der Marquis von Villa-Roël, ist ein Spanier von altem Schrot und Korn und den Grundsätzen der alten Monarchie zugethan; ich theile seine Meinungen zwar nicht ganz, da aber der Zwist in den Familien etwas Entsetzliches ist, so verhalte ich mich neutral und lasse mich mit keiner Partei ein. Ich kann deshalb ruhig und unparteiisch über alles urtheilen und Sie dürfen ohne Bedenken mein Anerbieten annehmen.“

Sie schlug die Augen zu mir auf und sah mich einen Augenblick an, als wolle sie meine geheimsten Gedanken errathen und sich überzeugen, ob meine Characterfestigkeit wohl meinem freundlichen Anerbieten gleichkomme; dann antwortete sie: „Ich nehme Ihr Anerbieten an und werde morgen an den Obersten schreiben; seine Antwort wird an Sie gelangen. . . Aber," setzte sie nach einer neuen Pause hinzu, „werden Sie nach vierzehn Tagen noch in Granada sein?“

„Wahrscheinlich verbringe ich den Winter da," entgegnete ich.

Unter diesem Gespräche waren wir in die Galerie vor dem Thurme Comares gelangt; tiefe Stille herrschte in dem arabischen Palaste; man hörte nichts als das Rauschen des Windes zwischen den schlanken Säulchen und das Murren des Wassers in dem Springbrunnen. Dona Mariana blieb stehen und sagte leise zu

mir: „Hier könnte man uns hören. Vielleicht beobachtet uns Jemand.“

„Es ist Niemand da," antwortete ich, nachdem ich mich umgesehen hatte.

Sie deutete rasch nach einem kleinen Fenster mit Jalousie in dem Gewölbe und sagte:

„Sonst verbarg die Königin-Sultanin ihre schöne Stirne hinter dieser Jalousie, um die Gesandten vorübergehen zu sehen, welche der König empfing; jetzt belauscht Ignacio de la Lapida von dort oben die, welche hier hereintreten.“

„Kann ich Sie nicht an einem Orte sehen, wo wir wenigstens vor ihm sicher wären?“ wagte ich zu fragen.

„Die Polizei hat überall Spione und es wird überall, wie hier, unvorsichtig sein, mit mir zu sprechen.“

„Und wenn ich einen Brief für Sie habe?“

„Wir müssen uns über einen Ort vereinigen, wohin Sie ihn legen," erwiderte sie.

„Da unten, unter dem Thurme von Comares, stehen zwei dichtbelaubte Eypressen. . .“

„Ihr Stamm ist durch den Schutt einer eingestürzten Mauer halb versteckt, ja, da geht es; man ist daran gewöhnt, mich in der Alhambra spazieren gehen zu sehen und meine Anwesenheit wird keinen Verdacht erregen. Ich werde den Brief selbst suchen und so können Sie nicht in Verlegenheit kommen. Gebe der Himmel, daß uns Niemand hier mit einander hat sprechen sehen.“

„Wir sind ja allein.“

„Das Mädchen, meine Begleiterin, wird zurückkommen; sie ist geschwähig und ich kann ihr nicht trauen.“

Mit diesen Worten entließ mich Dona Mariana durch eine Handbewegung. Ich wollte mich entfernen, als ich einen Schatten durch den dunkeln Gang schlüpfen sah, welcher den Palast Karls V. von dem maurischen Könige trennt. Es war sicherlich weder die Begleiterin Dona Marianas, noch Ignacio de la Lapida, und ich glaubte den Mann wieder zu erkennen, den ich auf dem Wege nach der Alhambra angeredet hatte.

„Erlauben Sie mir, Sie bis an dieses Thor zu begleiten," sagte ich zu Dona Mariana; „ich möchte Sie hier nicht allein zurücklassen.“

(Fortsetzung folgt.)

## Miscellen.

(Berlin und Dresden.) In London sind so eben „die Tagebücher und Briefe“ eines berühmten englischen Diplomaten (Harris, Graf von Malmesbury) erschienen, der an mehreren Höfen als Gesandter lebte, überall mit scharfem Blicke beobachtete und in alle Intriguen eingeweiht war. Was er beobachtete, zeichnete er sorgfältig in seinem Tagebuche auf und man kann daraus abnehmen, von welchem Interesse dasselbe sein mag. Graf Malmesbury war auch in Berlin und er fügt den zahllosen Anekdoten zc. über Friedrich den Großen einige neue hinzu: „Die liebste Unterhaltung des Königs von Preußen,“ schreibt er, „ist das Flötenspiel, und er zeichnet sich darin allerdings aus. Ich hatte einst Gelegenheit, ihn lange spielen zu hören, als ich im Vorzimmer auf Audienz wartete. Obgleich bei seinen Concerten außer den Mitwirkenden und einigen Auserwählten Niemand zugegen sein darf, so fürchtet er sich doch so sehr, einen falschen Ton anzugeben, daß er sich, sobald er ein neues Stück versucht, einige Stunden vorher in seinem Cabinet einschließt, um sich zu üben. Er besitzt eine schöne Sammlung von Flöten und hat einen Mann angestellt, der weiter nichts zu thun hat, als die Flöten in Stand zu halten. Alle sind von einem und demselben Künstler gemacht und er zahlt für jede Flöte hundert Ducaten. Im letzten Kriege, als viel leichtes Geld ausgegeben wurde, sorgte der König vorzugsweise dafür, seinen Flötenlieferanten mit gutem Gelde zu bezahlen, um nicht etwa schlechte Instrumente von ihm zu erhalten. . . . Die Sparsamkeit des Königs ist bekannt und sie zeigt sich namentlich bei den Festen, die er giebt. Er ordnet dabei alles selbst an und bestimmt sogar selbst wie viele Wachlichter angezündet werden sollen. Ich hatte Gelegenheit, dies bei der Vermählung des Prinzen von Dessau zu beobachten. Alle Zimmer, außer denen, in welchen gespeiset oder Karte gespielt wurde, waren nur mit einem einzigen Lichte erleuchtet. — Nach dem Tanze verlangte ich etwas Wein und Wasser, erhielt aber die Antwort, es würde kein Wein mehr gegeben und ich müsse Thee trinken. Ich sah mit meinen eigenen Augen, wie der König bei dem Anzünden der Lichter im Ballsaal zugegen war und anordnete, wie viele Lichter angezündet und wohin sie gestellt werden sollten. Während dies geschah, befand sich die Königin, die königl. Familie und die Gesellschaft im Dunkel, da Sr. Maj. erst nach Beendigung des Soupers den Ballsaal erleuchten ließ. . . Bekanntlich haßten einander die verstorbenen Könige von Preußen und England außerordentlich. Georg nannte Friedrich: „mein Bruder der Feldwebel“ und Friedrich ihn dagegen: „mein Bruder der Lanzmeister“. Als der König von Preußen auf dem Sterbebette lag und seine Familie um ihn her stand, fragte er den Geistlichen: „Muß ich, um in den Himmel zu kommen, allen meinen Feinden vergeben?“ — Als ihm darauf entgegnet wurde, daß dies nothwendig geschehen müsse, wendete er sich an die Königin und sagte: „Nun, Dorothea, so schreibe Deinem Bruder und sage ihm, ich ver-

gäbe ihn alles Böse, was er mir gethan hat. Ja, sage ihm, daß ich ihm verzeihe, aber — warte bis ich todt bin.“

Auch nach Dresden führte den Grafen eine diplomatische Sendung und er macht da folgende Bemerkung: „Die Königin hat viel Unglück mit ihren Hofmarschällen, der gegenwärtige, Wartensleben, ist ein Mann von sehr schwachem Geiste. Wenn er einen Fremden vorstellt, sagt er stets vorher zu ihm: „Vielleicht spricht Ihre Maj. mit Ihnen, in diesem Falle müssen Sie ihr antworten, und vergessen Sie ja nicht, eine Verbeugung zu machen.“ — Sir Charles Williams schrieb ihm einst, empfahl ihm Lord Essex und sagte nach den gewöhnlichen Complimenten: „Sie können sich darauf verlassen, daß dieser Lord Essex nicht der ist, welchem zur Zeit der Königin Elisabeth der Kopf abgeschlagen wurde.“ — Das ging über das Begriffsvermögen des Hofmarschalls und als er Lord Essex der Königin vorstellte, sagte er richtig: „Graf Essex! Aber ich versichere Ew. Maj., daß er der nicht ist, welchen die Königin Elisabeth enthaupten ließ.“ — Derselbe Held wohnte einer Belagerung bei, aber seine Gedanken waren so verworren, daß er später nicht wußte, ob er auf der Seite der Belagerten oder der Belagernden gewesen sei.

(Die Eisernte in America.) Eis ist, wie wir schon früher erzählt haben, ein bedeutender Handelsartikel Americas geworden. Sechszigtausend Tonnen werden jährlich von Boston nach Ost- und Westindien, in der letzteren Zeit auch nach England gesandt und da die Verpackung allein in Sägespähnen besteht, so wird auch mit den letzteren ein bedeutender Handel getrieben. Die Eishäuser an den Seen sind ungeheuer große Gebäude, von denen eines bis zehntausend Tonnen Eis fassen kann und manche bedecken einen ganzen Acker Boden. Sie haben doppelte Wände und der Zwischenraum von zwei Fuß zwischen diesen Wänden ist mit Sägespähnen ausgefüllt, durch die weder Wärme noch Luft dringt. Zum Ausschneiden des Eises hat man besondere Instrumente, welche Ackerpflügen gleichen und von einem Pferde gezogen werden. Das Eis selbst, das zur Ausfuhr bestimmt ist, muß ganz rein von Schnee gehalten werden. Vierzig Mann und 12 Pferde können in einem Tage 400 Tonnen Eis einsammeln. Ist das Wetter günstig, so sind oft hundert Menschen gleichzeitig beschäftigt und in drei Wochen ist die Eisernte, etwa 200,000 Tonnen, eingebracht. In manchen Wintern ist es aber sehr schwer, das Eis einzubringen, da Regen oder Thau die Arbeiten von Wochen, die vorher aufgewendet sind, zerstören und das Eis untauglich für die Versendung machen. Oder es schneit und regnet auf das Eis und die dabei Beschäftigten sind nicht im Stande, dasselbe rein zu erhalten; gefriert der Schnee darauf, so giebt es Schneeeis, das keinen Werth hat und durch eine besondere Maschine von dem Grunde, oft sechs Zoll tief, wieder abgehobelt werden muß. . . Das Eis wird auf Eisenbahnen befördert. Jedes Eishaus hat eine Eisenbahn bis zur Hauptbahn und das Eis wird in besonders eingerichteten Eiszügen nach Boston ge-

bracht. Die Werkzeuge und Maschinen, die Häuser, die Anlage und Unterhaltung der Eisenbahnen u. dergleichen erfordern großen Geldeaufwand und ein Fehlschlagen der Eisernernte in America ist deshalb stets ein großes Unglück.

(Der junge d'Alayrac.) Dem jungen d'Alayrac, der später ein berühmter Componist werden sollte, war von seinem Vater, einem Beamten, untersagt worden, seiner Vorliebe für die Musik nachzugeben und namentlich auf der Violine zu spielen. Aber die Musik behielt doch die Oberherrschaft; der junge d'Alayrac verließ, wenn alles in dem älterlichen Hause in Muzet schlief, sein Bett, nahm seine liebe Geige, kletterte durch ein Fenster auf das Dach hinaus und spielte da in den stillen Nächten nach Herzenslust. Neben an befand sich aber ein Nonnenkloster. Der Künstler hatte nicht lange gespielt, so erwachte eine junge Nonne, lauschte auf die lieblichen Töne, stand endlich sogar auf und trat an ihr Fenster, das sie leise öffnete. Da erkannte sie, daß die Musik am Ende des Klostersgartens sei; sie konnte der Neugierde nicht lange widerstehen und ging im Nachtgewande hinunter in den Garten, um den lieblichen Tönen zu lauschen und den Künstler zu sehen. Dieser stand auf dem Dache seines Vaterhauses, an den Schornstein gelehnt und sah die weiße Gestalt in dem Klostersgarten langsamen Schrittes herankommen; da erfaßte ihn die Angst und Furcht, der Bogen entfiel ihm und seine Hände zitterten. Die junge Nonne mochte die Ursache der Unterbrechung errathen und klatschte, um den Künstler zur Fortsetzung zu ermutigen, leise Beifall. Der junge Künstler beruhigte sich wirklich sogleich wieder und begann von neuem, aber nicht mehr im schwächlichen Adagio, sondern in heitern Tanzmelodien. Die Nonne hörte lange zu und in der nächsten Nacht, als der junge Virtuos wieder auf dem Dache stand, erschien sie mit mehreren Freundinnen in dem Garten. Auch im Kloster bleibt nichts verschwiegen; am dritten Abende waren in der Nacht, um zwei Uhr, sämtliche Nonnen im Garten und sie hörten nicht mehr ruhig zu. Sie konnten den lockenden Tönen nicht widerstehen und sämtliche Nonnen tanzten, lachten endlich laut und lauter und klatschten in die Hände. Vormünder, Ehemänner und Kebsfrauen haben nun allerdings einen tiefen Schlaf, aber auch sie erwachen endlich, wenn das Geräusch eine gewisse Stärke erreicht. So geschah es auch im Kloster. Die Superiorin hörte den Jubel im Garten, stand auf, trat an's Fenster und machte der Freude ein Ende. Am nächsten Tage wurde der Vater des jungen Künstlers vor das geistliche Gericht beschieden und erhielt unter Androhung harter Strafen die Weisung, seinen Sohn besser zu hüten. Der junge d'Alayrac kam aus dem Hause und die Freude im Kloster hatte ein Ende.

(Ein warnendes Beispiel für Künstlerinnen.) Ein reicher Russe liebte eine Schauspielerin — wo, thut nichts zur Sache — und wurde geliebt. Eines Tages nahm er

seinen Muth und seine Rubel zusammen und machte sich auf den Weg nach der Wohnung der Schauspielerin, fest entschlossen, diesmal den Freigebigen zu spielen. Unterwegs fiel es ihm indes ein, es werde doch besser sein, wenn er der Künstlerin seinen Tribut unter der zarteren Gestalt eines Geschenkes darbringe. — Der Antrag wurde gemacht, und es handelte sich um einen Diamantenschmuck, dessen Auswahl der verliebte Russe der Schönen überließ. Diese mußte kein Weib gewesen sein, wenn sie nicht schon einen Wunsch bereit gehabt hätte. Sie antwortete deshalb sofort, sie habe in der und der Straße bei dem und dem Juwelier einen Schmuck gesehen, der mehr originell als kostbar gewesen sei, der ihr aber ungemein gefallen habe. Der Russe bat um einige Minuten Zeit, um den Schmuck zu holen. Es verging indes eine halbe Stunde und er kam nicht wieder. Es verging eine ganze Stunde und der Russe mit dem Schmucke ließ noch immer auf sich warten; der Abend kam, aber noch immer kein Russe. Da entschloß sich endlich die Schauspielerin in ihrer Besorgniß um den reichen Anbeter und um den Schmuck, zu dem Juwelier zu schicken, um sich nach beiden erkundigen zu lassen. Der Juwelier ließ ihr antworten, „es sei allerdings um den Schmuck gehandelt worden, der Preis betrage aber 1200 Thlr., und der russische Herr, der nur 1000 Thlr. dafür geboten, habe sich deshalb noch nicht entschieden.“ War dies nicht eine Knickerei, welche Züchtigung verdiente? Der Schuldige mußte vor allen Dingen wieder angelockt werden, und die schöne Schauspielerin, die muthig einen Theil opferte, um das Ganze zu erhalten, schickte dem Juwelier 200 Thaler mit der Bitte zu, den Schmuck mit einer Rechnung über nur 1000 Thlr. dem Russen zu übersenden, wobei sie natürlich nicht zweifelte, daß er gleich am anderen Tage bei ihr erscheinen werde, um ihr den Schmuck zu Füßen zu legen. Der Anbeter der Schauspielerin kam jedoch auch am anderen Tage nicht und sie verbrachte den ganzen Tag mit Warten und Schimpfen. Als sie endlich am Abend auf der Bühne erschien, wurde sie durch einen Anblick von ungewöhnlichem Luxus an einer bescheidenen, aber nicht minder schönen Nebenbuhlerin erschreckt, an deren Busen sie den Diamantenschmuck bemerkte. Der Russe hatte aus Zufall oder Gründen seine Gunst einer anderen zugewandt. — Man kann sich die Wirkung dieser angenehmen Ueberraschung auf die Dame denken, die diesen Abend zu Verwunderung des Publikums mit großer Zerstreung spielte. —

### Generalcorrespondenz.

Ab. Glasbrenner hat ein neuestes Heft von seinem „Berlin wie es ist und — trinkt“ herausgegeben, „Herr Buffey auf der Berlin-Leipziger Eisenbahn,“ in dem er über unser Leipzig sagt: „Leipzig ist größer als andere deutsche Städte, die mehr Einwohner haben, weil Leipzig mehr Seelen hat. Viele andere deutsche Städte haben auch mehr Häuser, aber in Leip-

zig wird am meisten gebaut. Leipzig hat die meisten Pressen und duldet am wenigsten Druck; Leipzig hat die meisten Krefse und schreitet doch immer vorwärts; Leipzig hat keine Aristokratie und ist doch eine der vornehmsten Städte; Leipzig ist seiner Messen wegen berühmt und handelt doch am bedeutendsten außerhalb der Messzeit; Leipzig hat ein altes Gesicht und einen jugendlichen Geist; Leipzig hat keinen großen Fluß, aber die größte Strömung und Verbindung; Leipzig liegt nicht schön und legt sich doch immer aufs Schönste, und endlich, bei Leipzig wurde die deutsche Freiheit errungen und doch kämpft es noch täglich um diese.“ —

In einem Artikel der „Grenzboten“ (eines der werthvollsten der deutschen Journale) wird von dem großen Luxus der Bankiers, Kaufleute etc. in Wien gesprochen. „Man mag sich einen Begriff davon machen, wenn man hört, daß der jährliche Haushalt des Bankiers G. keinen geringeren Aufwand als zweimalhunderttausend Gulden C. M. in Anspruch nahm. So kostete z. B. jeder Winterball dieses Bankiers — und er gab deren mehrere im Jahre — zwölf- bis funfzehntausend Gulden, während die Ananaszucht in seinen Sommerhäusern ungefähr eben so viel erforderte.“ —

In dem Museum in Versailles, das bekanntlich dem „französischen Ruhme“ gewidmet ist, wurde kürzlich eine neue Gallerie eröffnet, in der sich nur Gemälde befinden, die Ansichten von allen königlichen Schlössern darstellen, von Chambord, Fontainebleau, St. Germain etc. —

In Texas hat man bei der Quelle des Flusses Pasingano einen versteinerten Wald gefunden, der aus mehreren hundert Bäumen besteht, die alle noch stehen und in Stein verwandelt sind. Selbst Bäume, die noch Saft haben, versteinern allmählig. —

Die Verehrer Rossinis beklagen sich, daß der Meister jetzt schweige; er schweigt aber nicht ganz. Er schreibt allerdings nicht, aber er spricht. Er macht keine Musik, aber Ausfälle gegen die Musiker, und manche seiner Bemerkungen sind vielleicht so viel werth, als seine Cavatinen. Zwei davon theilen wir den Lesern zur Probe mit: „Herr Halévy ist ein junger Mann, der glänzende Hoffnungen erregt, die er nie erfüllen wird.“ „Es ist ein Glück, daß Berlioz die Musik nicht erlernt hat; er würde entsetzliche gemacht haben.“ —

Die Gartenfreunde machen wir auf zwei neue Pflanzarten aufmerksam, die in diesem Jahre zum ersten Male erschienen sind, das *penastemum* nämlich und *mimulus atroroseus*. Die erstere, von sehr schöner Amethystfarbe, hat lange ganz gerade Stengel von einer Länge von fast drei Ellen, die sich zu zwei Dritttheilen mit Blüten bedecken. Sie gewährt einen ungewöhnlich schönen Gartenschmuck. Die zweite, *mimulus atroro-*

seus, liebt den Schatten und die Frische, was ein um so größerer Vorzug ist, da es so wenige Pflanzarten giebt, welche an schattigen feuchten Stellen der Gärten gedeihen. — Bekanntlich sind in der neueren Zeit die Nelken wiederum ein Gegenstand der Vorliebe unter den Gärtnern und Blumenfreunden. Man hat seit einigen Jahren ganz neue bisher unbekannte Arten. Und wem verdankt man sie? Der Mann, welcher das Meiste zur Umwandlung in der Nelkenzucht beigetragen hat, ist zu Anfange dieses Jahres in England gestorben. Er war ein gewöhnlicher Hufschmied, Ely mit Namen, in der Grafschaft Nottingham. Er hatte 11 Kinder, darunter sieben Söhne, und mußte also sehr fleißig arbeiten, um seine zahlreiche Familie erhalten zu können. Sein ganzes Leben lang bestand seine ausschließliche Erholung nach der harten Arbeit in der Nelkenzucht, und als er endlich alt geworden war, hatte er es dahin gebracht, daß sein ganz kleines Gärtchen ihn nicht bloß reichlich nährte, sondern ihn wohlhabend machte. Er wußte fortwährend ganz neue Nelkenforten hervorzubringen und die Handelsgärtner bezahlten ihm für eine solche neue Nelke gewöhnlich 50 Pfd. St. (350 Thlr.) und darüber. Einer der sieben Söhne des alten Ely hat die Liebe für die Nelkenzucht und die Kunst geerbt, neue Arten zu erziehen. —

Von Heine erscheinen nächstens, wie die Zeitungen erzählen, „Memoiren“, so wie ein Band neuer Gedichte. —

Die Bull berichtet, daß er auf seiner Kunstreise durch Nordamerika in zwei Monaten 250,000 Dollars eingenommen habe; Alle. Taglioni ist für den Monat September in Brüssel engagiert und bekommt für jede Vorstellung 3200 Francs. — Der braunschweigische Hofschauspieler Kettel dagegen hatte bei seinem Benefiz in Linz 4 Fl. 45 Kr. und in Regensburg bei dreimaligem Auftreten betrug sein Antheil — 4 Fl. 30 Kr. — Das neue Drama von Pruz, „Moriz von Sachsen“ soll in Berlin nach der ersten Aufführung, welche ungewöhnlich großen Beifall gefunden hatte, — verboten worden sein. —

Es wird nicht selten auf die schreckliche Möglichkeit hingewiesen, daß das nicht feuerfeste Gebäude in Dresden, in welchem die weltberühmte Gemäldegalerie aufgestellt ist, einmal durch Feuer zerstört werden könnte, wodurch ein unersehlicher Verlust entstehen würde. Es sind bereits einmal durch einen Brand unersehliche Kunstschätze verloren gegangen, was man doch ja in Dresden nicht vergessen möge, bei dem Brande des Palastes Whitehall im J. 1697 nämlich. Bei diesem Brande gingen nicht weniger als siebenhundert und achtundfunfzig Bilder verloren, darunter 3 von Leonardo da Vinci, 3 von Rafael, 12 von Giulio Romano, 18 von Giorgione, 18 von Titian, 6 von Correggio, 27 von Holbein, 4 von Rubens, 13 von Van Dyk und 14 von Wilhelm v. der Velde.



# Allgemeine Mode-Zeitung

N<sup>o</sup> 38.

1844.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Reubles, Fenstergeräthen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.** Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Dona Mariana.

Novelle.

(Fortsetzung.)

Als wir in den runden Hof des Palastes Karls V. traten, stürzte uns ein Mann entgegen und rief im Tone kecker Vertraulichkeit aus: „Ave Maria purissima! Sie sind es, Dona Mariana! Was thun Sie hier?“

Sie blieb stehen; ein Blick der Verachtung und des Unwillens glänzte in ihren Augen, aber sie faßte sich bald und sagte mit ruhiger Festigkeit: „Sie wissen, Don Patrizio, daß Granada mein Gefängniß ist und daß ich von Leuten belästigt werde, die mir unangenehm sind; ich gehe deshalb in die Alhambra, um ungestörter zu sein.“

Nach diesen Worten verbeugte sie sich vor ihm und ging weiter. Ich folgte ihr besorgt und erzürnt gegen diesen Mann, in welchem ich sogleich einen Feind, einen Nebenbuhler vermuthete. Dona Mariana ließ sich durch mich bis an das Thor der Alhambra begleiten und ehe sie sich entfernte, sagte sie: „Sie sehen, wie ich von Spionen umringt bin; ich beschwöre Sie, gefährden Sie sich nicht noch mehr dadurch, daß Sie mich anreden, wenn Sie mich hier sehen. Ich ängstige mich um Thretwegen, da uns dieser Mann gesehen hat.“

„Ich würde mit Vergnügen noch ein Mal mit ihm zusammentreffen, aber allein mit ihm!“ entgegnete ich unwillig.

„D, wie meinen Sie das?“ antwortete sie erschrocken; „ich wünsche nichts mehr, als daß er Sie vergesse.“

„Und was könnte ich von ihm fürchten?“

„Alles, wenn er Ihnen schaden will; ob er gleich kein bestimmtes Amt bekleidet, so ist er doch allmächtig, denn er ist der vertraute Freund eines Mannes, vor welchem Alle zittern, vor dem Alcalde des Criminalgerichts.“

Ich versprach der Dona Mariana die größte Mäßigung und Vorsicht, wenn ich jenen Mann noch ein Mal auf meinem Wege finden sollte, und wir trennten uns. Ich machte mir kein Gewissen daraus, ihr von weitem zu folgen, denn ich wünschte sehr, endlich ihre Wohnung zu ermitteln. Ohne es zu ahnen, war ich zwanzig Male an ihrem Hause vorübergegangen, das kaum hundert Schritte von dem Gasthause steht, in welchem ich wohne.“ —

Fernando erhielt keine Antwort auf diesen Brief und erfuhr nur auf indirectem Wege, daß sein Freund, der Graf von Play, Madrid habe verlassen müssen. Das Schweigen des Freundes ängstigte ihn zwar einigermaßen, aber er glaubte nicht, daß ihre Briefe erbrochen worden wären, und blieb deshalb unbesorgt in Granada, um der Dona Mariana den gefährlichen Dienst zu leisten, zu welchem er sich erboten hatte.

Eines Tages endlich erhielt er einen Brief von dem Obersten und er machte sich auf den Weg, um denselben an dem bezeichneten Orte für Dona Mariana hinzulegen. Die Dame fand ihn, wie er sich selbst

überzeugte, da er in der Nähe geblieben war. Nachdem sie das Schreiben gelesen hatte, kam sie auf ihn zu und sagte:

„Wie danke ich Ihnen für das, was Sie für mich gethan haben! Aber glauben Sie, daß das Siegel unverletzt war, als Sie den Brief erhielten?“

„Ich glaube das allerdings und warum auch dieser Zweifel?“

„Es kommt mir vor, als hätte der Brief einen scharfen Geruch, gleich dem da,“ erwiderte Dona Mariana, indem sie Fernando ein Briefchen hinhielt.

„Das ist allerdings richtig,“ sagte Fernando verwundert.

„Dieses Briefchen erhielt ich diesen Morgen von Don Patricio,“ fuhr sie fort; „wenn der Brief des Obersten durch seine Hände gegangen wäre!“

„Ist das möglich?“ fragte Fernando.

„In unserer traurigen Zeit ist alles möglich,“ antwortete Dona Mariana; „aber ich irre mich vielleicht.“

„Wie aber ist Gewißheit zu erlangen und was ist zu thun, wenn Sie sich nicht irren?“

„Wir müssen handeln, als habe Don Patricio den Brief wirklich gelesen,“ antwortete die Dame; „morgen verlassen Sie Granada.“

„Nein,“ entgegnete Fernando leidenschaftlich, „was auch geschehen möge, ich bleibe.“

### 5.

Es vergingen mehrere Tage, ohne daß Dona Mariana in der Alhambra erschien. Fernando bedauerte dies um so mehr, als die Besorgniß der Dame durch nichts bestätigt wurde. Die Polizei hatte ihn durchaus nicht belästigt und selbst Ignacio de la Lapidá hielt sich fern von ihm.

Eines Abends endlich begegnete er Mariana an der gewöhnlichen Stelle und sie sagte sogleich zu ihm: „Ich werde mich nie wieder zufrieden geben können, da ich Sie in so große Gefahr gebracht habe.“

„Und welchen Gefahren setzen Sie sich selbst aus!“ erwiderte Fernando. „Der Oberst beharrt, wie ich sehe, bei seinen unsinnigen Versuchen und Sie sind seine Vermittlerin, seine Mitschuldige.“

„Wie Sie selbst,“ entgegnete Dona Mariana; „Sie nehmen Theil an dieser gefährlichen Unternehmung und wenn wir entdeckt werden, theilen Sie unser Schicksal.“

„Kerker? Galeeren?“

„Vielleicht den Tod,“ antwortete Dona Mariana; „verstehen Sie nun die Vorwürfe, die ich Ihnen schon längst gemacht habe? Ach, ich habe, seit ich den Brief empfing, mehr für Sie als für mich gebetet.“

„Mein Entschluß wird durch das nicht geändert, was Sie mir da sagen. Aber denken Sie an Ihre eigene Sicherheit! Und wie gern möchte ich Ihnen von diesen Plänen und Versuchen abrathen! Lassen Sie die Männer in den politischen Kämpfen sterben, es ist ihr Beruf, aber ein Weib. .!“

„Sie haben vielleicht Recht,“ entgegnete sie lächelnd, „aber ich opfere weniger als eine Andere, wenn ich meine Ruhe und mein Leben auf das Spiel setze. Uebrigens ist der Plan, der Sie erschreckt, vertagt; der Oberst wird den ganzen Winter in England bleiben.“

Nach dieser kurzen Unterredung trennten sie sich. Fernando de Villaroel würde jetzt sein halbes Leben darum gegeben haben, wenn er aus Dona Marianas Munde selbst die Geschichte ihres Lebens hätte erfahren können, denn er vermuthete, daß sie viel gelitten habe, ehe sie zu diesem Grade von Selbstverläugnung und kaltem Muth gelangt sei.

Das Ende des Herbstes nahete; schon verloren die Bäume ihr frisches Grün, die Blätter fielen ab und nur die düstern Cypressen und die immergrünen Tujas beschatteten noch die Alleen der Alhambra. Der Winter läßt in diesem Clima im Grase die Maßliebchen und die Weilschen blühen; der Himmel bleibt blau und klar und die Nachtigall verläßt den Busch nicht, in welchem ihr Nestchen hing, aber die langen Nächte sind kalt.

Dona Mariana erschien nur noch sehr selten in der Alhambra und Fernando wartete dort viele Stunden vergeblich auf sie. Glücklicher war er dagegen jeden Morgen, denn um diese Zeit sah er sie regelmäßig in der Messe. Seine Besorgnisse waren verschwunden; der Oberst schrieb nicht mehr und Dona Mariana schien auch durch dieses Schweigen nicht beunruhiget zu werden. In Granada war alles ruhig und wenn die Regierung politische Verbrecher entdeckte und bestrafte, so geschah es geräuschlos und ohne gewaltsame Maßregeln. Fernando selbst wurde nicht im mindesten belästiget.

In dem Theile Granadas, welcher an den Alcazar stößt, befindet sich eine enge dunkle Straße, welche den arabischen Namen Almanzora behalten hat. Arme Leute wohnen jetzt in den Häusern, welche sonst den Häuptern des mächtigen Stammes Almanzora angehör-

ten. Eines Abends, zu Ende des Dezembers, kam Fernando in trüber Stimmung von der Alhambra herab. Es war kalt und düster; der Wind wehete rauh in den Ruinen. Als Fernando an der Almanzora-Straße vorüberging, erblickte er Dona Mariana, die allein und schnell ging, bis sie ihn bemerkt hatte.

„Ich habe keinen Brief wieder von dem Obersten erhalten,“ sagte er zu ihr.

„Sie werden auch keinen erhalten; diese Art der Correspondenz war zu gefährlich und ich habe sie aufgegeben.“

„So kann ich Ihnen also keinen Beweis meiner Hingebung geben?“ fragte er mit traurigem Tone.

„Vielleicht bitte ich Sie doch, mir eine Gefälligkeit zu erzeigen,“ antwortete Dona Mariana nach einigem Nachdenken; „aber hier wage ich nicht zu sprechen. . . Wollen Sie mich morgen besuchen? Kommen Sie Abends, ich werde Ihnen dann sagen, was Sie noch für uns thun können.“

Am andern Tage klopfte Fernando leise an jene Thüre, an welcher er so oft sehnsüchtig vorübergegangen war. Eine Magd öffnete ihm und führte ihn in ein Zimmer im Erdgeschosse, das in den Hof sah. Dona Mariana saß da auf einem Sessel mit hoher Lehne und hatte die Füße auf ein Kohlenbecken gestützt, in welchem einige Hände voll Olivenkerne brannten. Eine alte Frau kauerte auf einem Kissen an der andern Seite des Beckens und strickte.

Dona Mariana empfing Fernando mit der gewöhnlichen ernstern und traurigen Anmuth und sagte:

„Sie wunderten sich sehr, mich gestern Abend zu sehen.“

„Allerdings, aber ich fürchtete noch mehr für Sie, da ich Sie allein so spät in einem so öden Stadttheile sah.“

„Es erwartete mich Jemand da, den Sie auch kennen, Anton Marti. Er darf sich nicht zeigen, und damit er nicht erkannt werde, bitte ich Sie um eine neue Gefälligkeit. Sie sind nicht verdächtig und können ungehindert überall umhergehen. Gehen Sie bisweilen auf dem Wege nach Santa Fe hin; an der Stelle, wo wir schon einmal beisammen waren, werden Sie den alten Marti treffen und er wird Ihnen einen Brief übergeben, den Sie mir bringen mögen. Wollen Sie dies thun?“

„Ich danke Ihnen für dies neue Zeichen Ihres Vertrauens.“

„Granada scheint Ihnen sehr zu gefallen,“ fuhr sie fort, „da Sie so lange dableiben.“

„Ja, ich wollte nur einige Tage da zubringen und werde mich wohl nicht wieder trennen können.“

„Gleichwohl müssen Sie bisweilen Langeweile da fühlen. Früher würde ich Sie in einigen Familien haben einführen können; jetzt aber sehe ich Niemanden bei mir und gehe zu Niemanden.“

„Manchen Personen scheinen Sie aber doch Ihr Haus nicht ganz verschließen zu können,“ entgegnete Fernando.

„Sie meinen den Don Patricio de Lanuza?“ antwortete sie mit kaltem Lächeln; „dieser Mann maßt sich allerdings das Recht an, bisweilen hierher zu kommen und gegen meinen Willen da zu bleiben.“

„Gegen Ihren Willen? Wie kann er das?“

„Wie sollte ich seinen Besuch verhindern? Er kommt stets mit einem Gerichtsdiener, der im Namen des Königs Einlaß begehrt.“

„Unter welchem Vorwande?“

„Unter dem Vorwande einer Haussuchung, welche die Polizei angeordnet habe; Don Patricio leistet mir Gesellschaft, während man das Haus durchsucht, um sich zu überzeugen, ob ich nicht vielleicht Briefe oder Waffen versteckt halte.“

„Und die Briefe des Obersten?“ fragte Fernando erschrocken.

Dona Mariana schüttelte den Kopf und deutete schweigend auf das Kohlenbecken. Nach einiger Zeit setzte sie hinzu:

„Ich bin jetzt lange nicht durch einen Besuch Don Patricios beehrt worden.“

„Ahnen Sie den Grund dieser Nachstellung nicht?“

„Er hat ihn mir allerdings zu erklären gewagt,“ antwortete sie mit dem Ausdruck kalter Verachtung.

Fernando nahm endlich Abschied von der schönen Wittve und verließ das Haus verliebter als er es betreten hatte. Er besuchte sie von dieser Zeit an mehrmals, doch nur, wenn er ihr einen Brief von dem alten Marti zu überbringen hatte. Sie schien ihn immer gern zu sehen, aber die Trauer, die in ihrem ganzen Wesen lag, konnte sie doch nie ganz verbergen.

Ein Mal traf Fernando Dona Mariana nicht in dem Saale, sondern wurde von der alten Frau empfangen, die ihr Gesellschaft leistete und das Haus nie verließ.

„Ich komme zu früh, Ursula?“ begann er. „Dona Mariana ist noch auf der Promenade?“

„Nein, sie ist hier.“

„Hat sie Besuch?“

„Nein, sie ist allein und betet. Sie ist trauriger als gewöhnlich und hat von dem Abwesenden gesprochen.“

„Von dem Abwesenden?“

Dona Ursula deutete auf das Portrait eines jungen schönen Mannes, das an der Wand hing.

„Ich begreife nicht,“ entgegnete Fernando erblickend.

„Er war ihr Gemahl,“ fuhr Ursula fort, „und sie verlor ihn plötzlich; in ihren Armen gab er seinen Geist auf, aber sie wollte nie hören, daß er gestorben sei. Wenn wir von ihm sprechen, nennen wir ihn den Abwesenden. Und Sie sehen, daß hier nichts verändert ist; da liegt sein Hut und sein Stock, da hängen seine Gewehre; es ist, als müsse er jeden Augenblick zurückkommen.“

„Sie liebten einander?“ fragte Fernando mit bewegter Stimme.

„Ja sehr; sie waren zu glücklich. Gott will aber nicht, daß zu viel Glück in der Welt sei,“ antwortete die alte Frau seufzend.

Bald nachher erschien Dona Mariana und Fernando übergab ihr einen Brief.

„Der Oberst ist nach Gibraltar zurückgekommen,“ rief sie aus, nachdem sie gelesen hatte.

„Großer Gott, was will er da?“ fragte Fernando.

„Das werden Sie sehen.“

Mehr sprach sie nicht; sie versank vielmehr tief in Gedanken, wie sehr sich Fernando auch bemühte, ein Gespräch in Gang zu bringen, und er entfernte sich bald.

Es vergingen mehrere Wochen, ohne daß er von dem Obersten wieder hörte, dessen tollkühne Pläne er fürchtete, und er hatte sich ziemlich wieder beruhiget, als eines Tages der Diener im Gasthause zu ihm sagte: „Wenn ich zu meinem Vergnügen in Granada wäre, würde ich es morgen verlassen und meine Dstern anderswo feiern.“

„Warum?“

„Weil die Polizei alle Gasthäuser durchsucht, um die ihr verdächtigen Fremden selbst unterzubringen.“

„Wohl möglich; aber das berührt mich nicht,“ antwortete Fernando ganz gelassen, aber am Abende dieses Tages begab er sich zu Dona Mariana, um sie zu warnen. Sie war noch nicht zurück und Ursula sagte ihm: „Sie werden sie um diese Zeit niemals

treffen; sie geht jetzt alle Tage zu der Mutter Panchitas, ihres Kammermädchens, die im Sterben liegt.“

„Bleibt sie lange aus?“

„Dst kommt sie sehr spät zurück.“

„Dann werde ich am Tage kommen.“

„Nein,“ fiel die Alte ihm lebhaft in das Wort;

„Sie könnten zu ungelegener Zeit kommen. . . Die Polizei ist diese Woche zwei Mal da gewesen. . .“

„Hat sie etwas gefunden?“

„Durchaus nichts.“

Fernando ging, er wußte selbst nicht recht warum, nach der Straße Almanzora zu. Es war neun Uhr und schon herrschte in diesem Stadttheile die tiefste Stille. Bald erblickte er an einem alten Gebäude eine niedliche Mädchengestalt, in der er sogleich Panchita erkannte, die auf Jemanden zu warten schien. Fernando drückte sich an die Wand im tiefsten Schatten. Er brauchte nicht auch lange zu warten, so erschien der Führer aus der Alhambra, Ignacio de la Lapida. Er unterhielt sich eine Zeit lang mit dem Mädchen, dann fragte er, was Dona Mariana in dem Hause mache.

„Sie arbeitet.“

„Sie arbeitet?“

„Ja; es ist ein Geheimniß, aber Dir will ich es sagen. . . Sie stickt goldene und silberne Buchstaben auf ein schönes Taffetstück. Ursula weiß nichts davon.“

„Läßt sie Dich sehen, was sie arbeitet?“

„Ja wohl; warum denn nicht?“

„Kannst Du lesen?“

„Nein,“ antwortete Panchita verschämt. „Es scheint ein Geschenk für den Fremden, den Don Fernando, zu sein, der sie bisweilen besucht.“

„Es ist wohl möglich, aber — ich möchte es wohl genauer wissen. . . Thue mir den Gefallen und nimm die Stickerei einmal weg, wenn Deine Herrin fort ist. Du brauchst sie nur in den kleinen Schrank hinter dem Portrait zu legen. Willst Du?“

„Wenn ich weiß, warum.“

„Jetzt habe ich keine Zeit, Dir es zu sagen, liebe Panchita; aber ich habe eine gute Absicht dabei. . .“

Sie sprachen nun leiser, so daß Fernando nichts mehr hören konnte. Nach einer Viertelstunde ging Panchita in das Haus hinein und bald darauf trat Dona Mariana heraus, der Panchita mit einer Papierlaterne leuchtete. Ignacio schlich ihnen nach und Fernando blieb natürlich auch nicht zurück. Seltsamer Weise setzte sich Ignacio unter dem Balcon des Hauses nieder. Fernando war fest entschlossen, zu ermit-

keln, was geschehen sollte, und wartete ebenfalls. Es vergingen zwei Stunden, dann öffnete sich leise das Balconfenster und eine Frauengestalt blickte auf die Straße herunter. Es war Panchita.

„Nun?“ fragte Ignacio leise.

„Es ist geschehen,“ antwortete Panchita, die gleich darauf wieder verschwand.

Ignacio entfernte sich und Fernando kehrte in tödtlicher Angst in seine Wohnung zurück.

## 6.

Am andern Morgen früh eilte Fernando zu Dona Mariana und die Leser werden sich sein Entsetzen vorstellen können, wenn sie erfahren, daß er Soldaten an ihrer Thüre traf. Alle Ausgänge waren von Polizeidienern besetzt. Dona Mariana trat eben aus dem Saale und kam Fernando entgegen.

„Wieder eine Hausſuchung,“ sagte sie ruhig; „bleiben Sie.“

„Haben Sie die Ueberzeugung, daß man nichts findet?“ fragte Fernando leise.

„Sie finden nichts.“

Sie setzte sich auf eine Bank nieder und blickte in den Saal hinein . .

„Sie wissen noch nicht Alles,“ flüsterte Fernando ihr zu; „ich komme eigentlich, um Sie zu warnen.“

Er konnte nicht weiter sprechen, denn eben erschien Don Patricio de Lanuza mit Ignacio. „Es thut mir leid,“ sprach er, „daß ich Ihre angenehme Unterhaltung stören muß; aber es geschieht in Ihrem eigenen Interesse . . Folgen Sie mir in den Saal; ich habe ohne Zeugen da mit Ihnen zu sprechen.“

Sie traten in den Saal, an dessen Thüre mehrere Alguazils standen. Dona Mariana setzte sich schweigend nieder; Don Patricio blieb lange schweigend vor ihr stehen . . „Sie zittern, Dona Mariana,“ begann er endlich; „Sie ahnen, daß Ihr Verbrechen endlich entdeckt ist.“

„Mein Verbrechen?“ fragte sie erstaunt; „und welches Verbrechens beschuldiget man mich?“

„Ich beschuldige Sie nicht, ich will Sie im Gegentheil warnen und retten.“

„Sprechen Sie weiter.“

„Don Juan de Panacorva ist in Gibraltar; er conspirirt wiederum; er hat Mitschuldige.“

„Welche?“

„Vor allen Sie selbst, Dona Mariana; Sie dienen als Vermittlerin zwischen ihm und den Andern,

Sie kennen Alle und auch die Pläne . . Sie würden im Nothfalle die Farbe ihrer Fahne angeben können.“

„So lautet die Anklage. Und die Beweise?“ fragte Dona Mariana.

„Die Beweise? Wenn ich einen Schritt thue, ein Wort spreche . .“

„So thun Sie diesen Schritt und sprechen Sie das Wort.“

Don Patricio trat an das Portrait, öffnete eine Art Nische, deren Thüre das große Gemälde bildete, und sprach: „Da sind die Beweise.“

In dieser Nische befand sich ein Crucifix nebst einigen Heiligenbildern, aber vorn lag ein kleines Seidenzeugstück, auf das in goldenen Buchstaben das Wort „Freiheit“ eingestickt war. Bei dem Anblicke dieses Beweises ihrer Schuld erbleichte Dona Mariana . . Es dauerte lange, ehe sie sich wieder faßte. Als dies endlich geschehen war, sagte sie zu Don Patricio:

„Sie wollten mein Verderben und scheueten sich vor keinem Mittel . . Gegen einen solchen Feind würde ich mich vergebens zu vertheidigen suchen . . Ich unterwerfe mich also meinem Schicksale.“

„Nein, ich habe Ihr Verderben nicht beschlossen,“ antwortete Don Patricio; „Sie selbst werden Ihr Schicksal bestimmen, verstehen Sie mich, Dona Mariana?“

„Ich will Sie nicht verstehen,“ antwortete sie, indem sie in tiefster Verachtung ihr Gesicht abwendete.

Er trat näher an sie und sprach mit hohler zitternder Stimme, die allmählig leidenschaftlicher wurde und zuletzt verzweiflungsvoll klang: „Warum haben Sie mich zu diesem Aeußersten getrieben, Mariana? Warum haben Sie mich fast wahnsinnig vor Liebe und Eifersucht gemacht? Ihre Mißachtung gegen mich hat mein Herz gegen Sie endlich verhärtet. Sie sollen fühlen, was ich gefühlt habe; ich habe Sie verfolgt und beobachtet, um mich für mein Unglück an Ihnen zu rächen . . Mariana, ich liebe Sie zu heftig, als daß ich meinen Plan, Sie zu verderben, aufgeben könnte, wenn Sie meine Liebe zurückweisen. Ihre Rettung hängt allein von mir ab . . Die Männer hier wissen noch nicht, was in dieser Nische verborgen ist; sie wissen nichts . . Geben Sie mir ein Versprechen, reichen Sie mir die Hand als Zeichen der Einwilligung und der Beweis hier, der Sie verdammt, soll verschwinden . . Mariana, haben Sie Mitleiden mit Ihnen selbst und mit mir.“

Bei diesen Worten wollte er ihre Hand ergreifen, aber sie stieß ihn stolz und in fester Entschlossenheit zurück; während sie auf die Thüre deutete, sprach sie: „Entfernen Sie sich, Don Patricio, sonst rufe ich selbst Ihre Diener und Helfershelfer.“

„Mariana,“ entgegnete er, „so soll ich Sie Ihren Feinden übergeben? Wissen Sie, daß die letzten Verordnungen die Todesstrafe gegen Jeden aussprechen, der an einem Aufstande Theil nimmt? Sie wähen vielleicht, der Alcalde des Criminalgerichts werde es nicht wagen, eine Frau wegen eines politischen Verbrechens auf das Blutgerüst zu bringen. . . Vielleicht thut er es wirklich nicht, aber dann — beschließen Sie Ihr Leben in einem Kerker.“

„Ich habe mit ergebenem Herzen die größten Leiden ertragen,“ antwortete sie und sie schlug die Augen zum Himmel empor; „Don Patricio, ich mag nichts mehr von Ihnen hören und habe Ihnen nichts mehr zu sagen.“

Patricio stand einen Augenblick wie vernichtet da, dann rief er die Alguazils, stieß das Gemälde von der Wand und sprach: „Thut Euere Schuldigkeit.“

(Fortsetzung folgt.)

### Miscellen.

(Characterzüge aus dem Leben des Königs Friedrich Wilhelm III.) Herr L. von D., den sein Dienst unmittelbar in die Nähe Friedrich Wilhelms III. berief, hat uns ein Anzahl Anekdoten aus dem Leben des noch immer betrauersten Königs mitgetheilt, deren Wahrheit er verbürgt und die noch nie gedruckt worden sind, wie er versichert. Wir werden sie den Lesern allmählig vorlegen.

Bei seinem Aufenthalte zu Teplitz kaufte der König in den verschiedenen Läden stets Geschenke, die theils für seine Umgebung und sein Gefolge, theils für Berlin bestimmt waren. Bei einer solchen Promenade ereignete es sich, daß der Monarch in einer Wiener Handlung unter mehreren geschnittenen ungarischen Meerschäumköpfen, ohne weiter zu wählen, einen ergriff und ihn seinem Adjutanten, dem General v. B. . . , mit den Worten darreichte: „Da nehmen Sie ein Andenken.“ Der König wendete sich hierauf zu anderen Gegenständen, wurde aber durch das Geflüster seines Gefolges aufmerksam auf den General, der mit Aufmerksamkeit den Pfeifenkopf besah, und ihn endlich dem Könige mit der Bemerkung zurückgab: „Sire, Sie haben mir da ein seltsames Geschenk verehrt.“ Der König besah nun den Kopf näher und erblickte Napoleon darauf. Er gab den Kopf mit dem Bilde aber an den General zurück und brach unwillkürlich in die gewiß nur sehr mäßige Aeußerung aus: „Dieser Mann hat mir manchen Schweißtropfen erpreßt. Ich

übergebe meine Rache Ihnen, vergelten Sie ihm Gleiches mit Gleichem.“ —

Bei einem Herbstmanoeuver passirte der König noch spät mit seiner Suite die feindliche Vorpostenlinie. Eine Ulanen-Bedette rief ihn daher, nach der Vorschrift, mit: „Halt! Wer da!“ an. Ein Adjutant sprengte sogleich mit dem Ausrufe vor: „Seine Majestät der König mit der Suite!“ worauf der unerschrockene Ulane die Weisung: „Ein Mann vor! Die Andern kehrt!“ in: „Ein Suitier vor! Die Andern kehrt!“ verwandelte und laut ausrief. Der König sagte, hiermit zufrieden: „Nun, da muß einer von den jungen Herren so gut sein und vorrücken!“ —

Als der Oberst v. K., ein sehr bekannter Schuldenmacher, sich dem Könige vorstellen ließ, und dieser mit den Worten ihn begrüßte: „Nun, mein lieber Oberst, welchem Zufalle haben wir es denn zu danken, Sie hier in Berlin zu sehen?“ antwortete derselbe etwas verlegen, weil er eben gesonnen war, des Königs Hilfe in Anspruch zu nehmen: „er sei Willens, sich mit seinen Gläubigern zu sehen.“ Da versetzte der König sehr heiter: „Mein lieber Oberst, da hat Berlin nicht Stühle genug, erlauben Sie mir daher, Ihnen einige zu Ihrem Geschäfte anbieten zu dürfen.“ Der Oberst, sonst ein sehr braver Offizier, der sich in den Feldzügen 1813—14—15 stets ruhmvoll ausgezeichnet hatte, erhielt auch Tages darauf, zwar keine Stühle, aber einige Rollen Doppel-Friedrichsd'or, die ihm bei seinem Arrangement trefflich zu Statte kamen. —

Der König hörte eines Tages, daß eine arme, aber sonst sehr rechtschaffene Frau schon seit Jahren in dem Bureau der Hauptcollection der Landeslotterie die Comptoiristen befrage, ob ihr Loos gewonnen habe, obgleich man recht gut wußte, daß sie noch nie eins gespielt habe. Der König glaubte in diesem Benehmen der Frau die Ahnung eines Gewinnes zu erblicken und befahl, daß man der Frau ein Viertelloos, welches sie zu ziehen habe, auf seine Rechnung verabfolgen lassen solle. Man denke sich das Erstaunen aller Welt, als bei der fünften Ziehung jenes Loos mit einem 100,000 Thaler-Gewinn herauskam. Der König ließ der Frau natürlich den Antheil sofort auszahlen.

(Die Schmetterlinge.) Der jetzige französische Seeminister, der Admiral Mackau, war früher Kammerherr des Königs Karl X. und galt für den geschmeidigsten Hofmann, der sich besonders durch die sinnreichen Einfälle auszeichnete, durch welche er sich die Gunst der königlichen Familie mehr und mehr zu gewinnen wußte. Der Herr Seeminister gleicht auch heute keineswegs jenen rauhen Seemännern, die wie Matrosen fluchen und bei dem kleinsten Wörtchen in Hitze gerathen; sein liebenswürdiges, feines und anmuthiges Wesen verräth vielmehr einen Mann, der für den Hof und den Umgang mit Damen geboren ist. Er hätte unter der vorigen Dynastie Frankreichs gewiß sich hoch empor geschwungen; die neue Regierung hat ihn aber auch zum Minister gemacht. Vor ungefähr fünfzehn Jahren war der jetzige Admiral Mackau noch Schiffscapi-

tain, aber er besaß einen guten Theil Ehrgeiz. Wie im Frieden höher steigen? Dieser Gedanke beschäftigte und beunruhigte ihn sehr. Mit einem Male verschwand er und Niemand wußte, wo er war, denn er hatte sein Geheimniß Niemandem anvertraut; er blieb mehrere Monate abwesend, endlich aber kam er triumphirend zurück und brachte eine Sammlung seltener und kostbarer Schmetterlinge mit sich. Die Gemahlin des Dauphins liebte solche Schmetterlinge ungemein und Mackau bot ihr dieselben mit so anmuthiger und rührender Hingebung an, daß sie fast ohne Dank angenommen wurden. Die Schmetterlinge folgten der Dauphine auch in die Verbannung, denn sie liebte sie und sie erinnerten sie an die Treue eines ergebenen Dieners ihrer Familie. Die ersten Günstbezeugungen, welche Mackau von der neuen Regierung annahm, setzten die erlauchte Verbannte in Erstaunen; der ehemalige Kammerherr, der Hofmann mit den Schmetterlingen wurde Pair von Frankreich und Vice-Admiral; er übernahm diplomatische Sendungen und gelangte endlich sogar in das Marine-Ministerium. Da konnte man denn in Görz nicht länger zweifelhaft sein und Herr von Mackau war seit kaum vierzehn Tagen Minister, als er eines Tages eine versiegelte und festumschnürte kleine Kiste erhielt; er ließ sie öffnen und erblickte darin — seine Sammlung seltener und kostbarer Schmetterlinge, die man ihm zurücksandte. Welche Mahnung an Untreue und Unbeständigkeit!

(Eine verwandelte Ruine.) Ein russischer Herr, der Graf von M., ein großer Liebhaber des Mittelalters, bemerkte auf seiner Reise in Süddeutschland eine versallene Burg, die seinen Enthusiasmus in hohem Grade erregte, denn sie zeigte ihm das vierzehnte Jahrhundert in der ganzen Majestät der Trümmer. Die Zeit schien bei ihrem Werke der Zerstörung mit einer gewissen künstlerischen Anmuth zu Werke gegangen zu sein. Man konnte aus den Ueberresten noch erkennen, was das Gebäude früher gewesen sein mochte; die Lage war überdies eine äußerst reizende und der Graf rief deshalb schnell entschlossen aus: „Diese Burg muß ich haben; sie soll sich aus ihren Trümmern erheben und wieder aufstehen, wie sie war.“ Dieser Wunsch des reichen Russen ließ sich leicht erfüllen. Die Ruine gehörte einem gar nicht wohlhabenden Manne, der sich um das Mittelalter sehr wenig kümmerte und einen vortreflichen Handel geschlossen zu haben glaubte, als er die alten Mauern und den unfruchtbaren Boden um dieselben her für einige Tausend Gulden verkaufte. Sobald nun der russische Graf im Besitz der Burg war, wendete er sich an einen erfahrenen und berühmten Baumeister und sagte zu ihm: „Bauen Sie mir diese Burg wieder und geben Sie ihr den früheren Glanz wieder. Ich verlasse mich ganz auf Sie und gebe Ihnen unbeschränkte Vollmacht. Verlieren Sie keine Zeit und stellen Sie so viele Arbeiter als möglich an, damit ich im nächsten Frühjahr, wenn ich wieder komme, da wohnen kann.“ Der Baumeister versprach alles und der Graf reisete nach Petersburg zurück. Das war im vorigen Jahre. Im Mai des

jetzigen erhielt der Graf einen Brief von seinem Baumeister, der ihm anzeigte, daß das Schloß vollendet sei, und ihm die Rechnung einsandte. Der Graf handelte nicht, schickte einen Wechsel auf seinen Bankier in Frankfurt ein, nahm dann selbst Urlaub und begann seine Reise. Unterwegs hielt er sich in den angesehensten Städten Deutschlands auf und kaufte da überall und zu jedem Preise altoäterische Möbel, die seine Burg aus dem vierzehnten Jahrhunderte schmücken sollten. In Baden, wo sich mehrere seiner Landsleute und Freunde befanden, erschien er endlich vor einigen Wochen und er lud da alle Freunde ein, ihn auf seine Burg zu begleiten. Endlich nähete man sich der ersehnten Stelle, aber welche Ueberraschung! Die Gräben waren ausgefüllt und die Zugbrücke durch eine mit Sand bestreute Allee ersetzt, die zu einem schönen eiserne Sitterthor führte. An dem Hauptthore prangte, statt des feudalen Wappens, eine griechische Inschrift, die den Frieden feiert. Im Hofe standen Orangenbäume und schöne Gandelaber; eine doppelte Galerie, von korinthischen Säulen getragen, zog sich an der Façade des Gebäudes hin und trug eine schöne Terrasse, die mit antiken Vasen und mythologischen Statuen geschmückt war. Das Innere war in demselben Geschmack eingerichtet, überall herrschte die griechische Kunst in ihrer ganzen Reinheit. Man denke sich das Staunen des Grafen; es war ein Schlag, den der Liebhaber des Mittelalters nicht ertragen konnte, denn statt einer Feudalburg besaß er einen griechischen Palast. Und für diesen Palast hatte er alle altoäterischen Möbel gekauft! Der Russe zerdrückte eine Thräne der Behmuth in den Augen und wendete dem Palaste sofort den Rücken. Bald darauf wurde er in den Zeitungen zum Kaufe ausboten und wie wir hören, hat ihn ein reicher Fabrikant sehr wohlfeil an sich gebracht.

### Generalcorrespondenz.

Da in Deutschland die Vorliebe für das Turnen glücklicher Weise jetzt mehr und mehr sich verbreitet, so wird es gewiß für viele Leser von Interesse sein, daß ein Herr Elias in Paris ein neues System der Gymnastik oder des Turnens für die Schulen erfunden hat, das von der Stadt Paris und von der Universität dort angenommen werden wird. Dieses System besteht in einer Reihe fortschreitender Bewegungen, welche die harmonische Entwicklung des menschlichen Körpers begünstigen. Es soll sich vorzugeweise durch die Einfachheit seiner Mittel auszeichnen, indem es an die Stelle complizirter Apparate, die doch immer kostspielig sind, ein einfaches Dreieck setzt, das etwa 7 Thlr. kostet und eine überraschend große Mannichsartigkeit von Uebungen möglich macht. Das System ist bereits von allen Behörden geprüft und sehr günstig beurtheilt worden.

Auf die Gefahr hin, den Leserinnen den Appetit zu verderben, theilen wir ihnen eine Beschreibung des Baues und der Behandlung der Korinthen (kleinen Rosinen) in Griechenland mit. — Die Korinthen schmecken frisch vortreflich und werden

regelmäßig zum Frühstück genossen. Sie wachsen genau wie Weintrauben in Bündeln, aber die Beeren stehen so nahe aneinander, daß sie zusammen eine dichte Masse bilden und ungefähr aussehen wie ein Tannzapfen. Auch unterscheiden sie sich von den gewöhnlichen Trauben dadurch, daß sie keinen Kern haben oder vielmehr, daß in jeder Traube nur eine Beere einen Kern hat, die deshalb die männliche Beere heißt. Sie ist immer viel größer als die andern. Man baut sie auf großen Feldern vorzugsweise auf Zante, Cephalonia und Ithaka, und sorgt dafür, daß sie häufig bewässert werden können. Die Ernte beginnt im August. Merkwürdiger Weise ist die Frucht am gesündesten, wenn sie drei Viertel reif ist, während sie bei völliger Reife ungesund wird. Sind die Trauben völlig reif und also beinahe schwarz, so werden sie auf den Trockenplatz getragen, der ganz glatt und gewöhnlich mit — Kuhmist bestreut ist. Hier bleiben sie den Sonnenstrahlen ausgesetzt und werden, bis sie völlig dürr sind, häufig umgewendet. Dann sondert man sie von den Stengeln und bringt sie in die Magazine, die einen — fast unerträglichen Gestank verbreiten. Vor der Ausfuhr werden die Korinthen in Fässer gepackt und in denselben von den schmutzigsten Griechen mit bloßen Füßen festgetreten. . . Der größten Gefahr sind sie ausgesetzt, während sie auf dem Dörrplatz auf dem Felde liegen, denn wenn ein Regen in dieser Zeit eintritt, sind sie verloren. — Wein bereitet man von diesen Trauben für gewöhnlich nicht, auch ist er nicht zu trinken, denn er schmeckt widerwärtig süß. —

Abgenutzte Seide war bisher zu gar nichts zu gebrauchen, während leinene Lumpen Papier liefern, wollene Ueberreste ebenfalls noch benutzt werden können. Der Prof. Delzenne hat nun aber die merkwürdige Erfindung gemacht, auch die alten Seidenzeuge zu benutzen und zwar so, daß neue daraus vorgefertigt werden können. Wie z. B. der Kautschuk aufgelöst und dann wieder gesponnen wird, so löset Delzenne alte Seidenzeuge auf und spinnt die dicke Masse in dünne Fäden; aus denen dann wieder neue Stoffe gewebt werden. Bei ungefärbter Seide ist das Verfahren ganz leicht, bei gefärbter, namentlich schwarzer, hat es jetzt noch einige Schwierigkeiten, doch hofft man auch diese zu überwinden und die Vortheile dieser Erfindung brauchen wir nicht erst hervorzuheben. —

Die Franzosen haben ein leichtes Mittel gefunden, ihre Frauen los zu werden, wenn sie derselben überdrüssig sind, obgleich bei ihnen die Scheidung nicht erlaubt ist. Sie lassen sich nämlich in der Schweiz naturalisiren und da in der Schweiz die Scheidung gesetzlich besteht, so lassen sie sich als Schweizer scheiden, kehren ledig nach Frankreich zurück und nehmen sich eine andere Frau. Die Frauen, die sich ohne Einwilligung des Mannes in einem andern Lande nicht naturalisiren lassen können, sind über diesen neuen Vorzug des stärkeren Geschlechtes in hohem Grade erbittert und man fängt an, für Hindernisse zu sorgen. Ein Mann hatte sich auf die angege-

eine Weise scheiden lassen und heirathete eine Andere. Die Erste klagte ihn der Bigamie an, der Prozeß schwebte aber lange und unterdeß starb die zweite Frau. Der Mann nahm eine dritte und starb dann selbst. Nun sind Kinder von allen drei Frauen da; die ersten wollen das ganze Vermögen haben, die letztern dagegen verlangen die Theilung. Die Folge davon ist ein Prozeß (in Lyon), bei welchem der berühmte Berryer die Kinder der ersten Frau vertheidigen wird. Bei diesem Prozesse muß denn entschieden werden, ob, wenn ein Mann sich in einem andern Lande naturalisiren läßt, seine Frau dadurch ebenfalls naturalisirt wird und ihre Nationalität verliert. Ist dies der Fall, so fürchtet man, die Franzosen werden sich in Masse in der Schweiz naturalisiren lassen. —

Eine englische Zeitung macht von dem neuen schwarzen General von Häiti, Guerrier, Herzog von Christoph, eine seltsame Beschreibung. Er soll ein armer Pflanzler sein, trägt eine Jacke und Beinkleider von schlechter grauer Leinwand, einen alten Strohhut, weder Schuhe noch Strümpfe, aber Sporen an den bloßen Füßen, und fährt, wenn er zu Pferde sitzt, eine ungeheure Büchse bei sich, die zwei Pfund schwere Kugeln schießt. Ueberdies hat er den Gürtel voll Pistolen; man hat schon sechs an ihm gezählt. Die unter ihm dienenden anderen Offiziere erscheinen fast alle in derselben Kleidung, da sie die gewöhnliche militairische Uniform tief verachten. —

Bald wird man auf den Eisenbahnen nicht mehr mit Dampfswagen, sondern mit Luftwagen fahren und die Reise auf den Eisenbahnen wird dann nicht bloß minder gefährlich, sondern auch noch viel wohlfeiler werden. Man hat es zwar bisher immer bezweifelt, daß es möglich sei, durch comprimirt Luft einen Wagen zu treiben; auf der Bahn von Paris nach Versailles wurde aber vor Kurzem ein Versuch mit einer dergleichen Locomotive von Andrau gemacht und er gelang vollkommen. Die Maschine lief mit großer Schnelligkeit und Regelmäßigkeit auf der Bahn hin. —

Durch alle englischen und französischen Zeitungen wandert die Anzeige von dem Tode Carl Blums in Berlin, von dem sie erzählen, er habe die unglaubliche Masse von fünfhundert neuen und achtzig Bühnenstücken verfaßt, unter denen freilich viele Uebersetzungen wären. Aber dies ist noch nicht Alles, heißt es weiter; Blum war auch Componist, und seine Compositionen belaufen sich auf hundert und zwei und sechs zig, worunter mehrere komische Opern sind. Er lieferte aber auch viele Decorationen für die Berliner Theater, war von 1821 bis 1831 erster Komiker an dem „Nationaltheater“ daselbst, blieb bis zu seinem Ende der Oberregisseur etc. Kurz, Blum wird als eine der seltsamsten Curiositäten und größten Genies Deutschlands geschildert.



# Allgemeine Moden-Zeitung

N<sup>o</sup> 39.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



1844.

Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Reubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.** Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.  
Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Dona Mariana.

Novelle.

(Fortsetzung.)

Sehr bald verbreitete sich das Gerücht, es sei eine Verschwörung entdeckt worden und man habe sogar die Fahne der Rebellen gefunden. Alle Polizeibeamte erschienen sogleich nebst der bewaffneten Macht, als wenn eine Räuberbande in ihrem Versteck angegriffen, nicht aber eine junge Frau verhaftet werden sollte. Das Volk sammelte sich in Menge in der Straße und sah mit stummer Bewunderung zu.

Mit einem Male stürzte Panchita mit aufgelöstem Haar mitten unter die Ebirren, um Ignacio de la Lapida zu suchen. „Erbärmlicher Du!“ rief sie ihm zu, als sie ihn erblickte, „Du hast Dich meiner Hände zu diesem Verrathe bedient! Ich Unglückliche habe Dir, ohne es zu wissen, alles entdeckt! Geh, Verfluchter, Gott wird Dich dafür strafen! Möge der Henker Deinen Leib und der Teufel Deine Seele holen!“

„Seht darauf, daß sie keine Dummheit begeht,“ sagte Ignacio ruhig zu den Soldaten, die Panchita zurückhielten; „sie wäre im Stande, mich zu ermorden.“

„Wenn ich es vermöchte, wärest Du schon todt!“ rief sie aus, während man sie fortzog.

Die Behörde setzte unterdeß ihre Förmlichkeiten fort; der Aguazil-Major stellte das erste Verhör mit Dona Mariana an, die bestimmt erklärte, sie würde

keine Auskunft darüber geben, wie die Fahne, die sie nach der Anklage für Rebellen gestickt haben sollte, in ihr Haus gekommen wäre. Sie setzte hinzu, sie habe keine Mitschuldige und wisse von keiner Verschwörung. Don Patricio hatte das Zimmer nicht verlassen; er stand vielmehr einige Schritte von Dona Mariana, verwendete keinen Blick von ihr und schien sich an der Lage zu weiden, in die er sie gebracht. Sie ließ ihr Auge nicht ein Mal auf ihm ruhen und schien sich muthig in ihr Unglück zu ergeben. Den letzten Augenblick, der ihr blieb, benutzte sie, um Abschied von Altem zu nehmen, und zuletzt holte sie das Crucifix aus der Nische, in welcher man die verderbliche Fahne gefunden hatte. Als ein Polizeidiener sie daran hindern wollte, sagte sie mit Thränen in den Augen zu ihm: „Es ist das Crucifix, das mein Gatte in den Händen hielt, als er seinen Geist aufgab; laßt es mich in das Gefängniß mitnehmen.“

Der Mann erlaubte ihr, dieses traurige Andenken zu behalten, und Dona Mariana wurde dadurch er-muthiget, ihn leise zu fragen: „Hat man außer mir noch Jemanden verhaftet?“

Der Mann antwortete nicht, aber Don Patricio trat vor und sagte zu ihr:

„Man hat eben den jungen Herrn, Don Fernando de Billaroöl, ins Gefängniß geführt.“

„Er ist unschuldig!“ rief sie aus.

„Nein,“ flüsterte Don Patricio, „denn — er liebte Sie.“

7.

Zwei Monate später gingen Abends Don Patricio und Ignacio de la Lapida die Gomeres-Straße hin und sprachen leise mit einander. Der Letztere schien unwillig zu sein und sagte: „Sie halten mir Ihre Versprechungen nicht. Sie schmeichelten mir, ich würde eine kleine Anstellung zur Belohnung für meine Dienste erhalten, und doch habe ich noch immer nicht mehr zu thun, als Fremde in der Alhambra umherzuführen. . . Dabei verfolgt mich das Unglück; diesen Vormittag ist die arme Panchita aus Kummer und Verzweiflung gestorben und ich gedachte, sie zu meiner Frau zu wählen. Der alte Anton Marti ist sicherlich in dem Al-baycin verborgen und er soll mir, wie man erzählt, einen Dolchstoß zugebracht haben. Auf der andern Seite ist jener Don Fernando de Villaroel aus dem Gefängnisse entlassen worden, was Sie auch unter der Hand dagegen thaten; er geht frei in Granada umher und ich habe eine schreckliche Rechnung mit ihm auszugleichen.“

„Geduld!“ antwortete Don Patricio, „alles wird zu Deiner Zufriedenheit ausschlagen; ich habe ein Aemtchen für Dich im Auge, das Dir besser noch gefallen wird, als das versprochene. . . Du sollst Geld genug haben, Ansehen und Ehre und nichts zu thun.“

„Sie versprechen mir zu viel, als daß ich daran glauben könnte,“ unterbrach ihn der Andere.

„Es ist ja in meinem eigenen Interesse, alles für Dich zu thun. Du weißt, daß Dona Mariana seit zwei Monaten in dem Kloster Santa Maria in Haft ist und da ihr Urtheil erwartet; der Alcalde des Criminalgerichts hat das Todesurtheil gegen sie ausgesprochen und der Gerichtshof sie verurtheilt, aber bloß der Form wegen und um dem Könige Gelegenheit zu geben, seine Gnade walten zu lassen; das Urtheil wird in Madrid nicht bestätigt werden; man wird die Todesstrafe in lebenslängliches Gefängniß verwandeln und Dona Mariana wird aus dem Kloster nicht wieder herauskommen. . . In dieses Haus nun will ich Dich bringen als De-konom.“

Die Augen Ignacios glänzten vor Freude und er versprach von neuem, Don Patricio treu zu dienen. Unterdeß waren sie in der Nähe der Wohnung des Alcalde des Criminalgerichts, Don Ramon P., angekommen und Don Patricio sagte zu seinem Begleiter:

„Erwarte mich hier; ich will zu Don Ramon gehen, der seit Deinem letzten Berichte sehr unwillig

ist. Du behauptest noch immer, wir wären von einem Aufstande bedroht, das Volk sei erbittert und man fluche gegen den König und die Minister; aber Du nennst keine bestimmte Person.“

„Ich müßte dann Alle nennen.“

Sie trennten sich jetzt und Don Ignacio ging auf dem Marktplatz hin und her, während er auf Don Patricio wartete. Nach etwa einer Viertelstunde kam dieser bestürzt zurück und sagte: „Komm, ich muß mit Dir reden, wir werden diese Nacht Arbeit haben.“

Er zitterte, seine Knie wankten und die Brust schien ihm zusammengeschnürt zu sein. Sie gelangten an das Ufer des Durro und als sie an einer Stelle waren, wo Niemand sie hören konnte, blieb Don Patricio stehen und sprach:

„Die Post von Madrid ist angekommen, sie bringt die Befehle des Königs, — das Urtheil, das Dona Mariana zum Tode verurtheilt, ist Sr. Majestät vorgelegt worden. Der Alcalde des Criminalgerichts erwartete sicher die Gnade des Königs; der Minister, Don Labeo Calomarde, hatte aber eigenhändig geschrieben: „Se. Majestät bestätigt das Urtheil und befiehlt, dasselbe binnen achtundvierzig Stunden zu vollstrecken.“ — Du siehst, Ignacio, sie ist verloren.“

„Es ist bereits Befehl gegeben, morgen früh Dona Mariana in das Stadtgefängniß zu bringen; diese Nacht also müssen wir sie retten.“

„Wissen Sie ein Mittel dazu?“ fragte Ignacio achselzuckend.

„Ich schreibe selbst für mich einen Befehl des Alcalde des Criminalgerichts, Dona Mariana noch diese Nacht aus dem Kloster zu holen. Glaubt mir die Priorin nicht, leistet sie Widerstand, so werde ich sie mit dem Pistol in der Hand zwingen, ihre Gefangene mir auszuliefern.“

„Sie würden sich großen Gefahren aussetzen.“

„Ich fürchte mich nicht, am wenigsten vor der Justiz; folge mir, denn ich rechne in dieser Nacht auf Dich.“

„Ich werde Ihnen in allen Stücken gehorchen,“ antwortete Ignacio verlegen, „aber erlauben Sie mir die Bemerkung, daß es für einen armen Teufel, wie ich einer bin, doch sehr schlecht ablaufen könnte.“

„Um Dich zu beruhigen, werde ich Dir noch in der Nacht, ehe ich Dona Mariana an einen Ort bringe, den ich Dir nicht nenne, damit Du mich nicht verrathen kannst, tausend Reales geben. Ist das genug?“

Ignacio verbeugte sich, murmelte aber vor sich hin: „Für einen solchen Dienst würde mir Don Fernando zehntausend Realen gegeben haben.“ Er schrieb sodann in dem entlegenen Zimmer des Hauses, was Don Patricio dictirte, und was mit Don Ramon P. unterzeichnet wurde, einen Befehl an die Priorin des Klosters, den Ueberbringern Dona Mariana de Pineda zu übergeben.

„Ich habe nun noch eine Besorgniß,“ sagte Ignacio nach einiger Zeit.

„Und die wäre?“

„Ich fürchte, Dona Mariana, die uns kennt, wird sich weigern, uns zu folgen.“

Gegen Mitternacht verließen beide das Haus Don Patricios und gingen nach dem Kloster zu. Es war zu Ende des Mai; die Nacht war lau und finster; dichte Wolken umschleierten den Mond. Die Straßen waren völlig verödet und nur an wenigen Fenstern verrieth ein Lichtschein, daß man noch wache. Kein Geräusch unterbrach die allgemeine Stille und keine Stimme ließ sich hören unter den Balcons. Die Zeit war vorüber, in welcher die Schönen von Granada die ganze Nacht hinter den Jalousien blieben und aufmerksam auf die Lieder der jungen Herren hörten, in welcher der liebliche Klang der Serenaden erst bei der Morgendämmerung aufhörte. Dichter, Musiker, Liebhaber und liebende Damen, alles war verschwunden und die alte Hauptstadt der maurischen Könige stumm und öde geworden, wie an dem traurigen Tage, welcher ihren sonstigen Glanz beendigte.

Don Patricio blieb einen Augenblick mit seinem würdigen Vertrauten an der Mauer stehen, die sie von dem Garten trennte, in welchem die Klosterfrauen umhergehen durften. Sie wollten noch ein Mal ihr Unternehmen überdenken, als Ignacio eine Strickleiter bemerkte, die von der Mauer herabhing. „Ohne Absicht hängt sie nicht da,“ meinte er.

„Wahrscheinlich will Jemand in den Garten hineinsteigen und wir sind also offenbar nicht allein. Davon müssen wir uns überzeugen.“

Sie stiegen leicht auf dieser Leiter hinauf auf die Mauer. Patricio wagte sich von da allein in den Garten hinein, während Ignacio oben auf der Mauer Wache halten mußte. Don Patricio wanderte vorsichtig in dem Garten hin und horchte nach jedem Schritte, aber alles war still. Schon wollte er seine Nachforschungen unterbrechen, als er in der Nähe mit einer Feile an Metall arbeiten zu hören glaubte. Er ging

vorsichtig nach der Stelle hin, von welcher dieses Geräusch auszugehen schien, und gelangte an eine Ecke des Klostergebäudes; hier sah er deutlich zwei Männer, welche beschäftigt waren, die Gitterstäbe des letzten Fensters zu durchfeilen. In demselben Augenblick hörte das Feilen auf und die Männer sprachen leise mit einander.

„Wir werden noch eine Stunde zu unserer Arbeit nöthig haben,“ sagte eine Stimme, in welcher Patricio sogleich die des alten Anton Marti erkannte; „ich wage nicht, meine ganze Kraft anzuwenden, denn es ist so still, daß man das Feilen weit wird hören können.“

„Die Schwestern schlafen und ich habe alle Thüren verschlossen,“ antwortete eine weibliche Stimme. „Nur Muth! Wir haben noch zwei Stunden vor uns. Nach zwei Stunden bin ich frei, nicht wahr, Don Fernando?“

„Es wäre doch wohl besser,“ fiel der Veteran Anton Marti ein, „wenn wir auf eine minder ruhige Nacht warteten. Wenn eine Patrouille vorüberzieht, wird sie uns arbeiten hören.“

„Nein, nein,“ sprach Dona Mariana, „noch diese Nacht muß ich frei sein. Ich habe in diesem Hause zu viel gelitten und zu viel geweint, als daß ich noch einen einzigen Tag darin verbringen könnte.“

„Sie werden noch diese Nacht frei sein,“ entgegnete Don Fernando, der die Hand, welche ihm die Dame durch die Eisenstäbe hindurch reichte, an seine Lippen drückte.

Don Patricio kehrte so leise als möglich zurück und Ignacio erschrak, als er ihn bleich und zitternd ankommen sah.

„Soll ich vor der Pforte des Klosters klingeln?“ fragte Ignacio.

„Nein,“ antwortete Patricio; „Dona Mariana ist verurtheilt und wird sterben. . . Niemand wird sie den Händen des Henkers entreißen.“

Nach diesen Worten schoß er das Pistol ab und der Knall hallte laut durch die öden Straßen. Eine Patrouille in der Nähe rief: Wer da? und die Nachwächter eilten herbei. Was Don Patricio bezweckt hatte, geschah: nach zehn Minuten stiegen Fernando und Anton Marti über die Mauer, denn Dona Mariana selbst hatte, als sie den Schuß gehört, sie gebeten zu entfliehen, und die beiden Männer hatten ihr versprochen, das Werk der Befreiung in der nächsten Nacht zu vollenden.

Don Patricio kehrte mit seinem Gehilfen in seine Wohnung zurück und vernichtete vor allen Dingen den nachgemachten schriftlichen Befehl. Dann sagte er zu Ignacio: „Wenn Dir Dein Leben lieb ist, so vergiß, was diese Nacht geschehen ist. Ich brauche mich nicht deutlicher zu erklären. . . Jetzt bist Du frei und kannst gehen, wohin Du willst; ich bedarf Deiner Dienste nicht mehr.“

Ignacio entfernte sich, aber obwohl er sich nichts merken ließ, war sein Herz doch voll Haß gegen Don Patricio. Er wäre in diesem Augenblicke zu Allem fähig gewesen, er würde sogar eine gute That umsonst vollbracht haben.

Die Nachricht von der Bestätigung des Todesurtheils der Dona Mariana verbreitete sich schnell in der Stadt. Die politischen Leidenschaften waren im höchsten Grade gereizt und das Volk bewegte sich drohend in den Straßen auf und ab.

Der Alcalde des Criminalgerichts hatte seine Maa regeln genommen, um einen Aufstand zu unterdrücken; die Posten waren verdoppelt und die Truppen hielten sich bereit, auf das erste Signal auszurücken. Dona Mariana selbst kannte ihr Schicksal noch nicht.

Etwa um acht Uhr früh erschien der Alcalde-Major mit seinen Alguazils im Kloster und ließ sich in das Sprechzimmer führen. Die Priorin befand sich hinter dem Gitter und der Alcalde überreichte ihr den Befehl, ihm Dona Mariana de Pineda auszuliefern. Dona Mariana erschien bald darauf mit allen Klosterschwestern. Sie hatte plötzlich wieder Hoffnung gefaßt, sie wußte nicht, wohin man sie führen wollte.

An der Klosterpforte hielt ein Wagen; Dona Mariana stieg mit dem Alcalde-Major hinein, der schmerzlich bewegt war und fast zitterte. Er sprach kein Wort. Der Wagen hielt endlich und die Gefangene stieg rasch aus, um zu sehen, wohin man sie gebracht habe.

„Jesus, mein Heiland!“ rief sie erbleichend aus, als sie in dem gewölbten Gange, wo sie sich befand, die Mönche und barmherzigen Brüder erblickte, welche in den letzten Augenblicken bei den Verurtheilten blieben. „Mein Gott! Ich soll also sterben?“

Man führte sie weiter in dem Gange hin und sie sagte zu dem Alcalde-Major: „Was soll mit mir geschehen? Bin ich verurtheilt? Aber ich stand ja noch vor keinem Gerichte, ich habe keinen Bertheidiger gehabt, man hat mich den Zeugen, die mich anklagen, nicht gegenüber gestellt. . .“

Der Alcalde-Major antwortete nicht, denn in diesem Augenblicke erschien der Secretair des Alcalde des Criminalgerichts, der ihr das Urtheil vorlas, welches sie wegen Hochverraths zum Tode verurtheilte. Sie hörte es ruhig an und sprach dann mit ziemlich fester Stimme: „Ich protestire vor Gott und vor den Menschen gegen dieses ungerechte Urtheil und appellire an die göttliche Gerechtigkeit. Sie wird meine Richter, meine Henker einfl verdammen.“

Sitte und Gesetz gewähren in Spanien dem Verurtheilten einen Aufschub von zwei Tagen, damit er seine Angelegenheiten ordnen und sich vorbereiten könne, als Christ zu sterben. Man führt ihn aus seinem Kerker heraus, nimmt ihm die Ketten ab und bringt ihn in einen andern Theil des Gefängnisses, wo ihn diejenigen erwarten, die bis zum Tode bei ihm bleiben sollen. An der Thüre stehen Schildwachen, die ungehindert diejenigen hineintreten lassen, welche dem Gefangenen die Tröstungen der Religion bringen. Tag und Nacht ist er von Leuten umgeben, die ihm Muth und Trost zusprechen; sein Beichtvater verläßt ihn ebenfalls nicht und die Mitglieder der Bruderschaft, welche die Hingerichteten begräbt, stehen ihm bis zum letzten Augenblicke mit ihrer Pflege zu Seite.

Dona Mariane wurde in ein ähnliches Local gebracht und viele Geistliche fanden sich bei ihr ein. Am andern Tage erschien auch der Alcalde des Criminalgerichts mit einem zahlreichen Gefolge und Jedermann glaubte, er bringe die Begnadigung der Verurtheilten.

„Dona Mariana,“ sprach der Mann, einer der eifrigsten Vollstrecker der blutigen Befehle Calomardes, „ich komme im Namen Sr. Majestät, um Ihnen Begnadigung anzubieten. Der König verbindet damit nur eine Bedingung, die nämlich, daß Sie den Plan der Verschwörung, an der Sie Theil genommen haben, und die Namen Ihrer Mitschuldigen angeben.“ Er glaubte, sie leichter bewegen zu können, wenn er hinzusehe, daß die Meisten der Verschworenen in den Händen der Justiz wären und ihr Verbrechen gestanden hätten. „Ja,“ sagte er, „die Schuldigen sind längst verhaftet; einer von ihnen, mit dem Sie unlängbar in Verbindung gestanden haben, Don Fernando de Villaroel, ist noch diesen Morgen hierher gebracht worden; er gesteht Alles und bittet den König um Gnade.“

Bei diesen Worten athmete Dona Mariana freier auf, denn sie erkannte daraus, daß Alles, was der Alcalde gesagt, nur eine List gewesen.

„Sie schweigen?“ fuhr der Mann fort; „bedenken Sie, daß Sie nur noch wenige Augenblicke übrig haben. Ihr Schicksal liegt in Ihrer eigenen Hand; was beschließen Sie?“

„Zu schweigen und zu sterben,“ antwortete sie mit fester Stimme.

## 8.

Denselben Abend schlichen zwei Männer um das Gefängniß herum; der eine war bleich und ließ sich von dem Andern führen, der von Zeit zu Zeit in bittem Tone sagte: „Im Namen Gottes und seiner heiligen Mutter, entfernen Sie sich von hier, Don Fernando! Ich will Sie nach Hause führen. Sie werden nichts sehen und nichts hören, was hinter diesen Mauern geschieht, wenn Sie auch die ganze Nacht hier bleiben.“

„So bin ich doch wenigstens in ihrer Nähe,“ antwortete Fernando; „sie ist da, sie wird noch diese Nacht da sein bis sie...“

„Kommen Sie,“ bat der Veteran mit Thränen in den Augen, indem er ihn mit fortzuziehen suchte. Vergebens, er kehrte immer wieder an die Mauer des Gefängnisses zurück, das sich neben der Kirche befindet. An dieser Kirche lauerte ein Dritter, der endlich entschlossen an Fernando und Anton Marti herantrat. Beide erschrafen und der Veteran murmelte zwischen den Zähnen, während er die Hand an den Dolch legte: „Endlich finde ich Dich!“

„Ihr wollt mich umbringen,“ sprach Ignacio kaltblütig; „das wäre Unrecht; wartet bis ich gesprochen habe. . . Dona Mariana wird sterben; wollt Ihr sie retten? Es giebt vielleicht ein Mittel! . .“

„Du verlockst uns nicht,“ sprach Anton Marti.

„Ich will Euch nicht verlocken,“ entgegnete der Andere, „bei der Seele der armen Panchita, die vielleicht im Himmel ist. Ich brauche nicht zu schwören, Ihr würdet mir doch nicht glauben, ich thue besser, wenn ich Euch sage, in welcher Lage ich mich befinde. Meine Geliebte Panchita ist todt, Don Patricio will nichts mehr von mir wissen und stößt mich mit dem Fuße von sich wie einen Hund. Ich muß mich rächen, und ich bin gerächt, wenn ich Dona Mariana rette.“

So verhaßt auch der Mann Fernando war, so fragte er ihn doch sogleich:

„Welchen Gedanken hast Du?“ Renne das Mittel, durch welches Du Dona Mariana glaubst retten

zu können. Ich bin bereit, Alles zu versuchen, Alles zu wagen.“

Ignacio dachte einen Augenblick nach und antwortete sodann:

„Wir müssen zu dem Nachrichter gehen.“

„Führe mich zu ihm.“

„Aber welchen Plan hast Du?“ fragte Anton Marti.

„Das einzige Mittel zu benutzen, durch das Dona Mariana gerettet werden kann. Wenn sie gehangen oder enthauptet werden soll, ist sie verloren; soll sie aber erdrosselt werden, so kommt alles auf den guten Willen des Nachrichters an und ich weiß, daß es nicht das erste Mal wäre, daß ein Verurtheilter lebendig seinen Händen entginge.“

Ignacio schilderte darauf diese Art der Hinrichtung und die Mittel, wie das Opfer gerettet werden könnte. Villaroel schauderte als er diese Worte hörte, doch fragte er, wie der Nachrichter zu gewinnen sei.

„Nur durch ein Mittel,“ antwortete Ignacio. „Können Sie 50,000 Realen geben?“

„Ich gebe sie.“

„Diese Summe wird, glaube ich, hinreichen.“

„Wenn sie nicht hinreicht, so verlange mehr.“

„Nun müssen wir zu dem Henker gehen und ihn gewinnen. Aber es hängt nicht alles von ihm ab, sondern auch von denen, welche aus seinen Händen Dona Mariana erhalten, wenn sie noch lebendig ist.“

„Das sind die barmherzigen Brüder,“ fiel Fernando voll Hoffnung ein; „ich werde mich ihnen zu Füßen werfen. . .“

(Beschluss folgt.)

## Miscellen.

(Charakterzüge aus dem Leben Friedrich Wilhelm III.) Die Wittve eines 1813 als freiwilliger Jäger eingetretenen, in der Campagne in Frankreich als Offizier auf dem Schlachtfelde gebliebenen Kriegers hatte bis dahin durch ein kaufmännisches Geschäft, welches ihr Mann betrieb, und das sie nach seinem Tode fortgesetzt hatte, ohne sich wieder zu vermählen, ihre Familie erhalten, dabei war aber die gute Frau zu Spekulationen verleitet worden, deren bald darauf erfolgtes Mißglücken ihr Vermögen gänzlich verschlungen. Dem Allmächtigen vertrauend arbeitete sie mit Hilfe ihrer bereits erwachsenen Tochter und sorgte mit mütterlicher Enthaltfamkeit für die Erziehung ihrer anderen Kinder, zweier Mädchen von vierzehn und elf Jahren. Krankheiten in der Familie, so wie die theueren Preise für Wohnung und Holz in der Residenz er-

schöpften auch diese Quelle, so daß sie sich endlich genöthigt sah, bei der Regierung Hilfe zu suchen, da ja ihr Mann bei der Gefahr des Vaterlandes und seines Königs vom friedlichen Heerde Abschied genommen hatte und als Opfer gefallen war. Das arme Weib hatte aber vergebens in herzzerreisender Schilderung um Unterstützung beim Kriegsministerium, ja, als sie von demselben abgewiesen, auch bei dem Könige selbst gebeten; der König übergab das Gesuch dem Departement des Pensionwesens, und dieses verfügte wieder seinerseits abschläglic, weil der Mann erstlich freiwillig eingetreten und dann auch, weil er zu früh gestorben und sie endlich nicht in den Wittwenfond eingekauft habe. „Also Alles vergeblich!“ rief die arme verlassene Frau, als sie jetzt auf ihr voller Hoffnung an ihren König eingereichtes Gesuch mit nassen Augen den kalten abschläglichen Bescheid in den Händen hielt, und ihre Kinder, die gute Mutter umschlingend, die Kummerthänen weglüßte.

„Noch nicht Alles,“ fiel ein in dem Zimmer anwesender junger Gardeoffizier ein, der als Miethsmann der Wittwe sich gerade im Zimmer befand. „Der König,“ fuhr er fort, „kennt Ihr Unglück noch nicht, wenigstens glaubt er der Behörde, daß sie Sorge für Ihren Unterhalt getragen habe, Sie müssen ihn daher enttäuschen und selbst sprechen.“ — „Aber, wie wäre das möglich?“ jammerte das arme Weib, „Sie wissen ja selbst, wie unzugänglich unser König seinen Unterthanen, und wie streng es verboten ist, sich ihm ohne Erlaubniß zu nahen?“ — „Dafür lassen Sie mich sorgen,“ entgegnete derselbe; „ich will die ganze Verantwortung auf mich nehmen. Uebermorgen habe ich im Schlosse zu Charlottenburg die Wache; lassen Sie mich nur machen, ich wette, daß der König Ihnen gerecht wird.“ Die Kleinen hingen sich mit Innigkeit an ihren Beschützer, der schon oft ihre kindlichen Herzen erfreut hatte, und sie jetzt herzte und küßte und Alles mit der Mutter verabredete, wie er es am besten hielt.

Im Schloßgarten von Charlottenburg, dem Lieblingsaufenthalte des Königs, saß der Monarch zwei Tage hierauf lesend in einer Laube. Während dieser Zeit hatte der wachthabende Offizier den gemessensten und strengsten Befehl, Niemanden in den Garten zu lassen. Aber dem Befehle stracks entgegen, auf dessen Verletzung Cassation stand, trat der Wachthabende vor, an jeder Hand ein weißgekleidetes Mädchen haltend, von denen das älteste eine Bittschrift in der Hand hatte; zitternd folgte die ängstliche Mutter in der Entfernung. An der Ecke des Bosquets angelangt, schob der Offizier die beiden Kleinen vor, so daß sie den König erblickten und schüchtern auf denselben zgingen. Endlich sah der König von seinem Buche auf, wurde angenehm durch diese liebliche Erscheinung überrascht und winkte freundlich mit der Hand, näher zu kommen. Zitternd standen die Kinder vor ihm, und als der König den Brief wahrnahm, ergriff er ihn, erbrach und las ihn. Nachdem er die Kleinen freundlich an sich gezogen, sie geliebkost und nach ihrer Mutter gefragt hatte, war auch der wachthabende Offizier, der sich durch Kaufen von dem günstigen Empfange der Kleinen Am-

bassade überzeugt, in den Gesichtskreis des Königs getreten. Dieser rief ihn sogleich, und als er schnell dem Befehle Folge leistete, hörte er nicht etwa einen Verweis, sondern den Befehl, ein Schreibzeug zu besorgen. Der König beschäftigte sich unterdeß unausgeseht mit den Mädchen, die ihrerseits nun auch gesprächig geworden waren, und als der Offizier mit dem Schreibzeuge zurückkam, schrieb der König an den Rand des Bittschreibens: „Das Kriegsministerium hat, von dem Todesjahr des Mannes an gerechnet, der Wittwe eine jährliche Pension von vierhundert Thalern zu zahlen. J. W.“

(Ländlich sittlich.) Ein Mann aus dem Dorfe Charp war auf dem Markte in Tanger von einem Landsmanne erschossen worden, welcher ihn im Verdacht hatte, er stehe in vertrauten Verhältnissen mit seiner Frau. Der Bruder des Ermordeten begab sich sogleich nach Mequinez, wo der Kaiser residirte, und verlangte das Leben des Mörders. Der Kaiser erkannte das Recht der Forderung an und gab den seltsamen Auspruch: „Wir bewilligen Dir die Erlaubniß, dem Mörder Deines Bruders mit demselben Werkzeuge des Todes, mit dem er ihn ermordete, an derselben Stelle und zu derselben Stunde des Tages das Leben zu nehmen. Aber,“ setzte der Sultan hinzu, „warum suchst auch Du den Tod eines Menschen? Nimm den Blutpreis an, wie es unter den Gläubigen Recht ist; wir bürgen Dir für die Bezahlung, die durch uns selbst geleistet werden soll.“

Der Kläger antwortete darauf:

„Kann ich mir von diesem Gelde einen Bruder kaufen?“

„Gehe Deines Weges,“ sprach der Sultan. „Wir haben Dich gehört und verstanden. Unser Bezirk wird Dir ein Schreiben geben, in welchem unser Wille verzeichnet sein soll.“

Der Mann kam mit dem Todesurtheil nach Tanger zurück und legte es dem Gouverneur vor.

An demselben Tage der Woche und zu derselben Stunde wurde der Mörder aus dem Gefängnisse auf den Marktplatz geführt und er setzte sich an der Stelle nieder, wo er seinen Landsmann getödtet hatte, und wo ihn die Menge sterben sehen wollte.

Dem Bruder des Ermordeten wurde das Pistol übergeben. Er lud dasselbe, trat zu dem Schuldigen, ging langsam in dem Kreise der Umstehenden herum und sagte:

„In Gegenwart Gottes und der Menschen beschwöre ich Dich, antworte mir aufrichtig: hast Du meinen Bruder ermordet?“

„Ich habe es gethan,“ antwortete der Schuldige.

Da trat ein Mann aus den Umstehenden heraus und sprach: „Nimm den Blutpreis an. Ich versprech Dir hundert Dukaten mehr, die Dir die hier Versammelten gern geben werden.“

„Vergebliche Worte,“ sprach der Bruder des Ermordeten, der noch ein Mal um sein Opfer herum ging, demselben noch ein Mal die erste Frage vorlegte und noch ein Mal dieselbe Antwort erhielt. Man bot ihm zweihundert Dukaten, aber er

wiederholte zum dritten Male seine Frage und setzte hinzu: „Sprich laut Deinen Glauben aus, denn Du mußt sterben.“ „Gott ist Gott und Mahomed sein Prophet,“ antwortete der Beurtheilte.

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als der Gegner schoß. Das Rohr des Pistols berührte den Rücken des Schuldigen an derselben Stelle, wo sein Opfer getroffen worden war; er wurde schwer verwundet, starb aber erst nach drei Stunden.

(Die Herzogin Johanna.) Auf dem Wege von Ravello nach Scala im Küstengebirge von Amalfi steht auf einem steilen Felsen eine Burg in saracenischem Geschmack, in welchem einst eine hochtragische Geschichte geschah. Johanna von Aragonien hatte sehr jung sich mit Alfons Piccolomini, dem Herzoge von Amalfi, vermählt. Der Herzog starb 1498 und fünf Monate darauf gebar Johanna einen Sohn, Alfons II. Da sie noch sehr jung und feurig war, so erwartete man allgemein, daß sie sich bald wieder vermählen werde. Gleichwohl blieb sie mehrere Jahre Wittwe, scheinbar wenigstens. An ihrem Hofe lebte ein junger Neapolitaner, Antonio Bologna, als Haushofmeister, ein lebenswürdiger, aber schwacher Jüngling. Die Herzogin sah ihn häufig und verliebte sich bald in den schönen Mann. Ob er gleich schüchtern und ohne Muth war, so wußte sie ihn doch zu vermögen, ins Geheim ihre Hand anzunehmen. Ein Priester aus Amalfi, der mit dem Tode bedroht wurde, wenn er das Geheimniß offenbare, traute sie in der Nacht. Die Herzogin hätte nun glücklich sein können, aber nachdem sie vermählt war, glaubte sie nicht nöthig zu haben, vorsichtig zu sein. Kaum hatte man sie vermögen können, die Geburt ihres ersten Sohnes Friedrich zu verheimlichen. Ihre zweite Entbindung von einer Tochter war schon fast gar kein Geheimniß und ihre Brüder, namentlich der schreckliche Cardinal von Aragonien, erhielten Kenntniß davon. Bologna hatte den Muth nicht, der Gefahr keck entgegen zu treten; er fürchtete für sein Leben und erklärte deshalb der Herzogin, seiner Gemahlin, daß er sie verlassen und sich in Ancona aufhalten werde. Sie war zum dritten Male guter Hoffnung und verheimlichte es dies Mal gar nicht; ja sie war entschlossen, ihre Liebe und Ehe zu entdecken und ihre Kinder anerkennen zu lassen, wenn sie auch den Titel Herzogin darüber verlieren müsse. Sie übergab die Regierung, die sie im Namen ihres unmündigen Sohnes führte, einem Regentschaftsrathe und brach nach Ancona auf, wo sie in Gegenwart des päpstlichen Legaten Bologna als ihren Gatten vorstellte und ihren Willen laut erklärte, das Glück des Privatlebens dem Throne vorzuziehen. Ihre Brüder, namentlich der Cardinal, waren höchlich erzürnt; Bologna mußte flüchten und Johanna wurde aus Ancona verbannt. Sie hatte einen zweiten Sohn geboren und machte sich mit ihren drei Kindern auf den Weg nach Venedig, fiel aber unterwegs in die Gewalt von Bewaffneten, die ihr auflauerten, und wurde auf einer Felsklippe nach Amalfi gebracht. In der Nacht stieg sie ans Land und wurde in das oben erwähnte Bergschloß gebracht, wo man sie in ei-

nem Thurme über einem schauerlichen Abgrunde einschloß. Man sieht heute noch das kleine Fensterchen des Gemachs, das sie inne hatte. Hier lebte sie eine Zeit lang gefangen, als eines Tages bei Tische ihr ältester Sohn einen lauten Schrei ausstieß und bewegungslos in die Arme seiner Mutter sank. Johanna stand entsetzt auf und schleuderte die Speisen von sich, denn sie fühlte selbst die Wirkung von Gift in sich und ihre Tochter erblickte. Dies geschah gegen Abend. Die ganze Nacht hindurch hörte man in dem Gemache Gewimmer, lautes Wehklagen und Klüße; dann folgte dumpfes Nöcheln und als die Kerkermeister früh die Thüre öffneten, bot sich ihnen ein grauenhafter Anblick dar. Johanna lag todt am Boden und hatte ihre drei Kinder kramphast in ihre Arme geschlossen. Es war eine unbeschreibliche Gruppe. Das jüngste Kind nur lebte noch, die Wächter aber, die nicht wußten, was sie mit dem halbtodten Kinde beginnen sollten, warfen es in eine Ecke, ja man erzählt, o Grauen! sie hätten Abends, als es noch immer lebte und als sein Wimmern sie belästigte, das Kind durch das Fenster aus dem Thurme hinuntergeschleudert in die entsetzliche Tiefe. Die Nachricht von dieser Tragödie fing an sich zu verbreiten, als man in einer Straße Paduas Antonio Bologna durch mehrere Dolchstöße ermordet fand. Wer die Mörder gewesen, hat man nie ermittelt; ganz Italien nannte aber laut den Cardinal von Aragonien.

### Generalcorrespondenz.

Der merkwürdigste Ball, der jemals vorgekommen, ist sicherlich der, welcher im vorigen Jahre auf dem Aargletscher in der Schweiz gehalten wurde. Auf diesem Gletscher ist nämlich ein Häuschen erbaut worden, das an sich eine Merkwürdigkeit ist, weil alle Materialien, die man dazu brauchte, aus großer Entfernung von Menschen in die eisige Höhe hinaufgetragen werden mußten. Das Häuschen heißt „Hôtel des Neuchâtelois“ und wird im Sommer von einer Colonie Naturforscher, namentlich von dem bekannten Agassiz, bewohnt, welche da an Ort und Stelle die Gletscherwelt studiren. Zu Ende des vorigen Sommers baten denn die Führer und Arbeiter, am letzten Sonntage ihre Freunde und Freundinnen mit heraufbringen zu dürfen. Das Wetter war schlecht, und man mußte den ganzen Sonnabend in dem Hause bleiben, wo man sich die Zeit so gut als möglich vertrieb. Man hätte gern auch getanzt, hatte aber keine musikalischen Instrumente. Endlich kam man zu dem Entschlusse, durch zwei Führer die Schälmei eines Hirten holen zu lassen. In stockfinsterner Nacht, um zehn Uhr Abends, brachen die Männer mit einer Laterne auf, die aber der Wind bald verlöschte. Der Hirt, zu dem sie kamen, hatte keine Schälmei, und die Männer stiegen noch dieselbe Nacht nach Oberwald in Ballis hinunter, wo sie richtig einen Geiger und Hackbretspieler fanden. Da es aber Sonntag war, erlaubte ihnen der Pfarrer nicht eher aufzubrechen, bis sie die Messe gehört hatten, um so kamen sie erst um zehn Uhr

wieder auf dem Gletscher an. Sogleich begann da nun der Ball, der bis zum Abend dauerte. Obgleich, sagt ein Augenzeuge, der Fußboden nichts weniger als glatt und eben und die Musik nicht einmal mittelmäßig war, so gestehe ich doch, daß ich nie einem Balle beiwohnte, der mir mehr Vergnügen machte. Jedenfalls war es der erste Ball in solcher Höhe und auf einem Gletscher. —

Der Papst wird bald in den seltenen Fall kommen, eine Ehe trennen zu müssen. Im Jahre 1824 starb nämlich in Brescia ein gewisser Della Croce unverheirathet, der ein Vermögen von etwa 700,000 Lire und ein Testament hinterließ, das den Vollstreckern seines letzten Willens auftrug, sein ganzes Vermögen zu Gelde zu machen, dasselbe verzinslich anzulegen, die Zinsen zwanzig Jahre lang zu dem Capital zu schlagen und dies dann nach einem versiegelten Codicill zu verwenden.

Da jetzt die zwanzig Jahre abgelaufen sind, so öffneten die Testamentsvollstrecker das Codicill und fanden darin: „Ich vermache den mildthätigen Anstalten in Brescia und Mailand 200,000 Lire; meiner unehelichen Tochter von der F. eine gleiche Summe und ernenne meinen unehelichen Sohn von der B. zum Universalerben.“

Man suchte diese beiden unehelichen Kinder zu ermitteln, und fand dieselben seit 1841 — mit einander verheirathet, da sie von ihrer Verwandtschaft nichts gewußt hatten, denn der Name ihres Vaters war in den Taufzeugnissen nicht angeführt. Auf Befehl der Behörde wurden die beiden Gatten sogleich getrennt und die Frau zog sich in ein Kloster zurück. Zum Glück haben sie keine Kinder. Die Actenstücke sind nach Rom gesandt worden, und der Papst wird wahrscheinlich nächstens die Ehe für null und nichtig erklären. —

Ein gallizischer Jude hat kürzlich aus Begeisterung für die Familie Rothschild mehr gethan, als alle Fürsten zusammengenommen; er gab nämlich eine Schrift in hebräischer Sprache unter dem Titel: „Der Ruhm Israels. Biographie des Barons Rothschild“ heraus, in welcher Mohr (so heißt der Verfasser) erklärt, das Volk Gottes habe bisher nur drei wahrhaft große Männer gehabt, nämlich Moses, David und — Rothschild. Der vierte wird der Messias sein, den man noch erwartet; vielleicht ist es ein Nachkomme der letztern Familie. Mohr wagt es nicht zu sagen, scheint aber sehr geneigt zu sein, daran zu glauben. — Der Baron Salomo v. Rothschild legt übrigens auch eine Ruhmeshalle an, denn er hat dem Maler Dr. Heus den Auftrag gegeben, für ihn eine Galerie von Zeitgenossen zu malen. Vollendet sind bereits in Lebensgröße die Erzherzöge Karl und Stephan, der Fürst Metternich etc. Diesen sollen sich die hervorragendsten Regenten, Staatsmänner, Feldherren, Gelehrten und Künstler aller Länder anschließen, und sie sind bestimmt, die Hauptsäle eines Palastes zu schmücken, den die Familie Rothschild in Frankfurt bauen will. Die Zeichnungen dieser Originale mit Unterschrift der Dargestellten wer-

den unter dem Titel: „Galerie des Contemporains“, ebenfalls auf Kosten des Barons S. v. Rothschild, herausgegeben werden. —

Mehrere Pariser Fabrikanten und Kaufleute haben ein eigenthümliches Mittel erdacht, ihre Fabrikate anzupreisen. Sie schreiben nämlich (oder lassen schreiben) eine anekdotenreiche Geschichte der Artikel, welche sie führen, und lassen diese Schrift in Unmasse verbreiten. So hat ein Hemdensfabrikant „die Geschichte des Hemdes“, ein Schirmfabrikant, Cazal, die Geschichte der Sonnen- und Regenschirme und der Stöcke, ein Spitzenverkäufer die Geschichte der Spitzen geschrieben. In der „Geschichte des Hemdes“ findet sich eine Anekdote aus unsern Tagen. Der Graf von . . . ein altadeliger Legitimist, trauerte nämlich um den Herzog von Angoulême auf ganz eigenthümliche Weise. In den ersten Tagen sah man auf seinen Hemden in schwarzer Seide gestickte Lilien; bei der Halbtrauer wurden die Lilien grau und jetzt sind sie wieder weiß. Eleganter und gewissenhafter kann doch gewiß Niemand trauern. Der Graf ruinirt sich übrigens durch die Hemden, denn er zieht jedes nur einmal einen Tag an und keines gleicht dem anderen. — Cazal sagt in der „Geschichte der Schirme“: „Der Sonnenschirm verschönt und entwickelt die Grazie einer Dame, dient ihr als Stütze, vervollständigt ihre Toilette und schützt ihren Fuß.“ Auch sei die Wichtigkeit des Sonnenschirms nicht zu läugnen. Im vorigen Jahre, heißt es weiter, war die Peterskirche schwarz ausgeschlagen. Hinter dem Sarge, in welchem die Ueberreste der jungen Fürstin Borghese ruheten, trug ein Bedienter auf einem Kissen den Sonnenschirm der edeln Verstorbenen, wie bei der Bestattung eines Marschalls von Frankreich der Stab, das Zeichen seiner hohen Würde, nachgetragen wird. Die Geschichte des Stockes wird von dem Stabe des Moses an bis zu dem Stocke Balzacs erzählt und wir erfahren unter anderm, daß der Herzog von Dino jährlich 40,000 Fres. für Stöcke ausgab. Cazal verkauft Stöcke von 10 Rgr. an bis 700 Thlr. das Stück, unter andern auch bergleichen von geflochtenem Glas. Der Handel mit Schirmen und Stöcken soll in Paris jährlich nach seiner Rechnung über 31 Mill. Fres. betragen. —

In Paris starb in diesen Tagen ein junger Spanier, der Herzog von Ossuna, der das Vermögen und die Titel dreier berühmter spanischer Familien, der Siron, Infantado und Benavente, in sich vereinigte, zweimal Herzog, dreimal Grand von Spanien, fünfundzwanzig Mal Marquis, Graf, Vicomte und Baron war, Schlösser, Paläste und Güter in Spanien, Piemont, Sicilien, Neapel, Sardinien und Belgien besaß und ein jährliches Einkommen von mehr als zwei Mill. Fres. hatte, das er ganz für die Armen und für die Künstler aufwendete. In Rom ließ er z. B. zwölf junge Spanier, Maler und Musiker, auf seine Kosten studiren. Er war unverheirathet und sein einziger Bruder erbte alle Titel und alles Vermögen.



# Allgemeine Norddeutsche Zeitung

N<sup>o</sup> 40.

1844.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Hübschen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.** Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Dona Mariana.

Novelle.  
(Beschluß.)

„Es sind mehrere Liberale unter den barmherzigen Brüdern,“ sagte Ignacio; „wenden Sie sich zuerst an diese; sie werden die Andern überreden.“

„Sollte die Polizei keinen Spion unter ihnen haben?“ fragte Anton Marti.

„Allerdings hat sie einen; aber er schweigt.“

„Ignacio ist es selbst,“ dachte der Veteran.

Alle drei begaben sich nun nach dem Hause des Nachrichters, doch empfahl Ignacio seinen Begleitern nur dann zu sprechen, wenn er sie dazu auffordern würde.

„Gott sei mit Dir, Paco!“ sprach er beim Eintreten; „wir kommen einer Sache wegen, die in Deiner Hand liegt; es ist Geld dabei zu verdienen.“

„Laßt hören.“

Ignacio setzte ihm nun weitläufig den Dienst auseinander, den er leisten sollte, und sprach mit starker Betonung von der Summe, die er dafür erhalten würde. Paco hörte ihn aufmerksam an und sagte nach einigem Nachdenken:

„Ich wage dabei selbst meinen Kopf.“

„Das ist allerdings wahr,“ entgegnete Ignacio; „aber es ist auch mancherlei dabei zu bedenken. Die Sache kann und wird gelingen und wenn es nicht geschieht, so schiebst Du die Schuld auf einen Zufall.“

Uebrigens könnte wohl die Sache später öffentlich belohnt werden, denn alles ändert sich in der Welt; die Leute, die heute regieren, regieren morgen nicht. . . Vielleicht bekommst Du bald Don Patricio de Lanuza unter Deine Hände.“

„Ich selbst habe es nie versucht; mein Vater that es ein einziges Mal, vor langer Zeit, und der Mann, den er erdroffelte, lebt heute noch.“

Diese schrecklichen Details belebten den Muth und das Vertrauen Fernandos wieder und er betrachtete mit zitternden Lippen und unverwandtem Blicke, bald mit Hoffnung, bald mit Angst die Züge des Mannes, die ihm zu einer andern Zeit Grauen eingefloßt haben würden. Er schilderte demselben die Lage des Opfers und seine eigene Angst. Paco war nicht der Mann, der sich leicht rühren ließ, aber seine Frau weinte, als sie von Dona Mariana sprechen hörte, und sagte leise zu ihm: „Entschließe Dich, Paquito, Dein Vater wird Dir sagen, wie Du Dich zu verhalten hast.“

„Rufe ihn, Lela,“ antwortete Paco.

Nach wenigen Minuten kam die junge Frau mit einem alten Manne zurück, der gutmüthig näher trat und Fernando mit altcastilianischer Artigkeit begrüßte. Sein Sohn theilte ihm den Antrag Ignacios mit und beide sprachen mit einander über die Sache. Offenbar waren beide Männer nicht grausam von Natur, und ihr Herz kannte recht wohl sanftere Gefühle. Der Vater gab seinem Sohne Nachweisungen und erzählte, wie er vor etwa zwanzig Jahren, als die Franzosen

Herren von Granada gewesen, einem Mönche das Leben gerettet habe. „Es geschah vor Aller Augen,“ sagte er, „aber ich hatte um mich nur die barmherzigen Brüder, welche den Körper von Niemandem anrühren ließen und den leeren Sarg begruben. Gott vergelte ihnen die gute That in dieser und in jener Welt!“

Fernando hörte diese Worte gespannt an, die seine Zuversicht in ungewisse Hoffnung verwandelten. Doch versprach man ihm zuletzt wirklich, für ihn zu thun, was möglich sei.

„Das Schwerste ist nun geschehen,“ sagte Ignacio, als sie wieder auf der Straße waren; „Sie haben nun noch einen Weg vor sich, aber sie würden unfehlbar die Aufmerksamkeit der Polizei erregen und alles würde verloren sein, wenn Sie offen aus einem Hause in das andere gingen, um mit den barmherzigen Brüdern zu sprechen. Ich würde es gern übernehmen, wenn ich ihnen nicht bekannt wäre.“

„Einer ist unter ihnen, dessen ich sicher bin,“ entgegnete Anton Marti, „ein Mann, der mit Dona Mariana auf das Blutgerüst steigen würde. Ich werde ihn noch diese Nacht auffuchen und er wird für uns thätig sein.“

Sie trennten sich und nach einiger Zeit fanden sich der Veteran und Ignacio wieder bei Billaröel ein, um Bericht abzustatten.

„Die barmherzigen Brüder sind für uns,“ sagte der erstere; „der Mann, von dem ich sprach, hat sie gewonnen, und es fehlt nur noch, daß Einer der unglücklichen Frau im Geheimen ihre Befreiung melde, aber das scheint unmöglich zu sein, da man Dona Mariana nicht aus den Augen läßt, weil man fürchtet, die Liberalen könnten ihr Gift senden. Es darf ihr deshalb Niemand nahen als ihr Beichtvater, der Alcalde-Major und die Gefängnißwärter.“

„Dann muß alles bis auf den letzten Augenblick verschoben werden,“ fiel Ignacio ein; „am Fuße des Schaffots will ich ihr sagen, was sie wissen soll, denn ich werde mit den barmherzigen Brüdern dort sein.“

### 10.

Die beiden Tage waren beinahe vergangen und die Verurtheilte hatte die letzten Sacramente erhalten. Ihr Geist schien um so ruhiger zu werden, je näher ihr Ende kam. Sie betete fortwährend und nur auf Augenblicke zuckte ihr Herz krampfhaft bei dem Gedanken an den Tod.

Gegen Abend, als das Angelusgeläute erklang, erhob sie die Augen nach dem Fenster und sprach: „Der Tag neigt sich. Ich höre zum letzten Male das Ave Maria.“ Dann kniete sie nieder und sagte zu ihrem Beichtvater: „Es ist Zeit, das Gebet für die Sterbenden zu beginnen.“

Der alte Priester konnte die Thränen nicht bergen und seine zitternden Lippen vermochten kaum die Gebete zu sprechen. Dona Mariana unterbrach ihn und sprach: „Beklagt mich nicht, mein Vater, ich verlasse diese elende Welt ohne Bedauern.“

So verging der Abend; gegen Mitternacht zog sich der Geistliche in ein Nebenzimmer zurück und die Polizeidiener, die bis dahin das Gemach nicht verlassen hatten, entfernten sich auch. Dona Mariana war allein, aber die Gefängnißwärter, die sie in dieser letzten schrecklichen Nacht zu beobachten hatten, blieben draußen vor der halb offenen Thüre, durch die sie bisweilen hereinklickten. Die Wachen waren verdoppelt und damit nicht etwa ein Versuch gemacht werde, die Verurtheilte zu befreien, zogen Patrouillen in den nächsten Straßen umher.

Der verhängnißvolle Tag, der 26. Mai 1831, erschien, Dona Mariana erhob sich von dem Lager, auf dem sie angekleidet einige Augenblicke geschlummert hatte, und rief ihren Beichtvater, mit dem sie noch eine lange Unterredung hatte. Da ihre Güter eingezogen waren, so konnte sie keine letztwillige Verfügung treffen, aber sie ersuchte den Geistlichen, dem Obersten Don Juan de Panacorva ihren letzten Willen mitzutheilen und sprach endlich von denen, welche ins Geheim an der Befreiung Spaniens arbeiteten.

„Möge mein trauriges Ende ihren Muth nicht beugen,“ sagte sie; „mein Tod wird ein schrecklicher Triumph für unsere Feinde sein. Lebend konnte ich nichts thun; aber die Erinnerung an meinen Tod wird in dem Gedächtnisse des Volkes leben, das mich sicherlich eines Tages rächt. Ich verzeihe den Männern, die mich verurtheilt haben,“ fuhr sie fort, „wie ich auch dem verzeihe, dessen Angeberei, dessen Intriguen und schreckliche Lügen mich heute auf das Blutgerüste bringen. Wenn er eines Tages, von Reue gefoltert, zu Euern Füßen sinkt, so sagt ihm das, mein Vater, sagt ihm, daß ich ihm verziehen habe.“

Sie schwieg einen Augenblick, dann fuhr sie mit minder sicherer Stimme fort: „Ein Mann hat mir große Beweise von Hingebung gegeben und er würde mich befreit haben, wenn die Vollstreckung des Urteils um

einen Tag verschoben worden wäre. Dieser Mann kommt vielleicht zu Euch, wenn ich nicht mehr bin; sagt ihm, mein Vater, daß ich im Himmel an die Edeln gedenken werde, die ich auf der Erde fand, daß ich . . . immer zu Gott . . . beten werde . . .“

Sie konnte nicht vollenden, der Name Fernandos blieb auf ihren Lippen.

Die schreckliche Stunde nahete; man hörte das Wirbeln der Trommeln und den Marsch der Truppen, die sich theils auf den Richtplatz begaben, theils auf den Hauptplätzen der Stadt sich aufstellten, um jede Bewegung des Volkes sofort unterdrücken zu können. Dann trat der Alcalde-Major mit den Mönchen, barmherzigen Brüdern und Gefängnißwärtern in das Gemach Dona Marianas. Trotz dieser Menschenmenge herrschte die tiefste Stille und Alle hörten deutlich den Alcalde-Major, der mit bebender Stimme die Verurtheilte fragte, ob sie ihm noch etwas zu sagen habe.

„Nur eins,“ antwortete sie im Tone ruhiger Würde; „da ich von altem Adel und mit den größten Familien des Landes verwandt bin, so verlange ich nach den Vorrechten meines Ranges behandelt zu werden.“

„Ihr Wunsch soll erfüllt werden,“ sprach der Alcalde-Major, indem er zurücktrat, um den barmherzigen Brüdern Platz zu machen, die in ihren langen schwarzen Gewändern herbeitraten, das Gesicht von der Kapuze verhüllt, deren Spitze ihnen bis auf die Brust reichte. Es war schwer, die Leute unter dieser schauerlichen Vermummung zu erkennen, gleichwohl zuckte Dona Mariana zusammen, als einer derselben vor sie trat und ihr andeutete, daß ihr die Kleidung angelegt werden solle, in welcher die Hochverräther zum Tode gehen müssen; sie erkannte Ignacio de la Lapida. Ein barmherziger Bruder brachte darauf auf einem silbernen Keller den Mantel und die Kapuze von schwarzer Sersche, die Dona Mariana anlegen sollte. Ignacio stand bei ihr, als wolle er ihr behilflich sein; er versuchte, leise mit ihr zu sprechen, aber sie trat einen Schritt zurück, winkte ihn von sich und legte das Gewand selbst um. Dann erblickte sie einen Mann, der mit einem Stricke bei Seite stand, und sagte mit Ergebung: „Also auch dieser Schmach muß ich mich unterwerfen?“

Der Henker band ihr die Hände. Alle, welche sie bei diesen schauerlichen Vorbereitungen gesehen haben, versichern, daß sie dieselben ohne Schwäche ertrug. Sie hielt in den gefesselten Händen das Crucifix und den

Rosenkranz, da sie sich von diesen frommen Sinnbildern nicht hatte trennen wollen, die sie so lange besaß und auf die so viele ihrer Thränen gefallen waren.

Der Alcalde-Major, die Alguazils und die Gefängnißwärter begannen nun, hinunterzugehen; Dona Mariana folgte ihnen unter den barmherzigen Brüdern. Sie ging allein, mit festen Schritten, die Augen auf das Crucifix geheftet. Ihr herrliches Haar, das unter ihrer Kapuze hervorquoll, fiel in langen Locken um ihr Gesicht, das sie halb verbargen, so daß man nur die reinen Linien ihres Profils deutlich erkannte. Im Augenblicke, als sie an der Schwelle des Gefängnisses ankam, las ein öffentlicher Ausrufer dem versammelten Volke ihr Todesurtheil und das königl. Decret vor, welches bei Todesstrafe verbot, um Gnade zu rufen oder die Verurtheilte anzurühren.

Nach dem Vorrechte, das Dona Mariana in Anspruch genommen hatte, brauchte sie nicht zu Fuße, wie die bürgerlichen Verbrecher, zum Richtplatze zu gehen; man führte ihr deshalb ein schwarzbehängenes Pferd vor, dessen Zügel der Henker hielt.

Der Zug setzte sich in Bewegung. Ein Piquet Cavalerie ritt vor der Verurtheilten; um sie her gingen die Mönche und die barmherzigen Brüder; dann kamen zu Pferde die schwarz gekleideten Alguazils, den kurzen Mantel um die Schultern, den Degen an der Seite und den Stab, das Zeichen ihres Amtes, in der Hand. Ein Detaschement Infanterie schloß den Zug.

Das Volk, welches in den alten Theilen Granadas wohnt, hatte sich hinzugedrängt und bedeckte die Plätze und alle Straßen von dem Gefängnisse bis zum Elvira-Thore, aber auf dem ganzen Wege, den Dona Mariana zurückzulegen hatte, waren die Häuser geschlossen und kein Gesicht zeigte sich an den Fenstern und auf den Balcons, deren Jalousien an diesem Tage nicht geöffnet wurden.

Der Zug bewegte sich langsam durch die bestürzte Menge hindurch, die um so zahlreicher wurde, je näher man dem Richtplatze kam. Dona Mariana hielt das Haupt geneigt, aber von Zeit zu Zeit schlug sie die Augen auf und blickte über das Crucifix hinweg auf das versammelte Volk. Sie vergoß keine Thräne; nichts in ihrem Gesicht verrieth die Angst einer Seele, welche mit den Schrecken des Todes kämpft, so oft aber ein verworrenes Gemurmel sich um sie her erhob, färbte eine schwache Röthe ihre Wangen und ein Zucken ihrer Lippen verrieth den innern Kampf, den sie nicht ganz unterdrücken konnte. Sie fand so viel Theil-

nahme, ihre Strafe erregte so großes Mitleid, so großen Unwillen, daß sie bis an den Fuß des Schaffots glauben konnte, das Volk werde sie den Händen des Henkers entreißen. Das hoffte vielleicht auch die liberale Partei, aber das bestürzte Volk beweinte nur die Unglückliche und machte keinen Versuch, dieselbe zu retten; sie sah wohl auf allen Gesichtern Schmerz und Mitleiden, sie hörte Schluchzen und Verwünschungen überall, aber die Massen rührten sich nicht.

Der Zug erreichte so das Elvira-Thor, wo er einen Augenblick Halt machte. Von diesem Punkte aus überblickte man den Siegesplatz, die Vorstädte und die Wege, die nach der Vega hinunter führen. Die Landschaft in der Ferne war noch von hellem Sonnenschein überglänzt, über Granada selbst aber breiteten schwere Wolken ihren Schatten. Es schien ein starkes Ungewitter aufzuziehen.

Das Schaffot stand neben dem Sitter, das die Bildsäule der heiligen Jungfrau auf dem Siegesplatze umgiebt. Es war nur einige Fuß hoch und mit einem schwarzen Stoffe belegt. An einem Ende desselben stand ein Bänkchen neben einem starken Pfahle — der Apparat der Hinrichtung.

In dem Augenblicke als Dona Mariana am Fuße des Schaffots ankam, zuckten bleiche Blicke am Horizonte und der Donner begann zu rollen, gleich als nehme selbst der Himmel Theil an dem allgemeinen Schrecken. Die barmherzigen Brüder umringten Dona Mariana und Ignacio versuchte es jetzt noch ein Mal, mit ihr zu sprechen; aber während er sich zu ihr neigte und den Namen Fernando ihr zuflüsterte, wurde er durch lautes Geschrei des versammelten Volkes unterbrochen und Aller Augen richteten sich auf einen Mann, der in Begleitung von einigen Soldaten sich einen Weg nach dem Schaffot zu bahnte; es war der Alcalde des Criminalgerichts. Das Volk war in der höchsten Spannung; die Ungewißheit aber dauerte nicht lange, denn der Alcalde sprach laut zu Dona Mariana: „Mariana de Pineda, ich biete Ihnen nochmals im Namen des Königs Gnade und Verzeihung an. Gestehen Sie Ihr Verbrechen, nennen Sie Ihre Mitschuldigen und Se. Majestät schenkt Ihnen das Leben.“

Dona Mariana wendete, ohne zu antworten, ihr Gesicht ab und stieg rasch auf das Schaffot hinauf. Bei diesem Anblicke erkannte das Volk, daß es sich getäuscht, und es erhob seine furchtbare Stimme. Der Alcalde erbleichte, denn die Gefahr war groß; wenn er einen Schritt auf das Volk zuthat, wenn es Hand

an ihn zu legen wagte, war er verloren und sein Tod wurde das Signal zu einem Aufstande. . . Es blieb ihm nur ein Ausweg und er betrat diesen; er schloß sich andächtig und demüthig den barmherzigen Brüdern an, die neben dem noch leeren Sarge beteten. Da flüsterte Ignacio einem Bekannten zu: „Alles ist verloren. . . Paco wird sie uns todt überliefern, denn der Alcalde läßt ihn nicht aus den Augen.“

Dona Mariana saß auf der Bank und drückte das Crucifix an den Busen, während der Henker ihr den Strick um den Hals legte und ihn um den Pfahl schlang. . . Im Volke herrschte eine Todtenstille und man konnte den Geistlichen deutlich hören, der neben dem Opfer stand und laut sprach: „Im Namen des Herrn gebe ich Dir die Absolution, meine Tochter. . . Alles ist eitel und vergänglich in dieser Welt, aber die ewige Seligkeit thront in den himmlischen Wohnungen, in die Du gelangen wirst.“

Als er diese Worte sprach, brach plötzlich ein Sonnenstrahl durch die Wolken und das Blau des Himmels zeigte sich. Der alte Priester erhob die Augen zu dieser leuchtenden Stelle empor und sprach begeistert: „Siehe, Mariana, der Himmel öffnet sich, um Deine unsterbliche Seele aufzunehmen. Schwinge Dich auf und bete vor Gott, daß er Deinen Henkern verzeihe.“

In diesem Augenblicke drehete der Henker den Strick zu, Mariana zuckte und erstarrte; der Priester kniete nieder und schwieg. Sie war todt.

Eine Stunde später war die Unglückliche beerdigt und drei Männer nur standen noch auf dem Gottesacker, Fernando, Marti und Ignacio. Fernando schien in die tiefste Verzweiflung versunken zu sein, Anton Marti murmelte Flüche und Verwünschungen durch die Zähne und Ignacio wanderte traurig unter den Gräbern umher.

„Sie haben sie ohne Sarg begraben, wie die Uebelthäter und Mörder, und wir dürfen nicht einmal ein Kreuz auf ihr Grab pflanzen, um es später wieder zu erkennen.“

„Ihre Ueberreste werden doch kenntlich sein,“ fiel Ignacio ein; „ich habe alles bemerkt; sie hatte einen Rosenkranz um den Arm geschlungen und das Crucifix in den Händen; auch hatte man ihr den Trauring gelassen. . . So sieht keine andere Leiche hier aus.“

Anton Marti sah Fernando an und fragte Ignacio: „Was beginnen wir mit ihm?“

„Wenn er wieder zu sich kömmt, wird er Don Patricio ermorden; wir müssen ihn aus Granada fortbringen.“

„Aber wie?“

„Das übernehme ich.“

An demselben Tage noch, gegen Abend, wurde Fernando de Villaroel verhaftet und als Staatsgefangener nach Madrid gesandt. Eine Woche später kam er an der französischen Grenze an, denn ein königl. Befehl verbannte ihn aus dem Lande. Ignacio hatte ihm diesen großen Dienst erwiesen, indem er ihn angeklagt.

Fünf Jahre später waltete ein neuer Geist in Spanien und das Volk, welches die Hinrichtung der Dona Mariana gesehen hatte, wohnte einer traurigen aber großartigen Feierlichkeit bei. Die sterblichen Ueberreste des edeln Opfers waren ausgegraben worden und man erzeigte ihnen in der Kathedrale zu Granada die letzte Ehre. Der Generalcapitain, die hohen Beamten, die Militairbehörden und alle geistlichen Brüderschäften wohnten dem Trauergottesdienste bei und folgten dem Sarge.

Heut zu Tage sieht man in einem Seitenschiffe der Kirche Nurrstra Sennora de las Augustias, an derselben Stelle, wo Fernando de Villaroel sonst oft saß und Dona Mariana beten sah, ein prächtiges Grabdenkmal, das die Ueberreste der Unglücklichen einschließt, welche man auf dem Gottesacker gefunden hatte. An dem Marmor liest man in goldener Schrift die Worte:

Zur Erinnerung an Dona Mariana de Pineda,  
die gestorben ist  
für das Vaterland und für die Freiheit.

### Miscellen.

(Charakterzüge aus dem Leben Friedrich Wilhelms III.) Zwei Fähnriche vom II. Husaren-Regimente waren in Berlin zum Offizier-Examen und besuchten eines Abends das königliche Opernhaus, wo die Stumme von Portici zum ersten Mal über die Bretter ging. Das Haus war sehr besetzt, die Beiden erhielten nur noch mit Mühe Plätze in der Fremdenloge. Diese Loge liegt der Privatloge des Königs vis à vis. Durch eine besonders glänzende Toilette zeichneten scharlachrothe, reich mit Silber besetzte Westen, unter dem dunkelblauen Dolmane, die Taille der jungen Krieger vortheilhaft aus, und nicht mit Unrecht glaubten sie in dieser in der Provinz von den Regimentscommandeuren tolerirten, bei der Garde aber streng verpönten Auszeichnung Aufsehen zu erregen. Aber

nicht allein den Blicken der schönen Welt, sondern auch denen des Königs, der während der Zwischenakte hinter seinem Vorhange das Publicum übersah, hatten sie sich Preis gegeben. Der König, in der Meinung, es seien fremde Offiziere, beorderte einen seiner Adjutanten, nach ihren Namen zu fragen. Man denke sich daher ihre Bestürzung, als sie von demselben befragt, ihre Strafbarkeit erkannten. Furchtsam verließen sie sofort das Haus, und nach einer schlaflosen Nacht erwarteten sie mit Ergebung die Bestrafung ihres Vergehens. Der König, der die Entfernung der beiden Fähnriche bemerkte, vom Adjutanten ihre Bestürzung vernommen hatte, hielt sie nicht im Geringsten für so strafbar, als sie glaubten, es dauerte ihn vielmehr, ihr Vergnügen, nach ihrem in den vorhergehenden Tagen gehaltenen strengen Examen, aus dem sie siegreich hervorgegangen waren, gestört zu haben, und sogleich beschloß er, sie dafür zu entschädigen. Ein Cabinetsfourier überbrachte am andern Morgen den Fähnrichen zwei Billets zur Vorstellung, mit dem Wunsche des Königs, daß sie ungestört sich der heutigen Oper erfreuen möchten. Auf den Theaterzetteln aber las das Publicum mit Neugierde und Erstaunen: Auf Befehl, die Stumme von Portici. Die beiden Fähnriche wohnten sehr vergnügt der herrlichen Musik bei, aber dies Mal ohne Scharlach-Westen.

Der König pflegte von den Fenstern seines Palais aus die Wachtparade anzusehen und weilte manchmal noch unbeobachtet, bis sich die Menge der Zuschauer wieder verlaufen hatte. Sein aufmerksames Auge übersah Alles und so bemerkte er einen Landmann, der acht Tage hintereinander jedesmal an der Ecke des Zeughauses, mit abgezogenem Hut, einen Brief in der Hand haltend, sich aufstellte und unverwandt seinen Blick nach den Fenstern des Palais richtete. Er ließ daher den Bauer fragen, warum er so consequent seinen Platz da behauptete. Der Landmann erwiderte unerschrocken, er warte, bis der König herunterkomme, damit er ihm eine Beschwerde übergeben könne. Als dies dem König rapportirt wurde, ließ er sogleich den Bauer zu sich kommen, las und prüfte sein Gesuch, und nachdem er es für billig erfunden, ließ er es der Behörde zur Erledigung übergeben, den Bauer aber entließ er, reichlich beschenkt, mit der Bemerkung: er möchte es weiter Niemand sagen, sonst gewärtige er am Ende, auf der Wachtparade mehr Bauern als Soldaten zu sehen, und das ginge doch nicht an. Der Bauer versprach Alles hochentzückt und hat sein Wort auch gehalten.

(Ein kleines Versehen.) Französische und englische Blätter erzählen eine Anekdote von dem bekannten Lord Brougham, die allerdings spasshaft genug ist, deren Wahrheit wir aber nicht verbürgen mögen. Vor einiger Zeit, heißt es, schrieb der edele und gelehrte Lord eine Abhandlung, um zu beweisen, daß der Kaiser Alexander von Rußland durch sein Verhalten sich immer als ächten Jögling von La Harpe gezeigt habe, und er bot seinen ganzen Scharfsinn auf, um eine Menge von Eigenthümlichkeiten aufzufinden, welche der Lehrer und

Zögling mit einander gemein gehabt haben sollten. Nachdem das Buch fertig war, schickte Lord Brougham ein Exemplar an den berühmten Astronomen Arago in Paris, und bat denselben um seine Meinung darüber. Arago las es und schrieb als Antwort: „Ich habe Ihre Arbeit über den Kaiser Alexander und La Harpe mit Vergnügen gelesen, muß Ihnen aber bemerklich machen, daß der La Harpe, welcher der Lehrer und Freund Alexanders war, nicht der Schriftsteller La Harpe, sondern der bekannte General La Harpe war. Bis auf diese Ausstellung, die ich an der Schrift zu machen habe, finde ich sie vortrefflich.“

(Rossini und der Tenorist.) Daß die Sänger häufig das besser verstehen wollen, was sie zu singen haben, als die Musikdirektoren und wohl gar die Componisten selbst, ist eine bekannte Sache. Bisweilen haben sie aber doch Recht. So hörte Duprez bei der ersten Probe von Rossini's „Wilhelm Tell“ 1837 nach den ersten Tacten zu singen auf und bat den Kapellmeister Habeneck, ihn langsamer zu begleiten.

„Herr Duprez,“ antwortete der Dirigent des Orchesters, „ich lasse nun seit funfzehn Jahren so spielen und zwar in Gegenwart des Meisters selbst; mein Freund Nourrit sang die Arie ebenso und ich werde und kann nicht anders spielen lassen.“

„Und ich,“ antwortete Duprez, „habe die Oper seit zehn Jahren studirt und kann die Stelle nicht verstehen, wenn sie nicht so genommen wird, wie ich sie singen möchte; wollen Sie mich begleiten, wie ich es wünsche?“

„Nein.“

„So empfehle ich mich Ihnen,“ antwortete Duprez und entfernte sich.

Allgemeine Bestürzung. Der Entschluß Habeneck's war durch kein Bitten umzuändern, und Duprez blieb eben so fest bei seiner Meinung. Was beginnen? Man schrieb an Rossini, der sich eben in einer Stadt des südlichen Frankreichs seiner liebsten Beschäftigung, dem süßen Nichtsthun, hingab. Er ließ sich durch die dringenden Vorstellungen und Bitten bewegen, kam nach Paris zurück und ersuchte hier den Sänger, er möge sich zu ihm bemühen.

„Nun,“ sagte er zu dem Sänger, als dieser erschienen war und ihm die Sache noch einmal vorgetragen hatte, während er sich an das Piano setzte. „Singen Sie einmal, wie Sie es wünschen.“

Duprez sang.

„Gut! Gut!“ rief der Meister wiederholt aus und bei der großen Arie: „Freunde, helft bei meiner Rache“ sprang Rossini sogar auf, drückte dem Sänger die Hand und sagte: „Unser guter Habeneck wird Sie begleiten, wie Sie es wünschen. Sie sind ein großer Künstler.“

Seit dem wird „Wilhelm Tell“ stets so gespielt und gesungen, wie es Duprez für passend erkannt hatte.

(Ein Zerstörungsmittel.) Man weiß, daß der englische Capitain Warner eine Erfindung gemacht haben will, durch die es ihm möglich werde, aus großer Entfernung Schiffe zu zertrümmern, man weiß, daß er für sein Geheimniß von der Regierung 300,000 Pf. St. verlangt, man weiß aber auch, daß ein Holländer ermittelt haben will, daß dieses räthselhafte Zerstörungsmittel in weiter nichts bestehe, als in einer großen Menge von Knallsilber. Solche Zerstörungsmittel sind schon oft erdacht worden. Unter Ludwig XV. erhielt z. B. ein Juwelier Dupré in Paris, der Krystalle schmolz, um falsche Diamanten zu machen, eine Masse, die er nicht suchte, die aber so leicht entzündlich war und so heftig brannte, daß sie selbst im Wasser nicht erlosch. Nachdem Dupré seine Entdeckung weiter verfolgt hatte, machte er bei dem Ministerium Anzeige davon. Er wurde nach Versailles beschieden und machte auf dem Canal im Park einen Versuch, nach dessen Erfolge er Auftrag erhielt, andere Versuche in größerm Maßstabe in verschiedenen Häfen anzustellen. Selbst die muthigsten Seeoffiziere sollen über die Wirkungen der Erfindung, deren Zeugen sie waren, erschrocken sein. Man berichtete an den König und als dieser aus den Berichten ersah, welches Unheil die neue Erfindung unter den Menschen anrichten könnte, sobald sie bekannt würde, gab er dem Erfinder einen ansehnlichen Jahresgehalt und den St. Michaelsorden unter der Bedingung, daß er — von seiner Erfindung fernerhin gänzlich schweige, obgleich Frankreich damals mit England Krieg führte.

(Volksjustiz.) In der Republik Texas, jener weiten Länderstrecke, die von der Natur mit allen Schätzen ausgestattet worden ist, und wohin viele unserer deutschen Landsleute auszuwandern veranlaßt werden, haben die wenigen Behörden so gut wie gar keine Macht, jeder lebt, wie es ihm gefällt, oder wie es ihm die Andern gestatten und es würden noch mehr Verbrechen unter den aus allen Ländern zusammengeströmten Bewohnern vorkommen, als wirklich begangen werden, wenn nicht die angesehensten Pflanzer eine Art Wehmgericht eingerichtet hätten, das mit unnachsichtiger Strenge die Schuldigen straft. Ein Beispiel dieser Art von Volksjustiz aus der neuesten Zeit wird eine Vorstellung von der Art geben wie man dabei verfährt: Zwei junge Amerikaner, Rivers und Savidge, waren aus Kentucky nach Texas ausgewandert und hatten da in Gemeinschaft eine Pflanzung angelegt, die sie mit etwa zehn Sklaven bebaueten. Sie waren von Jugend an Freunde gewesen und erst seit einigen Wochen begann ihr bisheriges Verhältniß sich zu trüben, denn beide liebten ein junges Mädchen, eine Creolin, die mit ihrer Mutter die benachbarte Pflanzung besaß. Sie hatten oft schon darüber nachgedacht, wie sie sich in diesem schwierigen Falle vereinigten, da aber in Texas nichts seltener ist als heirathsfähige Mädchen, so wollte keiner der beiden jungen Leute die Hoffnung aufgeben, jene hübsche Creolin zur Frau zu erhalten. Eines Tages endlich, nachdem sie heftiger als gewöhnlich von ihren gegenseit-

gen Ansprüchen gesprochen hatten, kamen sie überein, die Würfel entscheiden zu lassen, wem die Schöne angehören sollte. Sie machten überdies aus, daß sie sich nach der Entscheidung des Streitfalles trennen wollten, um allen fernern Veranlassungen zu Uneinigkeit zu entgehen und daß der, welchem die Pflanzung verbleibe, dem andern die Hälfte des Werthes herauszuzahlen habe. Sie würfelten demnach und Rivers gewann die Braut, während, als sie um die Pflanzung würfelten, Savidge den Sieg davon trug. So hochentzückt nun Rivers war, so finstern und mißmuthig wurde Savidge, obwohl derselbe noch immer die Hoffnung hegte, die Schöne werde seinem Freunde nun, da er kein Land mehr besitze, die Hand nicht reichen. Aber die Creolin blieb dem Geliebten treu, der jetzt den größten Theil seiner Zeit unter ihrem Dache verbrachte, und sie zu überreden suchte, mit ihm nach Kentucky zurückzukehren. Da sie dazu nicht zu bewegen war, so kam man überein, daß er die kleine Pflanzung der Geliebten übernehme, mit der er in Kurzem ehelich verbunden werden sollte. Eines Tages, als er mit der Braut im blühenden Garten saß, fiel plötzlich ein Schuß, der das Mädchen niederwarf. Rivers sprang zuerst ihr zu Hilfe, und erst als ein neuer Schuß gefallen war, der nicht traf, griff er nach seinem Gewehre, um den Mörder zu verfolgen. Er stürzte sich wüthend in das Dickicht, ohne Jemanden zu sehen. Nur frische Fußstapfen leiteten ihn, und sie führten ihn an einen Fluß, wo er von einem Hügel aus einen Mann ein Boot besteigen und scharf nach dem entgegengesetzten Ufer rudern sah. Auf den Flügeln der Rache stürzte er den Hügel hinunter, und er kam wirklich noch am Flusse an, ehe der Andere das entgegengesetzte Ufer erreicht hatte; sofort schickte er ihm zwei Kugeln nach, und er sah, daß die zweite den Gegner traf, der umsank, dabei das leichte Boot umwarf und so in dem Flusse verschwand. Ruhig kehrte er nun zu der Braut zurück, die, wie sich ergab, wohl gefährlich, aber nicht tödtlich verwundet war. Er erzählte ihr, daß der Mörder aufgehört habe zu leben, und verschwieg ihr auch seinen Argwohn nicht, daß sein ehemaliger Freund, Savidge, der mit Recht bestraft sein möchte. Um sich zu überzeugen, begab er sich auf die Pflanzung desselben, wo er indeß mit Freuden Savidge gesund und wohlbehalten traf. Erst am zweiten Tage vermifste er einen Neger und als er Savidge nach demselben fragte, wurde ihm geantwortet, er sei auf den Fischfang gegangen und nicht zurückgekommen. Obgleich nun dieser erste Mordversuch nicht gelungen war, ließ Savidge, dessen eifersüchtige Wuth von Tag zu Tag höher stieg, doch nicht ab, auf Mittel zu denken, Rivers bei Seite zu schaffen, um dann die schöne Braut desselben zu erlangen. Keines dieser Mittel, die er erdachte und zur Anwendung brachte, erreichte den Zweck, und so blieb ihm nichts übrig, als endlich zu dem Messer zu greifen und den ehemaligen Freund mit eigener Hand zu ermorden. Eine Gelegenheit zum Streite fand sich bald, die beiden jungen Männer wurden handgemein, da sie aber beide stark und gewandt waren, kämpften sie lange mit einander und verwundeten einander stark, ohne

daß einer den andern tödtlich treffen konnte. Die Sklaven, die den Lärm hörten, trennten sie endlich. Savidge wurde in seiner Pflanzung gepflegt, Rivers auf seinen Wunsch zu der Geliebten gebracht. Diese kannte nun kein anderes Gefühl als die Rache, übertrug sofort ihrer Mutter die Pflege des Bräutigams, zeigte ihr an, daß sie drei Tage abwesend sein würde, schwang sich auf ein Pferd und ritt allein davon, Niemand wußte wohin. Nach drei Tagen kam sie in Begleitung von fünf maskirten Männern zurück. Diese Männer, welche sie auf den benachbarten Pflanzungen aufgesucht und denen sie erzählt hatte, was geschehen, waren Regulatoren, wie man sie nennt, die oben erwähnten Behmrichter, die den Tag über auf der Pflanzung blieben, sich es da wohl sein ließen, und erst am nächsten nach der Pflanzung des Savidge aufbrachen, um an ihm Rache zu nehmen. Sie erschienen maskirt und bewaffnet vor ihm, sagten ihm, warum sie gekommen, und setzten hinzu: „Wir werden Dich sechzig Schritte weit gehen lassen; dann magst Du entfliehen und mit Deinem Gewehre thun, was Du willst; schießest Du aber vorher, so werden Dich fünf Kugeln niederstrecken.“ Savidge hatte keine Wahl, er mußte sich fügen, ging also die sechzig Schritte weit, kehrte sich dann um und schloß nach seinen Segnern, ohne zu treffen, warf darauf das Gewehr von sich und entfloß so schnell als möglich. Die fünf Regulatoren folgten ihm und bezogen ihn wie ein Wild. Savidge wußte kaum, wohin er sich wenden sollte, und gelangte bald an das hohe Flußufer; ohne sich zu bedenken, stürzte er sich hinein in die Flut und versuchte hinüberzuschwimmen, aber seine Befolger naheten, ihre Kugeln erreichten ihn, und er sank unter. Zum Frühstück waren die fünf Männer in der Pflanzung der Braut des verwundeten Rivers zurück, wo sie den Erfolg ihres Unternehmens erzählten, und Rivers auf die Bibel schwören ließen, nie die Regulatoren zu verrathen, ihnen aber jedesmal beizustehen, wenn sie seine Hilfe in Anspruch nehmen würden. Dann machten sie sich auf den Weg nach ihrer Heimath. Rivers genas bald, die Pflanzung seines Freundes Savidge war ihm zugefallen und nach wenigen Wochen feierte er seine Hochzeit, bei welcher sich als Gäste auch fünf Männer mit ihren Frauen und Töchtern einfanden, gutmüthige Pflanzler, denen Niemand ansah, daß sie Richter und Henker zu gleicher Zeit, die Regulatoren waren, unter deren Kugeln Savidge und manche andere Uebelthäter gefallen sind.

### Generalcorrespondenz.

Mar von Weber, der Sohn des großen Componisten, dessen sterbliche Ueberreste er nach Dresden abholen soll, fand das Zimmer, in welchem sein Vater gestorben ist, zu seiner großen Verwunderung noch ganz in dem Zustande, in welchem es der große Meister verließ. Auf dem Putte, auf dem er zu schreiben pflegte, liegt ein unvollendetes Rondo für das Pianoforte, an welchem er noch am Tage vor seinem Tode arbeitete. Als der Sarg Webers im Beisein der Geistlichkeit geöffnet wurde,

ergab es sich, daß der Körper, ob er gleich nicht einbalsamirt worden, sich vollkommen wohl erhalten hatte. Es wurde ein Abdruck von dem Gesicht genommen und nach Dresden gesandt. —

Bekanntlich war in früheren Zeiten ein gegen alle mögliche Krankheiten gebrauchtes Mittel der Theriak, zu dessen Bereitung auch Schlangengift, Schlängenseit 2c. genommen wird. Jetzt wird dieses seltsame Mittel nur noch in Italien bereitet, da aber in großen Massen; in Venedig namentlich, wo jährlich Millionen der Vipern verwendet werden, die sich in der Nähe dieser Stadt aufhalten. Eine andere große Theriakfabrik befindet sich in Neapel, wo man ohne Unterschied alle Schlangen benützt, namentlich aber die sogenannte viperilla, welche die Landleute körbweise in die Fabrik bringen, wie bei uns Kräuter in die Apotheken. —

Eines der großartigsten Kunstwerke, welche in München geschaffen worden sind, ist die colossale Bildsäule der Bavaria von Schwanthaler. Vor einigen Tagen wurde der Kopf dieses Riesenbildes in Erz gegossen und man wird sich von der Größe derselben eine Vorstellung machen können, wenn man erfährt, daß man zu dem Kopfe allein 150 Centner Metall brauchte. —

Kohl spricht in seinem neuen Reisetagebuch unter anderem auch von der Grausamkeit der Irländer und sagt dabei: Furchtbar, unerhört, gräßlich und unmenschlich sind die Grausamkeiten, welche von diesen gutmüthigen Irländern sogar oft mitten im Frieden ausgeübt worden sind. Man lese die Geschichte der irischen Revolutionen; wie haben sie da die Menschen haufenweise gewürgt, gespießt, verstümmelt, zu Tode gemartert und gequält! Und in jedem Jahre unsers Jahrhunderts melden die Zeitungen solche unerhörte Dinge; den Pächtern brennt man die Häuser nieder, weil sie einem verhassten Candidaten ihre Stimme gegeben haben; viele Menschen wurden erschossen, bloß weil sie zur entgegengesetzten Partei gehörten, viele andere ermordet, weil sie Pachtungen von einem verhassten Herrn annehmen. Und in welchem Lande hat man je von einer so schmachvollen Grausamkeit vernommen, wie es das irische Carding ist, bei dem das unglückliche Opfer mittelst einer lebendigen Katze gepeinigt und zerfleischt wird. Niemand hat bis jetzt diese Neigung der Irländer zu Mord und Grausamkeit zu erklären gesucht, obwohl man weiß, daß es ganz dem Charakter des Irlanders entspricht, dem Freunde, dem andere Leute die Hand schütteln, einen Schlag zu geben, wenn er ihm begegnet, oder in der Freude des Wiedersehens anzufangen, sich mit ihm zu raufen. —

Man treibt die Charlatanerien und Schaustellungen mit dem thierischen Magnetismus immer weiter. Diesen Sommer befand sich ein Magnetiseur mit somnambulen unglücklichen Mädchen in Baden und stellte dieselben ungeschert für Geld zur Schau; in Brüssel geht ein Herr von Montius noch weiter und macht sogenannte Versuche über den Einfluß der Musik auf die Somnambulen. Nachdem er, erzählt ein Brüsseler Blatt, mehrere

junge Mädchen in dem Zimmer in magnetischen Schlaf versetzt hatte, begab er sich an das Piano und spielte. Als bald standen alle diese jungen Mädchen, welche schlafend da saßen, auf, blieben, ohne vom Plaze zu weichen, stehen und verdrehten ihren Körper und ihre Glieder auf die seltsamste und unbegreiflichste Weise. Der Körper beugte, drehte und streckte sich, richtete sich wieder auf und bewegte sich nach allen Seiten hin, je nach den verschiedenen Modulationen. Die Bewegung hörte erst auf, als die Musik schwieg. Der Versuch dauerte zwanzig Minuten. — Wir halten solche Schaustellungen, bei denen frech das innerste Seelenleben des Menschen berührt wird, für die empörendsten, die den strengsten Tadel verdienen. —

Wir haben in der letzten Nummer den Tod des jungen spanischen Herzogs von Ossuna erwähnt und hinzugesetzt, sein einziger Bruder erbe alle seine Titel und sein Vermögen. Da nun aber jeder dieser vielen Grafen- und anderen Titel besonders auf den Erben übertragen werden muß, so erwachsen dadurch bedeutende Kosten, und man hat denn bereits berechnet, daß diese Kosten zusammen nicht weniger als 295,000 Francs betragen dürften. —

Durch die meisten deutschen Zeitungen wandert die Neuigkeit, die bekannte englische Sängerin Novello sei als Schriftstellerin aufgetreten und habe ein Werk: „Bearn und die Bearner,“ herausgegeben. Das ist aber nicht wahr. Die Verfasserin jenes Buches ist die bekannte engl. Schriftstellerin Costello. Die Novello ist wahrscheinlich ursprünglich durch einen Druckfehler zur Schriftstellerin gemacht worden. —

Englische Blätter erzählen, das Directorium der Leipziger berühmten Gewandhausconcerte suche in England eine Sängerin und sei in großer Verlegenheit, weil es keine finde und dem Publikum doch durchaus wieder, wie seit vielen Jahren, eine Engländerin vorführen wolle. —

Lessing wird, wie man sagt, in Frankfurt an die Spitze des Stadel'schen Instituts treten und man erwartet von seinem Einflusse wohl mit Recht die günstigsten Wirkungen. — Ferdinand Hiller hat seine Oper: „Der Müller und sein Knappe,“ beendet. Sie wird zuerst in Dresden und in Berlin zur Auführung kommen. — Von Herlofsohn erscheint in diesen Tagen wieder ein Mal ein neuer Roman: „Wallensteins erste Liebe.“ —

Die Schweizer haben einen vortrefflichen Ausdruck für das fremde Wort: Manöver, und wir empfehlen denselben gerade jetzt, da überall die Truppen zusammengezogen sind und manövriren. Die Schweizer sagen nämlich statt Manöver — Bildthuerer, und statt manövriren — wildthuen. Ein treffenderes Wort dürfte nicht leicht gefunden werden können.



# Allgemeine Mode-Zeitung

N<sup>o</sup>. 41.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



1844.

Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde u. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. M. Diezmann.** Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Die Zauberlampe.

Erzählung nach einer böhmischen Sage  
von Ernst Willkomm.

### I.

Ueber die malerische Berglandschaft, durch welche die Szawa ihre klaren Gewässer der trüben Moldau zuwälzt, flogen die leichteren Wolken eines Gewitters, das in der Ferne an den walbigen Höhen der Beraun brausend niederging. Ein milder warmer Regen hatte Wald und Flur erquickt, und die an den hellgrünen Blättern der Buchen zitternden Tropfen funkelten im Strahl der Abendsonne, die jetzt wieder das zerflatternde Gewölk durchbrach, wie Kristalle. Unter den natürlichen Laubgängen, welche der Wald von selbst bildete, ritten drei Männer gelassen ihres Weges. An Bekleidung und Waffen konnte man leicht erkennen, daß zwei derselben dienende Knappen eines begüterten Ritters sein mußten. Sie trugen gewöhnliche Pickelhauben ohne Federschmuck, breite Schwerter und hier und da durch Rostflecke verunstaltete Halbharnische. Ihre Pferde waren starke kräftige Thiere, aber von gemeiner Race. In ihrer Mitte ritt auf zahmem Maulthier ein stattlicher alter Mann mit sehr langem und breitem Bart. Ein Muschelhut bedeckte nach Art frommer Pilgrime sein schneeweißes Haupthaar, eine grobe Kutte von braunem Tuch umhüllte die Glieder, an den Füßen trug er Sandalen und in der rechten Hand einen langen Stab, dessen oberstes Ende in Form eines Kreuzes

auslief. Der schmale Gurt, mit dem er das Gewand um die Hüften befestigt hatte, diente ihm zugleich als Tasche, wenigstens steckte ein auf Pergament geschriebenes Psalterium darin nebst einem einfachen Rosenkranze.

Als diese kleine Reisegesellschaft jetzt das fruchtbare, in herrlichstem Grün prangende Thal der sanft dahinströmenden Szawa erreichte, stieg hinter den schön geschwungenen Hügeln die Zinne eines grauen Wartthurms empor, auf der eine große Fahne, mit der schmucken Wappenzier eines altritterlichen Geschlechtes versehen, im Winde flatterte.

„Ist das Eures Herren Burg?“ fragte der Eremit oder Pilger seine geharnischten Begleiter.

„Ihr seht das Ziel unserer Reise,“ versetzte der Eine. „Fürchtet Euch nicht, frommer Mann, es wird Euch Niemand ein Leid zufügen! Nur bitte ich Euch, kommt jedem Wunsche unseres Gebieters nach und seid nicht halsstarrig, wenn er etwa Dinge von Euch verlangen sollte, die Euern heiligen Gedanken unziemend erscheinen. Er ist melancholisch, wie ich schon gesagt habe, und da hat er nun sein Vertrauen gerade auf Euch gesetzt, weil Ihr im Ruf großer Heiligkeit bei allem Volke steht und die bösen Geister im Menschen bannen sollt.“

Der Eremit schüttelte sein Haupt und seufzte, indem er mit beiden Händen seinen Pilgerstab umfaßte und das Kreuz an seine Lippen drückte.

„Benzel von Duba heißt Euer Gebieter?“ wandte er sich abermals fragend an den Knappen.

„Ritter Duba auf Stara Duba,“ gab dieser mit Stolz zur Antwort. „Er ist der mächtigste Baron in weitem Umkreise, aber leider eben so unglücklich als mächtig!“

„Die Sünden seiner Jugend werden ihn drücken!“ sagte der Eremit nachdenkend.

„Das ist nicht gut möglich, frommer Mann, denn er steht noch in den Zwanzigen und hat erst vor ein Paar Monaten das schönste Fräulein gehehlicht, das je meine dummen Augen gesehen haben.“

„Vielleicht also eine unglückliche Ehe?“

„Behüte mich der heilige Michael! Frau Margaretha ist ein Engel an Sanftmuth und Liebe und sieht dem jungen Gemahl alles an den Augen ab. In ganz Böhmen kann's keine glücklichere Ehe geben, die des Köhlers, meines Pathen, nicht ausgenommen und die ist doch berühmt und gepriesen im ganzen Böhmerwalde. Gott segn' ihm's Kohlenbrennen!“

„So wird ein schweres Geheimniß den Frieden seiner Seele stören,“ sagte der Eremit mehr zu sich, als zu seinen Begleitern.

„Da kommt Ihr auf meine Gedanken, frommer Mann,“ nahm der andere Knappe das Wort. „Ich bin zwar erst mit der Burgherrin in das Schloß gekommen, aber schon in den ersten vierzehn Tagen hab' ich's weggekriegt, daß in dem alten Gemäuer jeder Stein wie ein Geheimniß aussieht.“

„Und was hast Du bemerkt?“ fragte der Andere verächtlich. „Etwa ein Paar Schädelknochen im Burrgarten? Diese gehören dahin, sag' ich, sie liegen dort seit Menschengedenken und gehörten vor Jahrhunderten einem schuftigen Kerl an, der den großen Ahnherrn unsers Gebieters meuchelmörderisch umbringen wollte. Zur Strafe ward er kopfüber von der Mauer herab in den Garten gestürzt, daß er das schurkische Genick brach und zur ewigen Warnung an die beabsichtigte Schandthat blieben seine Gebeine gerade da liegen, wo sie ihm der Teufel bereitwillig zerbrochen hat.“

Während dieses Gespräches hatten die Reiter, die ihre Thiere auf ebenem Wege austraben ließen, eine Krümmung des Thales erreicht, hinter welcher die stattlichen hohen und stark besetzten Gebäude der Ritterburg sichtbar wurden. Der Thorwart stieß ins Horn, um den Burghewohnern die Ankunft Reisender zu verkündigen, und alsbald fiel die Zugbrücke geräuschlos nieder und ein mehrere Klaftern hohes Thor mit fester

Wölbung nahm die Ankommenden auf und geleitete sie nach einem sehr geräumigen Hofe, der sich vortreflich zu ritterlichen Kampfspiele, vornehmlich zu den damals so sehr beliebten Turnieren eignete. Er mußte auch wirklich, den Spuren zufolge, die der festgestampfte Boden zeigte, schon häufig dazu benutzt worden sein. Hoch oben am aufsteigenden Berge lag das eigentliche Schloßgebäude, von der flaggengeschmückten Thurmzinne noch bedeutend überragt. Ein schmaler Söller sprang aus dem grauen Gemäuer vor und diente der Burgherrin, deren Gemächern er sich angeschlossen, zum Uberschauen über Schloß, Flußthal und Landschaft. Gerade unter dem Söller befand sich der Brunnen, von freisrundem Gemäuer eingefast.

Der Eremit hatte Zeit genug, während seines Rittes durch den weiten Hofraum diese auffallendsten Einzelheiten genau ins Auge zu fassen und sie sich einzuprägen, da sie ihm, er wußte nicht weshalb, vorzugsweise interessant und bedeutend vorkamen. Indes geleiteten ihn die beiden Knappen nach einem Seitengebäude, wo sogleich flinke Stallbuben zusprangen, um das Maulthier des Greises, das ihm der Ritter gesendet hatte, in Empfang zu nehmen. Sie halfen ihm behutsam absteigen, worauf der Ältere seiner beiden Begleiter mit ihm die gewundene Treppe zu dem Vorhause des eigentlichen Schloßes erstieg, um ihn dem Gebieter zu melden.

Er ward sogleich vorgelassen und von dem Burgherren mit größter Ehrerbietung begrüßt. Duba war ein kräftiger, junger Mann von vornehmer Haltung. Dunkelbraunes Barthaar umkräuselte Kinn und Mund und erhöhte noch das Anziehende seiner edlen Gesichtszüge, in deren auffallender Blässe sich Gram und Betrübniß ausdrückten. Das dunkle, feurige Auge des Ritters ruhte geraume Zeit forschend auf dem Eremiten, ehe er ihm dankend die Hand reichte, ihm nach einem Sessel am Bogenfenster führte und zu ihm sprach:

„Ihr habt Euch mir auf ewige Zeiten verbunden, frommer Vater, daß Ihr so bereitwillig meinem Rufe gefolgt seid. Nehmt dafür meinen aufrichtigsten Dank, ritterlicher Lohn soll Euch später in reichem Maße zu Theil werden!“

„Edler Herr, ich diene nicht um Lohn,“ erwiderte der Eremit. „Mein Geschäft ist Anbetung des Höchsten in stiller Zurückgezogenheit vom tobenden Lärm der Welt, und wenn der Allgütige dieses mein Gebet erhört und mir Kraft verleiht, den Menschen beizustehen, in Noth und Drangsal sie zu trösten und

zu beruhigen in schwerem Leide, so fühle ich mich durch Verleihung so göttlicher Kraft reicher belohnt, als ich es durch Menschen je werden kann! Doch sagt, edler Herr, was kann Euch veranlassen, mich stillen, armen Mann aus den Einöden der Berge in diese glänzenden Räume zu rufen? Sprecht, damit ich nicht zu lange mein heiliges Gelübde vernachlässige und durch Unterlassung meinen Eid verletze!"

Ritter Duba schwieg lange, sein forschendes Auge nochmals an die offenen, ehrwürdigen Bänke des Greises heftend. Dann schob er einen zweiten Lehnstuhl in die Fensterbrüstung und sprach: „Die Kunde von Deinem heiligen Wandel, frommer Vater, hat nicht gelogen. Dein klares, von himmlischem Feuer mild strahlendes Auge sagt mir, daß Du nur das Gute willst und daß Verzeihung Deine Lust, Versöhnung zu stiften Deine süßeste Beschäftigung sein muß. Ich habe einen Feind, einen entsetzlichen Feind, den zu versöhnen und Frieden mit meinem Geschlecht zu machen, mir jedes Mittel fehlt. Nur einem Heiligen, gleich Dir, dem die Zauber des Gebetes verliehen sind, wird es gelingen, den Unerbittlichen zum Frieden zu bewegen. Doch, bevor ich Dich bitte, Deine Macht dem Gräßlichen fühlen zu lassen, höre mir zu und vernimm, wie mein unglückseliges Geschlecht sich diesen unversöhnlichen Feind zugezogen hat. Ueberhöre ja keins meiner Worte, frommer Vater, denn es möchte mir nicht gestattet sein, die düsteren, verhängnißschweren Ereignisse, deren Schauplatz diese Wohnung einst war, ein zweites Mal wiederholen zu dürfen!"

Durch diese geheimnißvolle Einleitung auf etwas Außerordentliches vorbereitet, gab der Eremit nur durch eine leichte Kopfbewegung seine Zustimmung. Der Ritter stand nochmals auf, öffnete die Thür des schon dunkeln Gemaches, um sich zu überzeugen, daß kein unberufener Lauscher in der Nähe sei, schritt dann einige Mal das Zimmer nachdenklich und tiefe Seufzer ausstosend auf und ab und nahm, so gesammelt und in sich selbst gefaßt, dem Eremiten gegenüber Platz.

## 2.

„Es mögen jetzt nahe an zweihundert Jahre vergangen sein,“ begann Wenzel von Duba, „seitdem der Sohn meines Ururältervaters, Zdenko, von seinen Kriegszügen im heiligen Lande zurückkehrte, um zu sehen, ob das Haus seiner Väter, das Land seiner Wiege noch in alter Pracht und Herrlichkeit, wie er es drei

Jahre früher verlassen hatte, fortbestehe. Er hatte die lange Zeit her in der Ferne kein Wort von seinem grämlichen Vater gehört — die Mutter war unmittelbar nach seiner Geburt gestorben — und es klopfte ihm daher das Herz hörbar, als er die silberklaren Wellen der rauschenden Szawa und bald darauf die Thurmzinne seiner Stammburg erblickte. Allein nur zu bald sollte sich seine Freude in Trauer verwandeln, denn mit Entsetzen bemerkte er, daß nicht das glänzende Banner der Duba mit seinen hellen Farben ins Thal herabgrüßte, sondern ein langer schwarzer Flor wie unheil kündend an dem Bannerstocke zitterte! Beim Eintritt in's Schloß erfuhr Zdenko, daß sein alter Vater im Sterben liege und der Kaplan bereits die Seelenmesse begonnen habe. Wirklich kam der Sohn nur noch zurecht, um dem Berathmenden die Hand zum ewigen Abschiede zu drücken. Einige Minuten später sah er sich im Besitz der unermesslichen Ländereien, die noch heute das Erbtheil der Duba's ausmachen. Mit einem Gepränge und Aufwande, wie sein Name und Reichthum es erheischten, ließ Zdenko den Vater in dem Grabgewölbe seiner Vorfahren feierlichst beisetzen und Tags darauf nach alter Sitte von den zahlreichen leidtragenden Rittern zu Ehren des Verstorbenen ein Trauerturnier mit stumpfen Lanzen im Hofraum des Schlosses halten.

„Zdenko war einige zwanzig Jahre alt, schön und kräftig, in Abenteuern des Krieges gestählt und gereift. Es konnte daher nicht fehlen, daß alle benachbarten Ritter, die Gott mit blühenden Töchtern gesegnet hatte, den lebenserfahrenen, ritterlich tapfern Jüngling gern als ihren Eidam zu begrüßen wünschten. Auch die schwarzen Augen der böhmischen Schönen ruhten wohlwollend auf dem stolzen Erben von Duba. Allein Zdenko traf keinerlei Anstalten zu Eingehung eines Ehebündnisses. Einsam saß er in seinem Schlosse und verzehrte sich in Leid und Gram, oder er ritt in den Forst, nur von seinem Leibknappen begleitet, um in Erjagung des wilden Ebers den Schmerz zu ertöden, der an seinem Herzen nagte. Freilich konnte Niemand begreifen, was den mit allen Glücksgütern so reich gesegneten Jüngling in diese tiefe und finstere Betrübniß stürze; denn daß der besonnene Mann über den Tod des gebrechlichen und mürrischen alten Vaters einen so andauernden Schmerz empfinden sollte, wollte selbst weniger starken Seelen nicht einleuchten. Dennoch war es nicht zu verkennen, daß Zdenko ein unbekanntes Leid tief zu Boden drückte. Seine Mienen, sein Blick, sein

ganzes verflörtes Wesen, das an Menschenscheu gränzte, sagten es Jedermann zu deutlich.

„So vergingen mehrere Jahre, ohne daß der reiche Burgherr den Bitten seiner Jugendfreunde, ein Weib heimzuführen, nachgab. Er war überaus ernst und hager geworden, dabei aber stets kräftig geblieben. Seine Unterthanen behandelte er mild, sorgte für Schwache, Kranke und Arme mit väterlicher Liebe, hielt Haus und Hof, Wald und Feld in trefflichem Stande und war mit einem Worte ein musterhafter Herr.

„Da führte ihn der Zufall bei einer Festlichkeit auf der benachbarten Burg Kosteletz in die Nähe derselben und wider Willen ward er Zeuge eines heitern Tanzes, den Jünglinge und Mädchen auf freier Wiese scherzend und lachend aufführten. Bezaubert blieb er stehen, um die graziösen Bewegungen eines liebreizenden Wesens zu bewundern, die eben ganz allein inmitten ihrer Gespielinnen den Vorreigen tanzte. Sie glich an Zartheit der Glieder den Feen der Märchen, Herzengüte sprach aus ihrem dunkelblauen Auge und Liebe schien auf den schwellenden Lippen zu thronen, die wie eine halberöffnete Rosenknospe ihm entgegendusteten. Unwillkürlich in die Zauber dieses Mädchens verstrickt, näherte er sich instinctartig den Tanzenden. Plötzlich unterbrach das Mädchen ihre zierlichen Bewegungen, ihr Blick fiel auf ihn, eine sanfte Röthe überzog ihre sammentenen Wangen und schnell wie ein Gedanke fühlte er die weiche Hand der Schönen auf der seinigen, sah er sich unter lautem Jubel der Uebrigen fortgezogen in den Kreis und von der reizenden Zauberin in den jetzt allgemein sich verschlingenden Tanz verwickelt! Mochte es Regel des Reigens oder Uebermuth des überaus heitern Mädchens sein, er war vorerst gefangen und ward, da man ihn schnell erkannte, jetzt auch von den Uebrigen festgehalten und zur Theilnahme an ihrer Lustbarkeit gezwungen.

„Zdenko sträubte sich zwar anfangs, doch bald fühlte er die Schatten, die stets seinen Geist umhüllten, verschwinden. Er ward froh unter den Fröhlichen, die Zeit verstrich im Fluge und als der Abend einbrach, mußte er sich gestehen, daß eine neue Epoche in seinem bisher so traurigen Leben begonnen habe. Die Zauberneze der schönen Tänzerin umschlangen ihn fester und fester. Ein Sehnen, das er nie empfunden, machte sein Herz erbeben, er mußte sich's zaubernd gestehen, daß er liebe! —

„Bozena war die einzige Tochter des Ritters von Kosteletz, der überaus erfreut war, den einsiedlerisch

lebenden Nachbar endlich einmal in seiner Burg zu sehen. Er lud den jungen Mann zu Wiederholung seines unfreiwilligen Besuches ein, lobte die verschämt erröthende Tochter wegen ihrer kecken That und ermahnte sie, den hartnäckigen Verächter der Frauenschönheit festzuhalten. Bozena hörte diese Worte des Vaters nicht ungern. Sie hatte schon oft von dem trübsinnigen Ritter Duba sprechen hören und ihn zu sehen gewünscht, und jetzt, wo der Geheimnißvolle wie eine Erscheinung unerwartet vor sie trat, machte er, obwohl sie ihn nicht kannte, einen so tiefen Eindruck auf ihr Herz, daß sie gleichsam von unsichtbaren Mächten zu ihm hingezogen und genöthigt ward, ihm von selbst die schöne Hand zu dem verführerischen Tanze zu reichen. — Daß ich es kurz mache, Zdenko und Bozena liebten einander gegenseitig mit verzehrender Gluth, Kosteletz segnete das junge Paar und schon nach anderthalb Monaten gab der Schloßcaplan die Glücklichen vor dem Altare zusammen.

„Zdenko wollte seiner schönen Gemahlin einen würdigen Einzug in Schloß Duba bereiten. Er ordnete daher ein prachtvolles Hochzeitsfest an und lud die gesammte Ritterschaft der Umgegend dazu ein, die um so lieber erschien, als die Schwermuth des Burgherren mit dem Erwachen seiner Liebe gänzlich von ihm gewichen war. Duba hatte sich auffallend verjüngt, und als er an der Seite der blühenden Gattin unter dem Jubelruf seiner Unterthanen, mit Fanfaren und wehenden Bannern von Söller und Thurm begrüßt, in seine Stammburg einzog, gestand sich Jeder, daß er ein schöneres, von Liebe und Glück seliger verklärtes Paar noch nie gesehen habe.

„An den vielen Lustbarkeiten, die den ganzen Tag ausfüllten, nahmen nicht bloß Edle Theil, auch für die niedern Classen des Volkes war gesorgt und vorzüglich hatte Zdenko seinen Dienern und Knappen Befehl ertheilt, die Jugend unbehindert ins Schloß zu lassen, um die Freude seiner Vermählung in der Nähe anschauen zu können. Es wimmelte daher von stämmigen jungen Czechen und schlanken braunen Mädchen, die in ihrer malerischen Tracht das Fest nicht wenig verherrlichten.

„Nach alter Sitte wurden der Braut nicht bloß von ihren Verwandten, sondern auch von gänzlich Fremden und selbst von den Unterthanen ihres Gemahls am Ende des Hochzeitstages Geschenke aller Art überreicht. Man wählte dazu immer junge, schöne Mädchen und es gewährte einen überraschenden An-

blick, wenn die anmuthigen Töchter Böhmens mit ihren Gaben am erhabenen Sitz der Braut vorüberzogen und jede ein mehr oder weniger kostbares Geschenk in den Händen der Glücklichen zurückließ. Bei dem Reichthum und Ansehen der Geschlechter Duba und Kostelec war die Zahl dieser Geschenke überaus prächtig und mannichfach. Zwei große Tafeln füllten sich mit den kostbarsten Geräthschaften, mit Schmuck und Edelsteinen, mit Gold und Silber. Das Auge ward geblendet von der Pracht der Gaben, die von hundert und aber hundert heitern Geberinnen dem jungen Paar gespendet wurden.

„Gegen Ende der einzeln heranwandelnden Mädchen fiel Bozena eine schlanke Gestalt auf, die sich in ihrer Tracht von allen Uebrigen unterschied. Sie war in blendend weiße, sehr feine Stoffe gekleidet, sah fast erschreckend bleich, dabei aber wunderbar schön aus und trug in beiden Händen, mit silberdurchwirktem Tuch bedeckt, einen hohen Gegenstand, der jedoch durch die feinen Hüllen hindurch nicht zu erkennen war. Ihr lockiges rabenschwarzes Haar umwallte frei den glänzend weißen Nacken der Unbekannten, die ernst und schweigend, die melancholisch dunklen Augen nur auf die Braut geheftet, unter den Uebrigen heranschrift. Als sie endlich die Reihe traf, Bozena ihr Geschenk zu überreichen, verbeugte sich die todtenbleiche Fremde mit vornehmem Anstande vor der Burgherrin, ließ sich auf ein Knie nieder und überreichte ihr Geschenk, indem sie tonlos lächelnd sprach: „Zum Andenken an die Brautnacht!“

„Sanft erröthend empfing Bozena die Gabe, von der jetzt von selbst die schimmernde Hülle fiel und der erstaunten Braut eine metallene Lampe von wunderbarer, äußerst kunstreicher Arbeit zeigte. Sie bestand aus einer Halbkugel von eigenthümlicher Gestalt, die von zwölf Männern getragen wurde. Sowohl die äußere Schale dieser Halbkugel wie auch ihr Rand zeigte eine Menge sonderbar verschlungener Hieroglyphen. Verschieden wie diese mystischen Zeichen, waren auch die Gesichtszüge der Männer, von denen Dieser sanft und freundlich, Jener ernst und streng, ein Dritter zornig, ein Vierter düster und drohend ausah, ja die letzten Gestalten trugen Züge voll Grauen und konnten einem aufmerksamen Beschauer wohl Schauder und Entsetzen einflößen. Bozena jedoch, überrascht von dem Glanz der Lampe und dem Gesamtreiz des seltenen Kunstwerkes, bemerkte diese abstoßenden Einzelheiten des Geschenkes nicht, und während sie die Lampe be-

trachtete, die sie vollkommen entzückte, vergaß sie im ersten Augenblick der reizenden Geberin zu danken. Sie wollte jetzt das Versäumte nachholen, allein schon hatte die Fremde sich entfernt. Bozena befahl ihren Dienerinnen, sie zurückzurufen, doch Niemand wollte die bleiche Gestalt gesehen, Niemand sie gesprochen haben! Sie war und blieb verschwunden, wie sorgfältig man auch alle Gemächer der Burg, alle Räume der Nebengebäude durchsuchte, und was das Seltsamste war, es ließ sich durchaus nicht ermitteln, von wem das eigenthümliche Geschenk gekommen war, in wessen Namen die blasse Dame es der Braut überreicht haben mochte! Unmerklich, wie ein Wesen höherer Art, war sie in den Saal getreten, war sie wieder hinausgeschlüpft!

„Musste dies schon Bozena überraschen, so konnte es sie doch nicht im Geringsten beunruhigen. Selbst die Scherze ihrer Freundinnen, die neckend behaupteten, die Fee der Szawa sei aus ihrem kristallinen Hause emporgestiegen und habe ihr die Leuchte des Feenreiches überbracht, konnten sie nicht in ihrer Freude stören. So schön die vielen übrigen Gaben auch waren, nur die wunderbare Lampe allein fesselte immer und immer wieder ihre Blicke. Sie konnte sich nicht satt daran sehen und fand alle Einzelheiten, selbst die furchtbaren Züge einiger der Männer, bewundernswürdig schön.

„Als nun endlich die Schaar der Gäste theils die Burg verlassen, theils sich in ihre Gemächer zurückgezogen hatte, war Bozenas erster Gedanke an den geliebten Gatten, den die Pflichten des Burgherren einige Zeit ihr entzogen hatten. Sie eilte ihn aufzusuchen und fand ihn auf seinem Zimmer. Zdenko empfing sie zärtlich und drückte die Geliebte freudig an sein Herz.

„Du hast mich erlöst,“ sagte er bewegt, „Du bist mein rettender Engel geworden, der die schwarzen Wolken einer schweren, traurigen Vergangenheit mit lichtem Finger in das heiterste Morgenroth verwandelt hat! Wenn ich Dich sehe, bin ich glücklich!“

„Er küßte Bozena auf die helle Stirn, und während die junge Gattin die Liebkosungen Zdenko's erwiderte, erzählte sie ihm mit geläufiger Zunge von den vielen Herrlichkeiten, die sie als Hochzeitsgeschenke erhalten hatte. Ganz besonders mit freudeleuchtendem Auge und unverkennbarem Entzücken erwähnte sie auch die Lampe und versäumte nicht, ihre Wunderpracht dem Gemahle zu beschreiben. Sei es eben, daß dieser nur in das Beschauen der herrlichen, im Freudenrausch

noch mehr verklärten Gattin versunken war, oder daß er nicht auf ihre Worte genau achtete; Bozena's Beschreibung machte gar keinen Eindruck auf ihn. Dies ärgerte die junge Frau ein wenig, die ihren Gemahl durchaus zu gleicher Bewunderung bewogen wissen wollte. Sie entriß sich daher den Armen Idenko's, indem sie sprach:

„Ich sehe schon, daß die Sprache zu arm und mein Kopf zu ungeschickt ist, um Dir das Wunderwerk deutlich beschreiben zu können. Gestatte, daß ich Dich einen Augenblick verlasse und die schönste aller Gaben selbst herbeihole! Sie soll fortan unser Schlafgemach schmücken und mit dem sanftesten Glanz ihrer Flamme erleuchten!“

(Fortsetzung folgt.)

### Miscellen.

(Charakterzüge aus dem Leben Friedrich Wilhelms III.) Während des Königs Aufenthalt zu Franzensbrunnen im Jahre 1817 ritt er eines Tages ohne Begleitung nach dem nahe gelegenen Eger und bemerkte unter fröhlichen Bauernburschen einen Knaben von vier Jahren, in dem er das einzige Kind der im Bade wohnenden Gräfin v. G. erkannte. Sogleich lenkte der König sein Pferd nach dem Orte der Spieglenden, da er vermuthete, daß das Kind sich nur ohne Bewilligung seiner Mutter so weit entfernt haben konnte. Der Kleine gestand auch gleich seine Schuld ein und ließ sich bereitwillig auf den Befehl des Königs von einem Burschen auf das Pferd heben. Der König setzte den Knaben vor sich auf den Sattel und der Kleine war hoch erfreut darüber. So gelangten beide bald vor die Wohnung der bereits in Verzweiflung jammern den Mutter, die vergebens und angstvoll ihr Kind hatte suchen lassen, und sich schon dem fürchterlichen Gedanken hingab, daß dasselbe, da es Niemand wollte gesehen haben, in einen der offenstehenden Gesundbrunnen gestürzt sei. Man denke sich daher die Freude der Mutter, als ihr der König das vermiste und gesuchte Kind freundlich vom Pferde in ihre ausgebreiteten Arme gleiten ließ.

Schon seit dem Jahre 1824 genoß Zeplich das Glück, den König einige Wochen in der Badesaison zu besitzen, da er hier wieder neue Kräfte sammelte und seinen Körper zu stärken suchte. Vielsache Züge edler Menschenliebe zeugen von seiner Güte. So bemerkte der Monarch einst einen alten würdigen Geistlichen, der, ganz hilflos, sich an der Hand seines Knaben leiten ließ. Der König erkundigte sich näher nach den Verhältnissen des Mannes und hörte, daß derselbe mit treuer Hingebung und Liebe seiner Gemeinde vorstand und das nur mäßige Einkommen fast ganz den Armen zuwendete. Er vernahm auch, daß derselbe mehrmals schon vergeblich um Zulage bei dem Con-

istorium eingekommen und auch bei Besetzung anderer vacanter Stellen stets zurückgesetzt worden war. Sogleich beschloß der gerechte König, das Unrecht seiner Behörde wieder gut zu machen, und auf die zarteste Weise überraschte er den würdigen Mann bei dessen eingetretene sechzigsten Geburtstag mit seinem Besuche, indem er als Angebinde die in den allergnädigsten Worten ausgebrückte Ausfertigung einer jährlichen Zulage von 300 Thln. in den Händen des beglückten Greises zurückließ. Des Königs letzte Worte aber waren: „Alle Jahre nach Zeplich kommen.“ Der Geistliche, der nun in den Stand gesetzt war, mehrere Male die heilsamen Quellen gebrauchen zu können, besuchte noch einige Jahre das Bad und erlangte wirklich die Gesundheit wieder.

(Die Juden in Marocco.) Die Maroccaner sind im höchsten Grade abergläubig und wer in ihr Land kommt, findet überall Spuren davon. Wenn z. B. ungünstige Witterung eine Misärnte zu verkünden scheint, so hängen die Leute an die Spitze jeder ihrer Moscheen lange Papierstreifen, an die eine im Rufe größter Frömmigkeit stehende Person Gebete geschrieben hat. Diese frei unter dem Himmel schwebenden Gebete sollen große Kraft haben; wenn sie aber doch wirkungslos bleiben, wenn man z. B. Regen erwartet und es will sich durchaus kein Wölkchen an dem glühenden Himmel zeigen, so greift man zu einem andern, wie man glaubt völlig sichern Mittel. Man zwingt nämlich die Juden ohne Unterlaß zu beten, bis endlich der so ersuchte Regen aus den Wolken fällt. Allah beeilt sich nicht, seinen gläubigen Kindern nachzugeben, wenn er sie auch gern bitten hört; dagegen ist es ihm widerwärtig, die Stimme der Israeliten zu hören und um sie nur los zu werden, bewilliget er, was sie erbitten. — Dies Beten, zu dem man die Juden zwingt und das bisweilen lange fortgesetzt werden muß, ist eine der geringsten Quälereien, denen sie in Marocco ausgesetzt sind, wo man sie auf jede Weise mißhandelt, ohne sie indeß zu tödten, weil die stolzen Maroccaner es für eine Schmach halten, einen armseligen Juden umzubringen. Der Regierung liegt sogar daran, die Armen im Lande zu erhalten, weshalb es auch den Tüdinnen unter den schwersten Strafen verboten ist, auszuwandern. . . Diese Tüdinnen sollen übrigens, beiläufig gesagt, die schönsten Frauen sein, die man auf der Erde finden kann. — In unsern Tagen sind die Juden in großer Angst, denn sie fürchten die Wiederholung eines Vorfalles unter den Sultan Muley Yezed. Die Truppen desselben empörten sich nämlich, weil sie seit einem halben Jahre keinen Sold erhalten hatten, und der Sultan fürchtete für seinen Schatz. Er zog es vor, einige seiner Paschas entsaupten zu lassen, deren Köpfe er den Rebellen zuwarf. Diese Aufmerksamkeit schmeichelte den Auführern allerdings, aber sie beruhigten sich dabei nicht und so entschloß sich der Kaiser, statt den Soldaten den rückständigen Sold zu geben, ihnen zu gestatten, das Judenviertel der Hauptstadt vierundzwanzig Stunden lang zu plündern. Die Soldaten nahmen diesen Antrag

an und den Juden wurde Alles genommen. Jetzt herrscht in allen Synagogen Maroccos die größte Angst, denn die Juden fürchten, der Sultan Abderrahman könne eine ähnliche Maßregel anordnen, um die Kosten des Krieges gegen Frankreich aufzubringen.

(Ein Abenteuerer.) Die häufige Erwähnung Maroccos erinnert uns an einen der merkwürdigsten Abenteuerer, der das romanhafteste Leben führte und auch in Marocco eine Rolle spielte, an Ripperda nämlich, der nacheinander Katholik, Protestant, wieder Katholik, Mahomedaner, armer Edelmann, erster Minister in Spanien, Generalissimus der maroccanischen Truppen war und endlich, um nicht zu verhungern, ein Gärtchen bebauen mußte. Ripperda stammte aus einer atadeligen, aber sehr armen holländischen Familie, wußte sich aber bald durch eine reiche Heirath in bessere Umstände zu bringen. Da er ursprünglich Katholik war, aber einsah, daß er als solcher unter dem berühmten Statthalter Wilhelm nicht vorwärts komme, schwur er seinen Glauben ab und wurde dafür Oberst. Nach dem Frieden von Utrecht ging er als Gesandter nach Madrid, wo er bald erkannte, daß er an dem dortigen Hofe, wie alle Intriganten, wohl eine glänzende Rolle spielen könnte. Er ließ sich sogleich in alle Intriguen und Complotte ein und schloß sich namentlich der Königin Elisabeth an. Als seine Frau starb, vermählte er sich mit der Tochter einer der ältesten Familien Spaniens und wurde, damit ihm in Spanien nichts entgegenstehe, wieder Katholik. Die Königin wollte für ihren Sohn Toscana und Parma erhalten, schickte deshalb Ripperda nach Wien und versprach, ihn zum ersten Minister zu machen, wenn er seinen Auftrag glücklich ausführe. Dies geschah und die Königin hielt Wort; Ripperda wurde erster Minister Spaniens und hielt die Geschicke dieses Landes wirklich, aber nur einige Tage in seiner Hand. Er benahm sich aber auf diesem Gipfel seiner Größe so seltsam, daß er alsbald den Haß der Großen und des Volkes auf sich lud, der laut ausbrach. Er wurde auf das Schmachvollste aus dem Palaste verstoßen und sah sich plötzlich völlig verarmt und von Allen verlassen. Er flüchtete sich in das Hôtel des englischen Gesandten, aber die Königin fürchtete, daß er demselben die geheimen Wiener Verhandlungen verrathe, und so wurde er am 28. Mai 1726 mit Gewalt aus dem Hause des Gesandten herausgeholt und ins Gefängniß nach Segovia gebracht — zu spät, denn Ripperda hatte bereits alles verrathen. In Segovia peinigte ihn anfangs die Langeweile gewaltig, bis er anfing von neuem zu intriguiren und, um sich zu rächen, einen Plan zu entwerfen, nach welchem alle Mächte Europas zum Kriege gegen Spanien getrieben werden sollten. Man nahm ihm diese Papiere weg, und aus Verzweiflung über dieses neue Mißlingen wurde er krank. Die Königin, die davon hörte, fühlte Mitleid mit ihrem ehemaligen Freunde und befahl dem Gouverneur von Segovia, alles zu thun, was Ripperda zu seinem Vergnügen wünsche, es möge kosten was es wolle. Ripperda gab nun

wieder glänzende Gesellschaften und sein Gefängniß wurde der Sammelplatz und Mittelpunkt der vornehmen und schönen Welt von Segovia. Unter den Damen, welche sich häufig in diesen Gesellschaften einfanden, war die wunderbar schöne Donna Josefa Fausta de Ramos, die mit ihrer Schönheit einen männlichsteften Character und die glühendste Phantasie verband. Sie verliebte sich in den schon ziemlich bejahrten Ripperda, dessen seltsame Schicksale ihren romanhaften Ideen zusagten, und entschloß sich, ihm die Freiheit zu verschaffen. Die Art, wie sie ihn aus dem Gefängnisse befreiete, und ihre Flucht mit ihm gehören zu den interessantesten und merkwürdigsten Vorfällen dieser Art; es würde uns aber viel zu weit führen, wenn wir eine ausführliche Beschreibung geben wollten. Genug, beide gelangten nach Portugal. Zwar wurden sie hier verrathen, aber Ripperda wußte sich so gut herauszulügen, daß ihn die Behörden überall sogar auf das Zuverlässigste und Ehrerbietigste behandelten und sich beeilten, für sein Fortkommen zu sorgen. So kam er in Oporto mit Donna Josefa auf ein englisches Schiff und begab sich nach London. Wir brauchen wohl kaum zu erwähnen, daß man dort und in allen Städten, wohin er sich begab, seine Pläne von einem allgemeinen Kreuzzuge gegen Spanien mit Verachtung von sich wies. Donna Josefa starb unterdes aus Gram und Verzweiflung. Als Ripperda einsah, daß er in Europa die Mittel nicht finde, an Spanien sich zu rächen, hielt er sich noch keineswegs für überwunden; er begab sich nach Marocco und schwur nochmals seinen Glauben ab, ja der ehemalige erster Minister des katholischen Königs zögerte nicht, Mohamedaner zu werden. Obwohl nun unter den Mauren die Renegaten mit Recht noch mehr gehaßt und verachtet werden als die Juden und die Sklaven, so ernannte seltsamer Weise der damalige Sultan von Marocco Ripperda doch zum Bezier und übertrug ihm den Befehl über sein ganzes Heer. Mit diesem begann Ripperda um die Mitte des 18. Jahrhunderts die Belagerung von Ceuta, welche Stadt in Marocco bekanntlich den Spaniern gehört. Er wurde aber mit Verlust zurückgeschlagen und die Armee selbst klagte den Befehlshaber der Unfähigkeit an, weshalb er sofort aller seiner Titel und Würden wieder beraubt wurde. Um nun nicht zu verhungern, sah er sich genüthiget, in einem Garten bei Tetuan Blumen zu ziehen, die er in der Stadt verkaufte.

### Generalcorrespondenz.

In Berlin, wo jetzt neben der Gewerbeausstellung auch die Kunstausstellung eröffnet ist, welche reich an vortrefflichen Bildern sein soll, will man einen Verein bilden, durch den, wie bei der Gewerbeausstellung, Loose zu 1 Thlr. Einsatz ausgegeben werden sollen, um für den Ertrag Gemälde anzukaufen und diese dann zu verlosen. Die Vorliebe für die Kunst scheint demnach immer allgemeiner zu werden, was auch ein anderer allerdings seltsamer Plan andeutet, der von Dresden ausgeht, und nichts Geringeres beabsichtigt, als eine Leihbildersam-

lung, aus welcher Jeder für einen gewissen Preis Gemälde geliehen erhalten kann, wie Bücher oder Musikalien aus einer Leihbibliothek. —

Vor Kurzem ereignete sich in der Werkstatt des verstorbenen großen Bildhauers Thorwaldsen in Kopenhagen ein Unfall. Das colossale Gipsmodell des Aesculap, das letzte Werk, welches der berühmte Meister vollendete, und das ein Gegenstück zu seiner colossalen Statue des Hercules werden sollte, die im Museum zu Kopenhagen steht, fiel plötzlich in Stücke und zerbrach so vollständig, daß das herrliche Werk für die Kunst völlig verloren ist. —

Die Trokesen, der bekannte ziemlich civilisirte amerikanische Volksstamm, hat eine eigenthümliche Art der Bestrafung der Bankrottirer, deren Anwendung auch bei uns bisweilen gar nicht schaden könnte. Der leichtsinnige Bankrottirer wird nämlich völlig entkleidet und an einen Baum gebunden, worauf alle seine Gläubiger sich einfinden, deren jeder einen tüchtigen Riemen oder einen Haselnußstock in der Hand hat, womit er ihm den Betrag seiner Forderung auf den bloßen Rücken giebt. Für jeden Dollar wird ein Hieb gegeben, und da jeder derselben mit allerlei anzüglichen Reden begleitet wird, so gewährt eine solche Ausgleichung einer Bankrottsache allen Anwesenden eine gute Unterhaltung, mit Ausnahme des unglücklichen Opfers. Nachdem der Zahlungsunfähige alle Hiebe empfangen hat, erklären die Gläubiger feierlich sich für völlig befriedigt, und wie man behauptet, ist später keiner zu vermögen, auch nur einen Cent von der Forderung anzunehmen, auch wenn man ihn wirklich bezahlen will. —

Merkwürdige Beispiele von der Liebe der Frauen erzählt ein Engländer, der sich mehrere Jahre in Süd- und Nordamerika als Handelsmann, namentlich auch unter den Wilden, herumgestrieben hat. Bei einem Haufen Comanchen fiel ihm eine Frau auf, die seiner Meinung nach keine Indianerin sein konnte; er redete sie deshalb spanisch an und seine Vermuthung wurde bestätigt. Sie war einst von den Wilden geraubt worden, hatte sich mit einem Manne des Stammes verheirathet und wünschte durchaus nicht zu ihren Landsleuten zurückzukehren. Solche Beispiele sollen in der dortigen Gegend gar nicht selten vorkommen. So hatten die Comanchen vor etwa zwanzig Jahren die Tochter des Generalgouverneurs von Chihuahua geraubt und derselbe ließ den Wilden ein Lösegeld von 1000 Dollars überbringen, um seine Tochter wieder zu erhalten. Zum Erstaunen Aller weigerte sich aber das Mädchen zurückzukehren. Sie ließ ihrem Vater sagen, sie sei tätowirt, verheirathet und guter Hoffnung, und sie würde weit unglücklicher sein, wenn sie zu ihrem Vater zurückkehren müßte, als wenn sie bliebe, wo sie sei. —

Wie ungeheuer groß viele Klosterbesitzungen in Spanien waren, von denen manche bereits verkauft worden sind, beweist das Kloster Guadalupe, das vor dem Bürgerkriege in Feldern, Wäldern, Weiden, Heerden, Häusern, baarem Gelde, Juwelen

und Silbergeschirr ein Vermögen von wenigstens sieben Millionen Thalern besaß. . . Die Heerden des Klosters namentlich waren so zahlreich, daß sie sich selbst mit denen des Fürsten Esterhazy messen konnten, denn die Mönche besaßen 80,000 Schafe und 3000 Ochsen. —

Der Marquis von Barbacena, der eine so bedeutende Rolle in der Geschichte Brasiliens und Portugals spielte und im Jahre 1842 starb, war einer der reichsten Privatmänner, die es gegeben hat, brachte aber sein ganzes ungeheures Vermögen durch. Er war ein Portugiese von gemeiner Herkunft und stand als Souslieutenant in der brasilianischen Armee, als er die Tochter eines reichen Kaufmanns in Bahia zur Frau zu erhalten wußte, und zwar durch List, da er als armer Lieutenant keine Aussicht hatte, auf andere Weise seinen Zweck zu erreichen. Er borgte nämlich auf einige Tage eine bedeutende Summe Geldes, gab dann vor, er müsse auf Befehl sogleich eine Reise antreten, und bat den Vater des jungen Mädchens, ihm jenes Geld, das er sein Eigenthum nannte, bis zu seiner Rückkehr aufzuheben; gleichzeitig hielt er um die Hand des Mädchens an. Der Vater ließ sich verlocken und willigte in die Heirath; einige Tage darauf war er im Besitz eines glänzenden Vermögens. Don Pedro verwendete ihn später, in Europa Anleihen für Brasilien und Portugal abzuschließen. Dabei soll sich der Reichtum des Marquis ins Colossale vermehrt haben. — Ein Beispiel von dem Stolze der alten Familien in Brasilien giebt nachstehender Vorfall, der im vorigen Jahre in Fernambuc vorkam. Ein junger Mann ohne Vermögen hatte sich um ein Mädchen aus der Familie Albuquerque beworben, die dadurch aufs Höchste gereizt wurde, obgleich das Mädchen den jungen Mann wirklich liebte. Die sämtlichen Mitglieder der Familie kamen zusammen, der junge Mann fand sich ebenfalls ein und er glaubte des Erfolges sicher zu sein. Die Familie saß um einen Tisch herum, der mit einem Teppiche bedeckt war. Kaum hatte der junge Mann seinen Antrag begonnen, so hob das Haupt der Familie den Teppich auf, zeigte darunter Pistolen, einen Dolch und eine Peitsche, mit der die Sklaven gezüchtigt zu werden pflegen, und sagte zu dem verwunderten Liebhaber, wenn er bei seiner Bewerbung verharre, habe er nur unter den drei Todesarten zu wählen, da die Familie Albuquerque nicht zugeben könne, daß ein Mann wie er die Augen zu einem Mädchen dieses Namens erhebe. Der arme junge Mann mußte sich entfernen, da er keinen Augenblick zweifelhaft war, daß die Drohung an ihm sofort wahr gemacht werden würde. — Eine zweckmäßige Einrichtung besteht in den meisten brasilianischen Städten, und wir möchten ihre Einführung bei uns anempfehlen. Die Brasilianerinnen tanzen gern und es werden deshalb fast alle Tage Bälle gehalten. Um nun jede Rivalität im Puzen mit einem Male abzuschneiden, ist man übereingekommen, daß keine Dame anders als im einfachen Muslinkleide erscheinen darf; keine handelt gegen diese Sitte und alle befinden sich wohl dabei.



# Allgemeine Moden-Zeitung

N<sup>o</sup> 42.

1844.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Neubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde u. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.** Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Die Zauberlampe.

Erzählung nach einer böhmischen Sage  
von Ernst Willkomm.

(Fortsetzung.)

„Leicht schwebend wie eine Gazelle schlüpfte Bozena aus dem Gemache und kehrte in Kurzem mit der seltenen Lampe wieder zurück.

„O sieh, mein Geliebter!“ rief sie jubelnd aus, das funkelnde Kunstwerk mit beiden Händen so über ihr leuchtendes Haupt erhebend, daß das Kerzenlicht blendend über die schöne Arbeit und die ausdrucksvollen Männergesichter hinlief. „Sieh! hat Dein Auge noch jemals etwas Kostbareres erblickt?“

„In kokettem Spiel drehte sie die Lampe im Glanz der Lichter, damit sie von allen Seiten gleich hell beleuchtet werde, da stieß Zdenko einen furchtbaren Schrei wildester Verzweiflung aus und stürzte unter Zuckungen und mit grauenvoll verzerrten Mienen wie todt zu Boden! —

„Erschrocken stellte Bozena die Lampe auf den Tisch und sprang Zdenko bei. Dieser erhob sich bleich und zitternd.

„Um Christi Willen, was ist Dir zugestoßen?“ fragte Bozena besorgt, den Geliebten schützend mit beiden Armen umschlingend.

„Ich glaube,“ versetzte er matt, „die von Dir so bewunderte Lampe hat mich so erschreckt. Ich finde, daß sie grauenhaft aussieht, und daß die scheußlichen

Gesichter der metallenen Männer, die im Schimmer des Lichtes zu leben scheinen, mich wahnsinnig machen können! Ich bitte Dich, verbirg sie, sie macht mich unwohl!“

„Bozena schüttelte lächelnd ihren schönen Kopf. „Was begehrst Du, Lieber?“ sprach sie. „Ich soll das theuerste und mir liebste Geschenk entfernen, weil ein böser Geist Dich täuscht? Das kannst Du im Ernst nicht verlangen, Zdenko! Du bist angegriffen, die Geister der ungarischen Rebe trüben Deine Augen und erhitzen Deine Phantasie. Bitte, o bitte, bewundere doch mit mir diese Gebilde, die ich unablässig betrachten möchte!“

„Und wieder ergriff Bozena die Lampe und drehte sie im hellen Kerzenschein, und obwohl Zdenko nochmals seine Bitte wiederholte, konnte doch die junge Herrin nicht von dem Geschenk der Unbekannten lassen. Es war, als vermehre der Widerwille des Gatten gerade ihr Wohlgefallen an der Lampe. Sie gab sie nicht mehr aus der Hand, ja schmeichelnd und mit zärtlichen Küssen den Mißmuth Zdenko's beseitigend, füllte sie die Halbkugel mit Del und entzündete sie.

„O diese herrliche, farbensprühende Flamme!“ rief sie aus, als eine ihrer Dienerinnen die wunderbare Lampe in das Brautgemach gestellt hatte und sie mit ihrem bleichen Gatten jetzt den geschmückten im Flackerschein der Lampe seltsam blühenden Raum betrat. „Aus diesen farbigen Flammen werden die rei-

zendsten Träume auf uns herabsinken und uns in namenlose Seligkeiten einwiegen!"

„Zdenko schwieg finster und wendete absichtlich dem Schein der Lampe den Rücken zu; denn was Bozzena entzückte und ein prachtvolles Farbenspiel dünkte, das verwandelte sich vor Duba's Auge in eine drohende, aus bläulich-gelber Lohe aufsteigende Frauengestalt, aus deren linker Brust ein breiter Blutstrahl emporschoss. Schmerzliches Wimmern zitterte zu ihm heran, unterbrochen von lautschallendem Hohnlächeln, das von den zuckenden Lippen der fürchterlichen Männergesichter rollte! Obwohl dies gräßliche Schauspiel sich bei jedem Blicke wiederholte, den Zdenko oft wider Willen auf die grausenhafte Lampe warf, schwieg er doch still und durchwachte an der Seite der überglücklichen Bozzena eine entseßliche Nacht.

„Fürchtend, daß seine Gattin aus Wohlgefallen an dem entseßlichen Geschenk in der nächsten Nacht die Lampe abermals anzünden werde, beschloß er, sie heimlich zu entfernen und Niemand zu sagen, wohin sie gekommen sei. Ungelesen vergrub er das ihm verhaßte Geschenk im Garten des Schlosses und erwartete ruhig die Nacht. Aber — o Entsetzen! — beim Eintritt ins Schlafgemach stand die verzauberte Lampe wieder neben dem Lager und im Schein der Flamme hob und senkte sich unter dem Gelächter der gräßlichen Männer die wimmernde, blutbesleckte Frauengestalt! Dennoch beherrschte sich Zdenko, er überwand mit furchtbarer Standhaftigkeit die Qualen der Nacht und schleuderte das unheimliche Hochzeitsgeschenk am nächsten Morgen in den Schloßbrunnen unter dem Söller. Da aber auch dies die Lampe nicht vernichten konnte und sie in nächster Nacht wieder im Schlafzimmer stand, um ihn auf's Neue mit unaussprechlichen Qualen zu foltern, ließ sie Zdenko am dritten Tage von seinem Waffenschmiede in kleine Stücke zerschlagen. Nichtsdestoweniger erleuchtete sie Abends mit ihrer gespenstischen Flamme wiederum das Schlafgemach!

Jetzt fühlte Zdenko, daß er die namenlosen Martern der letzten drei Nächte nicht mehr lange ertragen könne, ohne von wildem Wahnsinne ergriffen zu werden. Darum faßte er den schnellen Entschluß, Bozzena ein unseliges Ereigniß aus seinem früheren Leben zu erzählen, selbst auf die Gefahr hin, ihre Liebe für immer damit zu verschmerzen. Er wollte lieber einsam und gehaßt durchs Leben gehen, als von unsichtbaren Zaubergewalten langsam unter entseßlichen Qualen zu Tode gefoltert werden.“

## 3.

Während der Ritter eine Pause machte, trat seine junge Gattin, die schöne Margarethe von Richenburg, in das Gemach, von zwei Dienern begleitet, deren Einer zwei silberne Pokale süß duftenden Weines, der Andere kaltes Geflügel und frische Südfrüchte in Schalen aus getriebenem Silber trug. Der Eremit erhob sich, um die schöne Herrin ehrerbietig zu grüßen. Margarethe dankte mit bezauberndem Lächeln und kredenzte mit eigener Hand dem frommen Manne den Pokal.

„Auf baldige Versöhnung der Feinde unserer Ahnen!“ sagte sie leise, den Rand des Bechers mit der Lippe streifend.

Der Eremit murmelte ein dumpfes „Amen!“ that einen Zug aus dem Pokale und richtete dann seine ernsten Augen auffordernd auf den Ritter. Wenzel, der inzwischen die Hand seiner Gattin zärtlich erfaßt hatte, bat die Schüchterne, dazubleiben, worauf er seine Erzählung fortsetzte.

„Bozzena war an diesem Tage gerade ausgelassen heiter, was sie veranlaßte, über die finstern Runzeln auf des Gatten Stirn zu scherzen, und ihr das süße Gelöbniß entlockte, daß sie ihn so lange küssen wollte, bis er wieder so verführerisch und glücklich lächeln werde, wie an jenem Tage, wo sie ihn zum Tanz aufgezogen habe. Zdenko's Stirn ward hierauf noch finsterner, er umarmte die heitere Bozzena und sie sanft an sich ziehend, bat er, sie möge ihm eine Weile zuhören, ihm aber auch Alles, was er ihr zu bekennen habe, vergeben, als Verirrungen ungebändigter Jugendleidenschaften. Der Ton dieser Stimme mäsigte die frohe Laune Bozzenas, sie suchte forschend in dem düstern Auge des Geliebten zu lesen und da sie nur Gram und Entsetzen darin entdeckte, so gab sie seufzend ihre Einwilligung. Darauf erzählte Zdenko Folgendes:

„Theuerste Bozzena, gewiß hat Dein Vater mit Dir von den Kämpfen gesprochen, welche die Gläubigen mit den Sarazenen in Palästina seit langen Jahren schon zu bestehen haben. Auch mich trieb der allgemeine Durst nach kriegerischem Ruhm ins gelobte Land, das zu jener Zeit König Andreas von Ungarn mit einem kampfbegierigen Christenheer zu erobern beabsichtigte. Ich war glücklich und erntete Ehre und Ruhm und kehrte, wenn auch nicht als Eroberer, doch als Sieger in mancher Schlacht, nach Europa zurück. Andreas hatte mich lieb gewonnen, was mich veranlaßte, in Bulgarien, wo er ausgebrochener Streitigkei-

ten wegen längere Zeit sich aufhielt, bei ihm zu bleiben. Hier lernte ich unter den vornehmen Bulgaren viele würdige Männer kennen, deren Freundschaft und Zuneigung ich bald gewann. Mit ihnen durchstreifte ich häufig die unermesslichen Waldungen, um Luchse, Wölfe und Bären zu jagen, und meine Geschicklichkeit, die ich mir alsbald auch in dieser Beschäftigung zueignete, machte mich zu einem täglichen Genossen des Wladysken Bogoris, in dessen Wohnung ich nunmehr oft aus- und einging. Eines Tages hatte ich das Unglück, auf der Bärenjagd durch ein grimmiges Thier, das ich bloß verwunden, nicht erlegen konnte, selbst lebensgefährlich verwundet zu werden. Nur die entschlossene Kühnheit meines Gastfreundes rettete mich. Bewußtlos ließ er mich in sein Haus schaffen und mir alle Pflege zu Theil werden, die der Freund dem Freunde nur angedeihen lassen kann.

„Bogoris besaß eine Tochter von außerordentlicher Schönheit. Dieses Mädchen, zur reizendsten Jungfrau erblüht, war mir Pflegerin und Arzt in meiner Krankheit. Sie wachte mit liebevoller Sorgfalt und nie ermüdender Ausdauer Tag und Nacht über mich. Der süße Laut ihrer Stimme tröstete mich, der belebende Athem ihres Mundes linderte die Gluth des Fiebers, das in meinen Nerven wüthete. Sie verband mit zarter Schonung meine Wunden und nur ihrer Aufmerksamkeit war es möglich, mich vom Tode zu retten. Ich genas langsam. Als meine Besinnung wieder dauernd zurückkehrte, versuchte ich der holden Pflegerin mit Wort und Blick zu danken, und ich läugne nicht, daß ich mehr Gluth in meine Rede legte, als die pflichtgemäße kühle Dankbarkeit fordern konnte. Allein mein Herz war bewegt, und heiß und stürmisch, wie ich es klopfen fühlte, ließ ich mein Gefühl sprechen. Ladika, so hieß die Bulgarin, dankte mir mit Blicken, die mein ganzes Wesen entflammten. Sie gestanden mir stillschweigend, daß sie mich liebe!

„In der Nacht nach diesem Tage, der mich so heftig erschüttert hatte, daß meine Fieberanfalle wieder zurückkehrten, glaubte ich in halbberuhtem Schlafe die Bulgarin zu erblicken, wie sie eine seltsam gestaltete Lampe mit Del füllte, anzündete und unverständliche Worte mit der gaukelnden Flamme sprach. Diese — so schien es mir — gab ihr schallend Antwort und die zwölf metallenen Männer, die das Delgefäß auf ihren Händen trugen, fielen in ein heiteres Lachen, das aber von Minute zu Minute wuchs, immer heftiger wurde und endlich, während ihre Gesichter sich

grauenhaft verzerrten, in ein so gräßliches Hohngelächter überging, daß ich vor Entsetzen darüber in ohnmächtige Betäubung fiel.

„Am nächsten Morgen erwachte ich gestärkt und fast genesen, und ich würde das Gesicht der Nacht für einen phantastischen Traum gehalten haben, hätte ich nicht wirklich dieselbe Lampe mit den sonderbar gestalteten Männern neben meinem Lager stehen sehen! Während ich das eigenthümliche Gerath halb neugierig, halb mit Grausen betrachtete, fliegt Ladika auf mich zu und umarmt mich mit Ungestüm, bedeckt mich mit heißen Küssen.

„Du genesest, Freund,“ ruft sie heftig bewegt, „Du wirst leben und glücklich sein!“

„Wenn das Feuerauge Ladikas ewig über mich wacht!“ gab ich zur Antwort und abermals suchten und fanden sich unsere Lippen. Ja, Bozena, wir schwelgten in hoher Seligkeit! Unsere Seelen hatten sich gefunden und als fürchteten sie, durch einen brausenden Sturm bald wieder auseinander gerissen zu werden, so glühend, so bis zum Wahnsinn wild und ungestüm verzehrten sie sich im Rausche des Augenblickes! Da fiel mein Blick wieder auf die Lampe, und beruhigter, Ladikas Hände küssend, fragte ich sie, was es mit derselben für eine wunderbare Bewandtniß habe, indem ich ihr die verworrenen Bilder der Nacht mittheilte.

„Ladika erblaßte und ich konnte deutlich bemerken, daß sie an allen Gliedern zitterte. Dennoch war sie schnell gefaßt und gab mir mit feierlichem Ernst zur Antwort: „Bdenko, wenn Du mich liebst, so vergiß den Eindruck, welchen der Anblick dieser Lampe auf Dich gemacht hat und unternimm es nie mehr, mich nach derselben zu fragen! Du würdest dadurch Dich und mich unglücklich machen! Kannst Du aber schweigen, dann schwöre ich Dir bei meiner Liebe, daß unaussprechliches Glück unserer harret! Schwöre auch Du, meine Bitte erfüllen zu wollen!“

„Ladika war hinreißend in ihrer begeisterten Aufregung. Sie hatte die geheimnißvolle Lampe erhoben und drehte sie in der weißen Hand, wie einen Kreisel, daß die wunderbaren Männergesichter wie im Sturme an meinem Auge vorübergleiteten. Ich liebte das Mädchen heißer denn je und mit hastig erhobener Hand leistete ich den verlangten Schwur. Ladika setzte die Lampe nieder, küßte mich, jauchzend vor Freude, und fortan war durchaus nicht mehr unter uns die Rede von der Lampe. Ganz meiner Leidenschaft lebend, in

dieser und den Zerstreuungen der Jagd, der ich mich nach vollendeter Genesung wieder hingab, lebte ich in einem ununterbrochenen Rausche nie gewohnten Glückes. Ich ließ König Andreas allein nach Ungarn ziehen und blieb als Gast bei dem Bulgaren. Gott weiß, wie lange ich dies Leben fortgesetzt hätte, wäre nicht ein ursprünglich nichtsagender Zufall Veranlassung geworden zu plötzlicher Sinnes- und Willensänderung.

„Ein reicher Bulgare, Freund und Nachbar Bogoris“, lud diesen zugleich mit mir zu einem solennen Feste, das er seinen Freunden gab. Ich folgte gern dieser Einladung, da mir die Meisten der Gäste schon bekannt waren. Mit großer Herzlichkeit werde ich empfangen und als nach und nach auch die andern Geladenen eingetroffen sind und wir an der prunkenden Tafel Platz genommen haben, läßt der Wirth den sogenannten Freundschaftsbecher herbeibringen, mit funkelndem Weine schäumend bis zum Rande füllen und ihn den versammelten Freunden reichen. Es war ein prachtvoller Becher, den goldene Zierrathen reich umgaben, allein die Höhlung selbst bildete ein — Menschenschädel! Mit ernster Würde hielten sämtliche Bulgaren den Umtrunk und jetzt kam der Becher an mich. Ich erfasse ihn, ich führe ihn an die Lippen, ich neige ihn schon zum Trunk — da flimmert es mir vor den Augen und ich glaube in der goldenen Einfassung, in dem schön getriebenen Fuße die grinsenden Gestalten der geheimnißvollen Lampe zu erblicken. Bewältigt vor Schreck und Abscheu entsinkt der Becher meiner Hand, mit purpurner Weinsluth die Festtafel überströmend. —

„Nur Bogoris' Besonnenheit verdankte ich in jener verhängnißvollen Stunde mein Leben; denn wüthend drangen die Bulgaren mit gezogenen Schwertern auf mich ein, um mich zu durchbohren. Ich hatte die heilig gehaltene Sitte der Gastfreundschaft gröblich verletzt, die dem Fremdlinge in der Bulgarei keine größere Ehre angedeihen zu lassen weiß, als wenn sie ihm den Ehrenbecher reicht, der stets aus der Hirnschale eines erschlagenen Feindes besteht! Bogoris stellte dies den Ergrimmten vor, entschuldigte mein Versehen mit der Unkenntniß ihrer Sitten und Gebräuche und vermochte auch wirklich die schwer Gekränkten zu besänftigen. Allein vergeblich bemühte sich der Wirth, den müntern Geist geselliger Unterhaltung unter den Versammelten wieder zu erwecken. Die Mehrzahl blieb stumm und maß mich Unglücklichen mit drohenden Blicken. Unverschuldet hatte ich das Freudenfest in

ein Trauermahl verwandelt! — Auch mich ergriff eine kaum zu mäßige Unruhe. Das Bild der unseligen Lampe gaukelte vor mir auf und ab, und um nur die Enge des geschlossenen Raumes bald meiden zu können, vermochte ich durch wiederholtes Bitten Bogoris, die Bulgaren mit mir zu verlassen.

„Geraume Zeit ritten wir auf dem Heimwege schweigend neben einander her, Jeder mit seinen eigenen düstern Gedanken beschäftigt. Endlich aber begann Bogoris zu sprechen und mich, obwohl in sanfter Weise, der verursachten schlimmen Störung wegen zu tadeln. Er entwarf mir in wenig Worten ein Bild ihrer geselligen Sitten, ihrer heilig gehaltenen Gebräuche, ihrer Art und Weise, hochgeachtete Fremde zu ehren. „Und das,“ schloß er, „das habt Ihr nun Alles so gröblich und schimpflich verletzt! Wahrlich, ich selbst weiß noch nicht, wie ich Euch vor der Rache der Grolenden schützen soll, obwohl ich gern zugebe, daß Ihr den Becher nicht mit Willen Eurer Hand entgleiten ließt.“

„Bei allen Heiligen, werther Freund,“ versetzte ich, „es war ein unseliger Zufall! Doch ist Jemand daran Schuld, so seid Ihr es wahrhaftig mehr als ich!“

„Ich?“ fiel Bogoris ein. „Wie wollt Ihr das behaupten?“

„Kennt Ihr die Lampe in Eurem Hause?“

„Ob ich sie kenne!“ versetzte Bogoris ernst. „Mir ist wohl, wenn ich sie nicht sehe!“

„Nun so wisset, edler Bogoris, daß ich die fürchterlich verzerrten Gesichter jener Lampe am Becher Eures Freundes zu sehen glaubte und vor Entsetzen darüber ihn meiner Hand entgleiten ließ!“

„Das ist sonderbar!“ sprach der Bulgare.

„Nicht sonderbarer als jene Lampe, die ich sehr geneigt bin, für eine Zauberlampe zu halten.“

Bogoris neigte bejahend sein Haupt. „Es ist nicht gut davon sprechen,“ sagte er nach einer Weile. „Ich selbst weiß nicht, welche Bewandniß es mit diesem Kunstwerke hat, denn nie kam sie in meinen oder überhaupt in den Besitz eines Mannes. Sie ist das Geschenk einer weisen, mit magischen Künsten vertrauten Frau an die Mutter meiner Gattin, die sich mit derselben verwandt zu sein rühmte. Meine verstorbene Gattin erbte sie von ihrer Mutter, und ich erinnere mich, daß ich sie verschiedene Male mit der züngelnden Flamme der Lampe in Lauten reden hörte, die ich nicht verstand. Bei ihrem Tode ging die Lampe

auf meine Tochter über nach dem ausdrücklichen Willen der Sterbenden, die sie ihr mit schon erkaltender Hand reichte. Seitdem spricht Ladika zuweilen mit der Flamme der Lampe und erholt sich von ihr in zweifelhaften Fällen Rath. Ich lasse sie gewähren, da ich von dem Zauberwesen nichts verstehe und Ihr werdet am Besten thun, Euch die Sache ebenfalls aus dem Sinne zu schlagen und Euch zu stellen, als hätte Ihr die Lampe niemals gesehen!“

„So ging denn, was ich mehrmals schauernd geahnt hatte, in Erfüllung. Ich liebte eine finstere Zauberin, die mit verworfenen Künsten der Nacht meine arglose Seele gefangen genommen und an die ihrige festgekettet hatte! Eine namenlose Angst ergriff mich. Ich entfeste mich vor mir selbst, wenn ich der Liebeskosungen gedachte, die ich von Ladika empfangen hatte. Abscheu, Grauen trat an die Stelle süßer Neigung, glücklichen Begehrens. Meine Liebe schwand und hasserfüllt wandte ich mich von dem verführerischen Weibe mit eisiger Kälte.

„Ladika schwieg zu diesem seltsamen Betragen, da sie nicht ahnen konnte, was mich dazu veranlaßte. Ich aber ward von furchtbarer Unruhe gefoltert; denn wo ich mich auch hinwenden mochte, das gräßliche Bild der Zauberlampe schwebte immer vor meinem Geiste. Ich hörte das Hohnlachen der metallenen Männer, ich sah ihr Grinsen und über die farbige Flamme gebeugt das bleiche Antlitz meiner Geliebten, wie sie düstere Beschwörungsformeln murmelte! —

„Diese Qual zu enden und für immer so unwürdige Banden abzustreifen, trat ich plötzlich vor den Bulgaren und kündigte ihm meine Abreise an, dankende Worte für seine mir so zuvorkommend erwiesene Gastfreundschaft aus Herzensgrund einfließen lassend. Bogoris war bestürzt und willigte nur ungern ein, daß ich ihn verlasse, allein, da er wohl sah, daß es mir Ernst war und auch meine Gründe ihm einleuchteten, so entließ er mich mit aufrichtigen Segenswünschen. Schon glaubte ich, alle Hindernisse besiegt zu haben, als Ladika, von meinem Entschlusse benachrichtigt, mir entgegenstürzt, mit Thränen in ihren schönen Augen mich umschlingt und mit sich fort in ihr Gemach zieht. Hier wirft sie sich laut schluchzend zu meinen Füßen, umflammert mit ihren marmorweißen Armen meine Knie und ruft verzweiflungsvoll aus:

„Undankbarer, wie kannst Du mich jetzt verlassen, nun ich Dir bereitwillig Alles geopfert habe! War ich je kalt, je launenhaft oder herrschsüchtig gegen Dich?

D nie, nie! Ich bin mir bewußt, jeden kleinsten Wunsch Deines stolzen Herzens errathen, jeden ohne Zaudern mit Hingebung und Liebe erfüllt zu haben! Sieh, Idenko, ich liebte Dich im Augenblick, als Du über unsere Schwelle tratest! Du fandest Wohlgefallen an mir, meine Reize dünkten Dir ein wünschenswerthes Besizthum! Ich konnte Deinen bezaubernden Bitten nicht widerstehen und Du wolltest für so große Dir gebrachte Opfer mich treulos verlassen?“

„Hestiges Schluchzen ersticke jetzt ihre Stimme und stammelnd gestand sie mir, daß sie sich Mutter fühle und von mir als eheliches Gemahl heimgeführt zu werden begehre!

„Mein Unrecht fühlend ward ich gerührt von den Klagen des schönen Mädchens. Nicht mehr die unheimliche Zauberin, nur die Geliebte sah ich vor mir! Sollte, durfte ich sie verstoßen, sie der Verachtung, dem Elende Preis geben? Ich vergaß alle Schauer der letzten Tage, und Ladika aufhebend und mit meinen Armen umfassend, schwur ich feierlich, daß ich, zurückgekehrt nach Böhmen, sie mir als Gattin von Bogoris erbitten und mit ewig treuer Liebe das ihr zugefügte Leid vergelten wolle!

(Fortsetzung folgt.)

### Miscellen.

(Moreaus Tod.) Der Baron Dennide erzählt in einer der neuesten Nummern des Constitutionnel bei der Schilderung der Schlacht bei Dresden: „Der Kaiser ritt mehrmals im Laufe des Tages an der Linie hin von einem Ende bis zum andern; die Kugeln schienen ihn zu schonen; er sah und leitete alles und wenn irgend eine Schlacht mit einer Schachpartie verglichen werden kann, so ist es diese. — Gegen zwei Uhr, als das Feuern nachzulassen anfing, hielt der Kaiser einen Augenblick vor einer Batterie der jungen Garde und betrachtete durch sein Fernrohr die Bewegungen des Feindes, als er am Abhange eines Hügel eine Reitergruppe bemerkte. Rasch drehte er sich um und sagte zu dem Offizier, welcher die Batterie commandirte: „Vertreiben Sie diese Gruppe.“ Sogleich wurde eine Kugel nach der bezeichneten Stelle abgeschossen und sobald der Rauch sich verzogen hatte, bemerkte man in jener Gruppe eine gewisse Unruhe. Diese Kugel, welche gleichsam von dem Kaiser selbst abgeschossen worden war, sollte — Moreau treffen. — Am zweiten Tage nach der Schlacht brachte ein königl. Jäger einen ziemlich großen Jagdhund zu dem Prinzen von Neuchâtel. Dieser Hund hatte ein Halsband von röthlichem

Feber mit einem Kupferplättchen daran, auf welchem man las: j'appartiens au général Moreau (ich gehöre dem General Moreau). Dieser Hund war, wie der Jäger aus sagte, einem Offizier gefolgt, den man nach Dohna gebracht habe, wo er gestorben sei, und wo ihn der Kaiser von Rußland selbst mehrmals besucht habe. Einige Tage nach der Schlacht bei Dresden kam Napoleon selbst nach Dohna und er ließ sich da die Stube zeigen, in welcher Moreau gestorben war.

(Das Pfeifen im Theater.) Es ist bekannt genug, welche ganz persönlichen Gründe oft einzelne aus dem Publicum veranlassen, einen Künstler auszupfeifen. Eines der auffallendsten Beispiele dieser Art ist folgendes. Lablache schickte einst einen Diener fort, weil ihn derselbe schamlos bestahl. Der Echte Mensch steckte das Geld ein, das ihm Lablache noch auszahlte, nahm dann ein Hundert-Sou-Stück, hielt es dem Künstler hin und sagte: „damit werde ich Sie heute Abend auspfeifen.“ Und wirklich, als das Publicum Lablache gerade voll Entzücken beklatschte, schallten pfeifende Töne gellend durch das Haus zu allgemeiner Verwunderung. — „Achten Sie nicht darauf,“ sagte Lablache ganz gelassen zu dem Publicum; „es ist mein Diener, den ich heute fortgejagt habe.“ —

Am häufigsten werden die Künstler, selbst die größten, in Italien ausgepfeift, oft aus Kabale, oft auch aus einer Laune, von welcher sich das Parterre selbst keine genaue Rechenschaft geben kann. Und zu welcher List man greift, wenn die Behörde einschreitet, stellt man sich kaum vor. Vor zwei Jahren z. B. wollten die Studenten in Padua um keinen Preis eine gewisse Sängerin dulden, eine Künstlerin von Ruf. Sie pfeiften dieselbe regelmäßig und im größten Maßstabe aus. Endlich glaubte die Polizei einschreiten zu müssen, da der Zorn der Studenten völlig unbegründet zu sein schien. Nun begann ein Kampf zwischen der Behörde und den Studenten, welche zuletzt doch Sieger blieben. Bald wurden die Thüren lärmend aufgerissen und zugeworfen, bald waren Knallerbsen überall herum zerstreut und Niemand konnte fest auftreten, ohne fürchten zu müssen, durch einen Knall das Publicum zu erschrecken. Endlich, als die Studenten nicht mehr wußten, was sie noch erfinden könnten, streuten sie auf die Lehnen der Logen, auf die Sessel, auf die Bänke im Parterre gepulverte Nieswurzel die einen beißenden Geruch verbreitet. Die arme Prima Donna wurde, als sie erschien, mit einem allgemeinen Niesen empfangen. Das Orchester niesete, der Souffleur konnte das Taschentuch nicht aus der Hand legen, denn die Thränen liefen ihm aus den Augen und er niesete ohne Unterlaß, die Damen hielten die Taschentücher vor die Augen und die Männer nieseten und fluchten über das Niesen. Selbst die Polizeidiener, die sich wie gewöhnlich eingefunden hatten, um den Tumult zu stillen, nieseten in lächerlicher Weise. . Von Singen und Spielen war diesen Abend keine Rede und die Sängerin verließ Padua.

(Die Gewohnheiten.) Herr von Saint-Foir war früher Soldat gewesen, vertauschte den Degen mit der Feder, gewann sich durch dieselbe einen gewissen Namen, war aber immer mehr wegen seiner Duelle als wegen seiner Schriften bekannt. Eines Abends befand er sich im Theater und ein älterer Mann, der ihm unversehens auf den Fuß getreten hatte, bat ihn höflich um Verzeihung. Saint-Foir hatte seit mehreren Wochen kein Duell gehabt und ergriff deshalb die Gelegenheit, welche sich ihm darbot. Er richtete sich stolz empor und antwortete trocken: „Ich verzeihe eine Beleidigung niemals.“ — „Auch nicht, wenn sie ohne Absicht erfolgte?“ — „Ich züchtige jedesmal den Beleidiger.“ — „Und wenn man Sie um Entschuldigung bittet?“ — „So höre ich nicht darauf; es ist das so meine Gewohnheit. . Ich verlange daher Genugthuung.“ — „Mit dem Degen, ohne Zweifel?“ — „Mit dem Degen.“ — „Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?“ — „Ich bin Saint-Foir, sonst Soldat, jetzt Geschichtschreiber und dramatischer Dichter.“ — „Ihr Name ist mir sehr wohl bekannt und es freut mich, daß ein wirklich unabsichtliches Versehen mir die Ehre Ihrer Bekanntschaft verschafft.“ — „Doch ich werde Ihnen auch ein Andenken hinterlassen.“ — „Ich werde Ihnen dafür dankbar sein. Aber ich habe eine Bedingung zu stellen, nämlich, daß Sie zu mir kommen. Es ist meine Gewohnheit zu verlangen, daß derjenige zu mir komme, der ein Geschäft mit mir hat.“ — „Ich werde mich einfinden. Wann soll ich kommen?“ — „Wann Sie wollen, aber nur nicht vor elf Uhr, da ich die Gewohnheit habe, so lange zu schlafen.“ Der Geforderte nannte noch seinen Namen und seine Wohnung und die beiden Gegner trennten sich. Am andern Tag um elf Uhr fand sich Saint-Foir pünktlich ein. Sein Gegner war noch in Schlafrock und Pantoffeln, er empfing ihn aber mit der größten Artigkeit. „Wollen Sie mir die Ehre erzeigen, mit mir zu frühstücken?“ fragte er sodann. — „Ich danke,“ antwortete Saint-Foir kalt. — „Das bedauere ich, denn dann muß ich allein frühstücken, da ich die Gewohnheit habe, nie auszugehen, ohne gefrühstückt zu haben.“ Er setzte sich darauf an den Tisch und verzehrte sein Frühstück mit der Ruhe und der lächelnden Miene eines Mannes, der sich ganz wohl befindet. Dabei bemühte er sich, die Unterhaltung fortwährend im Gange zu erhalten. Nach dem Frühstück sagte er endlich: „Nun erlauben Sie mir, daß ich mich anleide.“ Saint-Foir nickte. Der Gegner ließ sich rasiren und frisiren und kleidete sich so gelassen an, wie Jemand, der durchaus keine Eile hat. Als er endlich den Degen umgeschmalt, die Handschuhe angezogen und den Hut aufgesetzt hatte, sagte er: „Jetzt stehe ich Ihnen zu Diensten.“ Saint-Foir athmete wieder freier. Sie gingen die Treppe hinunter und einige Straßen hin, bis sie an ein bekanntes Kaffeehaus gelangten. Hier sagte der Gegner, der sich Perceval nannte: „Ich trinke hier nach dem Frühstücke stets eine Tasse Kaffee; es ist meine Gewohnheit und ich hoffe, Sie werden mir erlauben, nach derselben zu handeln. Uebrigens wird es uns nicht lange aufhalten.“

ten." Saint-Foix, dem die Geduld bereits fast ausgegangen war, konnte nur noch mit Mühe an sich halten. Er folgte indes seinem Gegner in das Kaffeehaus, wo Perceval zu ihm sagte: „Erzeigen Sie mir die Ehre, eine Tasse Kaffee mit mir zu trinken; er ist vortrefflich hier.“ — „Ich weiß es, aber ich danke.“ — „Nun, wie es Ihnen beliebt. Ich sehe mit Bedauern, daß Sie ein unbeugsamer Mann sind.“ Perceval ließ sich Kaffee bringen und trank ihn sehr langsam. Als er fertig war, sah er Saint-Foix an und fragte: „spielen Sie Schach?“ Saint-Foix wußte nicht, was er auf diese so ganz ungehörige Frage antworten sollte, und sah den Gegner verblüfft an, der sich stellte, als bemerkte er das Staunen nicht und wiederholte: „Ich habe die Ehre, Sie zu fragen, ob Sie Schach spielen?“ — „Nein,“ antwortete Saint-Foix endlich. — „Auch nicht Dame?“ — „Nein.“ — „Das ist Schade; ich wollte Sie bitten, eine Partie mit mir zu spielen, weil ich die Gewohnheit habe, nach meinem Kaffee drei Partien Dame oder Schach zu spielen.“ Saint-Foix, der noch nie so lange an sich gehalten hatte, verlor endlich die Geduld und fuhr heraus: „Sie scheinen sehr viele Gewohnheiten zu haben, mein Herr.“ — „Allerdings, und Sie wissen ja selbst, daß die Gewohnheit die zweite Natur ist. Doch dort sehe ich einen Bekannten. . . Wenn Sie vielleicht einen Besuch zu machen haben, so können Sie eine Stunde ausbleiben, aber nicht länger; ich habe die Gewohnheit, nie länger zu spielen.“ Saint-Foix, der einzusehen ansah, daß man ihn verhöhnen wollte, blieb in dem Kaffeehause, um zu sehen, wie die Comödie enden würde. Genau nach einer Stunde kam Perceval zu ihm und sagte: „Meine Partie ist zu Ende.“ — „Wir können nun die unserige beginnen.“ — „Allerdings; doch muß ich Ihnen sagen, daß ich die Gewohnheit habe, nach meinen drei Partien eine Stunde in den Tuilerien spazieren zu gehen. Wenn Sie nichts dagegen haben, wollen wir dahin gehen.“ Saint-Foix nahm es an, weil er glaubte, das Duell solle in der Nähe der Tuilerien und zwar in den elysäischen Feldern stattfinden, die damals ganz öde waren. Er hatte also die Geduld, noch eine Stunde mit spazieren zu gehen. Als diese vorüber war, wollte Perceval in seine Wohnung zurückkehren. „Was?“ fuhr Saint-Foix auf; „haben Sie vergessen, daß wir uns schlagen müssen?“ — „Sie scherzen, Herr von Saint-Foix; ich bin kein Raufbold und kann es nicht sein, da ich Präsident des höchsten Gerichtshofs bin.“ Saint-Foix prallte zurück, sammelte sich aber bald, verbeugte sich tief vor dem Beamten, entfernte sich und nahm sich fest vor, in Zukunft Niemanden zu fordern, bevor er ihn nicht bloß nach dem Namen, sondern auch nach Stand und Amt gefragt habe.

### Generalcorrespondenz.

Die glänzendsten Einnahmen nach den berühmten Sängern und Längerinnen haben in unsern Tagen die berühmten

Novellisten. Welche Summe Sue erhält, ist bekannt genug. Ihm nächst mag Dickens („Boz“) stehen. Der Letztere macht jetzt eine Reise in Italien, und zwar ganz im Style eines großen Herrn. Er hat vierzehn Personen bei sich, die in drei ungeheuer große Reisewagen vertheilt sind. Er gedenkt auch Gemälde, Statuen &c. zu kaufen, wenn er etwas findet, was ihm gefällt. An Mitteln fehlt es ihm nicht; sein neuester Roman allein, „Martin Chuzzlewit“, hat ihm bis jetzt bereits zwanzigtausend Thaler eingebracht. — Bulwer gehört auch zu den reichsten Schriftstellern. Er läßt sich jetzt ein Schloß bauen, das alle anderen derartigen Gebäude in England übertreffen soll, obgleich gerade England an solchen Prachtschlössern sehr reich ist. — Auch in Deutschland haben wir reiche Schriftsteller, wie es denn überhaupt in unserer Zeit nicht mehr wahr ist, was man gewöhnlich sagt, daß nämlich die Schriftsteller im Allgemeinen arm wären. —

Als eine Merkwürdigkeit müssen wir erwähnen, daß Freiligrath, wie er selbst in seinem „Glaubensbekenntnisse“ (einer Sammlung politischer Gedichte) erklärt, die Pension von 300 Thln., welche ihm der König von Preußen ausgesetzt hatte, freiwillig aufgegeben und sich wiederum unbedingt der Partei des Fortschrittes angeschlossen hat. —

In Paris erzählt man sich eine Geschichte, die eine gewisse Aehnlichkeit mit jener von der Dame mit dem Todtenkopfe hat. Ein junges Mädchen nämlich, ein wahres Wunder von Anmuth und Talenten, die reich ist, wie man es in einem Märchen aus Tausend und einer Nacht liest, die spielt und singt wie die heilige Cäcilie, tanzt wie die Taglioni und reitet wie die Francini, befindet sich in dem Kloster zum heiligen Herzen. Sie ist überdies die Tochter eines Kaisers. Ihr schwarzes Haar fällt in langen Locken an ihren Wangen herab; ihre Augen, die bald zärtlich, bald feurig und stolz sind, ihre Aschenbrödel-füßchen, ihre niedlichen Hände, ihre Perlenzähne und ihr schlanker Wuchs lassen sich mit nichts vergleichen. Sie selbst und die frommen Schwestern, ihre Erzieherinnen, träumen von einer glänzenden Heirath für sie, und ob sie gleich bereits vierundzwanzig Jahre zählt, so sind diese Talente, diese Reize und die zwei Millionen jährlicher Einkünfte, welche sie ihrem Manne zubringen wird, doch noch immer in den Mauern eines Klosters begraben. Die junge Prinzessin legt übrigens auf Stand und Vermögen keinen Werth, aber sie will nur einen berühmten Mann lieben. Schon sind zwei Herzogsöhne gescheitert und keiner erlangte das Glück, sie zu sehen; denn nach einer seltsamen Laune weigert sich die junge Schöne, sich vorher sehen zu lassen; sie will auf Vertrauen geheirathet sein. Sie ist hinter einem Vorhange verborgen, wenn Bewerber mit ihr sprechen und sieht dieselben, ohne von ihnen gesehen zu werden. Keiner von Allen hat noch das Glück gehabt, dieser Diana im Kloster zu gefallen. Unterdeß vergehen die Jahre, ihre Augen verlieren vielleicht von ihrem Glanze, ihr Wuchs von seiner Schlankheit; freilich wächst dafür ihr Vermögen. Ein Elegant hörte leztlich auch von dieser phantastischen Ge-

sichte und er entschloß sich, die Eroberung dieser geheimnißvollen und reichen Person zu versuchen. Man erlaubte ihm, seine Bewerbung anzubringen. Sein erster Besuch war auch glücklich, er mißfiel nicht; es folgte eine zweite und eine dritte Prüfung und der junge Mann wurde jedes Mal leidenschaftlicher. Die Neuheit der Lage und — die Größe der Mitgift stachelten sein Herz. . . Er konnte glauben, von der unsichtbaren Millionärin geliebt zu werden, und deshalb glaubte er eines Abends etwas wagen zu können, seine Neugierde befriedigen zu dürfen. Er riß deshalb plötzlich den Vorhang weg, der ihn von der Schönen trennte, welcher seine Phantasie so viele Reize ließ. . . Er sah sich — einer Mulattin gegenüber und — die schwarze Prinzessin sucht noch immer einen Mann. —

Daß Jemand in unserer Zeit noch aus Liebe sterben kann, scheint unglaublich zu sein, es ist aber kürzlich ein Beispiel der Art vorgekommen, sogar in Amerika. In dem Dorfe Syracuse (im Staate Neu-York) hatte sich nämlich vor ungefähr sechs Jahren einer unserer deutschen Landleute mit einem jungen Mädchen niedergelassen. Sie hatten einander auf der Ueberfahrt kennen gelernt, in einander sich verliebt und die innigste Verbindung geschlossen. Da sie die amerikanischen Sitten nicht kannten, so dachten sie nicht daran, ihre Verbindung durch die Gesetze weihen zu lassen, sie lebten aber bis jetzt im besten Vernehmen mit einander und galten im Dorfe für verheirathet. Vor einigen Wochen endlich hat das Mädchen bringend ihren Freund, ihre Verbindung legalisiren zu lassen; er aber antwortete darauf, er sehe nicht ein, warum dies nöthig sei; sie bestand darauf und erklärte ihm, daß sie ihn für immer verlassen müsse, wenn er ihrem Wunsche nicht nachgebe. Er glaubte an diese Drohung nicht und reiste am anderen Tage nach Auburn. Nach seiner Rückkunft fand er die Freundin nicht in seinem Hause und begab sich deshalb zu den Nachbarn und Freunden, um sie zu fragen, ob sie „seine Frau“ nicht gesehen hätten; wie groß war aber sein Erstaunen, als er bei einem dieser Freunde eine Gesellschaft fand und unter derselben einen Mann des Gesezes, der eben die junge Frau, mit welcher er sechs Jahre so glücklich gelebt, einem andern, auch einem Deutschen, zur Frau gegeben hatte. Ohne irgend ein Wort zu sagen, ging er nach Hause, und rief in seinem Schmerze aus: „Ach, Marie! Ach, Marie!“ Die, welche ihm nachgeeilt waren, fanden ihn bereits dem Verschwinden nahe. Die Krämpfe der Verzweiflung hatten ihm eine Ader in der Brust zerrissen. In den Tagen, die er in seinem Todeskampfe zubrachte, hat er mehrmals, diejenige wiedersehen zu dürfen, welche seinen Tod veranlaßt hatte; aber der nunmehrige Mann derselben weigerte sich hartnäckig, seinem unglücklichen Nebenbuhler diesen letzten Trost zu bewilligen. —

Bekanntlich sind die Antillen in den letzten fünf Jahren von mehreren schrecklichen Erdbeben heimgesucht worden, von des-

sen namentlich das vom 8. Februar 1843 noch in frischer Erinnerung ist, welches die Stadt Point-à-Pitre auf Guadeloupe zerstörte. Ein Augenzeuge dieses furchtbaren Ereignisses beschreibt dasselbe jetzt mit folgenden Worten: Die Stadt enthielt damals eine Bevölkerung von 18,000 Menschen in 2500 Häusern, von denen nur etwa 200 aus Holz gebaut waren. Sie galt mit Recht für eine der blühendsten Städte in ganz Westindien. In der Nacht vor dem Erdbeben war ein großer Ball gegeben worden und viele Personen ruheten von den Tanzanstrengungen noch aus. Der Assisenhof war versammelt, um Recht zu sprechen; das erste Gasthaus war mit Fremden und Pflanzern aus dem Innern überfüllt, während auf den Gassen und in den Straßen der Handel und Verkehr ihren gewohnten Weg gingen. Fünfundzwanzig Minuten vor elf Uhr hörte man plötzlich ein hohles, rollendes, rumpelndes Geräusch, wie fernen Donner; das Meer schlug gewaltig an die Küste; die Erde hob und senkte sich krampfhaft, als athme sie beschwerlich; an verschiedenen Stellen bekam sie Risse, aus denen Ströme von Wasser herausspritzten. In einem und demselben Augenblicke waren alle steinernen Gebäude zusammengestürzt und bildeten einen Haufen von Schutt und Trümmern; in demselben gräßlichen Augenblicke waren aber auch fünftausend Menschen ihren Familien und Freunden entrisen und von dem Tode dahingerafft. Aber das Werk der Zerstörung endete damit nicht; kaum hatte die Erde aufgehört zu beben, so brach an verschiedenen Orten gleichzeitig Feuer aus und die überlebenden Menschen waren so bestürzt, daß kein einziges Haus den Flammen entrisen werden konnte. In wenigen Minuten leckten die Flammen, ein ungeheures Feuermeer, über die ganze Stadt, über die Trümmer und die noch stehenden Gebäude und ein lauter entsetzlicher Schrei der Lebenden, ein langes Aechzen der Sterbenden besiegelten das traurige Geschick von Point-à-Pitre, dem Stolze des Westens. Die grauenvollen Auftritte, die dabei vorkamen, sind durchaus nicht zu beschreiben. . . Väter liefen in Verzweiflung umher, um ihre Kinder zu suchen, Kinder schrieten laut nach ihren Müttern, Mütter riefen ihre Männer, Männer ihre Frauen und die jammernde-verzweiflungsvolle Menge, die auf den Ruinen umherirrte, um eine Mutter, einen Vater, einen Gatten, ein Kind, einen Bruder, eine Schwester, einen Freund zu suchen, fand nichts als kopflose Rumpfe oder einzelne abgerissene Glieder. Reiche und Arme, Schwarze und Weiße, Herren und Sklaven, alle lagen in einem großen Grabe vereint — zerquetscht, verbrannt. Dann die Scenen des Raubes und Mordes, der ansteckenden Krankheiten! — Der fühlende Mensch muß sich schauernd von diesen gräßlichen Bildern abwenden.



# Allgemeine Moden-Zeitung

N<sup>o</sup> 43.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



1844.

Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde u. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.** Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Die Zauberlampe.

Erzählung nach einer böhmischen Sage

von Ernst Willkomm.

(Fortsetzung.)

„Ladika beruhigte sich zwar, doch schien es, als traue sie nicht unbedingt meinen Beteuerungen. „Ich kann Dich nach solchem Schwur nicht länger halten, geliebter Bdenko,“ sprach sie sehr ernst und feierlich. „Ziehe also hin in Frieden! Doch wisse, daß, wenn Du mich nicht binnen zwei Monaten als Gattin heimholest, ich dem fürchterlichen Zorne und der entsetzlichen Rache meines Vaters unrettbar erliegen werde! Darum gedenke mein und halte Deinen Eid, oder sei versichert, daß ich eine grauenvolle Rache an Dir nehme und Dir selbst im Grabe keine Ruhe lassen werde!“

„So furchtbar auch diese Worte in meine Seele fielen, wiederholte ich dennoch meinen Eid, küßte die Erblichende auf Stirn und Mund und bestieg mein treues Streitroß. Wohlgemuth betrat ich die Heimath, wiederholt der fernen Geliebten gedenkend. Als ich die Burg meiner Väter erblickte, begrüßten mich Zeichen tiefer Trauer, denn mein Vater lag im Sterben! Sein Tod drängte alle andern Gedanken in den Hintergrund und wenn auch zuweilen Ladikas zürnende Gestalt sich in meine Träume verwob, so hatte sie doch keine Gewalt mehr über mein Herz. Immer nur sah ich seit meiner Ankunft im Vaterlande in der schönen Bulgarin die böse Zauberin, die mich bethört hatte,

und nur mit Haß und Abscheu konnte ich ihrer gedenken! Absichtlich brach ich meinen Schwur und ließ die festgesetzten zwei Monate verstreichen, ohne nach Bulgarien zurückzukehren oder ihr Nachricht von meiner Sinnesänderung zu geben. Kaum aber war die Zeit vorüber, als mir die Verlassene im Traume erschien, todtenbleich, in weiße Gewandung gehüllt, zornfunkelnden Auges und das Lächeln der Verachtung auf ihrer schwellenden Lippe. Sie trug ein todtes Kind im Arm, ihr blendend weißer Busen war zerrissen vom mordenden Stahl und reichliches Blut entströmte der breiten, tiefen Wunde. Mit einer Stimme, die wie der Donner des Gerichts mein Ohr traf, sprach Ladika, die furchtbare Lampe mir darreichend: „Hier, Geliebter, empfangе dies zu Deinem Brautgeschenk! Da Du nicht mein Gatte werden wolltest, mußt Du jetzt mein Erbe sein!“

„Nach diesen Worten verschwand die Traumererscheinung, doch nur um in jeder Nacht in derselben Weise wiederzukehren! Ich verfiel vor Entsetzen beinahe dem Wahnsinn, ich ward elend, bleich, ein Skelett. Ich floh die Menschen, weil ich fürchtete, es müsse Jeder die Schuld, die mich drückte, auf meiner Stirn lesen. Kurz, ich begann jenes einsiedlerische Leben, das mich Jahre lang zum Räthsel der Umgehend machte. Erst, nachdem ich mir gelobt hatte, der Todten wenigstens treu zu bleiben, quälte mich die nächtliche Erscheinung nicht mehr. Ich genas langsam. Erst Dein unwiderstehlicher Zauber, holde Bozena, ließ

mich abermals eibbrüchig werden! Du wardst mein Weib, mein angebetetes, edles Weib und — Ladika, die Furchtbare, hielt Wort! Jenes Brautgeschenk, das sie mir als Erbe verhießen, sie hat es gebracht, hat es Dir selbst überreicht! Es ist die furchtbare Lampe, die Dich entzündt, deren Anblick, deren Flammenbüschel mich mit unnennbarer Höllenqual foltert!“

## 4.

„So endigte Zdenko seine Erzählung, die Bozena mit Staunen, innerm Entsetzen und nicht selten mit Unwillen anhörte. Weil sie jedoch ihren Gatten wahrhaft liebte, verzieh sie ihm großmüthig die Vergehungen seiner Jugend, sich selbstgefällig sagend, daß, hätte er sie damals schon gekannt, er solchen schweren Verirrungen nicht erlegen sein würde. Ladikas Schicksal rührte sie, obwohl sie im Herzen doch froh war, daß sie nicht mehr lebte. Die Erscheinungen der Todten hielt sie bloß für Einbildungen ihres Gatten und was die Lampe betraf, so glaubte sie ganz bestimmt, daß Zdenko sich täusche und nur die große Aehnlichkeit, die sie allerdings nach der Beschreibung mit Ladikas Zaubergeräth hatte, von neuem die erschreckenden Bilder und Truggestalten einer trüben Vergangenheit seinem erschrockenen Geiste vorführe. Sie weigerte sich daher auch entschieden, das ihr so theure Geschenk entfernen zu helfen. Zdenko konnte wenigstens nur erreichen, daß, wenn Bozena sich mit eigenen Augen von dem räthselhaften Wiedererscheinen der Lampe überzeugt habe, sie mit ihm auf Mittel denken wolle, dieselbe für immer unschädlich zu machen. Sie versenkte deshalb in Zdenko's Beisein Ladikas Brautgeschenk mit eigener Hand in den Brunnen und verschloß dann selbst das Schlafgemach, um es erst zur abendlichen Schlummerzeit wieder zu öffnen. Und siehe da, unverfehrt stand die Zauberlampe wieder auf dem Tische, die mystische Höhlung mit frischem Del gefüllt und zum Anzünden bereit! Nach so augenscheinlicher Ueberführung konnte Bozena nicht mehr an der entsetzlichen Wahrheit des Gehörten zweifeln und liebevoll, klug, besonnen, voll feiner Listen ging sie vereint mit ihrem Gatten alle Möglichkeiten durch, mittelst deren die dämonische Gewalt der fluchwürdigen Lampe vielleicht gebrochen werden könnte.

„Zuerst versuchte sie, ob der Zauber erlösche, wenn die Lampe nicht angezündet werde, doch dies allein gab dem gefolterten Gatten die verlorene Ruhe nicht wieder! Nun entfernte sie das Del aus der

Halbkugel, verhüllte die metallenen Männer und die Hieroglyphenschrift, doch Zdenko sah sich unablässig verfolgt von der blutigen Gestalt Ladikas! Schon begann auch die kluge Bozena zu verzweifeln, als sie auf den Einfall kam, der schrecklichen Lampe ein besonderes Zimmer anzuweisen, dies für immer fest zu verschließen und es nie mehr zu betreten. Sie bestimmte dazu das frühere Brautgemach, hoffend, daß der dämonische Rachegeist der Bulgarin durch die Qualen, welche Zdenko in diesem Gemache hatte erdulden müssen, zufrieden gestellt sein möchte. Wirklich hatte dieser Versuch den erwünschten Erfolg. Zdenko's Schlummer ward nicht mehr gestört, die Erscheinungen oder Einbildungen des Bequälten verloren sich, er lebte wieder auf. Bald kehrte der Friede im Schloß Duba ein und das junge Paar verlebte ein volles Jahr in ungetrübter Glückseligkeit. Nach Verlauf desselben gebar Bozena einen lieblichen Knaben, den Zdenko mit Entzücken an sein Herz drückte. Er glaubte jetzt endlich überwunden zu haben und seine noch übrige Lebenszeit in häuslicher Stille, vom Weltleben zurückgezogen, nur im Umgange seiner geliebten Gattin zubringen zu können. —

„Diese Gesinnungen theilte Bozena nicht. Sie war jung, schön, lebenslustig und wollte, nun Friede in ihr Haus gekommen war, die Vergnügungen der Welt in vollen Zügen genießen. Stolz auf ihr blühendes, engelschönes Kind hatte sie nicht übel Lust, mit diesem vor andern Müttern zu kokettiren. Sie lag daher täglich ihrem Gatten an, doch ja dies einsiedlerische Leben aufzugeben und gleich andern Müttern zu Turnieren und Burgfesten umherzuziehen. Auf all' solche Bitten hatte Zdenko immer nur zwei Fragen als Erwiderung — ob sie ihn liebe und ob ihr kleiner Sohn ihr nicht vollkommen genüge, sie in heiterster und unschuldigster Weise zu zerstreuen? Die ewige Wiederholung dieser kühlen Fragen verdross Bozena und sie zerbrach sich das schlaue Köpfschen nicht wenig, um einen Ausweg zu finden, der den Gemahl ihren Wünschen geneigter mache. Ihr Grübeln sollte nicht fruchtlos bleiben. Kokett und eitel, wie sie war, ging ihr Streben nur dahin, Zdenko ihrem Willen zu unterwerfen, und sie überredete sich leicht, daß sie das vollkommenste Recht dazu habe, da sie es ja doch eigentlich sei, deren Klugheit der Gemahl seine Ruhe zu verdanken habe. Sie hatte die Lampe — die Lampe! Ihre Gedanken stockten, ihre Pulse slogen, die schönen Augen glänzten in Siegesfreude. „Die Lampe! Die

Zauberlampe!“ wiederholte sie mit einem reizenden Lächeln. „Gut, gut, sie soll mich zur alleinigen Gebieterin dieser Burg, zum gänzlichen Beherrscher meines Gatten machen!“

„Es war nicht Bosheit oder Herzensverderbniß, was Bozena einen furchtbaren, grausamen Plan mit jener subtilen Schlaueit ausbilden ließ, die alle selbstsüchtigen Menschen in so hohem Grade besitzen. Sie waffnete sich vorerst mit aller ihr zu Gebote stehenden Anmuth, um als bittende Geliebte das Herz ihres Gatten zu erweichen. Sie sparte weder Schmeichelworte noch Liebkosungen und rief, als diese an dem festen Sinn Idenko's abprallten, sogar kokette Thränen zu Hilfe. Allein der Ritter glaubte, es sei ganz zweckmäßig, daß sein schöner Eigensinn auf diese Art zu der Einsicht der Herrschaft komme, die dem Manne gebühre. Ihr dauernd Leid zufügen oder gar sie mit Willen kränken zu wollen, fiel ihm nicht ein.

„Als nun Bozena alle Mittel der Sanftmuth und Liebenswürdigkeit erschöpft, ging sie weiter. Sie änderte jetzt ihr Betragen und nahm zu lächelnden Drohungen ihre Zuflucht. Recht schelmisch liebenswürdig trat sie vor Idenko hin, zog einen glänzenden Schlüssel aus ihrer Gürteltasche und sagte, damit spielend: „Lieber Idenko, thu' mir's dies Mal zu Gefallen! Bitte, bitte, erfülle meinen Wunsch oder — hast Du die Zauberlampe vergessen?“

„Dies Wort schon reichte hin, den armen Idenko minutenlang zum ohnmächtigen Kinde zu machen. Er bleichend, zitternd bewilligte er Alles, was die reizende Gattin ihm immer süß lächelnd und ihn liebkosend abschmeichelte und Bozena erfocht so leicht, als wären ihr Wunderkräfte verliehen, einen vollständigen Sieg über den Gemahl! Dies war der erste fürchterliche Schritt zu Idenko's Verderben. Das erste Gelingen reizte Bozena, sie versuchte es zum zweiten, zum dritten Male, und als sie den Gatten nicht so bereitwillig, obwohl entsetzt über ihre Drohung fand, war sie grausam genug, ihre Verheißung wahr zu machen. Sie erschloß die Kammer und entzündete die Lampe, bis Idenko, von den muthwillig heraufgeschworenen Geistern der Vergangenheit durch die Gemächer seiner Burg geheßt, dem lächelnden, an seiner Pein sich lechzenden Weibe Alles zugestand! Ja, er würde mit Freuden seine Einwilligung zu dem fluchwürdigsten Verbrechen gegeben haben, um nur die Flamme der Lampe, aus der Ladikas blutige Gestalt aufstieg, wieder erlösen zu sehen! —

„Als nun Bozena solchergestalt durch das unheimliche Hochzeitsgeschenk ihre Herrschaft im Hause und über ihren Gatten gesichert sah, stand sie nicht mehr an, sie auf die grausamste Weise zu mißbrauchen. Die geringste Kleinigkeit, mit der sie nicht einverstanden war, konnte sie zur Entzündung der Lampe veranlassen, ja es schien, als wende sich von Tag zu Tag die Liebe, mit der sie doch von Anfang an Idenko zugehan gewesen, immer mehr bloß diesem Zaubergeräth zu. Sie konnte Stundenlang die unaussprechlichen Leiden des unglücklichen Mannes lachenden Auges betrachten, ohne die geisterweckende Flamme wieder auszulöschen. Erst wenn Idenko gänzlich erschöpft sich ihr zu Füßen warf und flehend, wie ein zertretener Sclave, um Barmherzigkeit wimmerte, erst dann schritt das teuflische Weib langsam nach der verschlossenen Kammer, oft stehen bleibend, sich besinnend und dem Zitternden wiederholt mit schalkhafter Bosheit drohend, um die folternde Flamme auszulöschen.

„Dies entehrende Betragen seiner Gattin und die sich stets wiederholenden Qualen, die Bozena nach Belieben, ja zu ihrer eigenen Belustigung, wie es schien, über ihn verhängte, brachen nach wenig Monaten seine Kräfte. Idenko siechte hin, der gefoltete Geist rieb auch den Körper auf und ehe noch ein Jahr umgelaufen war, fühlte er sein Ende herannahen. Da rief er Bozena an sein Lager, ergriff ihre Hand, presste sie im Todeskampfe zusammen und flüsterte mit brechender Stimme der jetzt doch Gerührten zu: „Bozena, ich scheid und vererbe Dir die Zauberlampe!“ Es waren seine letzten Worte. Ruhig hauchte er seine Seele aus und es ergab sich, daß es der fünfte Jahrestag seines Abschiedes von der betrogenen Ladika war.“

„Ein entsetzliches Geschick!“ seufzte der Eremit, seine schwärmerischen Augen bittend zum Himmel aufschlagend. „Und Bozena?“ setzte er hinzu. „Erreichte sie nicht die gerechte Strafe des Himmels für ihre lieblosen Frevel?“

„Sie ward gestraft,“ fiel hier Margarethe ein, „furchtbar, qualvoll, mit derselben Geißel, die sie über dem schuldbeladenen Haupte ihres unglücklichen Gatten geschwungen hatte!“

„Ja,“ fuhr Wenzel von Duba wieder fort, „so ist es. Mit dem Tode ihres Gemahls erfasste sie ein namenloses Grauen vor der ererbten Lampe. Sie wagte jetzt weder das Gemach zu betreten noch sie anzuzünden, aber wie sorgfältig sie auch ihren Anblick mied,

des sterbenden Zdenko's Worte hatten mit der Lampe auch den an ihr haftenden Fluch auf sie vererbt! Was sie bis dahin zersreut, erfreut, ergötzt hatte, das stellte sich ihrem Geiste jetzt als ein Schauspiel dar, von Dämonen und tödtlichen Teufeln aufgeführt! Sie hörte das Wimmern ihres Gatten, sie sah seine verzerrten Mienen, sie fühlte seine Hand, wie sie sich eisern an sie klammerte! Tausend Truggestalten umgaukelten sie am Tage wie trübe Schatten und raseten des Nachts in feuersprühendem Gewirr um ihr Dunenlager! Wie weit sie sich auch von dem Gemach bettete, in welchem die Lampe verschlossen war, immer sah sie das Geschenk der bleichen Hochzeitsgästin vor sich, unaufhörlich dröhnte das höhnische Lachen der zwölf metallenen Männer, die sie so lange bewundert und unnachahmlich schön gefunden hatte, in ihr Ohr! — Gewiß, daß die Rache Zdenko's, des zu Tode Gequälten, sie erreicht habe, ergriff sie die wildeste Verzweiflung. Von Zimmer zu Zimmer eilend, um den Gestalten zu entfliehen, die sie verfolgten, gelangte sie endlich auf den Söller und stürzte sich von diesem herab in den tiefen Brunnen des Schlosses! Mit ihrem Tode verfiel das Erbe Ladikas der Burg, denn es war von der letzten rechtmäßigen Besitzerin Niemand ausdrücklich vermacht worden."

Wenzel ließ sein Haupt matt in die hohle Hand sinken, Margarethe strich ihm mitleidig das dunkle Haar von der weißen, schweißbedeckten Stirn.

„Ich hoffe,“ sprach der fromme Eremit, „daß mit dem letzten schuldigen Opfer die Rache Ladikas ihre Endschaft erreichte.“

„Ihr mögt Recht haben, ehrwürdiger Vater,“ entgegnete Margarethe, „die Rache war vollbracht, aber die Geister der ihr anheimgefallenen Opfer söhnte kein heiliges Wort, beruhigte keines berufenen Priesters segnende Messe!“

„Wie soll ich Euch verstehen, edle Frau?“

„D das ist es ja eben, was uns alle Freuden des Lebens vergällt!“ rief Margarethe aus. „Daß jene Unglücklichen, wie Ladika es ihnen im wilden Fluch verheißten, auch im Grabe keine Ruhe haben und allnächtlich den Schauplatz ihres Erdenwallens auffuchen, das zehrt verderbenbringend an unserm Glück!“

„Und ich trage die Schuld davon,“ fiel der Ritter ein. „Ich hätte das Wort meiner sterbenden Mutter heilig halten und mich entweder niemals oder doch nicht auf Stara Duba vermählen sollen! So lange

ich ehelos in diesem Schlosse lebte, ruhten lautlos die Todten, kaum aber hatte ich meine geliebte Margarethe als Gattin heimgeführt, als auch die Geister der Rache sich erhoben und nun um die Zinnen dieser verfluchten Burg schweben. Der Fluch Ladikas beginnt erst zu wirken, wenn der jedesmalige Erbe des Hauses, dessen Geschlecht der Zauberlampe verfallen ist, einem Weibe sich vermählt! Kein noch so frommes Leben kann dann die gepeinigten Seelen wieder beruhigen, kein Gelübde sie bannen. Herr und Herrin dieser Burg werden nicht gepeinigt, aber unablässig von den grausigen Stimmen erschreckt, die des Nachts in Gängen und Zimmern urplötzlich entstehen. Nicht selten sieht das furchtsame Auge auch die leidenden Mienen Zdenko's und Bozenas, wie die Gemälde im Ahnensaal sie uns überliefert haben, verfolgt von dem drohend ernsten Gesicht Ladikas, an den Fenstern vorbeigleiten, und erst mit dem Tode der Vermählten gestattet den Unglücklichen die rächende Nemesis wieder eine kurze Rast!“

„Dst haben wir überlegt,“ nahm jetzt Margarethe das Wort, „wie vielleicht am sichersten der Fluch von diesem Hause und dem Geschlecht der Duba genommen werden könnte, und Beide, sowohl mein Gemahl wie auch ich, sind wir zu der Ueberzeugung gelangt, daß nur die anerkannte Frömmigkeit eines völlig unbescholtenen Mannes den irrenden Seelen die Pforte des Paradieses erschließen möchte. Euer Ruf im Lande, frommer Vater, eure an so Vielen verübten Wunderthaten, ließen auch uns Vertrauen zu Euch fassen. Wir riefen Euch hierher, in dieses Haus der Sünde und Strafe, damit Ihr es durch Gebet reinigen, durch heilige Messopfer von Neuem weihen, den Todten aber Ruhe im Grabe, den Lebenden Zufriedenheit auf Erden wiedergeben möchtet!“

„Laßt es Euch einige Tage bei uns gefallen, ehrwürdiger Mann,“ sprach der Ritter. „Was Ihr für nöthig erachtet zum Gelingen des Werkes, um das wir Euch bitten, soll von uns ohne Zaudern beachtet werden! Reichen aber auch eure Geistesgaben nicht aus, den Dämonen zu gebieten, daß sie entweichen und für immer verstummen: nun, dann wollen auch wir als Opfer fallen!“

„Vertrauet Gott und seinem heiligen Wort!“ fiel der Eremit ein. „Laßt doch keine Schuld, kein Frevel, keine Todsünde auf Euch selbst, warum wolltet Ihr kleinmüthig verzweifeln! Ich werde mich stärken durch Bitte, Gebet und Buße. Gestattet nur, daß

ich einige Tage in ungestörter Abgeschlossenheit mich vorbereiten darf!"

Er freut reichte der Ritter dem Greise die Hand.

„Gott segne Euern Eingang!“ sprach er, sie treuherzig drückend. „Ich dachte wohl, daß Ihr unser Gesuch nicht abschlagen würdet. Wisset denn auch, daß nach drei Nächten der verhängnißvolle Tag wiederkehrt, an welchem mein unglücklicher Ahnherr Ladika verließ!“

„Fasset Muth,“ sagte der Eremit. „Ein Fluch dauert Jahrhunderte, der Segen währt ewig!“

Er schlug das Kreuz über die gebeugten Häupter Wenzel's und Margarethens und ließ sich von dem Diener in das für ihn bereitete Gemach führen.

(Beschluß folgt.)

## Schwimmende Theater in Nord-Amerika.

Von F. Gerstäcker.

Wenn wir auch in Deutschland gar viele verschiedene Arten von Theatern haben, so fehlen uns doch wohl immer noch die „schwimmenden“, die der Reisende häufig auf den westlichen Flüssen der vereinigten Staaten findet. Das nach allen Richtungen hin mit den herrlichsten Strömen durchkreuzte Land bietet schon von selbst die Hand zu diesem Industriezweig, und der nie schlummernde Spekulationsgeist der Amerikaner benutzte sogar den reisenden Strom, um Thaliens Tempel, der sich auf höchst profaische Art in ein großes „Flatboat“ verwandelte, zu tragen, und damit in „alle Länder“ oder vielmehr an die Ufer aller Länder zu ziehen. Eine kurze Beschreibung dieser Boote möchte übrigens nicht unnötig sein, um dem Leser einen Begriff davon zu geben, wie im fernem Westen die Kunst „über Wasser“ gehalten wird. Der breite Ohio, der sich in den „Bater der Wasser“, den Mississippi, ergießt, führt unzählige von „Flatboats“ den Strom bis Neu-Orleans hinunter, die mit allen nur möglichen Produkten des Nordlandes einen besseren Markt für ihre Waaren im Süden suchen.

Es sind große, viereckige, von 50—80 Fuß lange und 15—20 Fuß breite kastenartige Fahrzeuge, die aus starken Planken zusammengesetzt, wenn geladen von 4—6 Fuß tief gehen und eben so hoch aus dem Wasser hervorragen, daß sie also im Innern einen Raum von 8—10 Fuß Höhe gewähren. —

Sie sind alle mit Bretern gedeckt, die quer über das Boot hinweggelegt, in der Mitte etwas erhöht aufliegen und an beiden Seiten hinunter gebogen und festgenagelt werden.

Lange, sehr roh und einfach gearbeitete Ruder, die auf eisernen Stiften laufen, reichen (an beiden Seiten zwei) hinaus in den Strom, um mit ihnen, wenn es nöthig ist, den gefährlichen Uferpunkten auszuweichen, an denen das Boot, von Wind

oder Strömung getrieben, stranden könne; sie werden aber nur im Nothfall gebraucht, denn gewöhnlich treibt das unbefähigte Gestell mit dem Strom hinunter, nur dann zum sicheren Ufer geführt, wenn heftiger Wind oder dichter Nebel eine Landung nöthig machen. —

Gerade solch ein Boot, und zwar eines der größten, mit bunter Flagge geziert und mit einer aufgespannten Leine auf dem Dach oder Verdeck desselben, an der allerhand sonderbar aussehende Kleidungsstücke zum Trocknen aufgehängt waren, lag am Abend des 15. September 184— im Ohiostrom am Landungsplatz des kleinen Städtchens „rising sun“ (aufgehende Sonne) im Staat Indiana, und ein gewaltiger Zettel verkündete mit Riesenschrift, daß nur heute Abend die Gesellschaft des berühmten Theater-Direktors Windall den „Hamlet“ aufzuführen die Ehre haben würde, da diese schon morgen beabsichtige, den Fluß weiter hinunter zu gehen, und daher sogleich um geneigten Zuspruch bäte. —

Das Wetter war rau und unfreundlich und der Wind blies heftig; das Boot lag aber an 2 starken Lauen befestigt gerade dem Wirthshause gegenüber, aus dem häufig einzelne Männer und Frauen, so lange es noch hell war, herunterstiegen und entweder die fantastisch aussehenden Kleidungsstücke auf dem Verdeck belachten, oder auch an Bord kamen und wie alte Bekannte jeden Winkel desselben untersuchten, um ihre Neugierde zu befriedigen.

Endlich sank die Sonne hinter den Wipfeln des Urwaldes; die Zuschauer hatten sich in dem engen Raume versammelt, die Flagge und Wäsche war heruntergenommen und das Boot unterschied sich im Aeußeren in keiner Hinsicht mehr von den anderen 10 oder 12 ähnlichen, die neben ihm am Ufer lagen, nur strömte eine ungewöhnliche Helle aus den Ritzen und Spalten seines Inneren hervor und dann und wann schallte die laute, tragende Stimme des Hamlet, der mit einem außergewöhnlich starken Organ begabt war, durch das Rauschen des Windes, der hohl und scharf über den Fluß daherkrauste.

Die Leute aus dem Städtchen, die sich allenfalls noch am Ufer aufgehalten hatten, um dann und wann ein abgebrochenes Wort der Tragödie zu erfassen, wie es „den Sturm überschrie“, sängen auch an einzusehen, daß dies ein sehr undankbares Geschäft sei, noch dazu, da einzelne schwere Regentropfen ein herannahendes Wetter verkündeten, und zogen sich in den Schutz ihrer Dächer und Kamine zurück.

Im Innern des Bootes dagegen sah es freundlicher und behaglicher aus. Es war durch einen blauen Vorhang in 2 Hälften getheilt, von denen die eine die Zuschauer, die andere die Spielenden einnahm; sechs Talglichter und vier Dellampen verbreiteten übrigens eine für den kleinen Raum hinlängliche Helle, und als die Gardine zum ersten Mal aufrollte und sich die Terrasse von Helsingör zeigte, auf der die Nacht durch eine grüne, die Lichter bedeckende Blende dargestellt wurde, wo die durch die Beleuchtung ebenfalls grünschimmernde Schildwache stand, tönte ein lautes „Ah!“ von den Lippen der auf

schmalen Bänken und Rohrstühlen dicht davorstehenden Bewoh-  
ner der „rising sun“.

Der erste Akt nähete sich seinem Schlusse, und der Geist hatte, da er schnell verschwinden wollte und der Raum hinter den Koulissen so sehr eng war, nur eine derselben mitgenommen, als sich unter den Zuschauern ein Lärm erhob, indem sich fast Alle beklagten, daß das Boot nicht gehörig ausgepumpt sei und ihnen das Wasser in die Schuhe laufe; der Direktor trat jedoch vor und bat sie, ihre Füße nur wenige Augenblicke in die Höhe zu halten, der Akt sei gleich aus und dann solle dem Uebel augenblicklich abgeholfen werden. Er hielt sein Versprechen; kaum war der Vorhang gefallen, als zwei rüstige Männer (Horatio und der Geist) an die Pumpen gestellt wurden, während das Publikum etwas auf's Verdeck ging, um sich abzukühlen.

Das eine Gewitter war vorbeigezogen, doch thürmten sich im Südwesten wieder dunkle Wolkenmassen auf, und als zum Anfang des zweiten Actes geklingelt wurde, fing es schon recht ordentlich an zu wetterleuchten, doch ging das Spiel vor sich, und wenig achteten die in dem engen Raum Eingesperrten den stürmenden Donner und leuchtenden Bligstrahl; ja als nach dem Schlusse des zweiten Actes der prasselnde Regen über ihren Köpfen auf das Verdeck niederschlug, rückten sie nur so viel enger zusammen und getrauten sich nicht einmal die Thüre zu öffnen, die ins Freie führte, denn dem Ersten gleich, der es versuchen wollte, schlug eine solche Wassermasse entgegen, daß er froh war, als er sie wieder ins Schloß gedrückt hatte. —

(Beschluß folgt.)

### Miscellen.

(Ein ehescheuer Dichter.) Wir haben vor einigen Wochen mehrere Seltsamkeiten von dem kürzlich verstorbenen W. Beckford erzählt, der sich nicht bloß als Dichter, sondern auch durch seinen colossalen Reichthum auszeichnete, und wir fügen jetzt dieser Schilderung noch einiges hinzu. Als ganz junger Mann unternahm er eine Reise in die Schweiz und nach Italien. In Lausanne hielt ihn das schlechte Wetter einige Tage zurück und er erfuhr, daß die ganze Bibliothek Gibbons in einem Hause der Stadt aufgestellt sei. Sofort kaufte er die zehntausend Bände, welche dem berühmten Geschichtschreiber angehört hatten, reisete aber, als der Regen aufgehört hatte, weiter und nahm den Schlüssel zu seiner neuen Bibliothek mit sich. Auch sah er sie niemals wieder; sie blieb zwanzig Jahre verschlossen, und um gar nicht mehr daran zu denken, schenkte er sie plötzlich einem reichen Genfer, der ihm einige unbedeutende Gefälligkeiten erwiesen hatte.

Nachdem er sein berühmtes gewordenes Schloß Fonthill mit einem Kostenaufwande von fünf Millionen Thalern gebaut und ausgeschmückt hatte, gab er in demselben Feste, wie sie England noch nie gesehen. Einmal lud er 4000 Personen auf einmal

ein. In seinen Ställen besaß er 120 der kostbarsten Pferde; in seinen Diensten standen fortwährend dreißig Köche. Mit einem Male aber, und ohne von Jemandem Abschied zu nehmen, reiste er ab und hielt sich lange in Portugal auf. Eben so plötzlich kam er zurück und heirathete ein junges Mädchen aus einer achtbaren, aber armen Familie. Die Geburt einer Tochter kostete ihr das Leben, und Beckford gelobte sich, nie wieder eine Ehe einzugehen. Vergebens schlug man ihm die glänzendsten Partien vor. Er selbst erzählt eine seltsame Anekdote in Bezug darauf.

„Die Herzogin von Gordon wollte mich durchaus zu ihrem Schwiegersohne haben; sie achtete auf keine Hindernisse, denn sie war gewohnt, Alles, was sie wünschte, durchzusetzen. Ich erfuhr, daß sie wie von ungefähr bei Fonthill vorbeikommen werde und mir einen Besuch abzustatten gedenke, und nahm mir sogleich vor, ihr eine Lektion zu geben. Ich befahl, sie aufs Prachtvollste zu empfangen, und sparte nichts, um ihr die höchste Idee von meiner Freigebigkeit und meinem Reichthume beizubringen. Sobald ich ihren Wagen bemerkte, flüchtete ich mich in meine Wohnzimmern, in welche ich viele Bücher etc. hatte bringen lassen, so daß ich mich vor der Langeweile nicht zu fürchten brauchte. Mein Haushofmeister hatte seine Instructionen und er sagte der Herzogin, ich hätte mich eingeschlossen und wolle durchaus allein sein; ich hätte oftmals solche seltsame Einfälle, und Niemand wüßte dann, wann ich wieder zum Vorscheine käme. Zu mir zu gelangen, wäre gänzlich unmöglich; ich verböte in solchen Fällen jedes Mal streng, mich zu stören, und wenn der König nach Fonthill käme, würde ich mich nicht zeigen.“

„Die Herzogin ließ sich nicht abschrecken; sie besichtigte einen Theil des Schloßes, ging in dem Garten umher und freute sich über Alles, was sie sah. Am anderen Morgen lautete aber ihre erste Frage: „Glauben Sie, daß Herr Beckford heute sichtbar sein wird?“ — „Ich bedauere,“ antwortete mein Intendant, „daß ich nicht im Stande bin, Ihnen eine bestimmte Antwort zu geben; aber es ist nichts schwerer, als die Entschliessungen des Herrn Beckford zu errathen; ich hoffe jedoch, daß er aus seinem Verstecke bald herauskomme. Wollten Ew. Gnaden vielleicht den Park besichtigen? Der Wagen steht bereit.“ Man zeigte ihr Alles unter dem günstigsten Gesichtspunkte, so daß ihr Wunsch, mich zu sehen, und mich in ihre Ehefesseln zu schmieden, ein verzehrendes Feuer für sie wurde. Sie belagerte meine Wohnzimmern, aber ich hatte die besten Maßregeln getroffen, um sicher zu sein, daß der Hunger mich nicht zur Capitulation zwingen. „Vielleicht wird Herr Beckford morgen sichtbar sein!“ dachte die Herzogin jeden Tag, um sich zu trösten und sich mit Geduld zu rüsten. Der andere Morgen kam aber und verging, ohne daß ich zum Vorscheine kam. Dreizehn Tage blieb sie so in meinem Schlosse, dann aber sah sie doch ein, daß sie eine zu lächerliche Rolle spielte, und ahnete, daß ich sie nicht sehen wollte. Sie reiste deshalb in größtem Zorne gegen mich ab.“

(Der angehende Schauspieler und der eifersüchtige Ehemann.) Ein junger Mann fühlte den unwiderstehlichen Trieb in sich, ein großer Künstler zu werden, und nach vieler Mühe erhielt er wirklich die Erlaubniß, in einem neuen Stücke in einem Boulevardtheater in Paris aufzutreten. Er studirte nun fleißig seine Rolle, so fleißig, daß er die Welt um sich her vergaß, daß er nichts sah und nichts hörte, und nur immer seine Rolle declamirte, als sei er in der Probe. Eines Tages ging er in einer Straße hin, wie gewöhnlich ganz mit seiner Rolle und diesmal gerade mit der Hauptscene beschäftigt. In dieser hatte er seine Geliebte am Fenster zu bemerken und ihr Kuschhändchen zuzuworfen. Er machte also auf der Straße auch die Bewegung des Küßerwerfens; der Zufall aber, der sich so oft in unsere Angelegenheiten mischt, wollte, daß der angehende Künstler seine von der Rolle begeisterten Augen auf eine Dame richtete, die am Arme ihres Gemahls vorüberging. Wir brauchen wohl kaum zu bemerken, daß er die Dame eigentlich gar nicht sah; trotzdem erschrak der eifersüchtige Ehemann über jene Bewegungen, denn er glaubte, die Küsse wären für seine Frau bestimmt. Er trat deshalb zu dem eifrigen Schauspieler und fuhr ihn barsch an: „Herr, Sie sind ein unverschämter Mensch, und Sie werden mir Genugthuung geben.“ Der angehende Künstler wurde durch diese Worte aus seinen poetischen Träumen geweckt, wußte nicht, was der Herr von ihm wollte, dessen Augen funkelten, und stammelte einige Worte, welche jener nicht hörte, der vielmehr immer zorniger wurde und endlich dem Debutanten den Hut vom Kopfe schlug. Dies verstand der dramatische Künstler, wenn er sich auch die Ursache nicht erklären konnte; er hob also seinen Hut schnell wieder auf und trat mit drohend gehobenen Armen auf seinen Gegner zu, der indeß, schnell entschlossen, ihm mit dem Stocke rücksichtslos einige Hiebe versetzte, so daß die Vorübergehenden einschreiten mußten.

„Da ich gehindert werde,“ fuhr der Ehemann fort, „Sie zu züchtigen, wie Sie es verdienen, so ist hier meine Karte. Ich rechne auf die Ihrige und werde die Rection in anderer Weise fortsetzen.“ Der Künstler, der es mit einem Wahnsinnigen zu thun zu haben glaubte, achtete auf diese Ausforderung nicht, sondern übergab die Karte dem Polizeicommissar und klagte in aller Form. Diese Klage brachte denn vor wenigen Tagen den eifersüchtigen Ehemann vor das Zuchtpolizeigericht, wo er die Sache vortrug, über die er sich zu beklagen zu haben glaubte. Der angehende Schauspieler, der jetzt erst die Ursache des Zornes seines Gegners erfuhr, stand ganz verblüfft da, und klärte endlich das seltsame Mißverständnis auf. Das Publikum lachte natürlich laut auf, der Richter selbst konnte kaum ernsthaft bleiben und der Kläger nahm seine Klage zurück, worauf das Gericht ihn in die Kosten verurtheilte. Da trat der Verklagte, der Eifersüchtige, zu ihm und versprach ihm, sein Unrecht dadurch gut zu machen, daß er ihn bei seinem ersten Auftreten auf der Bühne, namentlich bei der Kußscene, kräftig beklatsche.

(Ein königliches Tagebuch.) F. Barrière giebt in dem Journal des Debats folgende Schilderung der Beschäfti-

gung des schwachen und unglücklichen Ludwigs XVI. am Rande des Abgrundes, in welchen seine Herrschaft versinken sollte. Ich hatte, sagte er, erfahren, daß das königliche Archiv viele Handschriften von Ludwig XVI. besitze, und erhielt die Erlaubniß, dieselben einzusehen. Sie sind in einer eisernen Kiste eingeschlossen, an welche sich ebenfalls historische Erinnerungen knüpfen, denn in dieser eisernen Kiste wurden die ersten fünfhundert Missionen Assignaten aufbewahrt, welche man verfertigt hatte. Zuerst nahm ich ein Kästchen von rothem Maroquin mit Nieten aus kleinen silbernen Nägelchen heraus und aus diesem Kästchen etwa zwanzig Bändchen, die sämmtlich und sehr sorgfältig von der Hand des Königs geschrieben waren. Und was enthielten diese zwanzig Bände? — Tag für Tag die Schilderung der Jagden, welchen der König beigewohnt hatte, die Namen der Hunde, welche dabei thätig gewesen, und die Zahl und Art des Wildes, welches erlegt worden war, sonst — gar nichts.

### Generalcorrespondenz.

Der berühmte Prof. an der Universität zu Heidelberg, Mittermaier, hat eine wichtige auch für das größere gebildete Publikum vielfach interessante Schrift „Italienische Zustände“ herausgegeben, in welcher er unter anderm sagt: „Wer an die Schilderungen denkt, welche manche Schriftsteller, vorzüglich des vorigen Jahrhunderts, von den Ausschweifungen und Liebesabenteuern der jungen Italiener und von dem Cicisbeat, als einer bei den italienischen Frauen vorkommenden Einrichtung, machen, wer seine Kenntniß des italienischen Familienlebens aus den Novellen und Comödien der Italiener der Vorzeit schöpft, möchte freilich versucht werden, über die große Immoralität und den Mangel des Familienlebens bitter zu klagen; allein jeder mit dem italienischen Leben Vertraute weiß, daß die Sitten in Italien sich wesentlich umgestaltet haben und die Cavalleri serventi nur in Romane der Vorzeit gehören und jetzt entweder unschuldige, gutmüthige Hausfreunde sind, oder wenn sie einen schlimmern Charakter an sich tragen, nicht häufiger vorkommen als in andern Städten Europas.“ — Ein anderer Reisender, der Italien ebenfalls genau kennt, dasselbe aber hauptsächlich der Musik wegen studirte, sagt: „Die Sicilianer besitzen eine große Anzahl Melodien, die nur dem Volke bekannt, außerordentlich einfach und sehr schön sind und von vielen ausgezeichneten italienischen Componisten mit ihren Werken verflochten wurden. Wenn man gerecht sein will, muß man Bellinis genauer Kenntniß dieser alten sicilianischen Melodien und seiner Fähigkeit, sie geschickt zu benutzen, den großen Erfolg seiner Opern zuschreiben.“ — Die charakteristische Musik der Neapolitaner sind die Barcarolen, die man in der ganzen Welt bewundert und die doch nur von den Fischern dort geschaffen werden. Fast täglich entstehen neue und jährlich wird wenigstens eine von dem ganzen Volke angenommen

und dann über Europa verbreitet, wie es im vorigen Jahre z. B. mit dem „io ti voglio“ der Fall war. —

Da der Kautschuk in unsern Tagen so vielfach, unter anderm auch zu Ueberschuhen benutzt wird, so dürften einige Angaben über die Gewinnung desselben nicht uninteressant sein. Er ist bekanntlich der Saft eines Baumes, der namentlich in Brasilien und Mexico wächst, in dem erstern Lande so häufig, daß er ganze große Wälder bildet. Der Baum erreicht eine Höhe von 40 bis 50 Fuß, ehe die Zweige beginnen. Neger werden früh vor Sonnenaufgang in die Wälder geschickt, damit sie dort die Kautschukbäume anstechen und den Saft derselben in Gefäße laufen lassen. Dieser Saft ist der bei uns bekannte Kautschuk oder das Gummi elasticum. Anfänglich sieht er ganz aus wie Milch und die Neger trinken ihn nicht selten, wenn sie Durst haben. Dann gerinnt er allmählig und setzt eine wässerige Flüssigkeit ab. Die Ueberschuhe werden an Ort und Stelle im Walde von dem frischen Milchsaft gemacht. Schuhmacher ziehen nämlich mit vielen Leisten in den Wald, machen da ein Feuer von einer besondern Art Rüssen an, die einen sehr dicken Rauch geben, gießen den Milchsaft des Kautschukbaumes über ihre Leisten und halten ihn dann in den Rauch, in welchem er schnell verhärtet. Dieser Ueberguß wird so oft, zehn bis zwölf Mal, gemacht, bis die Masse dick genug ist. Dann läßt man die Leisten mit dem Uebergusse stehen, damit derselbe ganz verhärte, und endlich schneidet man ihn oben auf, um die Leisten wieder herauszunehmen. So kommen die Gummischuhe nach den Vereinigten Staaten, von wo aus sie in großen Massen über die ganze Welt verbreitet werden. —

Die jetzt so allgemein gebräuchlichen Zündhütchen sind seit schon ziemlich langer Zeit erfunden worden. Ein in diesen Tagen verstorbenen schottischer — Geistlicher legte sie bereits im Jahre 1806 dem englischen Kriegsministerium vor und als man ihm gestattet hatte verschiedene Versuche damit, natürlich auf seine eigenen Kosten, zu machen, sagte man ihm, die Erfindung sei für militairische Zwecke nicht anwendbar. —

Man hat in Frankreich wieder einmal versucht, es wahrscheinlich zu machen, daß der Graf von Paris, der jetzige muthmaßliche Thronfolger, Frankreich nicht beherrschen werde, es müßte denn mit ihm eine seltsame Thronfolgeordnung unterbrochen werden, welche seit zweihundert Jahren sich geltend gemacht hat. Ludwig XIII. soll zwei Söhne gehabt haben; der ältere, der Mann mit der eisernen Maske, regierte nicht; Ludwig XIV. hatte vier Söhne, und der ältere, der große Dauphin, kam nicht zur Regierung; Ludwig XV. hatte zwei Söhne, und der ältere regierte nicht; Ludwig XVI. hatte ebenfalls zwei Söhne, von denen der ältere, der Dauphin, im Temple starb. Napoleon hatte einen Sohn, derselbe kam aber nicht zur Regierung. Ludwig XVIII. starb ohne Nachkommen; Karl X. hatte zwei Söhne, der Dauphin (Herzog von Angoulême) regierte aber nicht. Ludwig Philipp endlich hatte sechs Söhne,

und der ältere, der Herzog von Orleans, starb ebenfalls, ohne den Thron zu besteigen; sein erster Sohn ist eben der Graf von Paris, und er würde, wenn die Schicksalsregel gültig bliebe, ebenfalls nicht zur Regierung gelangen. —

Die Chemie bringt es doch am Ende noch dahin, Diamanten, Gold und c. zu machen, wie es die alten Alchemisten schon versuchten. Der berühmte Chemiker Mitscherlich in Berlin, der sich vor Kurzem in Paris aufhielt, wohnte dort einer Sitzung der Akademie der Wissenschaften bei und zeigte da Mineralien vor, die er gemacht hat, und die denen ganz ähnlich sind, welche geheimnißvoll im Schooße der Erde wachsen. Die Diamanten und anderen Edelsteine macht man bekanntlich in Frankreich ebenfalls bereits so täuschend nach, daß diese Nachahmungen nur durch die genaueste Prüfung von den ächten unterschieden werden können, weshalb auch selbst die reichsten und vornehmsten Damen sich nicht mehr scheuen, solche unächte Schmucksachen zu tragen. —

Paris verzehrt jährlich für eine Summe von fast einer Million Thaler — K u s t e r n.

Die großartigste eiserne Brücke in der Welt wird jetzt von drei berühmten englischen Ingenieuren für Petersburg vorbereitet, wo sie über die Newa gespannt werden soll. Die Länge derselben beträgt 1078 Fuß und die Masse des Eisens, das dazu zu verwenden ist, beläuft sich auf 8000 Tonnen (à 20 Centner). Die Kosten der Brücke sind jetzt noch gar nicht zu berechnen, werden aber ungeheuer groß sein, da das Eisen allein nahe auf eine Million Thaler zu stehen kommen wird. —

Kohl, der so viele Länder durchreiset hat, versichert, daß die Studenten in Oxford die schönsten Männer wären, welche er irgendwo gesehen habe, die schönsten von Person und die elegantesten der Kleidung nach. Er meint, dies rühre wohl daher, daß in Oxford fast ausschließlich die Söhne der höhern Classen studirten, unter denen man unbestritten die schönsten Personen finde. Eigentlich Arme gebe es in Oxford gar nicht, denn ein Student brauche dort jährlich wenigstens 12 bis 1500 Thaler. —

Seit Sue's Geheimnisse von Paris so großes Aufsehen gemacht haben, erwartete man auch eine ähnliche Schilderung von London; aber es wollte sich bisher kein englischer Schriftsteller entschließen, ein solches Werk zu schreiben. Endlich hat es Kin'sworth unternommen, in einer ergreifenden Erzählung London darzustellen, wie es ist, und zwar unter dem Titel „Oeffenbarungen von London.“ Das erste sehr viel versprechende Heft davon ist soeben auch deutsch bei Bernh. Tauchnitz in Leipzig erschienen. —

Die neue Oper, mit deren Composition Meyerbeer sich jetzt beschäftigt, und die zur Eröffnung des Opernhauses in Berlin aufgeführt werden wird, soll den alten Stoff: „Die Hussiten vor Raumburg“ behandeln.



# Allgemeine Moden-Zeitung

N<sup>o</sup> 44.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illumin. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



1844.

Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Reubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.** Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Die Zauberlampe.

Erzählung nach einer böhmischen Sage

von Ernst Willkomm.

(Beschluß.)

5.

In banger Erwartung brachten Wenzel und seine Gattin die angegebene Zeit hin. Der Eremit ließ sich nicht blicken. Nur mit Gebet und Kasteiung beschäftigt blieb er auf seinem Zimmer, das er nicht einmal dem Diener zu betreten erlaubte. Streng enthielt er sich, außer wenigem Brod und einem Trunk frischen Wassers, aller Speisen, um durch nichts Zerstreundes in seinen ernstesten Gedanken und der erforderlichen Fassung gestört zu werden. Während dieser Vorbereitung entging ihm nicht das wimmernde Stöhnen, das zur Nachtzeit häufig an Fenstern und Thüren vorüberauschte. Er würde geneigt gewesen sein, es für Windgebrause zu halten, wären die wenigen Nächte, welche er auf Duba zubrachte, nicht völlig windstill gewesen; und die seltsamen Töne jenen Naturstimmen Schuld zu geben, die sich in manchen Gegenden auf so räthselhafte Weise zu gewissen Zeiten hören lassen, dazu hatte er keinen Grund. Deshalb nahm der Eremit den schauerlichen Jammer der stillen Nächte für Weherufe der irrenden Seelen, die nirgend's Ruhe, nirgend's Sühne für ihre auf Erden begangenen Unthaten finden konnten.

Endlich am Morgen des Tages, welchen der Ritter dem Eremiten als Jahrestag der von Bdenko an

Labika verübten Untreue angegeben hatte, begrüßte der fromme Greis den Burgherrn mit heiterem Ernst, mit würdevoller Zuversicht.

„Wenn Ihr bereit seid, Herr Ritter,“ sprach er, „so bitte ich Euch, ruft das Schloßgesinde zusammen, damit ich es ermahne, ehe ich zu dem schweren Werke der Sühne schreite!“

Bereitwillig kam Wenzel dieser Aufforderung nach. Wenige, aber kraftvolle und ergreifende Worte legte der Eremit dem scheu aufhorchenden Dienertroß an's Herz, worauf er das silberne Rauchfaß ergriff, in die geweihte Gluth duftende Weihrauchkörner streute und, seinen Pilgerstab in der Rechten, mit leiser Lippe Sühngebete sprechend, alle Gänge und Zimmer des weitläufigen Schloßbaues durchschritt. In ehrerbietigem Schweigen folgte ihm Wenzel mit Margaretha und hinter diesen die zahlreiche Dienerschaft. Erst nachdem der Greis auf solche Weise die gesammte Atmosphäre der Burg gleichsam mit heiliger Lust erfüllt hatte, wandte er sich der geflohenen Kammer zu, die mit einem Mauergürtel umgeben und von aller Gemeinschaft mit den übrigen Gemächern schon seit mehr als hundert Jahren abgeschnitten war.

„Man durchbreche die Mauer!“ befahl er fest, und sogleich legten die Diener auf Wenzel's Beistimmung Hand an. Einige Minuten reichten hin, den dünnen Ziegelumschrot niederzureißen, hinter welchem die bestäubte, mit Spinnengeweben dick übersponnene Thür sichtbar ward.

„Deffnet furchtlos!“ befahl der Eremit, da er die zitternde Hand der schönen Burgherrin gewährte. Von einer Weihrauchwolke umhüllt, drückte Margaretha den verrosteten Schlüssel ins Schloß. Die Thür sprang auf und das Innere des Gemachs ward Allen sichtbar. Unberührt, wie vor zwei Jahrhunderten, stand noch das breite Bett mit kostbarem Sammetstoff von schwerer Goldstickerei umhüllt. Die Möbeln, obwohl vom Alter zernagt, zeigten dieselbe Pracht, die man in allen übrigen Gemächern des Schlosses bewundern mußte. Mitten im Zimmer auf einem runden Tisch von kostbarem Holze, das mit Rosen kunstreich verziert war und auf einem Fußgestell ruhte, welches eine aufwärts springende Schlange darstellte, stand die räthselhafte Lampe. Sie zeigte sich genau so, wie der Ritter sie dem Eremiten in seiner Erzählung geschildert hatte. Ihrer Zauberhülle schien selbst die Zeit nichts von ihrem ursprünglich berückenden Reiz haben rauben zu können. In reinstem Glanz strahlte das feine Metall. Jede Hieroglyphe an der Wölbung der Halbkugel war noch deutlich zu erkennen, und die Gesichtszüge der zwölf sie tragenden Männer waren noch eben so scharf, so anziehend in ihrer Milde wie unwillkürlichen Schauer in ihrer Härte und Wildheit einflößend, wie am Tage, wo der seltene Meister das unselige Kunstwerk schuf. Nur an dem verschrumpften Docht konnte man sehen, daß sie sehr lange Zeit von keines Menschen Hand berührt worden war.

Der Eremit goß jetzt mit fester Hand die Rundung voll Del und entzündete selbst den Docht. Hoch auf, gleich einem glänzenden Schwert, schoß die Flamme, doch bemerkte weder der Ritter noch seine Gattin einen Schatten jener furchtbaren Gestalten, deren peiniger Verfolgung ihre unglücklichen Ahnen erlegen waren. Nun wehte der Greis auch dieses letzte Zimmer mit Rauchfaß und Süßspruch und flauend bemerkten die Umstehenden, wie die Flamme immer schwächer, immer lichtärmer ward. Nach wenigen Minuten spielte sie nur noch wie eine mattleuchtende Kugel auf der rauchenden Fläche des Deles. Da erhob der Eremit seinen Stab, berührte den Rand der Lampe mit dessen kreuzartig geformten Ende und sprach den Segen. Die Flamme erlosch und mit einem Krachen, das die Grundmauern der Burg erschütterte und über seine Zinnen wie heftiger Donner verhallte, zersprang das Geschenk Kadikas in so zahllose kleine Stücke, daß man die zurückgebliebenen Ueberreste sehr wohl für eine metallische Erde halten konnte.

Erschrocken waren sämtliche Anwesende in die Knie gesunken. Aufrecht stand nur der Eremit, der jetzt mit dankerfüllter Stimme sprach: „Erhebt Euch, Freunde! Der Fluch ist vernichtet, fortan wird die Ruhe dieses Schlosses von keinem klagenden Geist mehr gestört werden. Den Irrenden hat sich die Thür des Paradieses erschlossen!“

Der Greis verließ noch an demselben Tage die Burg. Seine Prophezeiung ging in Erfüllung. Stara Duba ward wieder ein heiterer Bohnsitz fröhlicher Menschen und wäre es wohl noch lange geblieben, hätte nicht das Schicksal den jugendlichen Ritter in der Blüte seiner Jahre hinweggerafft. Die schöne Margaretha fühlte sich nach Wenzels Tode so einsam in dem umfangreichen Schlosse, daß sie es käuflich einem benachbarten Barone abließ, nachdem sie zuvor die Kammer, wo die Zauberlampe so lange gestanden, in eine Kapselle hatte verwandeln lassen. Sie kehrte heim auf ihr Stammschloß Richenburg und starb als kinderlose Wittwe an dem nämlichen Tage, an welchem Stara Duba durch feindlichen Ueberfall ein Raub der Flamme und durch sie in einen Schutthaufen verwandelt wurde.

### Liebe und Rache.

Zur Zeit der Expedition der Franzosen gegen Mascara im Jahre 1835 hatte sich der Scheik des Stammes der Borschiahs, welche in den Ebenen von Sabra lagerten, zu Abdel Kader begeben. Toba, sein Kalifat (Stellvertreter), ein Mann von sechszig Jahren, der wegen seiner Erfahrung und Weisheit berühmt war, begleitete ihn. Der Scheik hatte einen Sohn von zwanzig Jahren, Kaddur mit Namen, der zurückgeblieben war, um in Abwesenheit seines Vaters für die Sicherheit des Douars (Dorfes von Zelten) zu wachen. Toba war dagegen Vater eines Mädchens von etwa sechszehn Jahren, und die beiden jungen Leute waren mit einander verlobt.

Während der Abwesenheit ihrer Väter besuchten einander die Liebenden und sie blieben Stunden lang bei einander, um von ihrem künftigen Glück zu sprechen. Eines Tages, als sie wiederum allein im Schatten der Cactus saßen, sagte Kaddur zu der Geliebten:

„Schöne Aniffa, seit sechs Monden trage ich Dich nun in meinem Herzen; die Blicke Deiner Augen sind glühender als die Strahlen der Sonne in der Sahara, Deine Stimme ist lieblicher als das Murmeln der

Quelle um Mittag; ich sehe vor meiner Seele immer nur Dich, ich kann an nichts denken, als an Deine Reize, schöne Aniffa; wann wirst Du so große Liebe lohnen?"

„Kaddur, Engel meiner Träume, ich liebe Dich, Du weißt es, aber ich kann nicht unter Deinem Zelte schlafen, bevor nicht mein Vater zurückgekommen ist; seine Abwesenheit sollte nur noch acht Tage währen und fünf davon sind fast vergangen.“

„Die Zeit schleicht langsam, wenn man wünscht; die Nächte, die ich fern von Dir verbringe, sind verlorene Jahre meines Lebens.“

„Tröste Dich, Kaddur, bald wirst Du mein Gebieter sein; jetzt höre ich die Mutter rufen, lebe wohl.“

Zum achten Male ging die Sonne hinter den Bergen auf und warf ihre Strahlen über die Ebene Sabra, und schon gürtete der ungeduldige Kaddur sein Schwerdt um, nahm seine lange Flinte und schwang sich auf seinen Renner. Einige Augenblicke ritt er vor dem Zelte seiner Geliebten auf und ab, dann meldete er derselben, daß er ihrem Vater, dem alten Tobal, entgegenziehe, und jagte blühschnell in einer Staubwolke dahin. Das junge Mädchen zitterte vor Freude.

Eine Stunde vor der Nacht erschien aber ein Mann, der ganz von Schweiß bedeckt war, schlich sich in das Zelt Aniffas, trat zu der Mutter und sagte:

„Ich habe Dir ein wichtiges Geheimniß anzuvertrauen; ist Jemand in der Nähe, der uns belauschen könnte? Es würde ihm das Leben kosten, wenn . . .“

„Sprich, wir sind allein,“ antwortete die alte Frau.

„Der weise Tobal wurde in der Nähe von Mascara von den christlichen Soldaten verfolgt, war nahe daran, mit allen Seinigen ermordet zu werden und zog es vor, der Verbündete des Sultans der Franzosen zu werden. Der andere Theil seines Stammes, den der Scheik selbst befehligte, ist darüber aufgebracht und hat sich mit Abdel Kader vereinigt. Tobal hat mir nun aufgetragen, Dir zu sagen, Du möchtest in der nächsten Nacht entfliehen, wenn Du nicht mit Deiner Tochter ermordet sein wolltest. Tobal befehlt es Dir und Du mußt also gehorchen. Pferde stehen bereit, ich werde eine Stunde von hier, unter den Feigenbäumen der Kapelle Sidi Hassans Dich erwarten. Lebe wohl, ich entferne mich wieder, um keinen Verdacht zu erregen.“

Als er hinausgeschlich, hörte man ein Pferd in Galopp ankommen; Kaddur kam allein und traurig zurück.

„Bergebens,“ sagte er zu der zitternden Aniffa, „bin ich Deinem Vater entgegengeritten, ich konnte zehn Stunden im Umkreise keinen Burnuß erkennen. Allah nehme seine Seele auf, wenn die Christen ihn erschlagen haben.“

Das Mädchen schlug die Augen nieder und bemüdete sich, die Bestürzung zu bergen, welche sich auf ihren Wangen malte.

„Wer war der Fremde, welchen ich aus Deinem Zelte kommen sah?“ fragte sodann Kaddur; „er trug die Kleidung eines Kabylen; was will er hier? Du bist verlegen, Du erblassest, schöne Aniffa? Sollte er gewagt haben . . . Ich würde ihn züchtigen.“

Schon schwang er sich zornig auf sein Ross, als das junge Mädchen ihn am Mantel zurück hielt.

„Er kam,“ sagte sie, „um uns zu melden, daß mein Vater seine Ankunft noch um zwei Tage verschoben habe. Dann werde ich auch die Deinige werden und ich werde glücklich sein.“

„Ja, ich werde Dich schmücken, schöner als alle Andern; Du wirst die Königin unsers Stammes sein; alle Frauen müssen sich vor Dir neigen und Dir die Füße küssen.“

„Die Nacht bricht ein, Kinder kommt in das Zelt!“ rief die Mutter.

Die beiden Liebenden trennten sich.

Als es völlig finster geworden war, entflohen die Mutter und die Tochter geräuschlos und sie gelangten ohne Unfall an die ihnen angedeutete Stelle. Dort erwartete sie der Unbekannte mit Ungeduld und alle Drei begaben sich sofort nach der kleinen Stadt Mostaganem, welche von den Franzosen besetzt war. Am andern Tage, als das Blöken der Heerden den Morgen verkündete, befand sich Kaddur schon vor dem Zelte seiner Braut. Verwundert, daß sie so lange darin bleibe, so lange zögere, ehe sie herauskomme, schob er vorsichtig die Leinwand des Zeltes zurück und prallte dann entsetzt zurück, als er dasselbe ganz leer sah. Er blickte von Neuem hinein, um sich zu überzeugen, daß seine Augen ihn nicht betrügen. „Tod jenem Fremden!“ rief er darauf in größter Wuth; „er hat mir meine Geliebte gestohlen . . . Gestern schon hätte ich ihn tödten sollen.“ Und mit vier Begleitern machte er sich auf, die beiden Frauen zu suchen.

Er ritt seit etwa einer halben Stunde rasch dahin, als er einem Borschiah begegnete, der in Galopp daher kam. Dieser Reiter brachte die Nachricht, daß Abdel Kader geschlagen sei. Der Stamm der Bor-

schiahs habe sich nach einem blutigen Kampfe in zwei Parteien getrennt, von denen die eine dem Vater Kaddurs treu geblieben und dem Emir gefolgt sei, während die andere, unter der Anführung des alten Tobal, sich zu den Franzosen begeben habe.

„Der Verräther Tobal!“ rief Kaddur in der höchsten Wuth aus; „und ich liebe seine Tochter! Fluch dieser Liebe!“

„Der Scheik (Fürst) der Borschiahs befehlt Dir, die Zelte abbrechen zu lassen und mit dem Volke weiterhin, an die Ufer des Schelif, neben die Sidi-Abdallah, zu ziehen.“

Der Befehl wurde sofort ausgeführt.

Acht Tage waren seit diesem Ereignisse vergangen, als Kaddur, der erfahren hatte, daß Tobal nebst seiner Familie glücklich und ruhig in Mostaganem unter französischem Schutze lebe, den Plan entwarf, sich in diese Stadt zu begeben, um den Alten zu ermorden, den er einen Verräther nannte, und die Tochter zu entführen. Er kam wirklich in Mostaganem mit einigen der Seinen unter dem Vorwande an, Kinder, die er mit sich gebracht hatte, da zu verkaufen. Er wurde in das Haus geführt, welches Tobal bewohnte, warf sich ehrerbietig vor dem Alten nieder und küßte ihm die Hand. Der Vater Aniffas, der sich außerordentlich freute, seinen künftigen Schwiegersohn wieder zu sehen, überhäufte ihn mit Liebkosungen, sprach lange mit ihm über den traurigen Ausgang des Krieges und erzählte die Ereignisse, die ihn genöthiget hätten, sich mit den Rumis (Christen) zu verbinden.

„Sie sind nicht so schlecht, als wir es glaubten,“ sagte er endlich zu dem jungen Manne; „bleibe einige Tage hier und Du wirst Dich selbst überzeugen, wie edelmüthig diese Franzosen sind; Du wirst sehen, mit welcher Achtung sie die Araber behandeln, die ihre Bundesgenossen geworden sind. Wann Du Dich überzeugt haben wirst, gleich mir, wie gut sie sind, wirst auch Du nicht länger ihr Feind sein wollen.“

Kaddur stellte sich als glaube er den Worten des alten Tobal und antwortete ihm, wenn dem so sei, würde er sich selbst zu den Füßen des Scheik, seines Vaters, niederwerfen, um ihn aufzufordern, die Partei Abdel Kaders zu verlassen. Der leichtgläubige Alte führte darauf Kaddur, hoch erfreut, zu dem französischen Befehlshaber, der ihn mit großer Auszeichnung behandelte.

„Mein Vater,“ sagte der junge Beduine zu Tobal, als sie wieder allein mit einander waren, „ich bin

hierher gekommen, um meine Braut zu sehen; wo ist sie? Ich habe sie noch nicht bemerkt.“

„Ich werde Dich zu ihr führen, mein Sohn.“

„Auch bin ich gekommen, um Dich an die baldige Erfüllung Deines Versprechens zu erinnern; Aniffa ist zu meinem Glücke nöthig; ich würde ihrem Besitze alles aufopfern.“

„Am vierten Tage nach dem heutigen soll Aniffa Deine Gattin werden, wenn Du mir schwörst, Deinem Vater getreulich zu berichten, was ich Dir erzählt habe und was Du selbst gesehen hast, wie die Franzosen Dich und mich behandelt haben.“

Kaddur schwur es ihm, indem er den Namen des Propheten aussprach, und im nächsten Augenblicke war er in dem Gemache seiner Braut.

Der dritte Tag war vorüber und da Kaddur weder den beabsichtigten Mord hatte ausführen, noch die Tochter Tobal's entführen können, so verheirathete er sich mit derselben am vierten Tag. Einige Tage darauf reiste er mit seiner Frau ab und nahm die Hoffnung und die Segensprüche des Greises mit sich.

Aniffa aber bedauerte bald, das Haus ihres Vaters verlassen zu haben. Kaddur ging mit einem schrecklichen Plane um; der Leidenschaft der Liebe war in seinem Herzen die Leidenschaft der Rache gewichen. Zuerst begann er mit einer übeln Behandlung, deren Opfer die vertrauende Aniffa war, bis diese endlich in einer Nacht den Ausruf nicht unterdrücken konnte: „Ach, mein Vater!“

Da entgegnete Kaddur zornentbrannt: „Wie? Du sprichst den Namen Deines Vaters aus, des Elenden, des Verräthers, der den Namen seines Volkes entehrt hat? Du sehnst Dich, ihn zu sehen? Nun wohl, er soll Dich wenigstens sehen.“

Bei diesen Worten bligten seine Augen, seine Züge verzerrten sich, er ergriff seinen scharfgeschliffenen Säbel und die Frauen in den benachbarten Zelten hörten bald nichts mehr, denn in dem Zelte Kaddur's war es plötzlich ganz still geworden. Am andern Tage Abends wach der alte Tobal, als er ein Packet öffnete, das ihm sein Schwiegersohn gesandt hatte, entsetzt zurück und sank zu Boden, denn er sah vor sich — das blutige Haupt seiner Tochter.

## Schwimmende Theater in Nord-Amerika.

Von F. Gerstäcker.

(Beschluß.)

Die Zwischenakte waren sehr kurz und der dritte Akt nahte sich eben seinem Ende; Polonius war umgebracht und lag steif und starr mitten auf der Bühne, die Königin hatte ihr Ersauern kund gethan, daß sich Hamlet mit der leeren Luft unterhielt, und der Geist war im Begriff, durch die Mittelthür zu verschwinden, als ein ganz unerwartetes Hinderniß unlösbar dessen körperliche Eigenschaften und Schwachheiten verrieth, indem das Boot von irgend einem unbekanntem Gegenstande einen solch fürchterlichen Stoß bekam, daß das Gespenst das Gleichgewicht verlor, und ehe es noch, um sich zu stützen, die Thüre erfassen konnte, rückwärts auf den Leichnam des unglücklichen Polonius stürzte, der, zum Tode erschreckt, seine eben erst vorgefallene Ermordung vergessend, fluchend aufsprang.

Der Director aber, begierig zu wissen, mit welchem Gegenstande sein Boot in so unsanfte Berührung gerathen sei, sprang, da der Regen ohnedieß jetzt nachgelassen hatte, aufs Verdeck.

Unterdessen war der Geist mit merkwürdiger Geistesgegenwart — verschwunden, Polonius lag wieder still und das Gelächter des Publikums hatte eben nachgelassen, als plötzlich die befehlende Stimme des Regierenden schallte, der die Donnerworte herabrief: „Stop that play! come up here — all of you.“<sup>\*)</sup>

Natürlich vergaß Alles augenblicklich den schrecklichen Mord wie den unglücklichen Hamlet, und der ganze dänische Hof war in dem kurzen Zeitraume einer halben Minute unter den Bewohnern der „Rising sun“ auf dem Verdeck — aber, wehe! Was zeigte sich hier ihren entsetzten Blicken? Nichts als finsterner Urwald an beiden Ufern des Stromes, und tiefe Nacht, die sich auf dem dunklen Wellenspiegel lagerte, während das Boot selbst, mit all den friedlichen Bewohnern des kleinen Landstädtchens fern von diesem mit der starken Strömung den Ohio hinuntertrieb. Selbst die letzten Lichter der „Rising sun“ waren verschwunden.

Für einen Augenblick standen sämtliche Unglücksgefährten in dumpfes Schweigen und Staunen versenkt, Ophelia gewann aber zuerst die Sprache wieder und rief ganz natü aus: „Well! if we ai'nt going down to New Orleans!“<sup>\*\*)</sup>

Es war nur zu wahr! Das Boot hatte sich durch den Sturm, oder irgend einen anderen unglücklichen Zufall vom sicheren Ufer losgerissen und schwamm nun auf der leicht gekräuselten Oberfläche des Stromes hinab. Dichter Wald lag an beiden Seiten und von keinem Ufer schimmerte ihnen ein freundliches Licht entgegen.

\*) „Hört mit dem Spiele auf — kommt herauf hier — Alle mit einander.“

\*\*) „Ob wir nicht nach New Orleans hinuntertreiben!“

Was aber bei der ganzen Sache sich noch als das Schlimmste auswies, war, daß der Director am Abend vorher die großen Ruder hatte ans Ufer bringen lassen, um mehr Platz zu gewinnen. Kein Mittel blieb ihnen jetzt, das Land zu erreichen, und ruhig mußten sie zusehen, wie Meile nach Meile dunkler Waldung an ihnen vorbeischwand.

Boht fluchten und schimpften die ihren warmen Kaminen entführten Städter nicht schlecht und schrieten und halloten auf dem Verdeck herum, um die Aufmerksamkeit der Uferbewohner auf sich zu ziehen, und von diesen an das Land gebracht und nicht zu weit von ihrer Heimath entfernt zu werden; nutzlos war aber für lange Zeit der Lärmen, den sie machten, denn die wenigen Männer, die sie vom Lande aus wirklich hörten, hielten sie für betrunkene Bootleute, die, von Cincinnati kommend, dem edeln Whiskey zu sehr zugesprochen hätten, und hüteten sich wohl, ihnen zu nahe zu kommen.

Am ruhigsten verhielt sich der dänische Hof, selbst die englischen Gesandten murrten nicht, denn sobald sie noch an keiner andern Stadt vorbeitrieben, war es ihnen ziemlich gleich, ob sie in Indiana oder Kentucky Komödie spielten; da schallte hinter ihnen her der Ruf von Stimmen und mehrere kleine Lichter wurden auf dem Strome sichtbar. Aufs Neue strengten jetzt die Hoosiers<sup>\*)</sup> ihre Stimmen an, und diesmal nicht umsonst, denn ihre Verwandten, die, als das Wetter nachließ, die Abwesenheit des Theaters bemerkt und den Vorfall geahnet hatten, waren ihnen mit kleinen Kähnen gefolgt und holten sie endlich, etwa neun Meilen unterhalb der Stadt, wieder ein.

Das Flatboat wurde mit Seilen ans Ufer gezogen und dort befestigt, und die Zuschauer kehrten in den Kähnen stromauf wieder zu ihren Häusern zurück, die sie, da ein drittes Gewitter die schon so schwer Geprüften noch einmal heimsuchte und ein fürchterlicher Plazregen sie aus den Kähnen zu waschen drohte, erst am andern Morgen durchnäßt und ermattet erreichten. Die schwimmende Gesellschaft führte dagegen am darauf folgenden Abende bei dem nächsten einige Meilen stromabwärts gelegenen Städtchen aufs Neue den Hamlet auf, nur wurde mit den Tauen etwas mehr Vorsicht gebraucht, um nicht wieder zu schnell einen Ort zu verlassen, an dem sie vielleicht zwei oder drei gute Einnahmen mit hinwegnehmen konnte.

Erst im Januar erreichte das Theater New Orleans, machte dort etwa drei Wochen lang zwischen den Schiffen und Fahrzeugen, die aus allen Gegenden der Welt in dieser gewaltigen Handelsstadt zusammenkommen, außerordentlich gute Geschäfte, verkaufte dann das Boot, schaffte die Costume, Requisiten und Decorationen auf ein Dampfschiff und ging mit diesem wieder nach Pittsburg zur Entstehung des Ohio hinauf, um von hier aus auf einem anderen angekauften und schnell eingerichteten Boote ihre Kunstreise aufs Neue stromabwärts zu beginnen.

\*) Spottname der Bewohner des Staates Indiana.

## M i s c e l l e n .

(Rossini philosophirt über das Essen und Trinken.) Rossini äußerte eines Tages in einer kleinen Gesellschaft von Freunden: „Nach dem Nichtshun kenne ich keine angenehmere Beschäftigung, als zu essen, natürlich zu essen, wie man essen muß. Was die Liebe für das Herz ist, ist der Appetit für den Magen; der Magen ist der Kapellmeister, welcher das große Orchester unserer Leidenschaften dirigirt. Den leeren Magen vergleiche ich mit dem Basse, welcher brummend die Unzufriedenheit ausspricht, oder mit der kleinen Flöte, die ihren Reiz auskresselt; der volle Magen dagegen ist der Triangel des Vergnügens oder das Becken der Freude. — Die Liebe halte ich für die Prima Donna, für die Priesterin, welche im Kopfe ihre Cavatinen singt, an denen sich das Ohr berauscht und die das Herz entzücken. Essen und lieben, singen und verdauen sind, wenn man es recht überlegt, die vier Acte jener komischen Oper, welche man das Leben nennt, das verrauscht wie der Champagnerschaum. Wer ihn sich verflüchtigen läßt, ohne ihn zu genießen, ist ein Narr.“ — In einem Briefe, den er aus Rom an die Colbran schrieb, um dieser berühmten Sängerin, welche später seine Frau wurde, den Triumph seines „Barbier“ zu melden, kommt folgende Stelle vor: „Mein Barbier gewinnt mit jedem Tage und der Bursche weiß seine Leute so zu umstricken, daß jetzt selbst die erbittertsten Gegner der neuen Schule sich für ihn erklären. Abends hört man in den Straßen nichts als das Ständchen *Almaviva*; die Arie *Figaro*: *Largo il factotum*, ist das Stelzenpferd aller Barytons und die jungen Mädchen, die mit dem Seufzer einschlafen: *Una voce poco fa*, erwachen mit: *Lindoro mio sarà*. Mehr aber, theure Angelica, als meine Oper wird Sie die Entdeckung eines neuen Salates interessieren, die ich gemacht habe. Ich schicke Ihnen deshalb sogleich das Rezept: Nehmen Sie Provençeröl, englischen Senf, französischen Weinessig, etwas Citrone, Pfeffer und Salz, rühren Sie alles dies gut unter einander und werfen Sie einige Trüffel hinein, die Sie vorher in ganz kleine Stücke zerschnitten haben; die Trüffel geben diesem Gewürz eine Art Glorie, welche einen Gutschmecker in Begeisterung zu versetzen im Stande ist. Der Cardinal Staatssecretair, den ich in diesen Tagen kennen lernte, gab mir wegen dieser Entdeckung seinen apostolischen Segen. Doch ich komme auf meinen „Barbier“ zurück etc.“ — „Die Trüffel,“ sagte er eines Tages zu dem Grafen Gallenberg, „ist der Mozart unter den Pilzen. Ich weiß wahrhaftig mit Don Juan nichts zu vergleichen, als die Trüffel, denn beide haben das mit einander gemein, daß man um so mehr Reize an ihnen findet, je häufiger man sie genießt.“ (Die ausführlichste und interessanteste Schilderung des Lebens und Charakters Rossinis hat Dettinger in seinem „Narrenatmanach“ für 1845 gegeben.)

(Ein Reisender.) Ein Mann, der seiner Haltung, seinem Benehmen und seiner Kleidung nach ein Bauer zu sein

schien, trat vor einigen Tagen in ein Wirthshaus in der Stadt Elbeuf, aß da und verlangte zum Dessert eine Flasche Champagner. Der Kellner glaubte dem lecherhaften Bauer bemerken zu müssen, daß der Champagner theuer sei, da die Flasche zwei Thaler koste. — „Ist er gut?“ fragte der Fremde. — „Sehr gut,“ entgegnete der Kellner. — „Dann ist er nicht zu theuer; bringen Sie mir also zwei Flaschen.“ Ganz verwundert über diese Antwort, holte der Kellner die verlangten zwei Flaschen und wartete mit Ungeduld auf das Ende, um zu sehen, wie der Bauer sich aus der Schlinge ziehen werde. Dieser bemerkte, daß er von dem vorsichtigen Kellner beobachtet und fast nicht aus den Augen gelassen wurde; er sagte also zu ihm: „Guter Freund! Sie scheinen ein Vergnügen daran zu finden, mich anzusehen, Sie tranken vielleicht selbst gern ein Gläschen von dem perlenden Wein? Kommen Sie.“ Der Kellner nahm schüchtern das Glas und trank es aus. Dann verlangte der Bauer seine Rechnung, holte aus der Rocktasche einen alten — Strumpf heraus, nahm aus demselben eine Handvoll Goldstücke, reichte dem Kellner davon eines zur Bezahlung und schenkte ihm das Geld, das dieser zurückgeben wollte. Der arme Kellner wußte nicht, wie er sich das Räthsel erklären sollte; er glaubte zu träumen, und seine Träume dauerten so lange, bis die prächtigen Equipagen des Unbekannten an dem Wirthshause ankamen, denn der angebliche Bauer war kein anderer, als William Berwiston, ein reicher Lord, der die Gewohnheit hat, so incognito und verkleidet zu reisen, um sich an der Verlegenheit der Wirthin zu weiden, und nebenbei den Wein etc. nicht theurer bezahlen zu müssen, als andere Leute.

(Der Convulsionstanz.) Es wird oft über unsere tollen Tänze geklagt, aber diese sind gar nichts im Vergleich mit den Convulsionstänzen der maurischen Frauen und Negerrinnen in Algier, die sonst streng geheim gehalten wurden, seit der Besetzung der Franzosen aber von mehreren Neugierigen gesehen worden sind, die folgende Beschreibung davon gegeben haben. Im Hintergrunde eines langen, dunkeln Gemachs kauert eine alte Frau, die für eine Zauberin gilt, auf den Fersen vor einer Kohlenpfanne, auf die sie wohlriechende Gegenstände wirft. Drei oder vier andere Frauen sitzen mit untergeschlagenen Füßen auf Decken und haben vor sich große irdene Töpfe mit weiter Oeffnung, über die Pergament gespannt ist. Auf diese Art Trommel schlagen sie im Tacte zum Tanze. Die Frauen nun, welche zum ersten Male tanzen wollen, stehen an jeder Seite des Gemachs, aufgeregt durch die Wundererzählungen, die sie vernommen haben, sehen gespannt zu, was vorgeht, und warten aufmerksam. Eine, die an den Krampfanz schon gewöhnt ist, tritt an die Kohlenpfanne, von der sich ein lieblicher Duft verbreitet, beugt sich über dieselbe, zieht den Rauch ein, richtet sich aber bald mit hochgeröthetem Gesicht und klopfendem Busen auf und beginnt nach dem Tacte der Trommeln sich langsam um das Rauchgefäß zu bewegen. Die Töne der Trommeln werden allmählig stärker und rascher und die

Tänzerin beschleunigt eben so ihre Bewegungen. Dies steigert sich mehr und mehr, die Bewegungen der Tänzerinnen werden rascher und rascher, die Convulsionen beginnen, ihre Züge beleben sich, ihre Augen blißen, sie läßt den Kopf rückwärts sinken und ihr ganzer Körper zuckt und bebzt. Endlich dreht sie sich mit betäubender Schnelligkeit im Kreise herum und zuletzt sinkt sie mit einem eigenthümlichen Schrei zu Boden. Es ist dies kein Spiel, denn die Tänzerin schlägt sich bisweilen, wenn sie so niedersinkt, den Kopf auf. Die alten Tactschlägerinnen reiben sie dann auf der Brust und tragen sie in ein anderes Gemach. Es tritt eine zweite Tänzerin auf, welche genau so wie die erste alles durchmacht, bis sie ebenfalls niedersinkt. Oft erheben sich mehrere zu gleicher Zeit und dann gewährt dieser Convulsionstanz einen noch grauenhafteren Anblick. Die Völker in Afrika verbinden mit diesen Tänzen einen Aberglauben; einige meinen, die Tänzerinnen wären von einem bösen Geiste besessen, während andere dagegen behaupten, sie ständen mit dem Himmel in Verbindung und sähen in diesem Zustande die Zukunft vor ihren Augen. In Algier erzählt man allgemein, mehrere dieser Tänzerinnen hätten zwei Jahre vor der Eroberung durch die Franzosen die Einnahme Algiers und die Flucht des Dey vorausgesagt.

(Wahnsinn aus Liebe.) Wie überhaupt die Engländer dem Wahnsinne mehr ausgesetzt sind, als andere Nationen, so kommt unter diesem gewöhnlich kalt und leidenschaftslos genannten Volke auch der Wahnsinn aus Liebe am häufigsten vor und wir haben kürzlich zwei neue rührende Beispiele davon erfahren. Eine Braut, die bald mit dem Geliebten vermählt werden sollte, welcher gewöhnlich mit der Post reiste, wenn er sie besuchte, ging ihm eines Tages entgegen, traf ihn aber nicht, sondern einen alten Freund, der ihr so schonend als möglich meldete, ihr Bräutigam sei plötzlich gestorben. Die Unglückliche stieß einen Schrei aus und rief: „Er ist todt!“ Aber sie vergaß gleich darauf den Unfall, der sie betroffen hatte. Von diesem Augenblicke an bis heute, fünfzig Jahre hindurch hat die unglückliche Braut alle Tage, in jeder Jahreszeit, den Weg von ihrem Hause bis an die Stelle gemacht, wo ihr Bräutigam aus dem Postwagen auszu steigen pflegte, und jeden Tag, wenn die Post vorüberfährt, ohne ihr den Ersehnten mitzubringen, spricht sie im klagenden Tone: „Noch ist er nicht gekommen. So muß ich morgen wieder mich einfinden.“ — Ein noch merkwürdigeres Beispiel erzählt eine Zeitung von Glasgow. Die Liebe, die hier scheinbar seit langer Zeit erloschen war, erschütterte plötzlich den Verstand eines alten Mannes. Dieser Mann, der in der Nähe von Glasgow lebte und seine Frau seit mehreren Jahren verloren hatte, fand eines Tages ein Miniaturportrait derselben aus ihrer Jugendzeit, und der Anblick dieses Bildes überwältigte ihn, ob er gleich ein ganz ruhiger und verständiger Mann an. Von der Zeit an, in welcher das Bild gefunden wurde, bis zu seinem Tode, der einige Monate darauf erfolgte, vernachlässigte er alle seine Pflichten

und Arbeiten, wurde gleichsam geisteschwach, saß Tage lang vor dem Portrait und nahm durchaus keinen Antheil an dem, was um ihn her vorging. Nur mit einer Enkelin sprach er, die dem Portrait außerordentlich ähnlich war, und von diesem Kinde ließ er sich zu Allem bewegen. Auch trug er demselben auf, ihm, wenn er stürbe, das Bild in den Sarg mitzugeben, was natürlich geschah.

### Generalcorrespondenz.

Bei Gelegenheit der Versammlung der Philologen in Dresden wurde auch die „Antigone“ von Sophocles aufgeführt und die gelehrten Gäste hatten freien Eintritt zu dieser Vorstellung. Da sah man denn mehrere dieser Herren, ächte Stockphilologen, in dem Theater mit dem Buche in der Hand dasitzen und das griechische Original nachlesen, in das sie sich so vertieften, daß sie auch nicht einen Blick der Bühne zuwendeten. —

Von Dumas wird nächstens in Paris ein neues fünf-actiges Drama aufgeführt, das besonders für Deutschland interessant sein dürfte, schwerlich aber auf einer deutschen Bühne gegeben werden kann, denn es heißt: Carl Sand. —

Kaulbach in München hat von dem Könige von Preußen den Auftrag erhalten, sechs große Oelgemälde zu fertigen, welche die merkwürdigsten Momente aus der Weltgeschichte darstellen sollen. Der Künstler soll bereits einen großen Carton, „den Untergang Babylons“ vollendet haben. — Horace Vernet ist ausschließlich mit Gemälden aus der neueren Geschichte Frankreichs beschäftigt und wird deshalb nächstens nach Africa gehen, um das Schlachtfeld am Isly, Tanger und Mogador zu besuchen. Jetzt arbeitet er an einem Gemälde, ebenfalls aus dem afrikanischen Kriege, das nicht weniger als sechzig Fuß lang ist. —

Die berühmte Tänzerin Marie Taglioni läßt sich am Comer See eine reizende Villa bauen, um dort von ihren Triumpfen auszuruhen. Die Pasta und die Catalani besitzen an dem herrlichen See bereits Villen. —

Ein Londoner Tapezierer Dakly hat kürzlich dem Könige der Franzosen ein Paar Pistolen geschenkt, welche dem Könige Ludwig XVI. angehört hatten. Ludwig Philipp erwiderte das Geschenk durch ein kostbares Theeservice. Die Geschichte jener Pistolen ist nicht uninteressant. Am 10. Aug. 1792, als das Volk die Tuilerien angriff, wurde der englische Capitain Twaddel, der sich gerade in Paris befand, durch das Volk gezwungen, an dem Angriffe Theil zu nehmen. Als er die Tuilerien wieder verließ, bemerkte er einen Nationalgardisten, der unter seinem Rocke ein ziemlich dickes Packet trug; er ließ sich mit demselben in ein Gespräch ein und erfuhr, daß der Mann aus dem Cabinet Ludwigs XVI. ein Paar Pistolen genommen habe, die er ihm endlich zum Kaufe anbot. In einem Kaffeehause wurde der Handel abgeschlossen. Der Capitain Twaddel lebt noch und wohnt in London; er hatte die Pistolen sorgsam aufbewahrt und sie erst kürzlich an Dakly verkauft. —

Die Gräfin Hahn besuchte, wie sie in ihren „Orientalischen Briefen“ erzählt, in Damaskus einen Harem, es scheint ihr aber darin gar nicht gefallen zu haben, natürlich; sie sagt, der Besizer eines solchen Harems sei gar nicht zu beneiden; die Frauen und deren Dienerinnen sähen unreinlich und gar nicht einnehmend aus, etwa als hätten sie in ihrem Anzuge geschlafen und zwar mehrere Nächte, was allerdings auch Sitte sei. Sie schrien, lachten, starrten die Gräfin an, nahmen sie an der Hand. „Ich fühlte mich sehr unbehaglich und war froh, als ich wieder hinaus war. Der Anblick so roher ungebildeter Frauen empörte mein Gefühl. Der Harem würdigt die Frauen herab. Männer, welche sich erlauben, über Dinge zu schreiben, die sie nicht verstehen, haben aber oft versichert, diese orientalischen Frauen fühlten sich nicht unglücklich!“ Es ist der Gräfin zu glauben, daß der Zustand der Frauen im Oriente sie empörte, da sie ja nicht einmal mit der Lage der Frauen in Europa recht zufrieden ist. Auch die Sand sollte eine Reise in den Orient machen; sie würde vielleicht wie die Gräfin Hahn ausrufen: „Wie glücklich schätze ich mich, den sogenannten nordischen Barbaren anzugehören!“ —

Ein englischer Chemiker beschreibt, wie in einem rothglühenden Schmelztiegel — Eis erzeugt werden könne. Man stelle, sagt er, einen Platina-Schmelztiegel über eine Spirituslampe, erhitze sie zum Rothglühen und gieße etwas schwefelige Säure hinein, die in dem heißen Schmelztiegel fest wird, so daß nicht ein Tropfen verdunstet. Thut man aber einige Tropfen Wasser hinzu, so entweicht die Säure sofort in Dämpfen und zwar so rasch, daß sie den Wärmestoff im Wasser mit sich fortreißt, welches als Eis zu Boden sinkt. Benutzt man gewandt den rechten Augenblick, ehe das Eis wieder schmilzt, so kann man das Klümpchen aus dem heißen Schmelztiegel herauschütten. —

Ein neues Mittel gegen den Zahnschmerz hat man in dem Kautschuk (Gummi) gefunden; dieser Stoff wird im Feuer klebrig und weich und eignet sich nach vielen Erfahrungen am besten zur Ausfüllung hohler Zähne und dadurch zur Beseitigung von Zahnschmerzen, die vom schlechten Zustand der Zähne herrühren. Man schmelzt ein Stückchen Gummi an einem Draht in der Flamme einer Lampe und drückt es, während es noch warm ist, in den hohlen Zahn, worauf der Schmerz augenblicklich verschwinden wird. —

Ein Reisender erzählt von einem neuen Mittel, das man in Africa benützt, um von Verbrechern oder auch von Unschuldigen Geständnisse zu erpressen. Man befestiget nämlich den, welcher gestehen soll, entkleidet an den Boden, mit ausgestreckten Beinen und Armen; dann schüttet man aus einem Sacke — Ameisen, die zu diesem Zwecke gesammelt wurden, auf den Unglücklichen. Gelegentlich spritzt man Wasser unter die Ameisen, um sie zu erzürnen und zu reizen, stärker zu beißen. Es soll dies die schrecklichste Folter sein, die je erdacht worden. —

Am 22. Oct. dieses Jahres wird in Frankfurt die Statue Goethes, ein Meisterwerk Schwanthalers, unter großen Feierlichkeiten aufgestellt. (Wir werden bald eine Abbildung geben.) In allen Städten Deutschlands hätten eigentlich die Verehrer des großen Todten zusammenkommen und so im Geiste wenigstens das Frankfurter Fest mitfeiern sollen. Es scheint indess nur an wenigen Orten zu geschehen. —

Der bekannte Missionair Guglass, unser Landsmann, der eine amtliche Stellung bei den Engländern in China bekleidet, ist wohl derjenige Schriftsteller, welcher in den verschiedensten Sprachen Bücher geschrieben und herausgegeben hat; man hat von ihm Bücher und Aufsätze in deutscher, holländischer, englischer, lateinischer, siamesischer, laosischer, kambodjanischer, kochinchesischer, japanischer und chinesischer Sprache. —

Eines der merkwürdigsten Verbrechen ist von der Magd eines Krämers im Haag begangen worden. Sie mischte nämlich Arsenik unter das Kochsalz, das ihr Herr verkaufte. An vielen Menschen, selbst an Thieren zeigten sich in Folge davon Spuren von Vergiftung, ohne daß es der Polizei gelang, die Ursache zu ermitteln, während die Fälle sich immer wiederholten und die ganze Stadt in Bestürzung gerieth. Ein Arzt endlich entdeckte, daß das Gift im Salze beigebracht werde, und als man dies wußte, wurde leicht ermittelt, wo das Salz gekauft worden sei. So entdeckte man endlich auch die Giftmischerin. Als man diese fragte, was sie zu dem entsetzlichen Verbrechen veranlaßt habe, erklärte sie, sie habe in dem Hause so sehr viel zu thun, daß sie nicht so oft als sie wünsche, mit einem Soldaten, ihrem Liebhaber, ausgehen könne. Um ihre Arbeit zu verringern, sei sie auf den Gedanken gekommen, etwas Giftiges unter die Waaren zu mischen, die ihr Herr verkaufe, weil sie gehofft, die Kundschaft würde sich bald verringern, wenn man erst wisse, daß die Waaren schlecht wären. Sie habe dazu das Gift genommen, das, wie ihr bekannt, auf dem Boden des Hauses verwahrt worden sei. Es sei durchaus nicht ihr Wille gewesen, den Tod irgend einer Person zu veranlassen, weil sie ja nicht gewußt habe, wer kaufen werde. Zum Stück ist kein Menschenleben zu beklagen, aber die Folgen dieser unsinnigen Handlung des verliebten Mädchens hätten unberechenbar sein können. — Sie ist zum Strange verurtheilt worden. —

Von dem ersten aller lebenden Lustspiel-dichter, dem unerschöpflichen Scribe, ist in Paris ein neues Lustspiel: „Babiloe und Joblot,“ zur Aufführung gekommen, das außerordentlich komisch sein soll und deshalb auch ungemein gefallen hat. —

Die Franzosen fangen jetzt an, unsere deutschen Classiker zu illustriren. So erschien so eben Goethes „Werther“ mit zehn prachtvollen Stahlstichen von dem berühmten Tony Johannot und einer interessanten Einleitung von George Sand, worauf wir die Verehrer Goethes aufmerksam machen.



# Allgemeine Mode-Zeitung

N<sup>o</sup> 45.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



1844.

Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.** Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Zu spät!

Novelle von Th. Mügge.

Der reiche Fabrikant Hartberg hatte einen Gang durch seine Werkstätten gemacht und kam nachdenkend daraus zurück. An seinem schönen Wohnhause blieb er auf der Terrasse stehen, die in den Garten hinabführte, und überblickte sein Eigenthum. Die Fabrikgebäude mit ihren Dampfschornsteinen lagen zur Seite, er konnte durch die vielen großen Fenster bemerken, wie Räderwerke und Menschenhände arbeiteten, wie Alles in lärmender und doch wohlgeordneter Thätigkeit war. Heute aber belebte der zufriedene Stolz nicht, wie sonst, das Auge des klugen Kaufmanns, der als der erste Industrielle des Landes galt. Schnell glitt sein Blick darüber hin zur anderen Seite durch den Garten, über Drangenbäume, Treibhäuser, Blumenbeete und schöne Baumgänge, aus deren Schatten jetzt ein junger Mann trat, der, den Blick zur Erde gerichtet und die Hände auf den Rücken gelegt, sich langsam näherte.

Hartberg ging ihm entgegen und beide Männer schienen die Mißstimmung verbergen zu wollen, welche sie beherrschte. Das blasse Gesicht des jüngeren röthete sich, als er die dargebotene Hand ergriff; er erwiderte verlegen den Gruß des Fabrikherrn und dieser zog ihn mit sich fort in den Bogengang von dichtem Weinlaub, der sie verbarg.

„Es ist gut, daß ich Dich treffe, Georg,“ sagte er nach einigen gleichgiltigen Worten; „ich wünsche mit Dir zu reden.“

„Dann begegnen sich unsere Wünsche, lieber Vater.“

„Ich weiß nicht recht, wie ich es anfangen soll, Dir Alles zu sagen, was ich gern möchte,“ fuhr der alte Herr bewegt fort, „nicht, wie ich Dir meine ganze Liebe und Theilnahme ausdrücken will. Du bist der Sohn meines alten Freundes und Compagnons. Er starb, als Du ein Kind warst, ich habe Dich erzogen und bin stolz darauf. Keinen auf der Welt möchte ich lieber ganz meinen Sohn nennen, als Dich. Wenn das ein Trost für Dich sein kann, so nimm ihn mit auf die Reise, denn reisen mußt Du.“

„Gerne, lieber Vater,“ erwiderte Georg, gerührt von der Zuneigung des alten strengen Mannes.

„Du sollst nach England gehen,“ sprach dieser weiter. „Ich habe es längst gewünscht, daß Du es besuchen sollst. Deinen Fleiß, Deine Einsicht und Thätigkeit werde ich hier schmerzlich vermissen, allein Du wirst dort manches sehen und lernen, was dem Fabrikanten nützlich ist.“

„Ich erkenne Ihre Güte, lieber Vater,“ erwiderte Georg, „und danke Ihnen. Ohne Zweifel wird diese Reise nicht ohne Vortheile für meine Bildung sein, ich werde lernen, und — ich werde vergessen,“ fügte er leiser hinzu.

„Armer Georg!“ rief Hartberg, „ich bedaure Dich.“

Der junge Mann richtete den Kopf stolz und erglühend auf. „Ich glaube,“ sagte er, „daß alles Bedauern in dieser Sache verloren ist.“

Es lag ein Vorwurf in dem festen Tone seiner Stimme, den Hartberg sehr wohl verstand. Unruhig wendete er sich hin und her und rief dann nach einem Schweigen: „Du hast Recht, das Geschäft ist abgethan; der Wechsel ist angenommen, aber, Georg glaube mir, leichten Muthes habe ich ihn nicht unterschrieben.“

„Sie haben unterschrieben, das genügt.“

„Mit zitternder Hand und könnte ich die Schrift durchstreichen —“

„Es ist zu spät!“ erwiderte Georg kalt.

In diesem Augenblick erschien auf der Terrasse eine junge schöne Dame, deren glänzende Locken im Binde flatterten. Ihr weißes Morgengewand, von einem himmelblauen Cashemir umhüllt, machte die leichte schwebende Erscheinung reizender. Kaum erblickte sie die beiden Verwandten im Garten, als sie die Stufen hinabsprang und sich ihnen näherte.

„Da kommt Agnes,“ rief der alte Herr, und sein ganzes Gesicht drückte einen hohen Grad des Entzückens aus. „Mein liebes Kind, bist Du so früh schon munter? O, ich errathe es, die Freude, die Erwartung, hat Dich herausgetrieben. —“ Er konnte nicht weiter sprechen; denn das junge Mädchen schlang beide Arme um seinen Nacken und bedeckte seinen Mund mit ihren Küffen.

„Mein Väterchen,“ rief sie, „Freude und Schmerzen, Kummer und Entzücken haben mich nicht schlafen lassen. . . Ich dachte daran, wie es sein wird, wenn ich nicht mehr bei Dir bin, wenn ich Dich, die Menschen, die Blumen, die Bäume, alles, was ich kenne, und was mich seit den Kinderjahren umringte und erfreute, missen soll. Heute zum letzten Male tritt alles mit seinem bekannten Glück erinnerungsvoll vor mich hin und jenseits liegt eine fremde, unbekannte Welt.“

„Eine neue Welt und neues Glück,“ sprach der Vater. „Ja mein liebes, theures Kind, Gottes Segen über Dich! Doch was ist das? weint eine Braut an ihrem Hochzeitstage? Fort damit, gleich fort damit!“ — Er küßte ihr zärtlich die Augen und sagte dann drohend: „Wenn Tamnau das sähe, was würde er denken!“

„Er würde wissen, was meine Thränen bedeuten,“ erwiderte sie und sah suchend umher. — „Ist er noch

nicht hier, lieber Papa? Er versprach ganz in der Frühe zu kommen.“

Der Fabrikherr lachte laut und vergnügt. „Da haben wir also die Lösung des Räthfels,“ rief er. „Der Bräutigam verspricht mit dem letzten Sternenschein zu kommen und das treibt die Braut vor dem ersten Sonnenstrahl hinaus. Wie findest Du das, Georg?“

„Ganz natürlich,“ versetzte dieser, „denn die Unruhe der Liebe ist eine Sehnsucht der Herzen, die wie Magnetnadeln rastlos umher irren, bis sie den Pol gefunden haben.“

„Das heißt den richtigen Pol,“ rief Hartberg, „dessen Anziehungskraft nie endet.“

„Ist denn nicht das der richtige Pol, mein Väterchen,“ erwiderte Agnes schalkhaft, „der der armen Magnetnadel ein so ungestümes Herzklopfen verursacht, daß sie immer und ewig zu ihm sich sehnen, von ihm träumen, an ihm hangen muß und durch Sonne, Sterne und Himmel nicht von ihm getrennt werden kann? — Doch nein,“ rief sie lebhafter, „wie kann man den harten Stahl mit der Liebe des Menschenherzens vergleichen. — Das hast Du gethan, Georg, weil Du ganz und gar ein Magnetberg bist.“

„Und im Innern brennen vielleicht Vulkane,“ rief der Fabrikherr dazwischen.

„Jetzt fällt es mir ein,“ fuhr Agnes fort, „was ich vor einiger Zeit, ich weiß nicht genau, träumte oder irgendwo gelesen habe. Sieh mir Deine Hand, lieber Georg, und höre aufmerksam zu. Es fuhr einst ein Schiff in ein fernes Land, das hatte einen Helden an Bord und einen Weisen. Beide wollten eine Reise machen, der eine nach Abenteuern jagen, der andere die Welt erforschen. Sie kamen zu wilden Völkern, zu Riesen, Zwergen und Zauberern, und wenn der Held kämpfte und siegte, saß der weise Mann und dachte darüber nach, warum es so sein mußte und nicht anders geschehen könnte. Endlich hoch im Norden gelangten sie auch zu dem Magnetberg, der das Schiff mit fürchterlicher Gewalt an sich zog, bis alle seine Eisentheile endlich krachend sich ablösten und durch die Lüfte fort zu dem Magnet flogen. Der Held faste den Weisen und schwamm mit ihm an's Land, und während er dies that, erklärte der Weise, wie es zugegangen sei, daß Schiffbruch über sie gekommen. — Endlich erreichten sie den Berg, aber alle ihre Gefährten waren ertrunken, und es frug sich nun, wie sie selbst davon kommen sollten? Der Weise dachte lange nach, dann sagte er: „Es giebt keine Rettung. Die-

fer Magnetberg läßt nichts wieder los, was er hat.“ — „Dort liegen Holztrümmer am Ufer,“ rief der Held, „Seile von den Masten hängen daran. Wir wollen ein Floß bauen, alles, was Eisen an uns ist, fortwerfen; dann rudern wir nach der schönen grünen Insel, die ich fern am Horizont sehen kann.“ — Der Weise aber wickelte sich fester in sein Kleid und sprach: „Thor, was nützt es, uns abzumühen? Weißt Du nicht, daß das Blut in uns Eisen enthält? Dein ganzes Hirn und Herz ist dem unglücklichen Magnet verfallen, der uns grausam verspottet und umkommen läßt. Er hat uns auf ewig zu seinen Sklaven gemacht, daran müssen wir untergehen und können nicht anders.“ Bei diesen muthlosen Worten des Weisen richtete sich der Held stolz empor. Er fühlte Zorn und Stärke zehnfach in seinen Adern. Grollend rief er aus: „Will der Magnet uns so das Leben rauben, so wollen wir dem fühllosen Stein beweisen, was der Menschenwille vermag! Ich will nicht untergehen die Hände in den Schooß gelegt, unmännlich und verzagt.“ Hierauf sprang er an den Strand hinab, verband die Balken, welche er fand, mit tüchtigen Stricken und hatte in wenigen Stunden ein starkes Floß bereitet. — „Komm,“ rief er dem Gefährten zu, „begleite mich.“ — „Nein,“ erwiderte dieser, „warum sollte ich, wie ein Narr, mich quälen? sei verständig und stelle Dein ohnmächtiges Widerstreben ein.“ — Allein der Held ergriff die Ruder, er kämpfte mit Wellen und Strömung und mit dem Eisen in seinem Blut und Herzen, das ihn wirklich immer wieder zurück zu dem Berge zog. Endlich hatte sein Wille und seine Kraft Alles überwunden; er fühlte sich freier, leichter; sein Fahrzeug schoß rasch über die Fluthen dahin und bald lagen schöne glückliche Inseln vor ihm, wo ihn ein neues Leben erwartete. Der Weise dagegen sah zu spät ein, wie seine Weisheit ihn betrogen, er mußte jammervoll auf dem Magnetberge enden.“

Während dieser Erzählung war Agnes den Gang in Begleitung Georgs hinabgegangen, der es nicht zu bemerken schien, daß die frohe Braut ihrem Vater ein Zeichen gab, zurückzubleiben. — Jetzt stand sie still und sah ihren Pflegebruder bittend an.

„Ich fasse den Sinn Deines Märchens sehr gut,“ sagte dieser ruhig, „allein, liebe Agnes, Du scheinst Dich über mich und meinen Character sehr zu täuschen. Ich bin eben so wenig ein Weiser, der die Hände in den Schooß legt, um zu sterben, wie an einen Magnetberg gestrandet.“

„Still, Georg,“ rief das Mädchen und eine höhere Röthe färbte ihr Gesicht; „Du sollst in dieser Minute nicht heucheln und nicht lügen, ich will es auch nicht. . . Wir haben uns lieb gehabt von Jugend auf und was unsers Vaters Hoffnungen waren, blieb uns nicht verborgen. — In wenigen Stunden bin ich nun Tamnau's Frau. Es hat nicht anders sein können, Georg, glaube mir, obwohl ich selbst kaum weiß, wie es geschah. Warum sollen wir uns nicht ruhig in dieser Minute des Scheidens sagen, daß wir lange glaubten, das Leben vereine uns auf immer in Liebe? — Ich glaubte das, Georg, bis ich Tamnau kennen lernte, da erst wußte ich, o! verzeihe mir, daß ich Dich nie geliebt hatte. Als meinen Freund liebte ich Dich, Georg, doch nicht mit der Leidenschaft, die man Liebe nennt. So laß uns denn Freunde sein, lieber theurer Bruder, zürne mir nicht. Ich denke mir, daß auch Du einst wirst empfinden, was ich empfand; daß die ruhige Freundschaft, die wir Liebe heißen, von einer stürmischen Macht verdunkelt wird; ja, lieber Georg, daß ein neues Leben Dir in schönen glühenden Liebesträumen aufblüht.“

„Du warst immer eine kleine Schwärmerin,“ sagte der junge Mann lächelnd, „nun macht die Liebe Dich ganz und gar zum Poeten. — In dieser letzten Minute, Agnes, will ich wahrhaft, wie immer, zu Dir reden. — Meine Liebe ist niemals eine unruhige Leidenschaft gewesen, noch wird sie je es sein können. Wie ich lieben kann auf Erden, so habe ich Dich geliebt, allein wer mag so gering von mir denken, daß ich meine Liebe noch feil biete, wenn sie sich zurückgewiesen sieht! — Seit der Zeit, wo Tamnau sich um Dich bewarb, wo ich bemerkte, daß seine Huldigungen Dir Vergnügen machten, habe ich einen Buchstaben des inhaltschweren Wortes nach dem andern ausgestrichen und nichts ist davon übrig in diesem Augenblick, als ein heißes Verlangen, Dich glücklich zu wissen. — Meine Wünsche begleiten Dich, liebe Agnes, meine Freundschaft ist unwandelbar und wohl magst Du Recht haben, daß ein neues Leben mir neue Freude und neues Glück bringt; denn Gott sei Dank, ich gehöre, wie Dein Held, zu den praktischen Menschen, welche Willenskraft genug besitzen, um nicht so leicht zu verzagen.“

Agnes lächelte zu Georgs Worten ein wenig erzwungen. Es lag ein gewisses verletzendes Etwas für sie darin, das ihre innersten Gedanken berührte. Eine eisige Kälte drang aus dem, was der Mann sagte, von

dem sie geglaubt, er sei durch ihren Wankelmuth tief und tödtlich angegriffen, und legte sich auf ihr Herz. — Georgs Ruhe bildete einen grellen Gegensatz zu ihrer Erregtheit, seine Erklärung, daß seine Liebe längst bis auf den letzten Hauch verschwunden, stach sonderbar schmerzhaft in ihre Brust und mit einiger Ueberwindung brachte sie es dahin, dem Gespräche eine leichtere Fassung zu verleihen.

„So wollen wir denn beide glücklich zu sein uns bestreben,“ rief sie, „ich an Tamnau's Seite, der mit so inniger Zärtlichkeit mich liebt, Du vereint mit einem schönen, edlen Wesen, das es versteht, Dein stolzes Herz zu rühren.“

„Für's Erste,“ erwiederte Georg, „werde Du beglückt. Ich dagegen stürze mich in Geschäfte, habe eine große Reise durch England vor und eigentlich gar keine Zeit, mich zu verlieben. Doch Alles ist jetzt abgethan unter uns, mein Schwesterchen: kommt Zeit, kommt Rath; Deinen Traum werde ich mir merken und kein Magnetberg soll je im Stande sein, mir Herzklopfen zu machen, oder gar mich um's Leben zu bringen. So laß uns denn scheiden. Dort kommt der glückliche Bräutigam mit Kisten und Kisten, mich erwarten meine Arbeiter und hämmernde, schnurrende Maschinen, die nicht in Liebestönen sprechen.“

„Aber in zwei Stunden, Georg, wenn ich geschmückt bin, kommst Du?“

„Ich komme,“ sagte er im Abgehen, „ich werde Dir den Myrthenkranz aufsetzen und Dein Brautsüßrer sein.“

## 2.

Agnes blieb noch einen Augenblick stehen. „Wunderbar!“ sagte sie; „o! wie gut ist es, daß er diese fühllose Ruhe besitzt, wie gut auch, daß ich mit meinen heißen Empfindungen nicht an ihn gekettet wurde.“

Ein junger eleganter Herr eilte jetzt auf sie zu. Die schönen und einnehmenden Züge seines Gesichts paßten zu dem großen stolzen Bau seines Körpers. Ein Bärtchen schmückte seine Lippen und durch Agnes Kopf flog in diesem Augenblick ein Vergleich zwischen diesem edelgestalteten Manne, den sie liebte, und den plebejischen Mienen Georgs, dessen ernster Kopf auf den breiten Schultern wie ein Nachtgespenst an ihr hinsflog und im Entzücken ihres Glücks verschwand. Sie flog in Tamnau's Arme, dessen Küsse sie bedeckten, und der Vater stand lachend schon lange neben ihnen, ehe sie aus dem süßen Kausch erwachten.

„Kommt auf die Welt zurück, ihr Kinder, und erhalt Euch,“ rief er den Liebenden zu. „Morgen ist auch noch ein Tag; es wollen viele gelebt sein.“

„Wäre nicht heute Hochzeit,“ sagte Agnes, „so sollte ich böse sein, Rudolph, daß ich so lange Dich erwarten mußte.“

„Was hatte ich Alles zu besorgen,“ erwiederte der Bräutigam zärtlich; „diese Kleider- und Moden-Künstler unserer Zeit sind gar zu sorglos, sie versprechen, ohne Wort zu halten. Nun bin ich aber hier und mein Diener ist bepackt mit Allem, was Noth thut, laß mich denn sehen, theuerste Agnes, ob mein Geschmack Deinen Beifall hat.“

Er zog sie mit sich fort und Agnes hielt an der Hand den Vater fest. Tamnau hatte die schöne Braut gebeten, ihm die Wahl ihres hochzeitlichen Schmuckes und Staates ganz zu überlassen. So ungewöhnlich dies war, so hatte es doch Reiz genug für sie, in dies Begehren zu willigen. Es spannte ihre Erwartungen und mit allen Andeutungen, welche manche frohe Stunde gefüllt, hatte er nichts verrathen. — Tamnau, aus einer reichen und angesehenen Familie, der Sohn eines hohen Staatsbeamten, welcher vor einigen Jahren gestorben und seinem Erben schöne Güter hinterlassen hatte, war als einer der ersten Männer der Mode und des guten Geschmacks bekannt. — Nach seines Vaters Tode hatte er große Reisen gemacht, lange Zeit in Paris gelebt und auf der Rückkehr seine einzige Schwester besucht, die in früher Jugend an einen kränklichen ältlichen Mann verheirathet, nach unglücklicher Ehe so eben das Wittwenkleid angezogen hatte. Nun war er seit sechs Monaten in der Hauptstadt wieder erschienen, wo er bald der Mittelpunkt glänzender Feste wurde. — Auf einem derselben lernte er die Tochter des Fabrikanten kennen, den der Ruf als Millionär pries. Tamnau verwandelte das alte Haus seines Vaters in einen modernen Palast; sein Reichthum, seine Freigebigkeit, sein Geschmack, seine Liebenswürdigkeit mit seinen Sitten machten ihn zum Gegenstand der Bewunderung und der Hoffnungen und er selbst so schön von Körper, der Tongeber aller Moden, erschien als einer jener Lieblinge der Götter, denen nichts versagt ist, was den Sterblichen gewährt werden kann: Jugend, Schönheit, Reichthum, Gesundheit und Glück!

Jetzt stand er neben der Braut und deckte lächelnd das Tuch von dem blumenbesetzten Korbe, der die reichen Feierkleider enthielt. Welche Fülle von Spitzen und Kanten, von reichgestickten Roben, von theuerem

herrlichen Putz! Agnes schöne Augen funkelten vor eitler Borne, als das zierliche Kleid von schwerem weißen Seidenstoff vor ihr hing mit seinen Besätzen lebendiger Myrthe. Tamnau schmückte sie mit dem alten Familienschmuck seiner Mutter und sie ließ es geduldig geschehen, als er aber auch den Kranz in ihre Locken drücken wollte, hielt sie ihn zurück. Sie dachte an Georg.

„Halt ein!“ rief sie, „das ist ein geheiligtes Amt, Du sollst es nicht verrichten. — Man überliefert dem Bräutigam die geschmückte, bekränzte Braut und darf nicht von der alten Sitte abweichen, nicht mit den feinen Blättern und Blüthen scherzen, in denen ein geheimnißvoller Zauber ruhet.“

„Und welchen guten Zauberer hast Du denn ausgesucht,“ erwiderte Tamnau scherzend, „der mit kabbalistischen Zeichen und Sprüchen den Kranz und unsern Bund segnen soll?“

„Niemand anders als meinen Bruder Georg, der es begehrte,“ rief die Braut, und ohne daß sie es hindern konnte, lief ein dunkles Roth plötzlich über ihr Gesicht. Sie erglühete noch stärker, als Tamnau sie verwundert ansah, plötzlich aber ging diese Verwunderung in ein spöttisches Zucken seiner Lippen über. Er schien Mühe zu haben, seine Lust zum lauten Lachen zu beherrschen, und fuhr mit der Hand über Stirn und Haar, seine Regungen dahinter zu verbergen.

„In der That,“ sagte er dann, „ich bin dem Jugendfreunde meiner lieben Agnes vielen Dank schuldig für diesen Beweis seiner Ergebenheit und mache ihm gern Raum. Welch ein edles Herz verräth diese Forderung! Georg muß ein herrlicher Mensch sein, es erweckt mein Bedauern, daß wir bisher uns so wenig genähert haben.“

„Da haben Sie Recht,“ fiel der Vater ein, „Georg ist ein tüchtiger Mann; er ist mein Stolz und meine Freude so gut wie Agnes; und im Geschäft, in Kenntnissen und Erfahrungen erreicht ihn so leicht Keiner. Wie Schade —“ hier schwieg er und machte ein erschrockenes Gesicht über das, was er verschluckte. — „Liebe Kinder,“ rief er dann laut und faßte Tamnau's und seiner Tochter Hände: „nehmt denn meinen Segen, der Himmel wird Alles wohl fügen und nun, ehe die Brautjungfern, oder Fräulein, wie man jetzt wohl sagen muß, und Gäste kommen, die uns stören, noch ein Paar Worte zu Euch, welche häusliche Sachen angehen.“

„Was ich an irdischen Gütern besitze, gehört mei-

ner Tochter nach meinem Heimgange, allein auch Georg hat gerechte Ansprüche. Seines Vaters bedeutendes hinterlassenes Vermögen ist ganz in meinem Geschäft, und ich habe gewissermaßen ein Unrecht gut zu machen; denn diese Capitalien ließ ich, nachdem der Tod das Compagnie-Geschäft auflöste, als Hypothekenschuld auf meine Grundstücke eintragen. Das Geld benutzte ich weiter und benutzte es noch, ohne daß Georg bis jetzt Rechenschaft begehrte hätte, obgleich er seit drei Jahren mündig ist, denn er betrachtete sich als meinen Sohn. — Nun aber ist es Zeit, dies Verhältniß zu ändern. Ich schicke ihn nach England auf ein Jahr; wenn er zurückkommt, wird er mein Compagnon, oder vielmehr, ich denke auf seine junge Schultern die Last des Ganzen zu werfen, und abwechselnd alsdann bei meinen Kindern zu wohnen, unberührt von dem unruhigen Leben eines Geschäftsmannes, der seinen Kopf selten niederlegen kann, ohne von tausend Entwürfen und Sorgen geplagt zu werden. —“

„Du kommst zu uns, zu mir, mein geliebter Vater,“ rief Agnes. „Ich und Rudolph, wir werden jede Sorge von Dir scheuchen.“

„Mein Herzenskind,“ sagte der alte Herr entzückt, „ich würde auch nicht ohne Dich leben können. — Was nun meinen Willen betrifft, so habe ich den vorläufig aufsetzen lassen und frage Euch, ob Ihr damit einverstanden seid.“

„Wie kannst Du fragen, lieber Vater,“ fiel Agnes ein, „Du hast allein darüber zu bestimmen. Theile zwischen mir und Georg.“

„Sie werden Alles gerecht und zur Zufriedenheit ordnen,“ fügte Tamnau hinzu.

„Ihnen, lieber Sohn,“ fuhr der alte Herr fort, „bringt Agnes jetzt das ganze Vermögen ihrer Mutter zu, ferner einen jährlichen Wirthschaftszuschuß von zwei tausend Ducaten.“

„Lieber Papa,“ rief der Schwiegersohn und schloß den Vater in die Arme, „lassen Sie uns heute nicht weiter von diesen Dingen reden. Am Hochzeitstage Geldgeschichten! wer wird die himmlischen Empfindungen des Glücks so auf die nüchterne Prosa des Alltagslebens bringen! — Da kommen Wagen, da kommen Gäste, die Brautfräulein, oder meinetwegen die Brautjungfern. Nun geschwind, liebe, geliebte Agnes, husch ins Kämmerlein und ruft mir den wackern Ritter Georg, ich sehne mich nach dem seligen Augenblick, wo er den Kranz in diese Locken drückt.“

(Fortsetzung folgt.)

## Miscellen.

(Ein Adjutant Santa Annas.) Die Straßenabenteurer, welche sonst den Schluchten der Pyrenäen und der Apenninen einen so weitverbreiteten Ruf verschafften, finden sich in unseren Tagen nur noch in Mexiko, welches für den romansüchtigen Reisenden das gelobte Land geworden ist, denn nur dort giebt es noch Robin Hoods, Mandrins *ic.*, ganze militairisch organisirte Banden, nur dort kommt es noch vor, daß Staatsbeamte, hochgestellte Männer an den Thaten dieser Helden von der Landstraße Theil nehmen.

In den ersten Tagen des Aprils 18. begab sich L., ein reicher Kaufmann in Mexiko, den wichtige Angelegenheiten mit seiner Familie nach Europa beriefen, zu Santa Anna, um Abschied von ihm zu nehmen. Der Präsident der Republik war allein mit seinem Adjutanten, dem Obersten Yanez, einem jungen schönen Manne, der so aufmerksam in einem Actenbündel blätterte, daß er den Eintretenden gar nicht zu bemerken schien. Der Kaufmann wollte Santa Anna unter anderem auch ersuchen, ihm für seine Reise von Mexiko nach Vera Cruz eine Bedeckung zu bewilligen.

„Wenn ich aufrichtig sein soll,“ entgegnete der Präsident, „so rathe ich Ihnen für den Fall, daß Sie sehr werthvolle Dinge mit sich nehmen, durchaus nicht zu einer Bedeckung, denn unsre Dragoner eignen sich leider nur zu oft das zu, was sie vertheidigen sollen. Am besten würden Sie thun, wenn Sie sich von dem franz. Sattler Vermont einen Koffer mit doppeltem Boden machen lassen, in den Sie die Diamanten ihrer Frau und die werthvollsten Gegenstände überhaupt verpacken könnten. Werden Sie angefallen, so können Sie unbesorgt den Koffer öffnen und den Inhalt Preis geben, da der Doppelboden das Werthvollste schützt.“

Der Kaufmann befolgte den Rath, ließ sich einen solchen Koffer verfertigen, verließ dann Mexiko in der Nacht und begleitete zu Pferde den Tragessel, in welchem sich seine Frau mit den Kindern befand. Mehrere Maulthiertreiber beförderten das Gepäck. Die kleine Caravane gelangte am dritten Tage in eine seit einiger Zeit berühmte Gebirgsschlucht, wo sie alsbald von zwanzig Räubern umringt wurden, welche aus der Erde herauszukommen schienen. Herr L. blieb getrostes Muthes, sah sein Gepäck durchwühlen, ohne eine Miene zu verziehen, und gab bereitwillig den Schlüssel zu dem Koffer. Einer der Räuber aber achtete auf den Inhalt desselben gar nicht, sondern sprengte mit seinem langen Dolche alsbald den Doppelboden auf. Aus diesem für ganz sicher gehaltenen Versteck wurden die Diamanten *ic.* herausgenommen, und mit ihnen begnügte sich der Räuber.

Der Kaufmann war natürlich im höchsten Grade bestürzt und kehrte sofort nach Mexiko zurück, um zu klagen, da der Raubanfall offenbar ein vorbedachter war. Nur zwei Personen hatten von dem Dasein dieses Doppelbodens gewußt, Santa Anna und der Sattler Vermont. Der letztere wurde sofort

verhaftet, doch vermochte er bald seine Unschuld zu beweisen, und mußte deshalb in Freiheit gesetzt werden. Der wahre Anstifter des Raubes blieb unentdeckt.

Einige Zeit nachher wurde in dem Hause des schweizerischen Consuls bei hellem Tage ein Mord begangen, während der französische und englische Gesandte in dem Hause sich befanden. Der Ermordete hielt in seiner erstarrten Hand einen Metallknopf mit einem Stückchen blauen Tuches. Dieser Knopf leitete die Nachforschungen auf einen Dragoner Antonio, den man verhaftete, der die That auch bald eingestand, deshalb zum Tode verurtheilt wurde und auf dem Schaffot erklärte: „Mein Hauptschuldiger und der Anführer der Bande, zu welcher ich gehörte, ist der Oberst Yanez, der Adjutant des Präsidenten.“ Diese Anklage machte das größte Aufsehen in der Stadt, denn Niemand wollte glauben, daß der glänzendste Offizier von Mexiko, der vertraute Freund des Präsidenten und Liebhaber der Schwester desselben, der Signora Dolores, ein Straßenräuber und gemeiner Mörder sein könnte. Er mußte indes verhaftet werden, und da diese Verhaftung plötzlich geschah, fand man bei Yanez eine große Menge verdächtiger Briefe, so wie Kostbarkeiten, in denen man diejenigen erkannte, welche dem Kaufmann L. geraubt worden waren. Gleich am Tage nach der Verhaftung des Obersten erschien bei dem Richter eine Dame, die Alles aufbot, was ein schönes und geistvolles Weib vermag, um den Richter für den Angeklagten zu interessiren, und ihn zu vermögen, die Schuldbeweise zu entfernen. Sie ging sogar so weit, ihm 30,000 Piaster zu bieten, aber Dlozaga, der Richter, blieb unerschütterlich, ob er gleich in der verhüllten Dame die Signora Dolores erkannt hatte. Noch war keine Woche verstrichen, als Dlozaga an Gift starb. Der Secretair des Unglücklichen war indes nicht so charakterfest gewesen, sondern hatte sich durch eine bedeutende Geldsumme bestechen lassen, alle für Yanez gefährliche Papiere zu entfernen. Aber kaum hatte er es gethan, als sich die Neue bei ihm einstellte, und er Alles seinem Beichtvater erzählte, der ihn veranlaßte, die Papiere an Ort und Stelle zurückzubringen. Yanez seiner Seite fand im Kerker vielfache Beweise von Theilnahme, unter anderem auch ein Briefchen mit den Worten: „Muth, Liebe, Hoffnung“, und er erfuhr, daß die Papiere, welche für ihn gefährlich werden könnten, entfernt wären. Dies veranlaßte ihn, Alles feck zu läugnen, und als man ihm seine Verbrechen vorhielt, nur durch ein höhnisches Lächeln zu antworten. Da legte der Richter endlich die Beweise vor; Yanez schwieg, wie vom Blitze getroffen, und wurde mit seinen Mitschuldigen, deren man sich hatte bemächtigen können, zum Tode verurtheilt. Drei Tage später sollte die Hinrichtung vollzogen werden; eine ungeheuere Menschenmenge hatte sich eingefunden. Yanez, der an der Schwelle des Gefängnisses ohnmächtig geworden war, mußte auf dem Esel, der ihn zum Richtplatz tragen sollte, von zwei Knechten des Richters gehalten werden.

Signora Dolores sah dem Zuge vom Fenster aus zu und rief halblaut: „Yanez, der Henker bekommt Dich nicht lebendig.“

Und so war es, ehe der Zug an der Nichtflätte erschien, war Yanez verschieden, denn er hatte am Morgen desselben Tages in einem Glase Xeres Gift erhalten. Es war dies der letzte Beweis von Liebe, den ihm Dolores gab.

Durch eine bedeutende Geldsumme machte sie es auch möglich, daß der Leichnam des Obersten Yanez in dem Garten des Klosters San Fernando begraben wurde.

(Titulaturen in Schweden.) Theod. Mägge hat seine bekannten „Skizzen aus Norden“ durch zwei Bände „Schweden im Jahre 1843“ (Hannover, Kius) vervollständigt, worin er unter anderm sagt: „Man muß sich hier (in Schweden) sehr in Acht nehmen, wenn man nicht beleidigen will, irgend eine Frau etwa Madame zu nennen. Madame ist der Ausdruck der Anrede für die alleruntersten Classen und auf den Titel „Frau“ macht schon die Frau eines jeden Bürgers Anspruch, obgleich derselbe eigentlich den höhern Ständen, der Aristocratie, angehört, die dann Baronin, Gräfin &c. hinzusetzt oder die Titulatur des Mannes beisetzt. So ist auch Gitka (Mädchen) nur die Benennung für das untere Dienstpersonal; die bessere Sorte will Mamsell genannt sein, die Bürgertochter ist Jomfrue, und was sich zur höhern Gesellschaft zählt, Fröken oder Fräulein. Man machte mich schon in Norwegen damit bekannt und schärfte mir besonders noch ein, ja nicht das norwegische Wort Kone zu gebrauchen. Kone ist das schwedische Husfrue (Hausfrau); man kann aber in Schweden nicht fragen, wie befindet sich Ihre Kone, weil hier dies Wort die Bedeutung des französischen Maitresse hat; man würde daher ärgerliche Verlegenheiten anrichten. Ebenowenig darf man etwa einer schönen Schwedin, die gut deutsch spricht, als Schmeichelei sagen wollen, sie sei in Deutschland gewesen; denn darin liegt ein gefährlicher Doppelsinn. Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges wurde den schwedischen Damen die lange Abwesenheit ihrer Männer oft so langweilig, daß sie ihnen nachreiseten und dann nach einiger Zeit gewöhnlich anders zurückkamen, als sie gegangen waren. Seit jener Zeit ist die Redensart: „Sie ist in Deutschland gewesen“ sprichwörtlich für gewisse interessante Umstände, wie die Engländer es nennen; ein Fremder wird sich also vor einem solchen Irrthume zu hüten haben. Bemerkenswerth ist es, daß man in Schweden bei einer Anrede jedesmal den Namen und Titel dessen wiederholen muß, mit welchem man spricht. Man kann z. B. nicht sagen: Wünschen Sie es, so führe ich Sie zu einem Freunde, der mit Ihnen zu Ihrem Bankier gehen wird. Ist der Angeredete z. B. ein Graf und Staatsrath, so muß man sagen: Wünscht der Herr Graf und Staatsrath, so führe ich den Herrn Grafen und Staatsrath zu einem Freunde, der mit dem Herrn Grafen und Staatsrath zu des Herrn Grafen und Staatsraths Bankier gehen wird. An diesem Beispiel kann man sehen, welche ungeheuerer Umschweife diese Unvollkommenheit der schwedischen Sprache und Sitte nöthig macht. Man sucht sich zu helfen, indem man so schnell als möglich bekannt zu werden sucht und dann Du

sagt, wodurch alles lästige Ceremoniel beseitigt wird. Du nennen einander daher auch die meisten Männer, die sich zum ersten Male sehen. Man trinkt sich ein volles Glas mit verschränkten Armen zu und der Freundschaftsbund ist geschlossen. Die Vertraulichkeit der Anrede ist durch die Nothwendigkeit geboten.

(Ein merkwürdiges Schloß.) Das Schloß G. gehörte früher einem reichen Generalpächter, der es in dem Geiste seiner Zeit zu allen Theatercoups hatte einrichten lassen, so daß es in demselben überall Fallthüren, geheime Thüren und dergl. gab. Viele dieser Maschinerien sind durch die Zeit zerstört, manche von den spätern Besitzern entfernt worden, einige aber haben sich erhalten, unter andern Merkwürdigkeiten folgende, durch welche vor kurzem zwei Personen arg mystifizirt wurden. Zwei Zimmer dieses Schlosses, die am Ende zweier Corridore liegen, heißen das grüne und das blaue Zimmer. Das grüne erhielt bei einem Besuche in diesem Sommer ein Herr, das blaue eine Dame. Beide glaubten weit von einander entfernt zu schlafen, aber das war keineswegs der Fall; die beiden Zimmer stießen durch die Alcoven an einander, von denen der eine sich an der linken, der andere an der rechten Seite befand. Diese beiden Alcoven waren nur durch eine Wand getrennt. Die beiden Gäste begaben sich zur Ruhe, löschten die Lichter aus und sanken in den ersten Schlaf. Der Fußboden der beiden Alcoven ruht auf einem Zapfen, auf welchem er ganz langsam und geräuschlos herumgedreht werden kann. Nach einigen Minuten war das Werk gethan und die Alcoven waren verwechselt, d. h. der vom blauen Zimmer an das grüne und der vom grünen an das blaue Zimmer gekommen. Man denke sich das Entsetzen der Dame, als sie früh erwachte und in ihrem Zimmer Herrenkleidungsstücke liegen sah! Die Thüre, wie die Fenster waren gleichwohl fest verschlossen. „Wie bin ich daher gekommen?“ fragte sie sich. „Hat man mich entführt? Bin ich eine Schlafwandlerin? Was wird man von mir denken?“ — Der Herr seiner Seite war nicht weniger erstaunt, als er in seinem Zimmer weibliche Kleidungsstücke &c. erblickte. „Hat mich eine Fee im Traume besucht?“ dachte er. „Sie hat ja ihren ganzen Schmuck da vergessen! Ist es möglich? Ich bin wie aus den Wolken gefallen.“ Die Verlegenheiten und Vermuthungen der beiden Opfer dauerten bis man zum Frühstück rief. Da verdoppelte sich ihre Unruhe; man rief sie, die Freunde kamen, man überraschte sie, fragte sie, und nachdem man sich eine Zeit lang an ihrer Verlegenheit geweidet hatte, erklärte man ihnen das Räthsel dadurch, indem man vor ihren Augen die Alcoven wiederum an die rechte Stelle rückte.

### Generalcorrespondenz.

Das Theater des Nouveautés in Brüssel zeichnet sich, wie wir schon einmal kurz andeuteten, durch seine zweckmäßige ganz neue Einrichtung vor allen übrigen aus. Man denke sich einen

runden Saal, der mit einer Glaskuppel überspannt ist. Einen Kronleuchter giebt es nicht, wohl aber zahlreiche Gasflammen hinter mattgeschliffenen Gläsern, welche ein mildes Licht verbreiten, das ziemlich dem Tageslichte gleicht. Auf der Bühne fällt sogleich der gänzliche Mangel der hässlichen Soffiten, der Luftstreifen und Wolken auf. Die Decke des Theaters bildet ein unveränderlicher Himmel, eine Halbkuppel, an welcher die verschiedenen Lichtgrade mit bewundernswürdiger Kunst hervorgebracht werden. Eine wahre Sonne, ein wahrer Mond, d. h. zwei leuchtende Kugeln, erhellen wie in der Natur diesen Himmel, an dem sich leicht der Sonnenauf- oder Untergang mit der Morgen- und Abendröthe darstellen läßt. Von Coulissen u. c. ist ebenfalls keine Rede. Um die Bühne ist im Halbkreise eine große Leinwand gespannt, welche mit dem Himmel oben verschmilzt u. c. Da, wo die Künstler hereintreten oder hinausgehen sollen, befinden sich Thüren oder andere Oeffnungen. Diese Decorationen werden durch eine Dampfmaschine unter der Bühne heruntergezogen und hinaufgehoben, und die Maschinisten haben sie bloß zusammenzulegen und auszuspannen. Deshalb geschieht auch jede Verwandlung bligshnell und nie kommt irgend eine Störung vor. — Diese Einrichtung verdient von allen Bühnenvorständen studirt zu werden. —

In Schweden, selbst in Stockholm, besteht heute noch eine seltsame Sitte. Braut und Bräutigam müssen sich nämlich an ihrem Hochzeitstage den zusammengelaufenen Neugierigen zeigen. Der Stand macht darin keinen Unterschied; je reicher und vornehmer, um so mehr drängt man sich, sie zu sehen. Von Zeit zu Zeit werden die Thüren des Hauses geöffnet und der Schwarm in ein mit Blumen und Laub geschmücktes Zimmer eingelassen. Hier erscheint das junge Paar und präsentirt sich, wobei das Publicum seinen Beifall oder sein Mißfallen ziemlich ungenirt äußert. Es kann nicht fehlen, daß bisweilen sehr unziemliche Bemerkungen laut werden, wenn der Himmel Braut oder Bräutigam nicht mit Schönheit gesegnet hat, eines von beiden oder gar beide alt sind oder sonst etwas Anlaß zum Spott geben. Viele, welche sich verheirathen, ziehen es daher vor, diesem ärgerlichen Kriterium aus dem Wege zu gehen, indem sie ihre Hochzeit außerhalb der Stadt feiern, die einzige Art, sich der alten Sitte zu entziehen; wer aber jung, schön und anmuthig ist, der mag die Sagungen der Väter wohl halten, denn eben so laut wird Lob und Ehre ihm zugerufen, ihm Glück und Heil gewünscht und sein Hausstand gesegnet. —

Bekanntlich schickt Großbritannien einen großen Theil seiner Verbrecher nach Australien; einige bessern sich dort allerdings, einige werden aber noch verstockter; in der letzten Zeit hat man deshalb diese Böswilligen von den Bessern getrennt und sechshundert auf ein Mal an einen völlig öden Ort zwischen den Inseln Norfolk, Philip und Moreton Bai gebracht. Diese Einöde heißt die Hölle-Insel wegen der teuflischen Bosheit ihrer neuen Bewohner, welche die größten Böfewichter Groß-

britaniens sind. Fast Alle entgingen nur in Folge der Nachsicht der Geschworenen, oder wegen zufälliger Umstände der Todesstrafe, die sie sämmtlich verdient hatten. Unter diesen Menschen zählt man zwei Eternmörder; Einen, der drei Mal verheirathet war, und seine drei Frauen umbrachte; Einen, der im Dienste bei einem Brantweinbrenner stand, und seine Geliebte in brennendem Weingeist umbrachte; Einen endlich, der aus Hunger und Rohheit sein eigenes Kind umbrachte und aß. Diese Geschöpfe, welche von dem Menschen nichts haben als die Gestalt, werden wie wilde Thiere behandelt und stehen völlig außerhalb der Geseze. Soldaten bewachen sie und schießen sie ohne Umstände nieder, wenn sie sich auflehnen. Unter einander liefern sie sich häufig die fürchterlichsten Kämpfe und beweisen dabei eine unerhörte Grausamkeit. Die Hölleinsel wird aber auch in der Strafcolonie so gefürchtet, daß die Verurtheilten sie für die entsezlichste aller Strafen ansehen. —

Im Pariser Stadt- oder Rathhause soll eine Statue von Paris aufgestellt werden, und ein Schriftsteller regt bei dieser Gelegenheit die Frage an, ob man eine Stadt als weibliche oder männliche Gestalt darzustellen habe, weil man darüber noch nicht im Klaren ist. Er kommt zuletzt zu dem Schlusse, daß die nördlichen Städte als Männer, die südlichen dagegen als Frauen aufgefaßt werden müßten. wie es zum großen Theile schon im Sprachgebrauche liege, und überdies einem Naturgesetze entspreche. Man sage z. B. Genua die Stotze, Venedig die Schöne u. c., während sich unter allen nördlichen Städten keine einzige befinde, die man so allgemein weiblich behandle. Alle nördlichen Städte hätten etwas Strenges, Plumpes, in ihren Sitten Nüchternes, Hartes, lauter Züge, die dem männlichen Charakter entsprechen, während dagegen die Städte des Südens zierlich, träge, mit überflüssigen Zierarten beladen, mit Blumen u. c. geschmückt wären und so dem weiblichen Charakter entsprächen. Auch ein Naturgesetz unterstützt diese Annahme; es ist nämlich bekannt, daß im Norden regelmäßig mehr Knaben als Mädchen geboren werden (ungefähr 22 gegen 21); je weiter man nach Süden kommt, um so schwankender wird dies im Norden feststehende Gesetz, und im vollen Süden dreht es sich um, denn dort werden mehr Mädchen als Knaben geboren. Dies soll sogar der eigentliche Grund der Vielweiberei im Oriente sein. —

Das neue Opernhaus in Berlin soll am 7. December eingeweiht werden. — Tiedt läßt dort sein dramatisches Kindermährchen „der Blaubart“ einstudiren und zwar mit — zwanzig Proben. Wenn man ein Viertel dieses Fleisches auf ordentliche Dramen verwendete, wäre schon viel gewonnen. —

Einer unserer vortrefflichsten neueren Dichter Nic. Lenau (Nimbsch v. Strehlenau) soll in Stuttgart wohnsinnig geworden sein. —



# Allgemeine Moden-Zeitung

N<sup>o</sup> 46.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



1844.

Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.** Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Zu spät!

Novelle von Th. Mügge.

(Fortsetzung.)

Er öffnete die Thür und die Gäste kamen. Die Braut ließ sich von ihren Freundinnen schmücken; bald füllten sich die Räume, es wurden Anstalten getroffen zur festlichen Bewirthung und in der That, wenn Herr Hartberg auch seinem Blute und seinem Benehmen nach zum Volke gehörte, so war doch sein Haus, sein Tisch und sein Keller so eingerichtet, daß sie einem Grafen oder Fürsten Ehre machen konnten. Silberne und goldene Geräthe, schwer und gediegen, bewiesen das eben so wohl wie der herrschende Ueberfluß an theueren und seltenen Dingen. Die gallonirten Bedienten des Bräutigams und die bescheidenen Diener des Hauses in neuen saubern Trachten eilten geschäftig auf und ab, und so wie die Diener sich schieden, so schieden sich auch fast die Gäste in zwei wohlerkennbare Theile. Tamnau's Verwandte und Freunde gehörten den ersten und feinsten Kreisen der Hauptstadt an, Hartberg's Familie und die von ihm geladen, waren meist aus den arbeitenden Ständen, Kaufleute und Gewerbetreibende, die Geschäftsfreunde des Hauses und deren Familien, sogar auch einige arme Verwandte, die der gutherzige Mann nicht ausschließen wollte, denn er haßte den Hochmuth, der Freunde verläugnet, weil ihr Schicksal sie nicht hoch gestellt oder reich gemacht hat. Hier aber waren sie ganz geeignet, die Contraste

zu vermehren und die Kreise noch mehr abzufondern. Der Onkel des Bräutigams, der Präsident mit seiner Tochter bildeten den Mittelpunkt des glänzenden Flügels, welcher in dem großen Saale die rechte Seite einnahm. Ordenssterne und Uniformen bewegten sich um die Gruppe von Damen, welche die Feste der Hauptstadt verschönten; im Centrum standen meist Herren von zweifelhafterem Gehalt: Kaufleute, ein Paar Advokaten, ein Paar Doctoren mit ihren Frauen und Töchtern und immer tiefer zur Linken hinab hatten sich instinkartig die verbundenen und bekannten Elemente zusammengefunden, bis zuletzt die armen Verwandten in ihren groben einfachen Kleidern sich schüchtern und flüsternd in den Ecken bewegten. — Der Kitt der Bildung reichte so wenig zu ihnen hin, wie die Anmaßung des Geldes, das stolz herausfordernde Blicke auf seine Diamanten und spöttische Verachtung auf die Armseligkeit der Geburtsvorzüge warf. Hier war mehr als Einer, der heimlich sich an die Tasche schlug und im Stillen dachte: „Ihr guten Leute mit all Eurer Vornehmheit und Euern bestickten und bebänderten Röcken seid nicht im Stande, halb so viel aufzuwenden als ich.“ Ein Paar Damen mit gewaltigen Ketten und Halsbändern, mit Paradiesvögeln auf den Köpfen gaben sich das Ansehen des aufgeblähten Bürgerstolzes und wurden das Stichblatt des Witzes für einige böshafte Betrachtungen der rechten Seite; vier junge Mädchen flüsternten sich zu, daß Georg Bernhardt krank sei vor Gram und Aerger, und daß es dieser

hochmüthigen Agnes gar nichts schaden könne, wenn Reue über sie käme in Folge dieser Heirath, von der so viel Redens gemacht würde. — „Glauben Sie denn, Liebe,“ sagte die Frau eines reichen Kornhändlers, welche vier hoffnungsvolle Söhne hatte, zu ihrer Nachbarin; „glauben Sie denn, daß hinter dem Tamnau'schen Vermögen viel ist? — Die Tamnau's sind alle Verschwender; Vater und Großvater haben schlechte Wirthschaft getrieben, und wie dieser es macht, wissen wir ja Alle. Da ist denn so ein Gänschen mit goldenen Federn recht passend, die leeren Stellen auszufüllen, aber Du mein Gott! man kann einen Brunnen ausschöpfen und wir werden ja sehen, was es für Folgen hat, wenn man vergiftet, wer man ist.“

In diesem Augenblick neigte sich der Präsident zu seiner Nachbarin, der Generalin, und sagte, indem er eine Prise aus seiner goldnen Dose nahm: „Wir sind hier, wie ich finde, ein wenig genirt, meine gnädige Cousine.“

„Finden Sie das?“ erwiderte die stolze Frau. „Ich dünkte, man hätte diesem Uebel vorbeugen können.“

„Eine gewisse Gleichmacherei liegt in der Zeit,“ flüsterte der Präsident achselzuckend, „und wir Alle sind ja weit davon entfernt, Vorurtheilen zu hulldigen. — Ich freue mich aufrichtig, daß Rudolph diese Verbindung schließt, es läßt sich Vieles dafür sagen.“

„Ich denke doch nicht ganz so liberal, wie Sie, Cousin!“ sprach die Generalin erregt, „und gestehe, wenn eine meiner Töchter oder einer meiner Söhne in dem Falle wäre, ihre Sentiments triumphiren zu lassen, ohne den Verstand zu Rathe zu ziehen, so wüßte ich nicht —“ sie schüttelte mißbilligend den Kopf.

Der Präsident sah lächelnd vor sich hin. — „Was dieser treffliche Herr Hartberg für schönes gediegenes Hausgeräth besitzt,“ sagte er nach einer Pause. „Eine Fülle von Silber, ein Geschmack und Luxus, das seinen Reichthum kund giebt. Es hat sich in unsern Tagen doch recht vieles verändert, liebe Cousine. Handel und Industrie haben mancher schlichten Familie großen Besitz in den Schooß geworfen, auch muß man gestehen, daß viele derselben ihre Kinder vortrefflich erziehen lassen, wie denn überhaupt die Bildung selbst in den Mittelständen hoch gestiegen ist. — Ein solcher junger Adel der Arbeiterklassen, der Geld besitzt und Ansprüche macht, hat ein gewisses Recht, in unsere Reihen überzugehen. Man muß sich regeneriren, werthe Cousine, das ist eine kluge wohlberrechnete Maxime, der ich nicht abhold sein kann, allein sehr natürlich

soll der Waizen von der Spreu gesondert werden. Ein Mann von Stande heirathet mit einer schönen Erbin nicht etwa den ganzen Troß einer unsauberen Sippenschaft; das ist zu bedenken; doch wie viele Mittel giebt es nicht, eine strenge Grenzscheide dagegen aufzurichten!“

Bei seinen letzten Worten ward die Thür geöffnet und eine Dame, in Trauer gekleidet, trat plötzlich in den Saal. Mitten in dieser bunten, blühenden Versammlung hatte das schwarze Gewand eine überraschende und peinliche Wirkung. Alle erhoben sich verwundert und betrachteten die Nahende. Unter dem schwarzen Krepphut der Dame fielen lange glänzend dunkle Locken an den Seiten eines blassen Gesichts von blendender Weiße nieder. Zwei große strahlende Augen herrschten darin vor; ein gebietender Ausdruck lag in den starken Zügen, deren fast männliche Bestimmtheit durch dichte Augenbrauen vermehrt wurde.

Die schwarze Dame schritt rasch auf den Präsidenten zu und reichte ihm die Hand. „Mein theurer Onkel,“ sagte sie, „ich komme zur guten Stunde hier an, um den Hochzeitstag meines Bruders begehen zu helfen.“

„Victoria!“ rief der Präsident erstaunt, „ist es möglich; das nenne ich eine Ueberraschung.“

Die Gesellschaft sammelte sich umher und der Präsident, nachdem er die Nichte geküßt und begrüßt hatte, stellte sie als die vor kurzem verwittwete Frau von Bergenheim vor.

„Vor einer Viertelstunde stieg ich aus meinem Wagen,“ sagte die Wittwe; „ich frage im Hause nach meinem Bruder und höre, daß er so eben an den Altar treten soll. So säume ich denn nicht, hierherzufahren und bin erfreut, noch zur rechten Zeit einzutreffen. Ich bin eine seltsame störende Erscheinung in diesem Kreise,“ fuhr Frau von Bergenheim zu ihrem Oheim gewendet lächelnd fort, „indess konnte ich der Neugier und Theilnahme nicht widerstehen, welche mich hierher zogen. Ganz fern in der tiefen Ecke will ich der Trauung zusehen und mich dann davon machen, nachdem ich dem jungen Paar meine Glückwünsche gebracht. Nun aber geben Sie mir ganz in Eile einige Notizen. Rudolph schrieb mir sechs Zeilen von seiner Heirath, die er wunderbar stürmisch unternimmt, als sei er gewaltsam dazu hingetrieben.“

Der Präsident lächelte wie ein Hofmann. „Es ist ein liebenswürdiges Wesen Deine Schwägerin, meine neue, kleine blondlockige Nichte. Ein allerliebste Ge-

sichtchen, dabei unterrichtet und klug, endlich das einzige Kind ihres Vaters, in dessen Hause Du bist."

"Geben Sie mehr von Ihrem Wissen, Onkel," sagte die Wittwe.

"Du meinst von Rudolph? Er ist sehr verliebt, Du wirst es an seinem Hause schon bemerkt haben. Er bringt große Opfer, ich hoffe, er findet Entschädigung. Er muß seine Zeit und sein Geld gut berechnet haben, wahrhaftig sehr gut; ich wünsche ihm Glück dazu."

"Sonderbare Täuschung!" erwiderte die Nichte; "ich habe immer geglaubt, Rudolph strebte nach einem hohen Ziel."

"Rudolph hat Recht, sehr recht, mein Kind. Er muß eine Frau haben, die ein Haus zu machen weiß und alle Mittel dazu besitzt, alle Mittel, meine verständige Victoria,"

Die Nichte blickte den Oheim bedeutsam an und dieser nickte mit dem langen weiß bepuderten Kopfe ihr eben so bedeutungsvoll zu. Sie wollte eine neue Frage thun, allein der Präsident kehrte sich ab und statt seiner trat ein junger eleganter Herr zu ihr, der in verbindlichster Weise sie begrüßte.

"Wir haben uns lange nicht gesehen, Herr von Lingen," sagte die Wittwe, "aber Sie, als einer der besten Freunde meines Bruders, werden mir viel von ihm erzählen können. — Sie kennen die Braut."

"Der glückliche Rudolph!" versetzte der junge Herr, "er macht eine außerordentliche Partie. Fräulein Agnes Hartberg ist eine wahrhafte Schönheit."

"Und reich!" fügte Frau von Bergenheim hinzu.

"Sehr reich, die reichste junge Erbin, die wir haben."

"Rudolph hat, wie es mir scheint, nicht viel Zeit bedurft, diese schöne Braut zu erwerben?"

"Auf Ehre!" rief Herr von Lingen, "man kann von ihm wie von Cäsar sagen: „Er kam, sah und siegte!“ — Er lächelte ein wenig spöttisch und fuhr dann selbstgefällig fort. — „Wenn man in der Gesellschaft geboren und erzogen ist, öffnen sich die Herzen unwiderstehlich den Zaubersprüchen eines höheren Cultus. Man erreicht in einer Stunde, wozu Andere Jahre nöthig haben."

"Wirklich?" erwiderte die Dame. "Das heißt wie ein Lion gesprochen, der seine Schule in Paris machte."

"Um diese Weste zu erobern, bedurfte es vielleicht kaum eines so vollendeten Gentlemans wie Rudolph

ist," fuhr Herr von Lingen fort. "Fräulein Agnes war einfach erzogen."

"Die Tochter eines Fabrikanten," fiel Frau von Bergenheim ein.

"Ganz recht! Die Tochter eines Fabrikanten, der nur für die Wünsche seines einzigen lieblichen Kindes lebt und Schätze sammelt."

"Und dies liebe Kind ist ohne Zweifel mit heißem Blut und leicht empfänglichem Herzen ihrer ersten Liebe entgegengeflogen?"

"Wie ein Schmetterling, dem die Flügel wachsen," rief Lingen lachend. "Aber auf Ehre! sie hat alle Anlagen, eine Zierde unserer Kreise zu werden. Welche liebenswürdige Naivetät, welche Lust am bunten Wechsel des Lebens und dabei Geist und Gefühl, Talent und glänzende Gaben der Gesellschaft. Es wäre unverantwortlich gewesen, hätte diese reizvolle poetische Erscheinung in gemeiner Prosa geendet."

"So war dazu eine Gelegenheit?" fragte die Wittwe.

"Allerdings. Ein plumper Gesell, Pflegebruder, Mündel, Jugendgespieler und dergleichen war der dem Anschein nach vom Schicksal ihr Bestimmte. Drei oder vier Wochen reichten hin, diesen chevalier de la triste figure ganz zu beseitigen und wahrhaftig, er kann sich glücklich schätzen, denn diese Frau an seiner Seite hätte ihn vernichtet. — Jetzt wird er als ein Verschmähter interessant und er findet sich in seine Rolle mit aller Stupidität eines guten Christen und wackern Bürgers."

"Bortrefflich geschildert," sagte die schwarze Dame lachend. "Auch ich nehme Interesse an dem unglücklichen Liebhaber, dem ich einen Theil Ihres Geistes und Wißes wünsche, sein Schicksal wegzuspotten."

"Nun endlich," rief der Präsident, der herantrat; "der feierliche Augenblick ist da. Tritt hier in die Nische, Victoria, damit Du nicht sogleich bemerkt wirst."

## 3.

Die Thüren thaten sich auf und hier führte Georg seine Schwester herein, umringt von ihren Gespielinnen, die sie herrlich geschmückt hatten; dort erschien Tamnau von seinen Freunden begleitet. Sein Oheim, der Präsident, nahm seine Hand und führte ihn auf den Teppich der Braut entgegen; der Priester trat herbei an den Tisch, der den Altar bildete. — Eine heiße zärtliche Umarmung, feierliche Begrüßungen und Liebesnamen folgten sich schnell, plötzlich aber ward es still, denn Georg begann zu sprechen. Der tiefe starke

Klang seiner Stimme ging durch den ganzen Saal und Alle blickten in sein ernstes Gesicht, in dem eine bezaubernde Ruhe und Würde lag.

„Ich führe Ihnen meine liebe Agnes zu,“ sagte er dem Bräutigam, „und kann sie Ihnen nicht lassen ohne meinen Glückwunsch. Wie reich wird Ihr Leben sein, wie schön und gesegnet; denn Sie empfangen ein Herz, das Ihnen ganz gehört. Pflegen Sie diesen edlen Schatz, beglücken Sie dies frohe, dankbare Gemüth —“

„Mein Himmel!“ rief Tamnau plötzlich, dessen Augen durch den Saal irrten, während er mit leisem Lächeln seine Freunde erblickte; „Victoria! welche freudige Ueberraschung.“

„Noch einen Augenblick, mein Herr,“ fiel er ein, und faßte den Arm des Bräutigams und hielt ihn fest. „Erlauben Sie mir erst zu vollenden, was ich Ihnen zu sagen habe.“ — Und mit derselben unerschütterlichen Ruhe sagte er: „Agnes Glück und somit auch das Ihre, ist mein herzlicher Wunsch. Wie die Zukunft sich aber auch gestalten mag, welche das wechselvolle Menschenleben in sich schließt, ich werde Dir nahe sein, meine liebe Schwester, immer Dein treuer Freund, immer bereit, Dir zu dienen und wenn Du Schutz bedarfst, Dich zu schützen.“

„Ich hoffe, Herr Bernardi,“ erwiderte Tamnau, welcher mühsam den aufsteigenden Groll unter seiner spöttischen Antwort verbarg, „Ihre Rede, die uns mit Dank und Freude erfüllt, ist jetzt beendet und wir dürfen dem geistlichen Herrn, voll der besten Vorsätze, kühn vor die Augen treten, nachdem ich meine Schwester begrüßt habe.“

Georg Bernardi verbeugte sich stumm und trat zurück. Diese kleine Scene war jedoch nicht ohne die lebhafteste Theilnahme vorübergegangen. Es war der erste offene Beginn eines feindlichen Verhältnisses zwischen zwei Männern, in deren Herzen und Empfindungen längst der Keim gegenseitiger Abneigung wurzelte, und beide fanden in diesem Kreise Sympathien, und Freunde, die ihre Gefühle theilten.

Gerührte und wohlwollende Blicke haften auf Georg, als ihn Hartberg väterlich umarmte, auf der andern Seite lächelte manche Lippe und spöttische Bemerkungen wurden geflüstert. — Die Braut stand erröthend und beängstigt, sie zürnte dem, dem Tamnau zürnte, und fühlte sich darin bestärkt, als Frau von Bergenheim, von dem Bräutigam herbeigeführt, sie zärtlich umarmte.

„Nehmen Sie auch meinen Glückwunsch, liebe theuere Freundin,“ sagte die Wittwe. „So jung, so schön und gut wird das Glück mit Ihnen sein, und wenn Sie einen Diener, einen Beschützer bedürfen, so mag es nie ein Anderer sein, als der Mann, der Ihr Herz und Ihre Hand gewonnen hat. Kein Dritter möge jemals störend sich in Ihren Bund drängen.“ — Die schwarze, hohe Gestalt stand zwischen Agnes und Georg. Jetzt wandte sie sich zu diesem und beider Augen begegneten sich. Mit einem messenden Blick betrachtete sie ihn, dann legte sie die Hände des jungen Paares zusammen und sagte: „Dort ist Euer Platz und der Prediger wartet.“

Die Ceremonie war vorüber. Während dieser ganzen Zeit hatte Frau von Bergenheim dicht neben Bernardi gestanden. Zuweilen sah sie ihn scharf an, als wollte sie seine Gedanken errathen, seine Empfindungen erspähen; aber kein Muskel veränderte sich in seinem Gesicht. — Er brachte nach der Trauung ruhig seine Glückwünsche dar und bei Tische war die schwarze Dame seine Nachbarin. — Sie hatte den Bitten nachgegeben, trotz ihrer unhochzeitlichen Tracht beim Feste zu bleiben und vielleicht war es ihre Absicht, in Georgs Nähe zu sein. Sie regte das Gespräch an und fand in seinen Antworten zahlreiche neue Verknüpfungspunkte. Der junge Mann mit seinem ernsten stolzen Wesen erregte wirklich ihre Theilnahme. Er sprach mit Klarheit und Verständigkeit, er wußte mit seinen Wendungen allen Fragen zu entgehen, die er nicht beantworten mochte; es fehlte ihm ganz an Biß, an dem Ton der feinen Gesellschaft und doch war in Allem, was er sagte, eine Sicherheit, oft eine Kühnheit der Gedanken, die sie überraschte. Seine ruhige Kälte, die dem männlichen Ausdruck seiner Züge etwas Finsteres und Hartes verlieh, machte sein freundliches Lächeln um so angenehmer. Victoria bemerkte, daß er glänzend schöne Zähne habe; sie musterte die Züge seines Gesichts und fand es interessant, sie sah ihren Bruder an und machte Vergleichen. Ihr Auge hing prüfend an Georgs hochgewölbter, fluggebildeter Stirn, an der durchdringenden Klarheit seines Blickes, sie fand diesen Mann nicht schön, nicht lebenswürdig, nicht geistreich und gewandt, vielmehr mit allen den rauhen und eckigen Formen ausgestattet, die dem Plebejer und dem Geschäftsmenschen ankleben, aber sie fand ihn ungewöhnlich und in seinem Wesen eine besondere Macht ihm gewogen zu sein, oder ihn zu fürchten und zu hassen. Als das lange glänzende

Mahl sich zu Ende neigte, sagte sie: „Ich hoffe, Sie öfter und bald wiederzusehen, Herr Bernardi, denn ich denke mir, wir werden gute Freunde werden.“

„Ich hoffe, meine gnädige Frau,“ erwiderte er, „Sie entlassen mich mit der Gewißheit Ihres Wohlwollens.“

„Man erringt das nicht so schnell,“ versetzte sie lächelnd, „und verliert es leicht.“

„Dann,“ erwiderte Georg, „muß ich Hoffnung und Gefahr entsagen, denn in wenigen Tagen reise ich auf Jahr und Tag aus dem Lande.“

Es entstand eine Pause. Endlich sagte Frau von Bergenheim: „Wer reisen kann, mag reisen. Wen die Heimath nicht zu fesseln vermag, der muß in die Fremde. Doch sucht man oft über Meer und Land das Glück und vermehrt seinen Schaden. Mag Ihr Schiff dann keinen Schiffbruch leiden und das Haus nicht in Asche liegen, wenn sein Herr wiederkehrt.“

„Mein Schiff,“ erwiderte Bernardi in derselben Weise, „ist sturmerprobt, es fürchtet keine Gefahren. Sein Steuermann hat Vertrauen zu sich selbst und kennt den Kompaß. Ein Bret rettet den Schiffbrüchigen, wenn er den Muth nicht verliert, und oft schon wurde ein Haus vom Blitz getroffen, das bald neu und schöner aufgebaut dastand.“

„Sie gehen sehr hoffnungsvoll in die Fremde,“ sagte Victoria, indem sie ihn scharf anblickte.

„Hoffnungsvoll, weil ich Glückliche zurücklasse.“

„Wer kann das sagen?“ rief sie rasch. „Was ist das Glück der Menschen? Eine Blume, heute in den schönsten Farben prangend, morgen welk und todesreif.“

Georg sah fragend in das dunkle Auge seiner schönen Nachbarin. „Wenn das Glück wie Blumenstaub auf den Blättern liegt,“ sagte er, „daß es der Wind faßt und fortweht, dann haben Sie Recht.“

„Wenn es aber im Herzen wohnt, die ganze Seele füllt, dann ist es ein Diamant, den die scharfe Feile nur glänzender macht,“ fiel sie lachend ein. „Wer wird das Menschenglück so tiefinnig auffassen, mein theurer Herr; sind denn die Menschen danach angethan, solch Glück zu wollen? — Sehen Sie hier unser junges Pärchen. Es wird hintanzug auf den Lebenswellen, ganz in Blumenstaub eingehüllt; heute führt ein Sturm, oder was Sie so nennen, einen Theil davon fort, morgen ersetzt man ihn mit farbigem Puder. Ich versichere Sie, er thut dieselben Dienste. Dasselbe Glück blüht lustig darin auf und sollte einmal der

Vorrath ausgehen, sollte wirklich ein Schiffbruch entstehen, dann —“

„Dann werden Sie der gute Engel sein, der hilfreich ihnen nahe ist,“ sagte Georg.

„Wie besorgt Sie sind. Ich sage Ihnen, man wird mich nöthig haben. In der größten Welt, Herr Bernardi, ist ein solches Unglück nicht eben lebensgefährlich. Ich habe das kennen lernen, ich weiß davon zu erzählen. Die Wellen, in welche man versinkt, durchnässen, betäuben, doch wenn der Schreck vorüber ist, verständigt man sich mit dem Unvermeidlichen und — tröstet sich, wie man eben kann. Sein Sie daher ganz ruhig und wenn Sie einen guten Rath auf die Reise von mir nicht verschmähen, so rathe ich Ihnen, glauben Sie nicht zu fest an Grundsätze, nach denen alle Menschen selig werden sollen. — Sehe Jeder, wo er bleibe, Herr Bernardi; das ist ein alter sehr weiser Spruch. Alle Zeit besteht aus Augenblicken, und Vergänglichkeit ist das große Gesetz der Schöpfung, darum, wer den Augenblick ergreift, lebt, liebt, sich glücklich macht, der versteht seine Aufgabe.“

„Ich danke Ihnen für diese Belehrung,“ sagte Georg, als sie aufstanden. „Sie haben Recht, Jeder in seiner Weise, doch —“ er heftete seinen Blick auf Agnes, welche so eben von Tamnau fortgeführt wurde.

„Wenn Sie wüßten, wie leicht sich das lernt,“ rief Victoria, die seinen Augen folgte. „Doch jetzt zum Schluß: Glauben Sie nicht, daß die Menschen in weißen Gewändern Engel und die in schwarzen —“ hier warf sie einen Blick auf ihr eigenes dunkles Kleid — „Dämonen sind.“

Es war spät, als Georg in sein einsames Zimmer trat. Mit einer heftigen Bewegung riß er die Weste auf und preßte beide Hände auf seine Brust, als wollte er auch diese öffnen. Die Lichter auf dem Consol unter dem Spiegel zeigten ihm seine bleichen verstorbenen Züge. Er warf sich in den Lehnstuhl vor dem Kamin und plötzlich verschwand der Rest seiner mühsam behaupteten Fassung. Ein heftiges Bittern schüttelte seinen Körper wie im Fieber. Der krampfhaft Schmerz in seinem Herzen theilte sich den Gliedern mit, er kämpfte einen letzten fürchterlichen Kampf mit seinen Empfindungen, die ihn wahnsinnig zu machen drohten und er hörte es nicht, daß ein Mann hereintrat, ein alter kleiner Herr mit ergrautem Haar und langem, mageren faltigen Gesicht, das tief in einer weißen Binde verborgen lag.

Er hielt ein Licht in der Hand und trat vorsichtig näher, dann blieb er prüfend stehen und endlich nahm er seine dürre Hand, strich das Haar von Georgs Stirn und sah ihm in die stierblickenden Augen.

(Fortsetzung folgt.)

### Miscellen.

(Eine Nacht auf einer Fichte.) In dem eben bei Teubner in Leipzig erschienenen sehr interessanten „Taschenbuche für Jäger und Jagdfreunde“ von Otto v. Corvin erzählt Herr v. Br-d vom Generalstabe in Illyrien bei der Schilderung der verschiedenen Jagden in diesem Lande auch folgendes Abenteuer: Der Wildmeister Neumann in Moisters fand, als er die Fôrnealp besteigen wollte, zwei junge Bären, die sich, sobald sie ihn ansichtig wurden, auf eine Fichte flüchteten. Da er vermuthete, daß die alte Bärin auf Raub ausgegangen sei, und der Baum gut zu ersteigen war, so beschloß er ohne Zögern, die günstige Zeit zu benutzen, um beide junge Bären zu fangen. Er hatte so eben die Fichte mit einiger Mühe erklettert und verschnauft etwas, als die alte Bärin angetrabt kam, auf den Baum zueilte und sich anschickte, ihn zu ersteigen, als sie den unbetenen Gast oben bei ihren Jungen sah, und einen Augenblick stutzte. Neumann fand seine Situation gar nicht behaglich, allein er war ein beherzter Mann und sein Entschluß schnell gefaßt. Er stieg auf den untersten Ast hinab, um seinen Hirschfänger besser brauchen zu können. Sein geladenes Gewehr hatte er leider unten an dem Baume stehen lassen, um leichter klettern zu können. Die Bärin kletterte jetzt in aller Eile zu ihm empor. Als sie mit der Brante (dem Fuße) nach ihm langen wollte, hieb er ihr dieselbe mit einem kräftigen Hiebe ab. Die Bärin glitt am Stamme etwas hinunter, kam aber bald doppelt wüthend zurück und drohete, den Jäger mit dem Rachen zu fassen. Als sie diesen mit gräßlichem Zähnefletschen aufsperrte, stieß ihr Neumann katzenblütig den Hirschfänger hinein; da fiel sie vom Stamme hinunter und blieb am Fuße desselben mehrere Minuten bewusstlos liegen. Zum Schrecken des Jägers erholte sie sich aber bald wieder und sie schickte sich an, von neuem hinaufzuklettern, doch vermochte sie es nicht. Dagegen blieb sie aufgerichtet am Stamme stehen. In dieser Stellung verharrte sie mehrere Stunden, worauf sie sich am Baume niederlegte. — Der Abend kam und das Thier unten wich und wankte nicht, der auf dem Aste reitende Bärenfänger verwünschte seinen Einfall, denn seine Lage mitten zwischen Bären war nichts weniger als behaglich. Zwar war er da oben ziemlich sicher, da er von den Jungen nicht viel zu fürchten hatte und die Alte außer Stande zu sein schien, ihn anzugreifen; aber die Aussicht, die Nacht in so unbequemer Stellung auf dem Baume verbringen zu müssen, war um so unangenehmer, als sich Hunger und Durst einstellten und der Him-

mel ansang, sich dicht zu umwölken. Es wurde bald so finster, daß der Wildmeister unten an der Erde nichts mehr unterscheidend konnte, aber einzelne brummende Töne, die er vernahm, verriethen ihm, daß seine grimmige Schildwache noch immer auf ihrem Posten war.

Mit jeder Minute wurde seine Lage unerträglicher, da nun auch die kleinen Bestien ansingen, mobil zu werden; aber seine donnernde Stimme und der Hirschfänger brachten sie bald wieder zur Ruhe. Der Wind erhob sich nun, es fielen einzelne Tropfen, das Wetter leuchtete und in der Ferne rollte der Donner. Mit großer Aufmerksamkeit lauschte der Jäger nach unten, in der Hoffnung, keinen Laut mehr zu hören; aber beim Schein eines Blitzes entdeckte er, daß die Bärin noch immer da war, und unverwandt nach ihm hinauffah. So verging die Nacht unter Seufzen und Stöhnen des armen Wildmeisters, der sich auf seinem unbequemen Sitze drehete und wendete, und dessen einziger Zeitvertreib in der langen Gewitternacht darin bestand, die jungen Bären im Baume zu halten, denen das Nachtquartier auch keineswegs zu gefallen schien.

Endlich nach einer endlos scheinenden Nacht dämmerte es im Osten und Neumann faßte den Entschluß, lieber mit der furchtbaren Schildwache den Kampf auf Leben und Tod zu wagen, als länger sitzen zu bleiben. Während er sich die Sache noch überlegte, hörte er in der Ferne menschliche Stimmen, aber sie zogen in ziemlicher Entfernung von ihm hin, und als er hinablickte, sah die Bärin noch immer da, und schaute mit grimmigen Blicken nach oben. Nach einiger Zeit hörte der Unglückliche seinen Namen rufen; seine Freunde erschienen, um ihn zu suchen. Die Bärin richtete sich alsbald mit aufgesperrtem Rachen gegen die Ankommenden auf, wurde aber sofort glücklich niedergeschossen. Der befreite Wildmeister stieg nun herunter, vergaß aber nicht, die beiden jungen Bären mit sich zu nehmen.

(Zwei junge Wittwen.) Zwei Brüder, die ein bedeutendes Vermögen besaßen hatten, waren bald nach einander gestorben. Der eine hatte ein Gut auf dem Lande bewohnt, der andere ein bedeutendes Handelsgeschäft in der Hauptstadt betrieben. Ihre Frauen, die sie verwittwet zurückließen, waren noch jung und schön; die Hauptstädterin aber sehnte sich, eine Zeitlang auf dem Lande zuzubringen, wie die Gutbesitzerin nun, da sie nicht mehr gebunden war, die Freuden der Hauptstadt kennen zu lernen wünschte. Die Wünsche beider waren denn auch leicht auszuführen, sie brauchten nur ihre Wohnungen zu vertauschen. Und so geschah es; die Wittwe vom Lande eilte in die Hauptstadt und die Hauptstädterin begab sich auf das Landgut ihrer Schwägerin. Vorher aber hatten sie sich mit einander über die Pläne für die Zukunft besprochen und einander gestanden, daß sie nicht abgeneigt wären, wieder zu heirathen; auch kam es bei dieser Unterhaltung heraus, daß jede bereits Aussicht hatte, von Neuem unter die Haube zu kommen. Die Dame vom Lande hatte gehört, daß ein Kaufmann in einer

benachbarten Stadt Lust habe, sich um sie zu bewerben, ob er sie gleich nicht kannte, und die Dame aus der Stadt hatte durch eine Freundin vernommen, daß ein adeliger Herr auf sie speculire. Die Schwägerinnen wünschten einander Glück und trennten sich sodann. Die Dame vom Lande zerstreute sich in der Hauptstadt, die Hauptstädterin dagegen genoß die Freuden des Landlebens und spielte vortreflich die moderne Burgdame. So weit war Alles ganz gut. Aber der Kaufmann, welcher die Besizerin des Gutes zu heirathen gedachte, meinte, das Heirathen sei ein wichtiges Unternehmen, und man könne nicht vorsichtig genug dabei sein. Er nahm sich also vor, die Dame von fern zu beobachten, so daß er sie genau kennen lerne. Gedacht, gethan. Leider erfuhr und sah er bei dieser Erforschungsweise Mancherlei, was ihm nicht behagte, die Dame sang Italienisch, gab den Armen des Ortes auf ein Mal zehn Louisd'or, erhielt viele Briefe aus der Hauptstadt und sogar die Modenzeitung, sie ritt ic. Da dachte der vorsichtige Mann bei sich: „Ich brauche der Dame keinen Besuch zu machen; was ich gesehen habe, genügt mir. Brächte ich eine solche Dame in mein Haus, wäre mein Vermögen gewiß bald aufgezehrt; ich heirathe ein Mädchen aus meinem Städtchen.“ — Nach drei Monaten kam die Dame vom Lande aus der Hauptstadt zurück, und sie erkundigte sich natürlich zuerst, wie es mit der Heirath stehe. Leider mußte sie erfahren, daß der Mann, auf den sie gerechnet hatte, sich eine andere Frau genommen habe. Ihre Schwägerin ahnete nicht im Entferntesten, daß sie die unwillkürliche Ursache dieses Unglücks gewesen. Sie tröstete die Schwägerin, aber sie bedurfte bald selbst des Trostes, denn sie erfuhr, daß der elegante junge adelige Herr in der Hauptstadt ebenfalls verheirathet sei. — „Aber warum hat er nicht gewartet?“ fragte sie eine vertraute Freundin. „Warum hat er nicht erst mich wenigstens gesehen?“ — „Er hat Dich gesehen,“ antwortete die Freundin, „und dies eben ist das Unangenehme. Seine Ungebuld war so groß, daß er nicht bis zum Winter warten wollte; er kam hier in der Hauptstadt an; er ist ein sentimentaler junger Mann und wollte Dich vor allen Dingen sehen, ohne gesehen zu werden.“

„Ach, ich errathe!“ fiel die junge Wittwe ein; „er glaubt mich gesehen zu haben und sah nur meine Schwägerin.“

Sie hatte recht gerathen. Der junge Herr war auf vortreffliche Nachweisungen in die Stadt gekommen und wußte, daß die Dame, die man ihm empfohlen hatte, jede Mittwoch in der Oper in der und der Loge zu finden sei. Er sah da die Wittwe aus der Provinz, die allerdings eine recht hübsche Frau war, aber gerade die Reize nicht besaß, die der junge Herr suchte, und welche die Schwägerin der Beobachteten allerdings besaß. „Man hat mich getäuscht,“ sagte er, reiste sehr bald wieder ab und heirathete ein altadeliges Fräulein.

### Generalcorrespondenz.

Das größte Gemälde, welches man kennt, ist die „Krönung Napoleons“ von David. Es mißt 30 Fuß in der Länge und 19 Fuß in der Höhe. „Die Hochzeit von Cana“ von Paul Veronese, welches Bild man für das größte gehalten hat, ist nur 28 Fuß lang und 16 Fuß hoch. David arbeitete volle drei Jahre daran. Eine Copie davon, welche unter seinen Augen gemacht und von ihm überarbeitet wurde, kam 1814 nach England und von da nach America, wo sie bei einem Brande zerstört worden ist. —

Die Zeitungen zählen zwei und sechszig lebende deutsche Schriftstellerinnen auf, von denen bei weitem die meisten Romane und Novellen schreiben. —

Der Director der Pariser Oper hat seinen sämtlichen Künstlern und Künstlerinnen angezeigt, daß er ihre Mitwirkung in Privatconcerten, selbst ihr Singen in Privatgesellschaften durchaus nicht mehr dulden würde, weil der Theaterbesuch dadurch beeinträchtigt werde. Er bedrohet die Zuwiderhandelnden mit der ganzen Strenge der Geseke. Wenn nur unsere deutschen Theaterdirectoren diese neueste Pariser Mode nicht etwa auch nachahmen! — Derselbe Director zahlte jüngst dem Dichter und Componisten einer neuen Oper, die er angenommen hatte und nicht zur Aufführung bringen wollte oder konnte, zur Abfindung 30,000 Francs und gab das Werk zurück. Welches Theater in Deutschland thut das? — Von Auber und Scribe ist nächstens eine neue Oper zu erwarten; die letzte derselben, „die Sirene“, macht in Paris noch immer volle Häuser, während sie in Deutschland zwar gefällt, aber nirgends eine Zugoper geworden ist. — Scribe hat vor kurzem einmal zusammengerechnet, wie viel ihm bisher seine zahlreichen Theaterstücke eingetragen haben, und es ergab sich das hübsche Sümmschen von 2 Mill. Francs, so viel als wohl kaum sämtliche deutsche Bühnendichter bezogen haben, so lange es deutsche Theater giebt. — In Nürnberg ist am 1. November eine „Zeitspöffe“ von M. Tebler, „der ewige Jude“, gegeben worden. —

Der berühmte Physiker Biot zeigte kürzlich der Academie der Wissenschaften an, daß in den chinesischen Schriften ein Instrument erwähnt werde, das immer nach Süden deute, und das bereits 27 Jahrhunderte vor der christlichen Zeitrechnung in Gebrauch gewesen. So haben also die Chinesen die Magnetnadel ebenfalls und lange vor den Europäern erfunden. Der Compaß, dessen sich die Chinesen bedienen, zeigt merkwürdiger Weise auch heute noch nach Süden und nicht nach Norden. —

Einem Franzosen ist es gelungen, die chinesische Theepflanze in der Nähe von Paris in freiem Lande zu bauen. Der Geschmack und Geruch dieses Thees soll in nichts dem chinesischen nachstehen und sich von diesem nur dadurch unterscheiden, daß der Geruch der trockenen Blätter nicht so angenehm ist. Es soll nun der Anbau im Großen versucht werden und bald trinken wir vielleicht französischen statt des chinesischen Thees. —

Der bekannte Sänger Lablache war auch in dem vergangenen Sommer an dem italienischen Theater in London engagirt und erwarb wie gewöhnlich die größte Bewunderung. Eines Tages fragte ihn einer seiner Freunde, ob er wohl Unterricht im Singen gebe und wie viel er für die Stunde verlange. Ein Lord wünschte seinen Sohn durch ihn unterrichten zu lassen. Lablache verlangte eine Guinee (6 Thlr.) für die Stunde. Man war das zufrieden, der Tag und die Stunde wurden festgesetzt und Lablache begab sich zu Lord. Man führte ihn in ein Zimmer, in welchem sich eine große Gesellschaft befand, und er glaubte, sich in der Zeit geirrt zu haben. Man versicherte ihn aber, das sei keineswegs der Fall, man ersuchte ihn, Platz zu nehmen, und sprach vom Wetter und dergleichen. Nach einer Viertelstunde endlich fragte Lablache, welcher Person er Unterricht ertheilen solle. „D, vom Unterrichtgeben ist nicht die Rede,“ entgegnete die Frau vom Hause höchst anmuthig; „die Damen hier und ich selbst wünschten nur Sie in der Nähe zu sehen und mit Ihnen zu sprechen; deshalb fragten wir, wie hoch Sie sich die Stunde bezahlen ließen.“ Und die Dame griff nach der Börse, um die Guinee zu suchen.

Diese ächt englische Unartigkeit brachte selbst den phlegmatischen Lablache gewaltig in den Harnisch; er winkte abwehrend mit der Hand und sagte: „Ich gebe Gesangunterricht, lasse mich aber nicht für Geld sehen.“ Darauf schritt er stolz hinaus. —

An einem Stadtbriefpostkasten in Paris kamen vor einigen Tagen drei Fiacles an, welche nicht weniger als 60,000 Briefe — Prospective — da abgaben, welche über ganz Frankreich verbreitet werden sollten. Die Post konnte dieser ungeheuern Briefabgabe wegen erst eine Stunde nach der gewöhnlichen Zeit abgehen. —

Ein Pariser Schauspieler reisete in den Provinzen umher und gab da Gastvorstellungen. In Niort kam er auf eine geniale Idee, das Publicum in Masse zu seinem Benefiz in das Theater zu locken. Er kündigte nämlich an, das Jeder mit dem Theaterbillet eine Nummer erhalten würde, die in einer Lotterie mitspiele, welche nach Beendigung des Stückes gezogen werden sollte. Der Gewinn sei — ein Schloß. Die guten Leute strömten in Massen in das Haus und harrten gespannt der Dinge, die da kommen sollten. Endlich kam es zur Lotteriegziehung, das glückliche Loos wurde gezogen und der Inhaber desselben von dem Künstler aufgefordert, auf die Bühne zu kommen. Der junge Schlobesitzer wanderte mit klopfendem Herzen auf die Bretter und die Augen seiner Mitbürger waren neidisch auf ihn gerichtet. Oben auf der Bühne hielt der Veranstalter der Lotterie eine Gluckwunschscheibe an den vom Glück Bevorzugten und übergab ihm sodann — einen Nagel, noch einen und noch einen Nagel, fünf Nägel. Dann sagte er: „Jetzt haben Sie fünf Nägel (im Französischen cinq clous) und also ein Schloß (Saint-Cloud).“ Die guten Leute in

Niort lachten zuerst ihren angeführten Mitbürger aus, bald aber wendete sich ihr Groll gegen den Pariser Künstler, der sich einen so schlechten Witz mit ihnen zu erlauben gewagt hatte, aber der Mann hatte sich während des Sturmes mit der Gasse klüglich aus dem Staube gemacht. —

Die Fruchtbarkeit mancher französischer Romandichter übersteigt alle Begriffe; Alexander Dumas, der seit fast einem Jahre gleichzeitig in drei Zeitungen Romane veröffentlicht, will von der ihm doch zu groß gewordenen Anstrengung — ausruhen und hat deshalb einen Vertrag bei einer dieser Zeitungen, La Presse, abgeschlossen, wonach er jährlich 80,000 Francs erhält, aber nur für dieses Blatt schreibt und zwar monatlich einen bis anderthalben Band. Jährlich 12 bis 18 Bände nennt er also ausruhen! —

Ein Reisender erzählt aus Rio de Janeiro: Die Stadt hat zwei Theater, eines besuchte ich. Das Haus ist sehr groß und nach einem Plane gebaut, der einem solchen Gebäude in einem solchen Klima völlig entspricht. In den Mauern befinden sich nämlich runde Oeffnungen in so großer Anzahl, das die Wände wie ein Sieb aussehen. Diese Oeffnungen sind in Reihen angebracht und gehen auf lustige Galerien. Eine Person also, die in diesem Gebäude sitzt, wird ganz so von der Luft getroffen, wie ein Vogel im Kastge, und eine höchst angenehme Kühle durchströmt fortwährend das Haus trotz der Hitze von den zahllosen Lichtern, die in ihm brennen. Diese Einrichtung ist das Vortrefflichste an dem Theater, alles Uebrige, Spiel, Gesang etc. ist schlecht und nur der Kronleuchter verdient gerühmt zu werden, weil er offenbar der schönste und kostbarste ist, den irgend ein Theater besitzt. — In diesem großen völlig gefüllten Hause, erzählt der Reisende weiter, sah ich nicht mehr als drei hübsche Damen, und diese waren Italienerinnen, Sängerinnen. Die Brasilianerinnen haben alle schwarze Augen, dünne Lippen und dünne Kinnladen, wenig schwarzes Haar und eine eigenthümliche grunlichweie Farbe, welche einen unangenehmen Eindruck auf den Fremden macht. In ihren Zügen liegt eine studirte erkunstelte Kälte und ein häßlicher Hochmuth. Jeder Fremde bekommt übrigens nach etwa einem halben Jahre dieselbe grunlichweie Farbe. —

Das Journal De Bige sagt: Es ist jetzt bei großen Diners Sitte, neben das Couvert jedes Gastes eine schöne lithographirte Karte zu legen, auf welcher die Speisen aufgeführt stehen, welche vorgesetzt werden sollen. Wir sahen zuletzt die, welche für das durch den preussischen Gesandten Herrn von Arnim am 15. October gegebene Diner verfertiget worden, und die sich eben so durch ihre reichen Verzierungern, als durch die vortrefflichen Gerichte auszeichnete, welche sie aufzählte.



# Allgemeine Moden-Zeitung

N<sup>o</sup> 47.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



1844.

Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Reubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.** Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Zu spät!

Novelle von **Lh. Mügge.**

(Fortsetzung.)

Seine kalten Finger weckten Georg auf. Er richtete sich empor und blickte den Störer unwillig an. — „Sie sind es, Herr Springer?“ sagte er, „mir ist nicht wohl, ich bin müde, recht müde.“

„Ich will Sie nicht stören,“ erwiderte der alte Herr, „aber ich konnte mich nicht entfernen, ohne Sie gesehen zu haben.“ — Er hielt inne und sah mitleidig auf den jungen Mann. — „Ich glaube es wohl, daß Ihnen weh um's Herz ist,“ fuhr er dann fort, „darum kam ich, Ihnen eine gute Nachricht als Trost zu bringen. — Ich kenne Sie von Ihren ersten Tagen an, lieber Herr Bernardi; denn als Sie geboren wurden, war ich ja schon Buchhalter hier im Hause. — Während ich alt ward, sind Sie aufgewachsen und es war unrecht von Hartberg, ich sag' es noch einmal, es war unrecht, daß er mit Ihrem Vermögen schaltete, wie er es that.“

„Still, still!“ sagte Georg, „ich habe mich niemals beklagt.“

„Das thaten Sie nicht,“ rief der alte Buchhalter, „denn wenn Agnes — gut, ich will nicht weiter reden, ich will nur sagen, daß Herr Hartberg heute seinen Fehler gut gemacht hat.“

Bernardi sah den Vertrauten fragend an und dieser flüsterte: „Er hat sein Testament gemacht. Ich

habe es aufsetzen helfen; es soll dem Gericht übergeben werden. — Sie haben die ganzen Fabriken erhalten und Alles, was dazu gehört. — Nun folgen Sie meinem Rath, reisen Sie nicht, warten Sie noch, bleiben Sie bei uns, lieber Herr. — Hartberg ist jetzt in der richtigen Stimmung, Ihnen das Geschäft gleich abzutreten, denn er ist ganz vernarrt — Gott verzeihe mir diese Sprache! — in das Glück, das seine Tochter gemacht hat, und wird gewiß darauf eingehen, Sie sofort in Besitz zu setzen. Halb und halb war er dazu entschieden; wenn Georg nicht reisen mußte, sagte er, so brauchte es dies Document nicht, wir könnten es gleich zu Stande bringen.“

„Er hat Recht!“ sagte Bernardi vor sich hin, „ich muß reisen!“

„Nein, nein!“ rief der kleine Buchhalter ängstlich, „wer weiß denn, was geschähe; bedenken Sie Alles wohl, lieber verehrter Freund. — Ich möchte Ihnen etwas vertrauen,“ fuhr er fort, „was ich denke und beobachtet habe, nur müssen Sie mir versprechen, nicht ärgerlich zu werden und es Niemandem wieder zu sagen. — Ich denke mir,“ fuhr er leiser fort und legte den Finger an seine Nase, „daß die Freude und das Entzücken hier nicht lange Stuch halten werden. — Sehen Sie, lieber Freund, wir kennen ja beide den alten Herrn, thätig, ernst, streng und gerecht, wie er ist, und nun sehen Sie die gepudten Puppen an, die seinen vornehmen Leute, die nichts weiter kennen als

Bergnügen, Geld ausgeben, lustig leben in Saus und Braus, wie soll sich das vertragen?"

„Es wird sich vertragen,“ erwiderte Bernardi mit einer bitteren Empfindung. „Der Vater wird sich in die Lebenssitte der Tochter fügen, wie er sich in alle ihre Wünsche und Launen gefügt hat.“

„Um so schlimmer, wenn das geschieht,“ rief Herr Springer, „um so schlimmer, mein theurer Herr, denn dann grämt er sich heimlich dafür und dieser Gram hat schon angefangen. — Sehen Sie ihn doch an, er ist nicht mehr derselbe, unzufrieden, reizbar und dann wieder in sich gekehrt, so wehmüthig und schwermüthig, daß man weinen möchte. Sehen Sie fort, so ist seine letzte Stütze verloren; er bricht zusammen, glauben Sie mir, er hält es nicht aus und dann ist es zu spät, es ist Alles zu spät, auch für Sie.“

„Für mich zu spät!“ murmelte Georg. „Sagen Sie das auch? Was soll zu spät sein? — Ich bin jung, thätig, meines Willens mir bewußt. Sorgen Sie nicht, Herr Springer, mir kann nichts geschehen, was meine Zukunft verderben könnte, ich bin der Mann, um Mißgeschick zu überwinden.“

„So höre ich Sie gern reden,“ rief Herr Springer, und der kleine Mann lächelte beglückt, indem er beide Hände nach dem jungen Freund ausstreckte. „Wenn ich Sie so betrachtete, lieber Georg — verzeihen Sie mir die Vertraulichkeit — wenn ich Ihr stattliches stolzes Gesicht gesehen, so ist es mir, als hätten Sie gar keine Ursache, sich zu grämen. Ein Mann, wie Sie, kann das reichste und schönste Mädchen freien, wenn er nur will, und eine, die es redlich meint, die Sie liebt, merken Sie wohl auf, mein junger Freund, die Sie liebt! — Was wollen Sie also Ihr Herz beschweren um Eine, die über Ihren Kummer lacht.“

Bernardi schüttelte abwehrend den Kopf. — „Bei meiner Seele,“ sagte der tröstende alte Herr eifrig, „das thut sie, ich habe dabei gestanden, mit meinen Ohren habe ich es gehört. Der Herr Gemahl sagte dies und das von Ihnen; er und seine Freunde malten Sie ab als Ritter von der traurigen Gestalt, als Automat, als Einen, der seufzend in der Nacht im Mondenschein umherwandeln würde, und die junge Frau lachte dazu, ihre Augen funkelten höhnisch. Er hat uns den ganzen Tag verdorben, dieser Mensch voll eiserner Nüchternheit, sagte sie lachend, gut, daß er von uns geht, daß ich sein Gesicht auf lange nicht sehen werde, es würde mich ärgern oder zum Lachen reizen.“

„Zum Lachen reizen!“ rief Georg, dunkel erglühend, „sagte sie das, sagte sie das wirklich?“

„Ja wahrhaftig, das hat sie wirklich gesagt.“

Bernardi war aufgesprungen von dem Sessel, er faßte mit der Hand krampfhaft in die kalte Marmorplatte des Tisches.

„Mein Gott! beruhigen Sie sich, theurer Georg,“ rief der alte Mann erschrocken. „Ich habe es gut gemeint, ich sagte es Ihnen, damit Sie leichter vergessen mögen, was nicht zu ändern ist.“

„Und ich danke Ihnen dafür, mein alter Freund,“ erwiderte Bernardi, indem er ihm die Hand bot. — „Sie haben mir einen wahren Dienst erwiesen. — Ihre Mittheilung macht mich ruhig, ganz ruhig, ich werde schlafen können, nicht seufzend umherirren, dann freilich verdiente ich ausgelacht zu werden.“ — Mit großen Schritten ging er auf und nieder und kehrte zu seinem Vertrauten zurück. „Gehen Sie zu Bett, lieber Freund,“ sagte er, „was wir sprachen, bleibt unter uns. Aber reisen muß ich jetzt, sprechen Sie nichts dagegen, ich würde dies Haus verlassen selbst gegen den Willen meines Pflegevaters. In spätestens drei Tagen bin ich auf dem Wege nach England, wir können bis dahin noch Vieles überlegen. Genug für heute und gute Nacht.“ — Er schob den alten Mann, der ängstlich widersprach, zur Thüre hinaus und drückte den Riegel zu.

#### 4.

So geschah es denn, daß am dritten Tage wirklich der Reisende seinen Weg nach Hamburg nahm und eine freiwillige Verbannung antrat. Er hatte das junge Paar nicht wieder gesehen. Am Tage nach der Hochzeit gab Tamnau ein großes Fest, am nächsten wurde dies auf seinem Landgute fortgesetzt. — Hartberg, der die jungen Vermählten begleitete, kam spät in der Nacht hoch beglückt davon zurück. Er war geschmeichelt von den Huldigungen, die sein einziges Kind erfuhr und deren Abglanz auf ihn zurückstrahlte. Der Minister, welcher eingeladen war, hatte lange mit ihm gesprochen; er hatte sich gewundert, weshalb ein in der industriellen Welt so bedeutsamer Mann nicht einen Titel besäße, nicht geheimer Commerzienrath sei, seine bekannten Verdienste selbst nicht einmal durch einen Orden belohnt wären. Mit einem lächelnden Wink deutete er auf die nächste Zukunft, und dem besonnenen, einfachen Fabrikherrn kam es in diesem Kreise selbst so vor, als fehle ihm etwas, als sei es ganz

natürlich, daß er Titel und Auszeichnung hier haben müsse, wo jeder dies besitze. — Mit einem Paar Excellenzen hatte er am Whistisch gefessen und mit Vergnügen eine bedeutende Summe verloren, die ihn gar nicht ärgerte, obwohl er hohes Spiel haßte und ein Feind aller Verschwendungen war. — Er befand sich in einem Taumel erregter Eitelkeit, die er sonst nicht gekannt hatte, und träumte bis zum Morgen von allerlei herrlich gepuzten Menschen und Sälen, von glänzenden Aufzügen, Musik und Tanz und wie Agnes, die Königin aller dieser Herrlichkeiten, in langen blumengestickten Gewändern dahin rauschte und wie sie lächelnd ihm zunickte und ihn küßte.

Als er aufwachte war freilich Alles vorbei, allein er fühlte eine Sehnsucht nach seinem Kinde, eine tiefe Lust, Zeuge ihres Glückes zu sein und sein Theil davon zu empfangen. Kein Wunder daher, daß er von Georgs Eintritt unangenehm berührt wurde und daß seine Stirn sich in Falten legte, als dieser ihm eröffnete, daß, nachdem alle hemmenden Geschäfte jetzt abgethan und wohl geordnet seien, er heute seine Reise anzutreten wünsche. — Hartberg bangte heimlich vor dem Gedanken, Georg, der die Seele der Thätigkeit seines Hauses war, zu verlieren; es kam ihm Alles ganz anders vor als vor einigen Tagen, er begriff nicht recht, warum sein Pflegesohn ihn nun so schnell verlassen wollte, da die Hochzeit doch vorüber war.

„Ich habe allerdings Dich selbst zur Reise aufgefordert,“ sagte er nach manchen Einwürfen und Hin- und Herreden, „allein wenn Du wolltest, lieber Georg, so ließe sich die Sache auch ohne dies wohl ordnen. Ich bin alt, es wird mir schwer, angestrengt zu arbeiten, ich brauche einen Gehülfen und wer könnte das anders sein, als Du? Dein Vater war mein Compagnon, sein Sohn hat ein Recht, diesen Platz wieder einzunehmen, und wenn ich abgerufen werde, Georg, so ist mein Wille aufgesetzt, daß das Ganze Dein ist und Dein bleibt.“

„So schwer es mir wird, lieber Vater, Sie zu verlassen,“ erwiderte Bernardi in seiner ruhigen Weise, „so muß es dennoch geschehen. Ich kann nicht bleiben, meine Reise ist fest beschlossen.“

Die sanguinische Natur des Fabrikanten regte sich bei diesem entschlossenen Widerspruch. „Es scheint ja fast,“ sagte er aufbrausend, „als wolltest Du fort, selbst wenn ich Dir beföhle zu bleiben.“

„Auch dann,“ versetzte Georg. „Glauben Sie

mir, es ist nothwendig, daß ich mich auf einige Zeit entferne.“

„Da sieht man die Menschen,“ rief Hartberg zornig, „Undank ist ihnen allen eigen. Auch dieser, der mir Alles verdankt, den ich wie mein eigen Blut liebe und groß gezogen habe, er vergißt, was er mir schuldig ist, sobald es sich um sein Interesse handelt.“

„Das kann Ihr Ernst nicht sein, lieber Vater“ sagte Georg nach einem Schweigen; „mein Interesse kann Ihnen nie Grund gegeben haben, mir Undankbarkeit vorzuwerfen.“

„Ah so!“ schrie Hartberg erhist und stand auf; „Du willst mir Vorwürfe machen, ich merke, worauf das zielt. Dein Vermögen bringt Dir nicht genug Zins ein? es scheint Dir nicht sicher angelegt? Du kannst es heben, heute noch heben. Jetzt ist es noch Zeit, die Fabriken zu verkaufen und mich zurückzuziehen. Die Umstände verschlechtern sich von Tage zu Tage; man muß sich anstrengen, tüchtig anstrengen, um Concurrenzen auszuhalten; ich alter Mann werde mich hüten, wahrhaftig, ich werde mich hüten, die letzten Jahre meines Lebens mich ins Joch zu spannen und wofür? Um diese Werke für Dich, für einen Undankbaren zu erhalten, der in der Welt lustig umherschwärmt und zu Hause plagen läßt, wer sich plagen will. Allein Du irrst Dich, ich werde bald genug einen Käufer finden; nimm Du Dein Geld und gehe, wir sind quitt, völlig quitt! Mein Testament, das Dich zum Erben der Schöpfungen meines Fleißes einsetzt, werde ich zerreißen.“

Bei seinen letzten Worten erschienen zu gleicher Zeit von der einen Seite der alte Buchhalter Springer, von der andern Tamnau. Beide blieben an den Thüren stehen, als sie die streitenden aufgeregten Männer erblickten, Hartberg aber machte gegen Alle eine abwehrende Bewegung. — „Ich kann in diesem Augenblick mit Niemandem reden,“ rief er, „nehmen Sie es nicht übel, lieber Tamnau, wenn ich Sie bitte, in ein paar Stunden wiederzukommen. Sie, Herr Springer, gehen gefälligst auf's Comptoir zurück, ich werde kommen, und Du, Georg, besinne Dich wohl, was Du thust. Beharrst Du auf Deinem Entschluß, zu reisen, so reise denn, aber trage auch die Folgen Deines Ungehorsams.“ — Mit diesen Worten ging er in sein Kabinet.

Bernardi ging bei Tamnau, der noch immer an der Schwelle stand, kalt grüßend vorüber und ließ seine Koffer packen; noch war jedoch keine Stunde

vergangen, als Hartberg ihn von neuem rufen ließ. Er kam dem Eintretenden lächelnd entgegen. „Dummes Zeug, Georg,“ rief er, „welcher böser Geist plagt uns denn, daß Vater und Sohn Schande über sich bringen wollen? — Vergiß, was ich vorhin sagte, und denke: ein alter Mann hat es gesprochen, der reden mag, was er will, ich weiß doch, daß er mich herzlich liebt.“

„Ja, gewiß, das weiß ich, lieber Vater,“ rief Georg gerührt.

„Nun also. Und was hast Du beschlossen, mein Sohn?“

„Ich muß fort, ich kann nicht anders.“

„Gut, so reise,“ sagte Hartberg. — Er legte die Hand an seine Stirn und sah ernst vor sich hin. „Es ist möglich,“ sprach er dann, „daß Deine Abwesenheit, die meine angestrenzte Thätigkeit verlangt, auch gut für mich ist und doch ist mir's so, als sollte ich Dich nicht forlassen, weil Unglück für uns Alle daraus entsteht. Doch was hilft das bange Nachsinnen? Du willst es, so mag es denn sein.“ Er umarmte Georg und suchte durch Beweise der Liebe seine Heftigkeit zu vergüten, deren er sich wahrscheinlich mit Scham erinnerte. — Von Agnes war nicht die Rede, aber der alte Herr dachte an sie mit Unruhe. Zwischen ihrem Leben und seinem lag eine Kluft, die er nicht ganz ausfüllen konnte. Er saß in seinem Stuhle, während Georg die letzten Vorbereitungen machte, ihn zu verlassen, und vor seinen Augen malten sich die Gedanken aus, wie es anders hätte sein können, wenn das Mädchen vernünftig gewesen wäre, wie er halblaut vor sich hin sagte; wenn sie Georgs Hausfrau geworden und mit ihm hier einträchtig wohnte. — Dann würde das franke Herz des Sohnes es nicht fordern, den Vater zu verlassen; Lust und Leben füllten dann die öden Räume, ein anderes gewohntes herzliches Band der Liebe würde sich um Vater und Kinder schlingen. Das war nun Alles auf immer verloren und beängstigte ihn in der Abschiedsstunde. Endlich trat diese ein. — „Genieße die Welt, Georg,“ sagte Hartberg noch im letzten Augenblick, „sei vergnügt, spare nichts, denke immer daran, daß Du nicht nöthig hast, irgend eine Ausgabe zu scheuen. Ziehe Wechsel auf mich, so viel Du magst, ich acceptire Alles; schreibe auch so oft Du kannst und laß uns hören, daß es Dir wohl geht. Die größte Freude, die Du mir jedoch machen kannst, wird die sein, wenn ich Dich wieder gesund und heiter in meine Arme schließen kann.“

Er sprach diese Abschiedsworte im Beisein vieler seiner Hausgenossen, die herbeigeeilt waren, ihrem jungen Herrn Glück auf die Reise zu wünschen, und klopfte den alten Buchhalter dann lachend auf die Schulter, als wollte er sagen: „Nun, Springer, habe ich es so recht gemacht?“ — Der Buchhalter nickte auch freundlich dazu und suchte die wehmüthigen Falten von seinen dünnen Wangen zu bringen; als er aber wieder an dem Pulte saß und gedankenvoll an der langbesiederten Pose kaute, stampfte er plötzlich die Spitze derselben auf, daß sie abbrach, und murmelte mit Heftigkeit vor sich hin: „Ich bleibe doch dabei, daß es ein Malheur für uns ist, diese Reise und diese Heirath und diese unbesonnene Speculation, diese nachlässige oberflächliche Geschäftsansicht, welche —“ er sah sich besorgt um, ob es Niemand gehört habe — „dem Verlust-Gonto eine sehr fatale Seite liefern wird.“

Wir können den jungen Handels Herrn nur mit wenigen Andeutungen auf seinen Reisen begleiten, die durch England und Schottland gingen, endlich sich aber sogar nach den Vereinigten Staaten und bis Mexico ausdehnten. Der alte Hartberg war nach und nach einverstanden mit der längeren Abwesenheit seines Pflegesohnes, dessen interessante Briefe über Fabrikverhältnisse, neue Erfindungen, Maschinenanwendung und Vervollkommnung der einheimischen Industrie ihm manche stolze Hoffnungen malten. Georg knüpfte Verbindungen an, ermunterte Hartberg zu Handels speculationen nach Amerika, und als diese im Gange waren, erschien es sogar nothwendig, daß Bernardi selbst den befrachteten Schiffen nacheilte, weil sich drohende Conjunctionen und schlaue Uebervorthellungen vereinten, um die glücklichen Resultate dieser Expedition sehr ungewiß zu machen. Mitten in den sorgenvollsten Geschäften und seit vielen Monaten ohne Nachricht von Haus, empfing der Reisende in Mexico endlich ein Schreiben, das den erschütterndsten Eindruck hervorrufen mußte. Es war von der Hand seines Freundes Springer und bestand aus wenigen Zeilen: „Ich benachrichtige Sie hiermit,“ so begann es, „daß es dem Allmächtigen gefallen hat, gestern nach kurzem Unwohlsein unsern Herrn Hartberg in die Ewigkeit abzurufen. Die Verwirrung ist groß und allgemein. Die Geschäfte unsers Hauses sind in der letzten Zeit sehr verwickelt worden, die Umstände äußerst betrübend, große Verluste und häusliche Sorgen hatten den Verewigten in der letzten Zeit seines Lebens sehr heftigen Gemüthsbewegungen ausgesetzt. Wollen Sie, daß nicht

Alles verloren gehen soll, wollen Sie Ihr eigenes Vermögen retten, so eilen Sie ohne Aufenthalt zu uns zurück. — O, hätten Sie doch meinen Rath befolgt und wären nicht von uns gegangen!“ — Die Todesnachricht wirkte einige Minuten lang zerschmetternd auf Georg, er überließ sich seinem Schmerze, aber wie alle energische Charactere fand er eben so schnell die Kraft, mit verdoppeltem Muthe dem Andränge eines feindlichen Schicksals zu widerstehen.

„Was ist vorgegangen?“ rief er aus, „was hat so heftige Gemüthsunruhen herbeiführen können? — Die Verluste dieser unglücklichen Expedition können es nicht sein. Sie sind groß, aber sie reichen nicht hin, Vermögen und Credit zu erschüttern, ja sie sind keineswegs gewiß, denn noch kann Alles sich glücklich wenden.“ — Er sah nach dem Datum des Briefes; dieser war über vier Monate alt. — „Ich muß sogleich zurück,“ rief er entschlossen, „mag werden hier, was da will; der alte Springer hat Recht, meine Gegenwart ist durchaus nöthig.“

Er übertrug nun die Vollmacht, im Interesse des großen deutschen Hauses zu handeln, einem kenntnißreichen und redlichen Agenten, indem er diesem zugleich mittheilte, daß nach dem Tode Hartberg's er der durch das Testament des Erblassers berechnigte Chef der Firma sei. Dann, als er Alles vorsichtig geordnet, trat er die Rückreise an, allein durch den Winter und manche Zufälligkeiten in New-York aufgehalten, begründete der Frühling die große deutsche Ebene, ehe er den Fuß auf vaterländischen Boden setzen konnte.

Mit banger Erwartung sah er die Thürme der großen Stadt aufsteigen, und heftige Empfindungen regten sich in ihm, als er an dem großen palastartigen Hause Damnau's vorüberfuhr. Es dämmerte kaum und doch brannten an der Auffahrt große Feuerbecken, von den Sälen herunter drang der Schein zahlloser Wachskerzen, durch die hellen Spiegelscheiben konnte er viele geschmückte Herren und Damen erblicken, deren Wagen und Diener die Straße sperren. Man feierte ein Fest hier und der alte todte Fabrikherr war längst vergessen; man leerte dessen Geldsäcke, trank Weine, edle Weine und verspottete wohl dabei den Thoren, der sein Belang für Andere gesammelt hatte.

Mit diesen düstern Gedanken erreichte er den Baumweg am Flusse, der zu den großen Fabrikanlagen führte. Die hohen Gebäude stiegen empor, umringt von den modernen Obelisken der Industrie, aber Georg richtete sich erstaunt im Wagen auf, als er nirgends ein Licht

in diesen weitläufigen Anstalten erblickte. Sonst hatten viele Hunderte geschäftiger Arbeiter diesen Weg belebt, jetzt lag er gänzlich öde; kein Mensch zeigte sich und erst, nachdem der Postillon mehrmals ins Horn gestoßen, öffnete sich die Seitenspforte am Thorwege, aus der der alte Hauswart hervortrat. Georg rief ihn bei Namen und mit einem Freudengeschrei riß der Mann seine Mütze vom Kopf. — „Gott sei gelobt, daß Sie hier sind, lieber Herr,“ rief er. „Herr Springer hat es heute noch gesagt: er wird kommen, er muß kommen, es kann nicht geduldet werden!“

„Was kann nicht geduldet werden?“

„Daß Alles hier verkauft wird, lieber Herr. — Wir arbeiten schon seit vier Monaten nicht mehr. Alles liegt wüst und öde. Gras wächst aus dem Boden; wenn das der alte Hartberg sehen könnte, er würde aus seinem Grabe wiederkommen.“

Der Wagen fuhr in den Hof. Der Hauswart öffnete die Thüren des Herrenhauses und mit trüben Empfindungen trat Georg hinein. Staubwolken flogen ihm entgegen. Niemand hatte seit langer Zeit diese Räume betreten. „Das Beste, was da war,“ sagte der alte Mann, „haben sie sich geholt; das Uebrige liegt und steht noch, wie es eben da war. Es soll in der Auction verkauft werden und ich weiß nicht, wo Sie ein Bett finden werden, wenn es nicht hier auf dem Sopha sein kann, auf welchem der alte Herr dort in der Ecke entschlummert ist.“

Georg verlangte Springer zu sehen und als der Hauswart gegangen war, warf er sich auf das Sopha und bedeckte mit beiden Händen seine von Thränen verdunkelten Augen. Zwei Jahre, zwei kurze Jahre seines Lebens, wie hatten sie Alles verändert! Er überdachte mit tausend sich verschlingenden Gedanken die Vorgänge, deren Zusammenhang er immer noch nicht ganz begreifen konnte, und erwartete mit Ungeduld die Ankunft des treuen Freundes. — Seine Blicke irrten durch den düstern Raum, durch diese Reihe schallender leerer Gemächer, über die Werkstätten, in denen die Stille des Todes herrschte. Wie kam man dazu, sein Eigenthum anzutasten, was ihm gehörte, zu verkaufen, so zu verfahren, als sei er nicht mehr vorhanden? Unzählige Möglichkeiten und finstere Ahnungen stiegen in ihm auf und mühsam gelang es ihm, seine Ruhe äußerlich zu behaupten, als er die Schritte des alten Buchhalters auf der Treppe hörte und dieser endlich, unfähig zu sprechen, vor ihm stand.

(Fortsetzung folgt.)

## Miscellen.

(Der beleidigte Taschendieb.) Ein Dandy trat an die Casse des Theaters de la Porte St. Martin, zog seine elegante Negbörse hervor, in welcher auf der einen Seite das blanke Gold, auf der andern das blühende Silber durchschimmerte und bezahlte mit vornehmer Anstande sein Billet. Als er das Theater verließ, war ihm seine Börse gestohlen, was ihm um so unangenehmer war, da er erst am zweiten Tage darauf wieder Geld erhalten konnte. Sollte er zu Hause bleiben oder ausgehen mit einer Börse ohne Geld? Endlich kam er auf einen guten Gedanken: er hatte wunderschöne Spielmarken, welche auf vierundzwanzig Stunden schon als Gold figuriren konnten. Er steckte zwanzig davon in seine Börse und ging Abends ins Theater, da ihm noch so viel Silber geblieben war, um ein Billet kaufen zu können. Nach dem Theater ging er in eine Restauration auf dem Boulevard und speiste zu Abend. Als er bezahlen wollte, bemerkte er, daß ihm die Börse wieder gestohlen sei. Er lächelte diesmal und gedachte einstweilen dem Wirth einen Ring zum Pfande zu lassen, als ein reichgekleideter Fremder ihm nahe und ihn bat, einen Augenblick mit ihm vor die Thür zu treten. Der Dandy folgte und der Fremde sagte zu ihm: „Mein Herr, ist Ihnen gestern in der Porte St. Martin eine Börse mit 20 Napoleons aus der Tasche gezogen worden?“ — „Ja!“ — „Und heute in der Varietés eine Börse mit 20, — wie soll ich sagen? — Medaillen?“ — „Ja!“ — „Ist dies Ihre Börse?“ — „Ja!“ — Der Fremde warf sie ihm zu, gab ihm aber zugleich ein Paar Ohrfeigen und setzte hinzu: „Nehmen Sie das noch, damit es Ihnen nicht wieder einfällt, ehrliche Taschendiebe zum Besten zu haben.“ Nach diesen Worten war er verschwunden.

(Rettung aus der Gefahr Millionair zu werden.) Ein junger liebenswürdiger Mann von lockeren Sitten stand in Petersburg als Attaché bei der ... Gesandtschaft und machte großen Aufwand, ohne daß man wußte, wovon er ihn bestritt. Er war ein Liebling der Damen, schwärmte aber nur für reiche Frauen, mit Ausnahme einer gewissen polnischen Gräfin, welche wiederum von den reichsten und vornehmsten jungen Russen angebetet wurde und jeden Blick, jeden Händedruck sich mit Gold aufwiegen ließ. Dem Gesandten gingen indeß endlich die Augen auf und der Attaché wurde mit Schimpf und Schande entlassen. In Paris, wohin er sich begab, machte er die Bekanntschaft einer alten einflußreichen Dame, die ihn in ihr Herz schloß und dadurch glücklich zu machen suchte, daß sie ihm eine reiche Frau zu verschaffen sich erbot. Das ihm bestimmte Mädchen verliebte sich in ihn und vergaß ihren Better Paul, mit dem sie erzogen und aufgewachsen war. Aber noch ehe die Verlobung stattgefunden, kam dieser von Petersburg, wo er seinen Nebenbuhler kennen gelernt hatte, zurück und erzählte rücksichtslos, was er von dessen Leben in der norbischen Hauptstadt wußte. Der gewandte Lauchenchichts wußte

sich indeß zu vertheidigen und seiner Verbindung stand nichts mehr im Wege. Da beging er die Unvorsichtigkeit, seiner geliebten polnischen Gräfin zu melden, daß er heirathen und Millionair werden wolle, daß seine Braut ein sehr unbedeutendes Mädchen sei, und er ersuchte sie, zu ihm nach Paris zu kommen. Sie kam, aber die ihr zuge dachte Nebenrolle behagte ihr nicht und so war es ihr leicht, die Verbindung zu zerreißen. Er ertrug diesen Stückswechsel allerdings mit ziemlichem Gleichmuth, fragte aber die geliebte Polin, warum sie ihm das schönste Geschäft verdorben habe. — „Du weißt nicht,“ antwortete sie, „welchen Einfluß der Besitz einer Million auf den Menschen haben kann; Du würdest nicht nur ehrlich, Du würdest sogar spießbürgerlich und somit langweilig geworden sein — und das wäre doch Schade; dazu liebe ich Dich zu sehr.“

(Anfang und Ende.) In einer Ebene Piemonts, zwischen Carmagnola und Savigliano, liegt das Schloß Racconis, das im 17. Jahrhunderte von dem Fürsten Thomas von Carignan auf den Trümmern eines Klosters erbaut wurde. In diesem Schlosse wurde Marie Therese Louise von Carignan, die unglückliche Fürstin von Lamballe, geboren. An einem schönen Junitage des Jahres 1766 spielte sie mit ihren Geschwistern in dem herrlichen Parke, bis eine lärmende Fanfare und die Hufschläge von mehreren Pferden die Rückkehr einer Jagdgesellschaft verkündeten. Die Kinder eilten an das Parckthor; aber ehe sie dahin kamen, war die glänzende Reitereschaar verschwunden, und man hörte nichts, als das Gewimmer eines Menschen. Die Prinzessin Louise ließ das Thor öffnen und erblickte auf der Straße einen jungen Mann, der in Lumpen gehüllt und umgeritten worden war. Die Prinzessin ließ sogleich dafür sorgen, daß ihm die nöthige Hilfe werde. Später erfuhr sie, daß er Mamin heiße, seinen Vater in Piemont verloren habe, und auf dem Rückwege nach Frankreich begriffen gewesen sei. Sie überhäufte ihn mit Wohlthaten und ließ ihn endlich in seine Heimath bringen.

Fünfundzwanzig Jahre waren vergangen, das schreckliche Jahr 1792 hatte begonnen, Louise von Carignan war Fürstin von Lamballe geworden und sollte das Schicksal ihrer Freundin, der Königin Marie Antoinette, theilen. Wir brauchen ihren bekannten Prozeß nicht zu erzählen; sie fiel unter den Streichen der blutbefleckten Mörder der Revolution, die nach ihrer Gräueltthat, trunken von Blut, in ein Wirthshaus gingen. Unter diesen Mördern befand sich auch ein junger Mann, dessen Gesicht den Stempel aller Laster an sich trug. Er hielt eben das Herz der Prinzessin, das man herausgerissen hatte, in der Hand, legte es in den Becher, trank und rief: „Tod der Aristokratie!“

„Ja,“ sagte Einer, „diese ehemalige Prinzessin von Lamballe, Louise von Carignan, war eine Aristokratin.“

Diese Namen klangen dem Ohre des Unmenschen wie Grabgeläute; der Becher entfiel seiner Hand und er flammete mit

schrecklich verzerrtem Munde: „Ich bin verflucht! Ich habe das Blut der Wohlthäterin meiner Jugend getrunken!“ Und er stürzte aus dem Wirthshause hinaus und floh auf der Straße hin, als würde er durch ein drohendes Gespenst verfolgt. Einige Augenblicke später nahm die Seine in ihrem Schooße Mamin auf, denn er war es, den in Racconis Louise von Carignan so edelmüthig unterstützt hatte.

(Ein Dichterleben.) Die französischen Zeitungen melden, daß die komische Oper in Paris sich bei dem Mangel neuer Werke genöthigt sehe, eine Oper von Catel: „Wallace oder der Schottische Minstrel“, wieder zur Aufführung zu bringen. Der Text dieser Oper ist von einem gewissen Saint Marcelin, welcher ein höchst seltsames Leben führte. Schon in der Schule zeichnete er sich durch seine Kauflust aus und eines Tages, als er seine Mitschüler zum Kampfe gegen die Jöglinge einer andern Anstalt führte, blieb er so schwer verwundet auf dem Plage, daß man an seinem Aufkommen zweifelte. Trotz seinen bedeutenden Geistesgaben wendete er sich der Kriegslaufbahn zu und zog mit der französischen Armee nach Rußland, wo er sich wie ein Held schlug und sehr bald die Epauletten erwarb. In der nächsten Schlacht wurde er Capitain, erhielt aber auch drei Säbethiebe in den Kopf. Ein Anderer wäre sicherlich daran gestorben; er ließ sich in das Hospital bringen, und als er auf dem Wege dahin dem Kaiser begegnete, rief er ihm zu: „Sire, ich sterbe, geben Sie mir das Kreuz.“ Napoleon gab ihm sofort sein eigenes Kreuz. Im Hospital meinte der Arzt: „dieser stirbt,“ und kümmerte sich nicht um ihn. Gleichwohl war Saint Marcelin sechs Wochen später wieder zu Pferde bei dem Uebergange über die Beresina. Er kam glücklich nach Paris, hatte aber bereits am dritten Tage nach seiner Ankunft daselbst ein Duell, in welchem er gefährlich verwundet wurde. Die ganze Kaiserherrschaft gefiel ihm nicht mehr, und er ging mit nach Gent, wo er einen sehr gefährlichen Auftrag übernahm; man sagte ihm, bei der geringsten Unvorsichtigkeit würde er verhaftet und ohne Umstände erschossen werden. Gerade die Gefahr reizte ihn, er übernahm den Auftrag, wurde auch richtig ergriffen und zum Tode verurtheilt. Am Tage vor der Vollstreckung des Urtheils entfloh er und so konnte er den Auftrag ausführen. Die Restauration ernannte den 23jährigen Mann zum Bataillonschef, ein Offizier sprach in seiner Gegenwart anzüglich über diese Beförderung, und die Folge war wieder ein Zweikampf, in welchem St. Marcelin, immer unglücklich, von neuem lebensgefährlich verwundet wurde. Da mit einem Male vertief ihn die Lust an dem Soldatenleben und er nahm sich vor, auf anderen Wegen Ruhm und Ehre zu suchen. Er wurde nach kurzer Zeit Pariser Stugerkönig, das Drafel aller Dandies und der Liebling der Frauen. Aber diese leichten Siege befriedigten seinen unruhigen Geist nicht. Er wurde Schriftsteller, der Freund Chateaubriants, und schrieb mehrere Bühnenstücke, die mit Beifall aufgeführt wurden. Bei dieser friedlichen Beschäftigung hatte er aber seine Kampflust nicht verlernt;

eines Abends erlaubte sich im Theater ein Freund einige tadelnde Bemerkungen über sein Stück, das eben aufgeführt wurde, und die Folge davon war ein Duell, bei welchem St. Marcelin eine Kugel in die Brust erhielt. Nach einigen schmerzreichen Tagen starb er im 27. Jahre. In der Nacht vor seinem Tode erschien in seinem Zimmer eine verschleierte Dame, die an seinem Bette niederkniete, betete, weinte, seinen letzten Seufzer empfing und sich schweigend entfernte. — Drei Tage später fand man die Verschleierte — todt auf dem Grabe St. Marcelins. Niemand kannte sie.

(Die Fontanges-Schleifen.) Unsere Leserinnen finden in unsern Berichten über die neuesten Moden häufig Fontanges-Schleifen erwähnt, und manche hat sich vielleicht schon nach der Entstehung dieser Benennung gefragt. Ludwig XIV. jagte bisweilen in dem schönen Walde von St. Geneviève. Bei einer solchen Jagdpartie nun, welcher die Herren und Damen vom Hofe beiwohnten, erschien Mlle. Fontanges zu Pferde in einem schön gestickten Anzuge und einem eigenthümlichen Kopfpuze, der aus einigen Federn bestand. Da gegen Abend sich der Wind erhob, so ließ sie diesen Kopfpuz durch ein Band befestigen, dessen lange Schleifen auf ihre Stirn fielen. Dieser Puz nun, der ganz zufällig entstanden war, gefiel dem Könige so sehr, daß er Mlle. Fontanges ersuchte, ihn den ganzen Abend hindurch zu tragen. Am anderen Tage aber erschienen alle Damen vom Hofe in einem solchen Kopfpuze, welcher so die herrschende Mode wurde. Von dem Hofe aus verbreitete sich dieselbe in der Stadt und in den Provinzen, auch drang er unter dem Namen der Mlle. Fontanges bald in das Ausland und in unsern Tagen sind solche Fontanges-Schleifen bekanntlich wieder modisch.

### Generalcorrespondenz.

Bei Gelegenheit der feierlichen Eröffnung der neuen Londoner Börse wird daran erinnert, daß, als die Königin Elisabeth die alte Börse 1570 eröffnete, Sir Thomas Gresham eine kostbare Perle kaufte, die ihres hohen Preises wegen bis dahin keinen Käufer gefunden hatte. Er bezahlte sie mit 10,000 Thalern, ließ sich dann einen Becher mit Wein bringen, zerstieß die Perle in feines Pulver, schüttete dieses in den Wein und trank den Becher leer auf das Wohl der Königin und das Gedeihen der Börse. Diese Nachahmung dessen, was einst Cleopatra that, soll unbezweifelt wahr sein. —

Durch viele Zeitungen läuft wieder einmal das Gerücht, Rossini habe eine neue Oper geschrieben; man nennt dies Mal sogar ihren Titel: Johanna d'Arc und sagt, der Meister habe Stücke daraus in seinem Hause in Bologna singen lassen. Die Sache verhält sich aber einfach so. Rossini hat vor mehreren Jahren für eine Sängerin eine dramatische Scene „Johanna d'Arc“ geschrieben, die einige Male in seinem Hause gesungen.

worden ist. Der Meister ist aber so fest entschlossen, nichts mehr heraus zu geben, daß er, um allen Zubringlichkeiten der Musikalienhändler zu entgehen, diese Scene nicht einmal instrumentirt hat. —

Bisher hat man Berlin für den Hauptort des Sandes und Staubes gehalten, aber Sydney in Australien steht im Staubüberfluß noch weit über ihm. Dort hat man nämlich immer Staub, ausgenommen kurz nach sehr starkem Regen. Meist treibt der Wind den Staub in gewaltigen Wolken umher, namentlich wenn er aus einer gewissen Gegend kommt. Sobald dieser Wind sich erhebt, werden die Straßen verlassen, die Thüren und Fensterladen geschlossen und Jeder, der nicht durch die äußerste Noth hinausgetrieben wird, bleibt in seinem Hause, das sich trotzdem mit Staub erfüllt. Weiter im Innern des Landes sind Staubwirbel in der Art und Gestalt der Wasserhosen eine alltägliche Erscheinung; sie ziehen in großer Anzahl Meilen weit in ungeheurer Geschwindigkeit neben und gegeneinander, so daß das Ganze wie ein Tanz von gewaltigen Riesen erscheint. Wehe aber dem armen Reisenden, der in einen solchen Tanz hineingezogen wird, denn selbst der flüchtigste Renner kann sich demselben nicht entziehen. — Eine andere Merkwürdigkeit in dieser englischen Colonie in Australien ist die, daß Alle, welche dort geboren sind, höchst unangenehm durch die Nase sprechen, während selbst die, welche als kleine Kinder dahin kommen, von dieser Eigenthümlichkeit frei bleiben, die noch Niemand zu erklären vermocht hat. — Die Mode, durch welche sich dort die Stutzer und reichsten jungen Männer auszeichnen, besteht darin, kurze kaum bis an die Waden reichende Beinkleider, Schuhe (ohne Strümpfe) und daran Sporen zu tragen. —

Ein Arbeiter, der mit seiner Frau spät Abends in Paris nach Hause ging, sah an einem Prellsteine eine menschliche Gestalt liegen. Die mitleidigen Leute traten näher hinzu und erkannten eine Frau mit einem kleinen Kinde in den Armen. Sie redeten sie an, aber sie antwortete nicht; sie rüttelten sie, aber die Arme bewegte sich lange nicht. Endlich kam sie zu sich und wollte sprechen, aber die, welche ihr beistehen wollten, verstanden sie nicht, denn sie sprach eine fremde Sprache. Die braven Leute nahmen Mutter und Kind mit sich in ihre Wohnung, wo sie mit Staunen die große Jugend und seltene Schönheit der Frau bemerkten. Sie pflegten die Fremde, die sich ihnen nicht verständlich machen konnte, bis einer ihrer Bekannten, ein ehemaliger Soldat, erschien, der lange in Spanien gedient hatte, und erkannte, daß die Fremde eine Spanierin sei. Ihm erzählte die Arme ihr trauriges Schicksal. Sie stand etwa im achtzehnten Jahre und war in Valencia geboren. Dort erschien eines Tages ein Fremder, der die reizende Anna . . . sah, und Alles aufbot, bis er ihre Liebe gewonnen hatte. Um ihrem strengen Vater zu entfliehen, begab sie sich mit dem Geliebten nach Madrid, denn sie glaubte an die ewige Dauer ihres Glückes, und fragte ihn we-

der nach seiner Familie, noch nach seinem Vermögen, da ihr seine Liebe völlig genügte. Er aber wurde der schönen Spanierin überdrüssig. Eines Tages trat er mit einer vollen Börse zu ihr, erzählte ihr, daß ihn unaufschiebliche Geschäfte nach England riefen, tröstete sie mit der Versicherung, daß ihre Trennung keine lange sein würde, und forderte sie auf, am 1. October d. J. in dem Hôtel . . . in Paris zu sein. Dann schwur er ihr ewige Liebe und reisete ab. Anna fügte sich in die kurze Trennung; sie hatte ja als Trost in der Zeit, da ihr der Geliebte fehlte, ihr Kind. Ihre Vorbereitungen zur Reise nach Paris waren bald getroffen und sie kam in Barcelona an. Hier erkrankte leider ihr Kind und sie mußte lange am Krankenlager desselben wachen. Der 1. October kam unterdeß näher und näher. Konnte sie aber mit dem kranken Kinde die weite Reise unternehmen? Durfte sie das dem Geliebten gegebene Wort brechen? Endlich war es ihr möglich, die Reise anzutreten, und sie kam in Paris an; ihr Geldvorrath war zwar fast gänzlich erschöpft, aber sie fürchtete nun nichts mehr, hatte sie doch ihr Ziel erreicht. Sie fragte nach dem Palaste, nach der Straße, wo sie hoffte, erwartet zu werden; Paris — hat keine solche Straße, keinen Palast des Namens, den ihr der Mann genannt, dem sie Alles geopfert hatte. Verzweifelt irrte sie, mit ihrem Kinde auf dem Arme, in den Straßen der ungeheuren Stadt umher, fragte nach ihrem Geliebten und dessen Hause; Niemand konnte ihr Antwort geben. Der 1. October war vorüber, ihr Geldvorrath erschöpft, und sie konnte in dem bescheidenen Gasthause, in dem sie ein Unterkommen gesucht hatte, nicht mehr bezahlen. So war sie erschöpft an der Straßenecke niedergesunken, als der mitleidige Arbeiter sie gefunden hatte. Ihre neuen Freunde thaten für die Unglückliche, was sie thun konnten; sie führten sie zu dem spanischen Geschäftsträger, der sich alle Mühe gab, um den Mann zu entdecken, den die Arme suchte. Alles vergebens. Endlich wendete er sich an den Vater Annas in Valencia, der mit Freuden erklärte, sein Kind wieder aufnehmen zu wollen, und das nöthige Geld für sie zur Rückreise sandte. Aber Anna sträubte sich lange, Paris zu verlassen, weil sie noch immer da den Geliebten erwartete, und mit gebrochenem Herzen willigte sie endlich vor einigen Tagen ein, in Begleitung zweier Landsmänninnen in ihre Heimath zurückzukehren. Wer ihr herzloser Verföhler war und was aus ihm geworden ist, hat man nicht zu ermitteln vermocht. —

In ganz England sammelt man jetzt, um dem Erfinder des niedrigen Briefportos, Rowland Hill, eine Nationalbelohnung zu gewähren und ihm den Dank des Volkes auszusprechen. Bis jetzt sind über 70,000 Thaler zusammengekommen; diese Summe soll aber wenigstens verdoppelt werden, da man sie für keine genügende Nationalbelohnung ansehen könne. —



# Allgemeine Modes-Zeitung

N<sup>o</sup> 48.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thle. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



1844.

Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Sagen, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thle.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.** Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Zu spät!

Novelle von Th. Mügge.

(Fortsetzung.)

Die ersten Worte des alten Mannes waren: „Mein lieber theurer Herr, ach, Georg! warum mußten Sie uns verlassen? Jetzt ist Alles verloren, Alles dahin, es ist zu spät, viel zu spät!“

„Mit diesen Worten haben Sie mich entlassen,“ erwiderte Bernardi, „und so empfangen Sie mich. Muth, mein Freund, beruhigen Sie sich, ich bin hier und nichts ist verloren.“ — Er führte ihn zum Sopha und seine Entschlossenheit schien auf die Zuversicht des alten Herrn wohlthätig zu wirken.

„Es tröstet mich freilich, daß Sie zur Stelle sind,“ sagte er. „Ist noch zu helfen, so sind Sie der Einzige, der es vermag, aber machen Sie sich gefaßt, das Schlimmste zu hören.“

„Ich bin gefaßt darauf,“ erwiderte Georg.

„Es ist Alles so gekommen, wie ich es geahnt habe,“ fuhr Springer fort; „denn kaum waren Sie fort, so entstanden allerlei Mißhelligkeiten zwischen Hartberg und Tamnau. Das mütterliche Vermögen seiner Frau ward ihm ausgezahlt, allein es fand sich, daß er schwer verschuldet war. Das Geld reichte lange nicht hin, die Schulden zu decken, Hartberg mußte bedeutende Summen zulegen; die Güter, welche Tamnau besaß, waren ruiniert, mit Hypotheken belastet, kurz in den ersten sechs Monaten schon war der Friede

durch Vorwürfe und ärgerliche Scenen gestört. — Die junge Frau machte jedoch immer wieder die Vermittlerin und ihren Bitten, Thränen und Schmeichelworten haben wir es zu danken, daß stets von Neuem die unverschämten Anforderungen befriedigt wurden. Hartberg ärgerte und kümmerte sich darüber, allein der tiefste Gram kam erst, als er bemerkte, daß seine Tochter nicht besser sei, als der Herr Gemahl. — Wenn er sie besuchen wollte, waren sie in Gesellschaften, er wurde abgewiesen, verlassen; sie kamen nur zu ihm, wenn sie von ihm haben wollten, und nach und nach kam es mir vor, als schämte sie sich des Vaters und dessen einfacher Sitten. Das merkte er und von der Zeit an verfiel er sichtlich. Sein Gedächtniß, das so bewundernswürdig war, verließ ihn, er hatte keinen Willen mehr. Bald war er in äußerster Aufregung und Entrüstung, bald wieder wurde eine Versöhnung gefeiert und durch neue kostbare Geschenke die Freundschaft besiegelt.“

„Und von alle dem habe ich nichts gewußt!“ rief Georg betrübt.

„Er schämte sich wohl, Ihnen zu gestehen, wie es herging; mir hatte er es streng verboten und ich fürchtete mich auch, den Unfrieden zu vergrößern. — Hundert Mal war ich doch darauf und daran, Ihnen Alles zu schreiben, und hätte ich ahnen können, daß sein Tod so nahe sei, ich hätte es nicht eine Minute beanstandet.“

„Er starb ohne krank zu sein?“

„Acht Tage war er unwohl, es schien unbedeutend, da kam ein Vorfall dazu, der es zu Ende brachte.“ — Der alte Herr neigte sich zu Georg und sagte leiser: „Die Ehe war ganz und gar nicht glücklich. — Tamnau ging und that was er wollte und Agnes soll, wie man sagt, es auch so gemacht haben. Das hatte auch Hartberg erfahren, denn in der ganzen Stadt sprach man davon und wie nun der alte Herr ein Mann von großem Ehrgefühl war, der auf Sitte und Anstand hielt, war er außer sich, solche Schändlichkeiten seinem Kinde nachsagen zu hören. — Er warf es ihr vor, und statt sich zu vertheidigen, spottete sie über die gemeinen Ansichten des Pöbels. Es kam Wort zu Wort, endlich zu heftigen erbitterten Erklärungen, bis sich die Tochter gänzlich verbat, daß der Vater ihren Lebenswandel prüfe, dessen gerechte Würdigung seinen beschränkten Ansichten unmöglich sei. — So stieg sie erhit in den Wagen und fuhr davon, aber nach einer halben Stunde war sie schon wieder hier, denn dort lag der alte Herr bewusstlos in der Ecke. Ein Schlagfluß hatte ihn getroffen.“

„Schändlich, schändlich!“ rief Georg empört.

„Eine Stunde später war er todt. Geschrienen, geweint, die Hände gerungen, und den Todten um Verzeihung gebeten wurde genug; aber schon nach den ersten Wochen änderte sich Alles. Sie fielen über das Erbe her, wie Raben, und suchten zu nehmen, was zu nehmen war.“

„Wie aber konnten sie wagen, diese Gebäude, diese Anstalten anzutasten, die Fabriken außer Thätigkeit zu setzen, mir zu rauben, was mein war?“

„Warum?“ rief der Buchhalter, „das ist ja eben die Krone ihrer Schlechtigkeiten; weil kein Testament gefunden worden ist!“

„Was sagen Sie da?“ rief Bernardi erschreckt. „Kein Testament?! Nun erst versteh' ich den Zusammenhang. — Ich bin also leer ausgegangen, gänzlich enterbt und mein eigenes Vermögen —“

„Steht zur letzten Hypothek auf den leeren Gebäuden dort,“ erwiderte der alte Mann kläglich. „Ja, mein theurer Herr, so ist es und ich fürchte beinahe, Sie sind auch darum betrogen. Wer will in dieser schlimmen Zeit die große Fabrik nach ihrem wahren Werth kaufen? Wer hat die Mittel, die Kenntnisse und Fähigkeiten? Für ein Spottgeld wird es losgeschlagen werden und Sie gehen leer aus, Ihre Hypothek erlischt von selbst. Gott vergebe es dem Todten, daß er so gegen Sie gehandelt hat.“

„Sagen Sie mir aufrichtig, Springer,“ sagte Georg nach einigem Nachdenken, „glauben Sie, daß das Testament beim Tode meines Vaters vorhanden gewesen ist?“

„So gewiß wir beide leben,“ erwiderte der Buchhalter feierlich. „Es war gerichtlich gemacht und in allen Formen fest beglaubigt; ich kann die Personen aufrufen, die dies vollzogen haben; leider aber wurde immer von Hartberg gezögert, es auch gerichtlich zu deponiren. Da dies nun nicht geschehen ist und sich nichts vorgefunden hat, so muß angenommen werden, daß Hartberg es vernichtete, wenn man nicht annehmen will —“

„Daß es entwendet und vernichtet wurde,“ sagte Georg. „Es sieht beinahe so aus und doch kann ich es nicht glauben.“

„Nicht glauben?“ schrie Springer heftig, „glauben Sie das Schlechteste von diesen Menschen und Sie erreichen die Wahrheit doch nicht. — Sie thun Alles, um Sie zum Bettler zu machen, daran ist nicht zu zweifeln und um dies gewissenlose Werk bestens durchzuführen, haben sie den Beistand des pfiffigsten Advocaten, den es giebt, sich ausersehen. Auf Antrag dieses Rechtsverdrehers ist die Fabrik aufgelöst, der Verkauf angeordnet und alles mit der wüthendsten Eile betrieben worden, damit es abgethan sei, ehe Sie etwa einträfen. — Nun aber hat es sich doch anders gefügt; Sie sind hier und der Verkaufstermin fällt erst in drei Tagen.“

Georg ließ sich den Namen des Advocaten nennen und tief in der Nacht erst, nach manchen reiflichen Erwägungen und genauer Mittheilung aller Vorgänge, entfernte sich der kleine Buchhalter zufriedener und hoffnungsvoller, als er seit langer Zeit gewesen war.

## 5.

Am nächsten Morgen besuchte Bernardi einen bewährten Rechtsfreund und trug diesem den Fall vor. — Der Justizrath zuckte die Achseln. „Wenn ich Ihnen rathen soll, lieber Freund,“ sagte er, „so suchen Sie einen Vergleich zu schließen. Beweisen können Sie für das Vorhandensein eines Testaments nichts. Ihr eignes Vermögen scheint jedoch nur dann nicht ganz verloren, wenn eine gütliche Vermittelung eintritt. — Tamnau muß die öffentliche Stimme fürchten. Es würde eine heillose durch nichts zu rechtfertigende Schlechtigkeit sein, die ihn und seine Frau beschimpft, wenn sie, als die einzigen Erben des reichen

Hartberg, die Unbesonnenheit nicht gut machen wollten, welche der alte Herr mit Ihrem Gelde getrieben hat. — Sie müssen das Kapital zahlen und am besten wäre es wohl, Sie sprächen selbst mit Ihrer Pflegeschwester darüber. So wird es am schnellsten und leichtesten zu lösen sein.“

„Ich glaube, leider! daß Sie sich irren,“ erwiderte Georg, „denn Alles, was bisher geschehen, zeugt dafür, man will keine Rücksichten nehmen.“

„Dann sind Sie zu beklagen, lieber Freund,“ rief der Advocat, „denn das Gesetz kann Ihnen nicht helfen. Kommen die Grundstücke zum Verkauf, so gehen Sie leer aus. Warum aber, wenn Sie so bösen Willen voraussetzen mußten, warum duldeten Sie, daß Ihr Vermögen so wenig gesichert war?“

„Hartberg war mein Pflegevater,“ sagte Georg; „ich hatte Gründe, viele Gründe, mich ganz als seinen Sohn zu betrachten und wenn der Tod ihn nicht überrascht hätte —“

„Ja freilich,“ fiel der Freund ein, „Sie sind ein Opfer des Vertrauens und der menschlichen Schwächen, die schon so Viele betrogen haben. Hartberg's Gram über die Ehe und das Leben seiner Tochter waren die Nägel zu seinem Sarge; das ist bekannt genug. Glück hat es nicht gebracht, daß er den jungen Wüßling als Eidam erhielt, der mit allem Gelde, das der Alte gespart, wohl fertig werden wird. Das ist wenigstens die allgemeine Meinung, Herr Bernardi, indeß eben weil Tamnau das Geld fortwirft, wird er, wie ich denke, mit Ihnen nicht knickern, wo es sich um seine Ehre handelt. Das Uebrige geben Sie auf; an einen Erbschaftsstreit ist nicht zu denken.“

Mit so geringen Hoffnungen entfernte sich Bernardi. Er überlegte, ob er dem Rathe des erfahrenen Freundes folgen und selbst vor diejenigen treten sollte, welche so feindlich gegen ihn verfahren, oder ob er ganz zurücktreten und was etwa zu erlangen sei, den Vermittelungen des Justizraths überlassen solle! — Ein kaum zu besiegender Widerwille gegen eine Unterhandlung, in der er sich Tamnau gegenüber stellen mußte, machte ihn geneigt, den zweiten Weg vorzuziehen. Schmerzlich zog sich sein Herz zusammen, wenn er an Agnes dachte; er war überzeugt, sein Anblick müsse sie reuevoll erschüttern und Schamröthe in ihr Gesicht bringen, und schon deshalb und seiner eigenen traurigen Empfindungen wegen wünschte er ein Begegnen zu vermeiden. Er fürchtete sich vor dem Anblick eines Wesens, das er heiß und innig geliebt hatte;

zugleich aber empörte sich sein Stolz, einem Manne entgegen zu treten, den er verachtete, der sich unheilvoll in sein Leben gedrängt, der ihn beraubt und besiegt hatte. Es regte sich Alles in ihm gegen den Gedanken, diesem Menschen einen Dank schuldig zu sein, und doch mußte er, wenn er nicht ganz arm sein wollte, demüthig bitten, ihn nicht völlig auszuplündern, und sein Eigenthum als eine Wohlthat oder als ein Almosen annehmen, das von tausend bitteren Kränkungen begleitet ihm gereicht wurde. — Als er nach Hause kam, änderten sich seine Entschlüsse. Er fand einen Brief von Tamnau's Advocaten, der in der höflichsten Weise um einen baldigen Besuch bat, da er Herrn Bernardi Wichtiges mitzutheilen habe.

Georg erfüllte dies sogleich. Er fand einen feinen, klug aussehenden Mann, der ihn lächelnd Platz zu nehmen bat und mit einigen höflichen und bedauerlichen Worten auf die eigentliche Sache kam. „Sie befinden sich in einer schwierigen Lage, Herr Bernardi,“ sagte er, „und sind ein viel zu guter Geschäftsmann, um nicht einzusehen, daß Ihr ganzes Vermögen auf dem Spiele steht.“

„Sagen Sie, daß es keinen Pfennig Werth hat,“ erwiderte Georg.

„Leider ist es so. Die Zeiten sind zu böse, um auf einen guten Verkauf der Gebäude zu rechnen. Ich bin daher beauftragt, im Namen des Baron Tamnau und dessen Gemahlin Ihnen in Betracht mancher Nebenstände einen Vergleich anzubieten, der vielleicht Ihren Beifall findet.“

„Ich bitte, reden Sie weiter,“ sagte Bernardi, als der Advocat schwieg.

„Mit einem Worte: Herr von Tamnau will die Hypothek an sich kaufen und Ihnen die Hälfte des Werths dafür zahlen.“

Bernardi erhob sich kalt. „Sagen Sie dem Herrn von Tamnau,“ sprach er, „daß sie ihm umsonst zu Befehl steht; oder noch besser,“ fuhr er fort und zog die Augen düster zusammen, „ich werde ihm das selbst sagen.“

„Sie werden ihn nicht in der Stadt finden,“ versetzte der Advocat in seiner lächelnden Weise, „er ist heute auf mehrere Wochen auf sein Gut Beerfelde gereist. Allein, lieber Herr Bernardi, Sie fassen diese Angelegenheit viel zu heißblütig auf. Ueberlegen Sie meinen Antrag, berechnen Sie genau Gewinn und Verlust dabei, und wie die Verhältnisse nun einmal

sind, werden Sie sich eingestehen müssen, daß Sie nicht nein sagen dürfen."

"Und dennoch werde ich mit Ihrer Erlaubniß dies thun," sagte Georg. "Wie, mein Herr, Sie, der Sie den ganzen Umfang und den Hergang dieser Sache kennen müssen, Sie können mir rathen, die Hälfte meines Vermögens als ein Geschenk von den Erben eines Mannes anzunehmen, der freilich nicht ahnen konnte, wie man nach seinem Tode schaltet und seinen Namen mit Schande zu bedecken sucht."

"Ich handle hier nach Auftrag," versetzte der Advocat, "indef kann ich wohl sagen, daß einige Gegenstände wohl berücksichtigt zu werden verdienen. — Das hinterlassene Vermögen war nicht so bedeutend, wie man es angiebt. Die Fabrik hatte seit Jahr und Tag mit Schaden gearbeitet, große Summen waren bei der verfehlten Speculation nach Amerika verloren gegangen."

"Mein Herr," rief Georg erzürnt, "ich, der Pflege Sohn und innigste Vertraute Hartberg's weiß am Besten, wie die Vermögensumstände des Hauses waren. — Da kein Testament gefunden ist, wie man sagt, sollte man wenigstens so viel wissen können von dem Erbe, um nicht wucherisch über mein Eigenthum zu schwärmen."

"Das Testament!" sagte der Rechtsgelehrte süßlich. "Was ist darnach gesucht worden, allein es ist allzugewiß, daß Hartberg es vernichtet hat."

"Das ist sehr zu bedauern für mich."

"Sehr zu bedauern, allerdings, indef läßt es sich erklären, Herr Bernardi. Sie reisten damals ganz gegen den Willen des alten Herrn und unverfängliche Zeugen haben es angehört, wie Hartberg beim Abschiede Ihnen die Wahl ließ, entweder zu bleiben oder als Erbe ganz auszufallen. Es ist nun wohl als gewiß anzunehmen, daß der alte, starrsinnige Mann seinem Vorsatze treu geblieben ist und Sie somit um das Vermächtniß gekommen sind."

Georg's Blick ruhte forschend auf dem glatten Gesicht des Advocaten. — "Nun, ich sehe," sagte er dann, "Sie haben sich gut vorbereitet, mein Herr. Erfüllen Sie denn Ihr Amt und helfen Sie Ihrem Clienten bei dieser gerechten Sache, ich werde keinen Vergleich eingehen, durch den mir nicht mein Eigenthum ungeschmälert zugeht und zwar nicht als ein Geschenk, sondern unter Anerkennung, daß man eine Verpflichtung erfüllt. Das bin ich, wie ich meine, dem Andenken meines verbliebenen Pflegevaters schul-

dig." — Er verbeugte sich und ging der Thüre zu, als diese geöffnet wurde und plötzlich Frau von Bergenheim vor ihm stand.

"Sieh da," sagte sie, "Herr Bernardi. Sie sind von Ihrer weiten Reise glücklich heimgekehrt?"

"Ja, meine gnädige Frau."

"Und Sie haben keinen Schiffbruch gelitten?"

"Ich habe Land unter den Füßen."

"Das heißt, Sie halten sich für gerettet." Sie warf einen raschen Blick auf den Advocaten, der leise den Kopf schüttelte, und sagte dann: "Mein Bruder wird erfreut sein, noch mehr meine kleine Schwägerin; wir gaben Sie halb und halb verloren."

"Das ist mir selbst so vorgekommen," erwiderte Georg.

"Wie sehr hat sich Alles verändert," rief Victoria, "und Sie selbst, Herr Bernardi, Sie sehen ganz anders aus. Sie sind größer geworden, sollte ich meinen, wohler, gebräunter von der Tropensonne. Sie werden uns viel Abenteuerliches zu erzählen wissen."

"Das Abenteuerlichste dürfte meine eigene Geschichte sein," sagte Georg lächelnd.

"Ihre Enterbung," fiel Frau von Bergenheim ein, "das wirft ein besonderes interessantes Licht auf Sie. — Warum gingen Sie damals? indef wird mein Bruder dies auszugleichen suchen."

"In der That," versetzte Bernardi, "er thut es, denn er läßt mir großmüthig für Alles, was ich besitze, die Hälfte bieten."

"Thut er das wirklich?" rief Victoria; "wahrhaftig, ich hätte es ihm nicht zugetraut!" — Der Ton ihrer Stimme war so schwankend zwischen Spott und Ernst, daß Georg nicht wußte, was sie eigentlich meine. Im Augenblick darauf aber fuhr sie fort: "Wie man mir gesagt hat, so haben Sie gar nichts zu erwarten; es wäre daher Thorheit, nicht das zu nehmen, was zu bekommen ist."

"Es kommt darauf an, ob nicht mehr dabei ausgegeben wird."

"So haben Sie Lust, einen Prozeß anzufangen? — Schade, daß keine Oeffentlichkeit des Verfahrens hier stattfindet, es müßten interessante Scenen dabei vorkommen."

"Es giebt noch eine dritte Art der Abhilfe," sagte Georg. "Demjenigen den Rest hinzuwerfen, der ohne Gewissensunruhe sich das Meiste aneignete."

Eine unglaubliche Verwunderung drückte sich in den Zügen der Dame aus, die dann von einem spöt-

tischen Lächeln belebt wurden. „Wie, Herr Bernardi?“ rief sie aus, „Sie sind ein Kaufmann und wollen solchen chevaleresken Träumereien huldigen? Ich versichere Sie, mein Bruder wird sich nicht darum betrüben. Sagen Sie ihm das, wenn das Geld schon aufgezählt liegt, und er streicht es dankbar wieder ein. — Um des Himmelswillen handeln Sie wie ein deutscher Mann, sein bedächtig und vorsichtig; die Summe ist noch immer bedeutend genug, sich zwei Mal zu bedenken.“

„Sie haben Recht, Madame,“ sagte Georg, „ich werde es zwei Mal bedenken.“

Als er gehen wollte, faßte sie seinen Arm. „Hören Sie noch einen Augenblick,“ sagte sie. „Ich fahre von hier nach Beerfelde hinaus, kommen Sie nach, es ist überhaupt schicklich, daß Sie sich Ihren Freunden vorstellen. Ich werde kein Wort plaudern, daß ich Sie gesehen, allein kommen Sie nur, das Uebrige wird sich finden. In Fällen wie dieser, ist es am besten, wenn Mann gegen Mann steht, Freundlichkeit von beiden Seiten thut dann mehr als — die spitzige Zunge und scharfe Feder eines Advocaten sammt allen Rechten und Gesehen. Fragen Sie den gelehrten Herrn hier selbst.“

„Sie wendete sich, mit dem Finger drohend, zu dem Anwalt, der lachend betheuerte, er könne dagegen nichts einwenden; was geschehen solle, müsse jedoch bald geschehen; denn der Verkauf und die Entscheidung sei vor der Thür.“

Die Rückkehr Bernardi's war schnell bekannt geworden und die allgemeine Theilnahme wendete sich ihm zu. Von den alten Freunden Hartberg's kamen viele, welche ihr Bedauern ausdrückten und an Schmähungen über Tamnau's Benehmen, wie noch mehr über das eitle herzlose Wesen seiner Frau es nicht fehlen ließen. Sie behaupteten, daß selbst manche Bekannte sich von Tamnau zurückgezogen hätten, daß dieser nur durch seine schwelgerischen Feste noch Menschen um sich sammle, daß namentlich das vermifste Testament einen argen, seine Ehre angreifenden Verdacht erregt habe, und in seiner eigenen Familie sich bitter tadelnde und verdammende Stimmen erhöben. Was half das jedoch dem Bedrohten? Jeder mußte eingestehen, daß Bernardi ein Bettler sei, wenn es ihm nicht gelänge, sein Vermögen durch Vergleich zu retten, und Alle fanden es gut, wenn er in der mildesten Weise durch persönliches Einwirken dazu gelangte.

— Der alte Buchhalter war der Einzige, der nichts davon wissen wollte. — „Gehen Sie nicht zu Denen, die Sie betrogen haben,“ sagte er; „ich bin überzeugt, es hilft zu nichts. Betteln und sich demüthigen werden Sie nicht wollen und nicht können, und das wäre der einzige Weg, wodurch es möglich wäre.“

„Und welchen andern soll ich einschlagen?“

„Nehmen Sie, was Sie bekommen können, dann wenden Sie sich an Ihre Freunde. Es giebt wohl mehr als einen darunter, der einem so fermem Kaufmann wie Sie mit Geld und Credit beispringt; einen ganz gewiß, der, was er sein ganzes Leben über erspart hat, freudig in Ihre Hände legt, ja, gewiß, mein theurer Georg, das thut er und thut es auf der Stelle.“ Herr Springer streckte mit einem begeisterten Lächeln die Hand aus, die Bernardi gerührt und herzlich drückte; eine Stunde später saß er jedoch im Wagen und fuhr nach Beerfelde. Er glaubte es sich schuldig zu sein, jeden Versuch zu machen, sein Erbe zu retten, und heimlich mußte er Victoria's Worten Recht geben, heimlich zogen ihn diese hinaus, denn es war ihm, als fände er einen mächtigen Beistand dort.

Nachdem der Wagen einige Meilen auf der Heerstraße zurückgelegt hatte, lenkte er zur Seite ab in ein hügel- und wasserreiches Land, das, lieblich begrünt, einen reichen Wechsel von Saaten, blühenden Bäumen und Waldstreifen bot. — Mitten in einem weiten Thalgrunde lag das große Gut Tamnau's. Das Schloß mit seinen Gärten senkte sich zum See hinab; die Abendsonne spiegelte sich in den hohen Fenstern, überall herrschte tiefe Ruhe und erst als der Wagen in den Vorhof fuhr, sprangen große Hunde bellend herbei, die aus der Thür eines Zwingers schlüpften, an der ein Mann im eleganten Jagdkleide lehnte. — Als er sich umwendete, erkannte Bernardi, daß es Tamnau war, der sich, neugierig auf den Besuch, ihm näherte. In der nächsten Minute standen sich beide gegenüber. Das schöngeformte Gesicht des Barons hatte merklich an Jugendfrische verloren. Es lag etwas Abgelebtes, Abgespanntes in seinen Zügen, die von Leidenschaften und Genüssen erschlaft und verbraucht waren. Als er Georg erkannte, lief ein feuriges Roth über seine Stirn, im nächsten Augenblick reichte er ihm höflich die Hand und begrüßte ihn mit allen feinen Formen der Gesellschaft. — „Ich freue mich, Sie zu sehen,“ sagte er, „und freue mich doppelt, daß Sie selbst der Erste sind, der uns die Nachricht Ihrer glück-

lichen Rückkehr anzeigt. Lassen Sie uns schnell ins Haus gehen, damit Agnes Sie nicht erblickt; wir müssen sie überraschen, ihr Entzücken wird groß sein."

(Fortsetzung folgt.)

### Miscellen.

(Sicherste Heilung.) Ein Engländer, der sehen wollte, wie die Bewohner der Fidjisch-Inseln ihre Todten beerdigen, hörte, daß ein Begräbniß statt finden sollte, und begab sich an Ort und Stelle. Wie groß aber war sein Erstaunen, als er denjenigen, der begraben werden sollte, lebendig vor seinem Grabe sitzen sah; er hatte den Weg dahin zu Fuße zurückgelegt, er litt nur ein wenig an Husten und Engbrüstigkeit und schien noch in mittleren Jahren zu stehen. Der erschrockene Engländer bot seine ganze Ueberredungsgabe auf, um den Unglücklichen von seinem Vorsatz abzubringen, und stellte ihm vor, daß er leicht geheilt werden könnte. Umsonst, der Kranke antwortete: „Ich habe mich einmal auf meiner Matte wundt gelegen, jetzt will ich mich begraben lassen.“ Seine Verwandten, denen es oblag, ihm diesen Wunsch zu erfüllen, legten sich dazwischen und verboten dem Engländer, sich weiter in die Sache einzumischen. Drei von ihnen banden ihrem hustenden Better einige rothe Tuchstreifen um den Kopf, färbten ihm die eine Hälfte seines Gesichts schwarz und salbten seinen Leib mit Del. Er war jetzt für das Grab geschmückt und bat nur noch um einen Trunk Wasser. Dies erhielt er und er trank herzhaft. Als er noch ein Mal Wasser verlangte, fiel ein alter Mann barsch ein: „Wozu brauchst Du zu trinken, da Du Dich willst begraben lassen? Mach fort!“ Er wurde in Matten gewickelt und ins Grab gelegt, welches, wie sich jetzt zeigte, viel zu eng war. Auf seine Beschwerden darüber wurde keine Rücksicht genommen. Man warf Erdschollen über ihn und stampfte ihn mit den Füßen hinunter. Seine Klagen wurden dumpfer und schwächer, bis er endlich erstickte.

(Auch Frankreich läßt seine Schriftsteller verhungern.) In der Victorstraße in Paris bemerkte man seit mehreren Jahren einen alten Mann mit edlen, ausdrucksvollen Zügen, der alle Tage um dieselbe Stunde ein wenig Milch und Brod einkaufte, dann nach Hause zurückkehrte und den ganzen Tag nicht wieder sichtbar wurde. Alle Nachbarn schenkten dem unglücklichen Greise, der ein lebhaftes Bild des Elends schien, Aufmerksamkeit und Theilnahme. Er aber kümmerte sich wenig darum. Er war offenbar zu stolz, um zu betteln, und wich dem Mitleid aus, welches er erregte. Man forschte nach ihm. Er nannte sich St. Elme und bewohnte ein kleines Dachstübchen, in welchem sich schlechte Möbel, einige Bücher und Papiere befanden. Endlich vergingen einmal vier Tage, in denen man den Greis nicht hatte ausgehen sehen. Man benachrichtigt den Hauseigenthümer davon, und dieser pochte vergebens an der Thüre an. Der Polizeicommissar ließ die Thüre erbre-

chen. Da sah man den Greis ohnmächtig, fast ohne Lebenszeichen, auf einem elenden Bette liegen. Er wurde in ein Hospital gebracht, aber die sorgfältigste Pflege kam zu spät. Er starb. — Diese geheimnißvolle Person war, wie sich aus den Papieren ergab, Regnaud Varin, ehemaliger Redacteur des Journals Le Temps, Verfasser mehrerer Romane und bekannter Schriften, welche er unter dem Namen St. Elme herausgegeben hat. Er war verhungert. Der Unglückliche hatte sein Schicksal vorausgesehen und, um sein Leben so lange wie möglich zu fristen, sich nach und nach die Nahrung entzogen, bis er sich so geschwächt hatte, daß sein Magen keine Speisen mehr vertrug.

(Erkennung durch Milchreis.) Im Jahre 1814 befand sich in einem Kaffeehause zu M. ein allerliebtes Schenkermädchen, die vorzüglichen Milchreis bereitere; die ganze Stadt betete sie an und aß ihren Milchreis. Sie aber erhörte nur einen gewissen Eduard D., und ihre Liebe nahm ein unglückliches Ende. Eduards Eltern waren reich und verboten ihm, an das Mädchen zu denken. Er verließ M. und seine Eltern, um zur See sein Glück zu versuchen. Auch Annette verließ die Stadt und zog aufs Land, wo sie einen Knaben gebar. Eduard schrieb fleißig, aber die schöne Annette war verschwunden, seine Briefe blieben unbeantwortet. Dreißig Jahre trieb er auf der See herum; endlich nöthigten ihn Sterbefälle und Erbschaften zurückzukehren. Annette hatte inzwischen ihren Sohn erzogen und kochen gelehrt. Anfangs legten sie eine Speiseanstalt an, daraus wurde eine Restauration und aus dieser ein großes glänzendes Hôtel. In eben diesem Hôtel kehrte Eduard ein. Tausend Leute heißen D., sein Name also fiel nicht auf; auch war Herr D. ein mürrischer Seemann, der entsetzlich fluchte, wenn seine Befehle nicht sogleich aufs Pünktlichste erfüllt wurden. — Wie hatte sich in diesen dreißig Jahren die Stadt verändert! Seine Eltern, Freunde, Lehrer, Bekannte, Alles war gestorben, selbst von dem Kaffeehause, wo Annette so zierlich zu wirthschaften pflegte, war keine Spur geblieben. Betrübt kehrte D. ins Hôtel zurück. Wehmuthsvoll bestellte er sich Milchreis. — Der Besitzer des Hôtels eilte selbst, ihn zu bedienen, ehe das Gewitter von Flüchen losbräche. D. genoss den Milchreis, und wie wurde ihm dabei? Alles hatte sich in M. seit dreißig Jahren so vielfach verändert, nur Annetens Milchreis nicht. — Sie lebte also noch. — „Sie lebt?“ fragte zitternd und weinend der alte Seemann. — „Wer?“ — „Die den Milchreis gekocht?“ — „Natürlich, wer Milchreis kocht, kann nicht gestorben sein!“ — „Wer aber hat ihn gekocht?“ — „Meine Mutter!“ — „Deine Mutter? Mein Sohn! mein Sohn!“ — Das Uebrige läßt sich denken.

(Die Rache eines russischen Bauers.) Am 2. August 1842 ging ein Mann in einem alten grauen Tuchmantel, in Begleitung eines finländischen Hundes rasch in der Newskij-Perspective in Petersburg hin — erzählt die Gazette des Tribunaux — trat in den Palast des Fürsten Sagarin und wurde

sofort eingelassen, da er, wie er sagte, eine Nachricht zu überbringen hatte. „Ich bin einer Ihrer Leibeigenen,“ begann der Mann in dem Zimmer des Fürsten, „und habe Ihnen eine Bitte vorzutragen. Seit langer Zeit habe ich das Wild auf Ihren Besitzungen beaufsichtigt, und immer zur Zufriedenheit, bis an die Stelle des alter Kusschens ein neuer kam. Dieser überraschte mich, als ich eines Tages einen Hasen schoss, wozu mich nur der Hunger getrieben hatte. Der Kusscher wußte es recht wohl, aber er nahm mir eines meiner Kinder und sperrte es, um mich recht empfindlich zu strafen, in einen Keller, in dem es sich noch befindet, obwohl ich ihn auf meinen Knien bat, es frei zu lassen. . . Sie sind mein Herr, Sie müssen gerecht sein; ich komme deshalb in aller Hoffnung sechszig Werste weit zu Ihnen, weil ich weiß, daß Sie mir sagen werden: „Man wird Dir Dein Kind zurückgeben.“ — Der Fürst Gagarin hörte nicht ohne Verwunderung diese Worte seines Leibeigenen an, aus denen, trotz ihrer scheinbaren Demüthigkeit, ein gewisser stolzer Trost sprach. Anfangs empfand er Mitleiden, aber bald unterdrückte er es und sagte: „Dein Vergehen hatte Strafe verdient. Man wird mir einen Bericht senden, und dann werde ich mich bedenken, was zu thun sein mag.“ — „Ich komme morgen wieder,“ antwortete der unglückliche Vater, und er fand sich wirklich am nächsten Tage ein, als eben der Fürst in seinen Wagen steigen wollte. Der Fürst ließ den Zudringlichen durch seine Leute aus seinen Augen bringen, aber nach drei Tagen befand sich der Leibeigene schon wieder in dem Cabinet des Fürsten, um demüthig um die Freilassung seines Kindes zu bitten. „Es ist das letzte Mal,“ setzte er mit verbissenem Grolle hinzu. Der Fürst glaubte in den Zügen seines Leibeigenen nichts Gutes zu lesen, aber gerade deshalb, um den Trost der Bauern nicht zu begünstigen, verharrete er auf seiner Weigerung, die Bitte des Vaters zu erfüllen, dem er befahl, sofort sich zu entfernen, während er gleichzeitig nach der Klingelschnur griff, um seine Leute herbeizurufen. Aber in demselben Augenblicke nahm der Leibeigene ein Pistol unter seinem Mantel hervor und schoss damit den Fürsten nieder. Der Schuß rief die zahlreiche Dienerschaft des Fürsten herbei und der Mörder wurde ergriffen. Am sechsten Tage bereits sollte derselbe seine Strafe bestehen, 6000 Spießruthenhiebe erhalten. Mehrere Regimenter Soldaten stellten sich auf dem großen Plage auf, die Trommeln wirbelten dumpf und Schaaren von Neugierigen drängten sich hinzu, während der Verurtheilte auf einem Karren auf den Richtplatz gefahren wurde. Durch das Menschengewühl drängte sich da ein Hund trotz den Kolbenstößen der Soldaten bis zu dem Armen-Sünder-Karren, auf den das treue Thier hinaufsprang, um sich zu den Füßen seines unglücklichen Herrn niederzukauern. Dem Leibeigenen, das sah man, that diese treue Anhänglichkeit des Hundes wohl, und er bat dringend, ihm den Hund zu lassen; aber derselbe wurde unbarmherzig von dem Karren hinuntergeworfen. Der Verurtheilte sah dem treuen Freunde traurig nach, dem man nicht einmal erlaubt hatte, bis zum Tode bei ihm zu bleiben. —

Das schreckliche Drama fand an diesem Tage die gänzliche Entwicklung nicht, da der Leibeigene, nachdem er die Hälfte der ihm zuerkannten Streiche erhalten hatte, ohnmächtig wurde. Man brachte ihn deshalb in ein Hospital, wo man ihn sorgsam pflegte und behandelte, bis er geheilt war, damit er — den Rest der Hiebe ertragen und erhalten könne. — Diese zweite Hälfte brachte ihn ums Leben; er starb, ehe er alle Hiebe empfangen hatte.

(Der Schuster als Richter.) In einer Vorstadt Messinas lebte, wie die Chroniken von Sicilien erzählen, ein armer Schuhmacher, der wegen seiner Rechtlichkeit allgemein geachtet wurde, und dessen größter Kummer darin bestand, daß so viele Verbrechen ungestraft blieben. Er dachte häufig darüber nach, wie das wohl zu ändern sei, und endlich glaubte er, das Mittel gefunden zu haben; er wollte nämlich selbst Obergericht von Messina werden. Wurde ein Verbrechen oder Vergehen begangen, so bemühte er sich, dasselbe so genau als möglich zu erforschen; er wagte die Beweise und Gegenbeweise gewissenhaft gegen einander ab und suchte so seine Ueberzeugung zu begründen. War dies geschehen, so sprach er das Urtheil, und damit der Schuldige sich demselben nicht entziehen könnte, übernahm er die Vollstreckung selbst. Er hatte sich zu diesem Zwecke ein kurzes Gewehr gekauft, das er leicht unter dem Mantel verstecken konnte. Nie ging er ohne diese Waffe aus, und wenn er an einem entlegenen Orte einem der Uebelthäter begegnete, die er verurtheilt hatte, so fiel derselbe sicherlich durch seine Kugel. Dabei lebte er ruhig fort wie bisher und in Frieden mit allen seinen Nachbarn, deren Streitigkeiten er eifrig zu schlichten suchte. Die häufigen Mordthaten aber, die in der Stadt und deren nächsten Umgegend geschahen, verletzten Messina in Angst und Schrecken, zumal die Gefallenen meist den höheren Ständen angehörten. Der Vicekönig bot, als nach wenigen Monaten über funfzig Personen auf so geheimnißvolle Weise ums Leben gekommen waren, Alles auf, um den Thäter zu entdecken, aber immer vergebens; er vermochte nicht einmal die Fortsetzung der Mordthaten zu verhindern. Auf den frommen, sanften und rechtlichen Schuhmacher fiel natürlich kein Schatten von Verdacht. Die übelberüchtigten Personen, die man verhaftete, weil man ihnen jene Mordthaten zuschrieb, mußten immer bald wieder freigelassen werden, weil sie leicht nachweisen konnten, daß sie die Thaten nicht begangen hatten, die man ihnen Schuld gab. Endlich ließ der Vicekönig bekannt machen, daß er denen, welche ihm Nachweisungen gäben, eine Belohnung von zweitausend Goldthalern auszahlen lassen würde, und er schwur, diese Belohnung sogar den Mördern selbst, wenn sie sich stellten, zu geben und ihnen die Freiheit zu lassen. Der Schuhmacher hörte, wie die anderen Einwohner Messinas, von dieser Bekanntmachung, begab sich zu dem Vicekönige und sagte zu demselben mit edlem Stolze: „Ich habe die funfzig Taugenichtse umgebracht, weil sie von den gewöhnlichen Gerichten nicht bestraft wurden.“ Dabei zog er ein Bündel Papiere un-

ter seinem Mantel hervor, worauf er fortfuhr: „Hier ist Alles, wodurch ihre Verbrechen bestätigt werden; leses, und Ihr werdet gewiß jedes meiner Urtheil billigen. . . Ihr selbst habt wegen Eurer Nachlässigkeit vielleicht auch diese Strafe verdient, und ich stand auch mehrmals auf dem Punkte, Euch zu richten, that es aber nicht, weil Ihr der Stellvertreter des Königs seid.“ — Wie schwer es dem Vicekönige wurde, sein Wort zu halten, wollen wir nicht untersuchen; er zahlte indes dem Schuhmacher die versprochene Summe aus, nur unter der Bedingung, daß derselbe aufhöre, den Richter zu spielen. Um nicht in Versuchung zu kommen, gegen sein Versprechen zu handeln, verließ der Schuhmacher seine Vaterstadt und nahm sich vor, andere Länder zu durchwandern, um zu sehen, ob in diesen vielleicht die Gerechtigkeit besser gehandhabt würde. Nachdem er die meisten Länder Europas durchwandert hatte, ohne zu finden, was er suchte, ergriff ihn Muthlosigkeit und tiefe Trauer; er zog sich an einen einsamen Ort zurück und wurde Einsiedler. Als solcher lebte er noch viele Jahre, machte sich aber unablässig die bittersten Vorwürfe, daß er sich durch Schöndes Geld habe bewegen lassen, seinen Vorsatz aufzugeben, für die Gerechtigkeit zu wirken. Endlich starb er, nachdem er selbst noch seine Grabschrift geschrieben hatte. Die Bewohner der Umgegend, die den frommen Mann verehrten, begruben ihn und auf seinem Grabe liest man heute noch die Grabschrift, die er selbst verfaßte: „Gott allein ist gerecht.“

### Generalcorrespondenz.

In dem Zustande des unglücklichen geisteskranken Lenau soll Besserung eingetreten sein, so daß man also hoffen kann, den Dichter dem Vaterlande erhalten zu sehen. —

Auch nach Paris ist die Sucht gedrungen, die alten griechischen Bühnenstücke zur Aufführung zu bringen. Nachdem man die „Antigone“ mit der Mendelssohn'schen Musik zur Darstellung gebracht hat, wurde kürzlich auch eine etwas modernisirte Bearbeitung der „Wolken“ des Aristophanes gegeben, die indes, Gott sei Dank! durchfiel. —

Ein Kaufmann erhielt in diesen Tagen von einem jüdischen Händler Hopfenproben mit einem Schreiben, worin es hieß: „Der Hopfen kostet 84 Gulden, wenn er Ihnen gefällt; sollte er Ihnen aber nicht gefallen, so lasse ich Ihnen denselben für 80 Gulden.“ —

Allen unseren Lesern ist Lablache's großes Talent bekannt, denn es ist oft genug von ihm die Rede gewesen; minder bekannt ist es aber, daß der Künstler außerordentlich zerstreut ist. Als er das letzte Mal in Neapel war, wurde er eines Vormittags zu dem Könige beschieden, was sehr oft geschah, also nichts Ungewöhnliches war. Der König lachte gern und viel über des Künstlers Späße und unerschöpfliche gute Laune. Lablache folgte auch an diesem Tage der Einladung und blieb eine Zeit

lang mit mehreren Herren vom Hofe im Vorzimmer. Da er alle kannte und allen bekannt war, so ersuchte er die Anwesenden, ihm zu erlauben, den Hut aufzubehalten, da er an Rheumatismus leide.

Nachdem man ungefähr eine Viertelstunde geplaudert hatte, erschien eilig ein Kammerdiener, der meldete, der König wünsche sofort Herrn Lablache zu sprechen. Dieser dachte in der Eile nicht daran, daß er seinen Hut auf dem Kopfe hatte, und nahm den ersten besten Hut, den er fand, in die Hand. So trat er in das Cabinet des Königs, der natürlich laut aufachte, als er Lablache erblickte. Dieser wurde durch diese königliche Heiterkeit verblüfft und fragte endlich unterthänig, was Se. Maj. so sehr zum Lachen reizte. . . „Sagen Sie mir, lieber Lablache,“ antwortete der König, „welcher von den beiden Hüten ist der Ihrige, der, welchen Sie auf dem Kopfe haben, oder der, welchen Sie in der Hand halten?“ — „Verflucht!“ brummte Lablache vor sich hin in komischer Zerknirschung, nachdem er bemerkt hatte, welchen Streich ihm seine Zerstreuung wieder einmal gespielt hatte; „sind doch zwei Hüte doppelt zu viel für Jemanden, der den Kopf verloren hat.“ — Der König lachte natürlich über diese Entschuldigung von neuem. —

Vor nicht sehr langer Zeit erst, im J. 1821 nämlich, ist, wie ein neues Werk über Spanien erzählt, die fürchterliche Bruderschaft der Garduna (des Raubes) unterdrückt worden, die seit 1417 ununterbrochen, in großer Ausdehnung und völliger Organisation, mit Gesetzen, Beamten u. c. bestanden hatte. Die Gesellschaft hatte den offen bekannten Zweck, im Großen alle Arten von Verbrechen im Namen derjenigen zu begehen, die Rache zu üben oder Haß zu fühlen hatten. Sie übernahm es, gegen festen Preis und Bürgschaft, bezeichneten Personen Dolchstiche zu versetzen, die tödtlich waren oder nicht, je nachdem sie bestellt wurden; sie ersäufte ferner, gab die Bastonade und ermordete auch. Der Mord war aber theuer, und nur angesehene, einflußreiche Personen durften eine Mordthat — bestellen; war sie aber einmal zugesagt, so konnte man sicher darauf rechnen, denn die Bruderschaft legte einen großen Werth darauf, ihre Kunden gewissenhaft zu bedienen. Das Werk, das wir meinen, theilt die Statuten dieser Verbindung und viele grauenhafte Einzelheiten aus der Geschichte derselben mit. —

Meyerbers neue Oper, mit welcher das Opernhaus in Berlin eröffnet werden soll, heißt nicht, wie wir früher berichteten: „Die Hussiten vor Raumburg“, sondern: „Das Heerlager in Schlesien“. — Kuber hat schon wieder eine neue Oper vollendet, zu der ihm, wie natürlich, Scribe den Text geschrieben hat. —

In den Vereinigten Staaten war wieder einmal der Weltuntergang für den 21. Novbr. prophezeit worden und diese alberne Vorhersagung fand bei Vielen Glauben, selbst bei Besitzern von großen Fabriken u. c., die ihre Leute entließen, weil sie dieselben doch nicht mehr zu beschäftigen brauchten.



# Allgemeine Mode-Zeitung

N<sup>o</sup> 49.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Fessuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



1844.

Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: Dr. M. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Zu spät!

Novelle von Th. Mügge.

(Fortsetzung.)

Der Baron Tamnau führte Georg durch einen Seitengang eine Treppe aufwärts, dann durch mehrere Zimmer und endlich stand er still und winkte ihm; ein lautes lustiges Lachen erscholl durch die nächste Thür. Leise traten die beiden Herren ein. Eine Dame im gewähltesten Anzug saß in einem Lehnstuhl, ein Buch in der Hand, und vor ihr auf Polster und Decke hingestreckt, auf den Einbogen gestützt, lag ein Mann in nachlässiger Stellung, der ohne Zweifel die heitere Stimmung der schönen Frau erregt hatte.

„Hören Sie auf, Eingen,“ rief die Dame so eben, „Ihre Verzweiflung wirkt ansteckend auf mich.“

„Ich bin zu Ende damit,“ erwiderte der junge Herr; „aber Sie müssen mir das Zeugniß geben, ein Muster von Beständigkeit zu sein.“

„Wo ist Victoria?“

„Davon gelaufen, als ich ein ernsthaftes Gespräch begann.“

„So hätten Sie ihr nachlaufen müssen.“

„Ach! meine theuere Freundin,“ rief der Herr auf dem Polster, indem er tragisch die Hände zusammenschlug, „ich fürchte, ich bin zu lange nachgelaufen. — Hätte sie Ihre schöne Seele; allein sie ist unerschöpflich in Launen und Grausamkeiten.“

„Um so größer ist der Reiz des Sieges,“ lachte die Dame.

„Sie spotten meiner,“ sagte Eingen. „Zwei Jahre sind es nun, daß ich diesem Sieg nachstrebe. Ich bin vergebens naiv, sentimental, schwermüthig und wichtig gewesen.“

Agnes lachte laut. „Und nun?“ fragte sie.

„Nun bin ich entschlossen, diese Fesseln zu zerreißen und zu fliehen.“

„Wohin?“ rief die Dame; „wir lassen das nicht zu.“

„Und wie gerne,“ sagte Eingen, indem er ihre Hand ergriff und küßte, „werde ich mich festhalten lassen.“

Tamnau war auf den Teppich hinter den Stuhl seiner Frau getreten und deckte beide Hände über ihre Augen.

Sie stieß einen Schrei der Ueberraschung aus und suchte sich frei zu machen.

„Rathe, wer hier an meiner Seite steht,“ sagte Tamnau, und Agnes wendete den Kopf und nannte eine Reihe von Namen, deren keiner paßte. Endlich ließ Tamnau sie los. „Du rathst es nicht,“ rief er, „so sieh denn selbst.“ — Sie blickte den Fremden einen Augenblick an, wie Jemanden, dessen Bild man sich aus dunklen Erinnerungen zurückrufen muß; plötzlich erkannte sie ihn, aber statt der Freude schien nur Bestürzung oder Schrecken die Aufregung zu bewirken, die sie ergriff.

„Georg,“ sagte sie mit ungewisser Stimme, „Du bist es, Du bist zurückgekehrt! wie sehr freue ich mich, lieber Georg. Mein Gott! wie mich das überrascht. Du hast Dich sehr verändert.“

Sie hatte ihm die Hand fast zögernd geboten und stand vor ihm, die Augen unruhig auf- und niederschlagend, unvermögend, ihn fest und freundlich anzublicken. Die schmerzlichste Erschütterung preßte Bernardi's Herz zusammen. Zum Theil war dadurch erfüllt, was er vorhergesagt. Er sah die Röthe der Schaam und die Mahnungen des Gewissens auf ihrem Gesicht, dennoch hatte er es anders gedacht. Er hatte geglaubt, daß Agnes, überwältigt von Erinnerungen und Empfindungen, ihn als den Freund ihrer Jugend, als Bruder, als den Sohn ihres Vaters empfangen würde, nun stand sie wie eine fremde, feindliche Erscheinung da, die nicht den gleißnerischen Ton einer glatten, höflichen Gesellschaftsform finden konnte, wie diese Tamnau zu Gebote stand, und doch nicht Muth und Würde genug besaß, oder eiserne Schlechtigkeit genug, um geharnischt das Ersonnene auszuführen.

Diese verlegene und bedrückende Stimmung verschwand auch nicht durch das nachfolgende Gespräch. Beide Theile bestrebten sich so viel als möglich nicht auf das zu kommen, was nothwendig der eigentliche Zweck des unerfreulichen Besuchs sein mußte. Georg erzählte von seinen Reisen, Agnes von ihrem Leben in der Stadt; lange Pausen traten ein, bis endlich Herr von Bingen, der vom Polster sich erhoben hatte, um sich an's Fenster zu stellen, das Zimmer verließ. Bernardi benutzte diese Entfernung. Er setzte sich neben seine Pflegeschwester und indem er ihre Hand zwischen die seinen legte, sagte er mit bewegter Stimme:

„Es muß gesprochen werden, liebe Agnes, um wo möglich die finstere Wolke fortzuschleichen, welche sich zwischen uns gewälzt hat. Wir Alle sind peinlich angeregt, wir können nicht so, wie wir gerne möchten, unsere Herzen öffnen zum lebendigen Austausch unserer Schicksale und Gedanken; das macht, weil Mißverständnisse uns trennen, die zuvörderst getilgt sein wollen.“

„Ich dünkte, lieber Herr Bernardi,“ fiel Tamnau lächelnd ein, „wir verdürben uns nicht die kurzen Stunden Ihres Besuchs mit trübseligen Geschäften. Herr Schlingmann, unser Anwalt, ist mit der Vermittelung von allem auf unsere Verhältnisse Bezüglichen beauftragt und seinen Erfahrungen, seinen geschickten Händen können wir Alle wohl vertrauen.“

„Ich fürchte nur,“ erwiderte Georg, „daß eben diese geschickten Hände leicht einen Knoten knüpfen, der schwer zu lösen ist, und eben um dies zu verhindern bin ich selbst gekommen, um mit meiner Schwester aufrichtig zu sprechen.“

„In diesem Falle, Herr Bernardi, würden Sie mir Ihre Wünsche vortragen müssen, da meine Frau die ganze Last dieser Angelegenheit mir übertragen hat; dann aber würden wir lieber eine andere Stunde zu einem Gespräche unter uns wählen.“

„Das ist auch mein Wunsch,“ sagte Agnes beistimmend.

„Und hast Du alle Deine Rechte auf Dein Vermögen Deinem Gatten übertragen?“

„Was ich besitze, gehört ihm; er hat die Vollmacht, Alles nach seinem Willen zu ordnen. — Wir wollen Niemandem Unrecht thun,“ fuhr sie fort, als Georg schwieg, „allein es kann uns auch nicht zugemuthet werden, Thorheiten zu begehen und unser Erbe zu verschwenden.“

„Gewiß nicht,“ fiel Tamnau hier ein. „Es waltet in dieser Angelegenheit ein unglückliches Verhängniß, dessen Spitze sich gegen Sie kehrt, lieber Herr Bernardi. Niemand kann dies tiefer und aufrichtiger beklagen, als ich, und gern bin ich bereit, dazu beizutragen, um es möglichst von Ihnen abzuwenden. Ich habe meinen Anwalt beauftragt —“

„Mir die Hälfte meines Vermögens für das Ganze zu bieten —“

„Sie wissen es also?“

„Und wo ist die zweite Hälfte des Geldes, das mir gehört? — Hartberg hat es in seinen Unternehmungen angewendet, es ist ein Theil dessen, was Sie geerbt haben.“

„Ich bin nicht gehalten, für die Handlungen meines verstorbenen Schwiegervaters einzustehen,“ erwiderte Tamnau; „wie dem aber auch sein mag, es wird mir schwerlich Jemand mit Recht verargen können, wenn ich mich weigere, aus dem schon sehr geschmälernten Nachlaß eine so bedeutende Summe Ihnen ohne Weiteres auszuzahlen.“

„Auch nicht, wenn Sie einsehen, daß Sie dies dem Andenken und der Ehre des Verstorbenen schuldig sind? Mein Geld war das seines Mündels.“

„Sie waren mündig,“ sagte Tamnau. „Es war Ihre Sache, für Ihr Eigenthum und dessen Sicherheit zu sorgen.“

„Und Du, Agnes, ist das auch Deine Meinung? Konnte und durfte ich das?“

„O! mich verschone, ich bitte Dich,“ rief die junge Frau. „Es ist mir fatal, das Geringste davon zu hören; ich hasse alle Auftritte.“

„Armer Vater!“ sagte Georg betrübt, „wenn es möglich ist, daß auch die Todten um die Thaten der Lebendigen sich grämen, mit welchem Gram mußt Du auf uns niedersehen.“

„Lassen Sie uns ohne Geisterseherei sprechen, lieber Herr Bernardi,“ fiel Tamnau lächelnd ein, „die Nerven meiner Frau sind nicht die besten.“

„Du bist undankbar, egoistisch, wie Du es immer gewesen,“ rief Agnes mit Heftigkeit. „Mein Vater hat Dich erzogen, er hat Dich geliebt, wie seinen Sohn, nun möchtest Du seine Asche beschimpfen. — Wer hat Schuld als Du und Deine unbesonnenen Pläne, Deine Reisen, Deine trügerischen Speculationen, daß in den letzten Jahren so viel Geld verloren gegangen ist! — Ich habe die Zahlen gesehen, welche in den Büchern enthalten sind und bittere Thränen geweint; ich habe auch die Zahlen der Summen gesehen, welche Du selbst verbraucht hast. Das ging Alles auf meines Vaters Kosten; Du hattest nichts dabei zu verlieren. Jetzt aber, wo es sich um Dein Vermögen handelt, jetzt möchtest Du es bis auf den letzten Pfennig von uns herauspressen, statt uns zu danken, wenn wir, was wir nicht nöthig haben, Dir aus Wohlwollen zuwenden.“

Eine tödtliche Blässe bedeckte Bernardi's Gesicht. Er war so betäubt von diesen Vorwürfen, daß er keine Antwort finden konnte.

„Still, still, liebe Agnes,“ sagte Tamnau, „erhige Dich nicht, Herr Bernardi kann unmöglich verkennen, daß wir ihm freundlich gesinnt sind und den lebhaftesten Antheil an ihm nehmen.“

„Ohne Zweifel haben Sie Recht,“ erwiderte Georg, „denn dieser Antheil ist so unverkennbar groß, daß er mich bedrückt. Wir wollen diese Sache rasch beenden. — Ihr Wohlwollen, oder vielmehr Ihr Mitleid findet leider einen Unwürdigen, der es verschmäht. — Ich thue eine Frage an Sie. — Sie haben kein Testament gefunden, nicht wahr, Sie haben kein Testament gefunden?“

Der durchbohrende Blick seines Auges machte einen jähen Eindruck der Bestürzung auf Tamnau. Es lag eine fürchterliche Gewalt in diesem starren bis in die Seele dringenden Leuchten, eine Gewalt, welche durch

alle Adern und Nerven des Befragten zitterte. — „Mein Herr,“ rief er, „es ist unverschämt, bei Gott! es verdient — doch nein, es ist verächtlich, ein Wort darauf zu erwidern.“

„Sie haben kein Testament gefunden,“ fuhr Bernardi fort und Tamnau stand wie festgebannt unter seinen Blicken, „allein Sie haben sich gut daran erinnert, am Tage meiner Entfernung einer Scene beigewohnt zu haben, die Anlaß geworden sein soll, daß mein Vater das Testament zerriß. — So haben Sie Ihren Advokaten instruiert, Sie waren also auf meine Ansprüche vorbereitet. Ich lasse Ihnen die Wahl: entweder Sie zahlen mir mein Vermögen, ohne Ihr Wohlwollen und Mitleid, oder —“

„Nun, oder? was will Ihr Oder sagen?“

„Es sind Zeugen vorhanden, welche beschwören können, das Testament den Tag vor dem Tode meines Vaters gesehen zu haben,“ sagte Georg mit Nachdruck. „Ich werde Klage erheben gegen diejenigen, welche aller Papiere sich bemächtigten und nichts fanden. Nicht ich allein, die ganze Welt glaubt es mit mir, daß das Testament vorhanden war.“

„Schändlich! nichtswürdig!“ rief Agnes. „Allmächtiger Gott! ich sterbe. Welche Schmach!“

„Mein Herr,“ sagte Tamnau stolz, „danken Sie es dem Gastrecht, danken Sie es meiner Nachsicht, wenn ich meine Genugthuung nicht augenblicklich nehme. Entfernen Sie sich aus meinem Hause, das Sie entehren. Auf der Stelle entfernen Sie sich!“

Die Thüren wurden aufgerissen und zwischen die erhigten Männer trat Victoria. Sie legte die eine Hand abwehrend auf ihres Bruders Brust, die andere auf Georgs Arm und sagte mit fast befehlendem Tone: „Sie haben hier nichts mehr zu thun, Herr Bernardi, begleiten Sie mich, ich habe mit Ihnen zu reden.“

## 6.

Sie führte Georg in den Park hinaus und er folgte ihr ohne Widerstreben. Beide gingen still durch die hohen Baumgänge, welche vom ersten frischen Grün lieblich bedeckt und umduftet waren. In den Fliederbüschen, die wild und dicht einen Hügel besetzten, schlugen Nachtigallen, eine Bank stand dort, man hatte die Aussicht auf den weiten See, auf das Dorf an seinen Ufern, auf die Landschaft bis an die Berge hin, wo zwischen einzelnen mächtigen Buchen, die ihre Spitze krönten, die rothe Sonnenkugel strahlenlos unterging. Victoria schlug mit ihrem Taschentuch ins

Gebüsch und verschuchte die singenden Vögel. — „Fort mit Euch,“ sagte sie im scherzenden Tone, „was sollen uns hier eure Ermahnungen zur Liebe, eure sanften Klagen, die nur für stille Herzen passen? In uns ist Zorn und Unruhe und diese ganze Landschaft mit ihrem weichmüthigen Frieden wäre besser anzuschauen, wenn aus Wetterwolken Blitze darauf niederschössen, wenn Feuersbrunst den Himmel röthete, Sturm und Sturmglocken sich hören ließen.“

„Sie spotten meiner,“ erwiderte Georg. „Das schmerzt noch mehr, als alle Beleidigungen Ihres Bruders.“

„Weil Sie Ihr Unrecht fühlen,“ rief Frau von Bergenheim, „ja, mein Herr, Ihr großes Unrecht. Ich habe Sie hierher geführt, nicht etwa um Ihnen Lobsprüche über Ihre Thaten zu machen, nein, um Ihnen zu sagen, daß Sie handelten, ungefähr wie der edle Ritter aus der Mancha. — Statt klug und geschmeidig zu sein, vertraut mit der Welt und deren Gang fein erwägend, wie man Hammer wird statt Ambos, sind Sie rücksichtslos allen Eingebungen des Augenblicks gefolgt.“

„Aber bedenken Sie auch, welche Behandlung ich erlitt,“ sagte Georg, bewegt durch diese Vorwürfe, in denen er Wahrheit und eine Theilnahme erkannte, die ihm wohl that. „Von dem Augenblick an, wo ich den Fuß in dies unglückliche Schloß setzte, bereute ich es, nicht dem Rathe meiner Freunde gefolgt zu sein, die es mir dringend widerriethen.“

„Und was trieb Sie denn, diesen weisen Rath Ihrer Freunde zu mißachten?“ rief die Dame.

„Wenn ich es sagen soll, Ihr Rath; Sie, Ihre Worte, Ihr —“ er blickte sie so fest und ausdrucksvoll an, daß sie lächelnd erwiderte:

„So war Ihr Vertrauen also auf mich gesetzt und Sie glaubten, eine halb und halb Verbündete, eine Freundin, hier zu finden? — Ich sage das nicht, mein Herr, ich bin zum mindesten neutral, ich muß in diesem sonderbaren unheimlichen Streite neutral sein; das ist Alles, was ich thun kann. Allein wenn Sie meinten, meinem Rathe folgen zu müssen, warum haben Sie ihn nicht besser gemerkt? Hören Sie nicht, was ich sagte? — Ich sagte: Sie sind ein Kaufmann, mein Herr Georg, verzeihen Sie, wenn ich Georg sage, ich höre Sie immer hier so nennen — also, mein Herr Georg, handeln Sie klug, nehmen Sie, was Sie bekommen können. Statt dessen sind Sie wie ein Bramarbas aufgetreten, der Himmel behüte uns! wie

ein spanischer Don, der seine Taschen umkehrt und den Degen zieht mit dem Ruf: Entweder füllt sie mir bis zum Rande, oder ich bringe Euch um.“

„Und wer kann sagen, daß ich Unrecht that?“ erwiderte Georg. „Ich will kein Geschenk, ich verachte ihr Mitleid, dies Gefühl würde mich tödten. Man nimmt mir, was ich besitze, und wirft dem Be-raubten mitleidig ein Stück seiner Habe zu, damit er nicht verhungere, und die Welt den großmüthigen, tugendhaften Räuber preise. — Genug, genug, ich will nichts, oder mein Recht; würden Sie anders handeln? Ich lese in Ihren Augen, Sie würden es nicht thun.“

„Wie ich handeln würde,“ versetzte Victoria, „kommt nicht in Betracht. Allein ich sehe, Sie sind ein schlechter Kaufmann, der kein Vertrauen verdient.“

„Kein Vertrauen?“ sagte Georg, und in seinen Augen malte sich der beleidigte Stolz. „Glauben Sie, daß ein Kaufmann wie ich sich beugen und winden muß des elenden Metalls wegen? Glauben Sie, daß es ihm ziemt, demüthig zu sein gegen den durch Reichthum oder Geburt übermüthigen Feind? Nein, meine gnädige Frau, Sie denken falsch. — Sie hatten Recht, mir zu sagen, Ihr Bruder würde das Geld einstreichen, wenn es schon auf dem Tische läge, wollte ich großmüthig albern verfahren. Ich werde nicht großmüthig sein, es wäre übel angewandt; ich werde für mein gefährdetes Vermögen streiten, so viel ich vermag.“

„So gnade uns Gott!“ rief Victoria. „Sie müssen Ihrer Sache gewiß sein, um einen solchen verwegenen Prozeß anzufangen.“

„D sorgen Sie nicht,“ sagte Bernardi, „ich werde ihn verlieren, allein meine Ehre wird makelloser glänzen, ich werde mein Haupt stolzer erheben können, als die, welche vom Gesetz freigesprochen wurden.“

„Das ist ein Punkt, mein ritterlicher Herr, den wir nicht verlassen wollen,“ fiel Frau von Bergenheim plötzlich ein; „darüber eben wollte ich Sie sprechen. Sie rühmen sich makelloser Ehre, Sie hassen meinen Bruder, Sie haben vielleicht Ursache dazu, allein Sie wagten es, eine fürchterliche Beschimpfung gegen ihn auszusprechen, und er ist Edelmann, mein Herr Georg, kein Schimpf darf auf ihm haften, er muß mit Blut abgewaschen werden, das ist Sitte und Gebrauch im Reiche der Ehre. — Haben Sie nun den Muth dazu, sind Sie der stolze, kühne Mann, der Sie zu sein scheinen, wohl an denn, so verlange ich im Namen meines beleidigten Bruders diejenige Genugthuung, wie Männer von Ehre sich nie weigern sollen, sie zu geben.“

Das Erstaunen über diese sonderbare Aufforderung zum Zweikampf mischte sich bei Georg mit Unwillen und einer bitteren schmerzlichen Empfindung. Er fühlte, daß er vor einer innern Schaam erröthete, vor der Schaam als ein Feigling zu gelten, wenn er zurückwiche. Ein paar schweigende Minuten lang war er unschlüssig. Das Gefühl des Hasses durchzuckte sein Herz, das im wilden Verlangen bebte, männlich seine Unerblichkeit zu wahren. Er betrachtete die seltsame Frau zweifelnd, ob sie im Ernst gesprochen, ob sie wirklich die Scheu ihres Geschlechts vor gewaltsamem gefeglosen Handeln so abgestreift, daß sie eine blutige That begehren konnte; doch ihre Augen waren so streng und düster auf ihn gerichtet, es lag ein Zug des herausfordernden Spottes so klar um ihre Lippen, daß er sich sagen mußte, es sei ihr völlig Ernst damit.

„Sie fordern von mir, was ich nicht geben kann,“ rief er. „Ich bin kein Edelmann, hoffentlich aber ist meine Ehre darum nicht geringer.“

„Keinesweges,“ erwiderte sie. „Ueber Vorurtheile sind wir hinaus; mein Bruder wird nicht den geringsten Anstand nehmen.“

„Aber ich,“ sagte Georg, „ich werde mich wohl hüten, Handlungen zu begehen, die ich verabscheue.“

„Sie weigern sich also?“ fragte Victoria gereizt.

„Ohne Zweifel, ja.“ — Das Geräusch eines Nahenden unterbrach das Gespräch. —

„Sie kommen eben recht, Herr von Lingen,“ rief die Dame und wandte sich gegen den Freund, der den Weg herauf kam, „wir haben hier einen herrlichen Streit.“

„Welchen Streit?“ fragte der junge Edelmann, indem er herantrat.

„Was sagen Sie dazu, wenn ein Mann seinen Gegner tödtlich beschimpft und sich dann weigert, ihm Genugthuung zu geben?“

„Es kommt darauf an, wer derjenige ist, von dem die Genugthuung begehrt wird?“

„Sehr wahr, mein Herr,“ unterbrach ihn Georg. „Ich bin es, von dem hier die Rede sein soll.“

„Sie sind Kaufmann, Fabrikant, wenn ich nicht irre?“

„So ist es.“ —

„Dann sind Sie vollkommen gerechtfertigt,“ rief Lingen mit einem spöttischen Ausdruck, der dunkle Röthe auf Bernardi's Gesicht brachte. — „Ein Kaufmann ist ein Mann des Friedens, ein Mann der Elle, der Feder, des Prozesses. — Dies soll durchaus nicht be-

leidigend sein, werther Herr, auf meine Ehre! ich denke nicht daran, welche Absichten könnte ich auch dabei haben? Aber noch ein Mal, Sie haben vollkommen Recht, sich jedes gefeglosen Blutvergießens zu enthalten.“

„Ich danke Ihnen,“ erwiderte Georg, stolz sich aufrichtend; — „es ist, was Sie sagen, ohne Ihr Zuthun, das Schönste, was Sie mir sagen können. Sie haben mich einen schlechten Kaufmann genannt, gnädige Frau, allein Sie sehen, ich wäre sicherlich ein noch schlechterer Edelmann geworden.“

Victoria war aufgestanden und reichte Lingen den Arm. „Herr Georg,“ sagte sie lächelnd, „hören Sie mich an: bleiben Sie bei Ihren friedlichen Grundsätzen und Sie werden wenigstens ein alter Mann werden. Lassen Sie die Richter richten, die Injurienprozesse sind niemals so theuer, wie der kostbare rothe Saft in unsern Aedern, und verzagen Sie nicht, es hat noch Niemanden gereut, stolz und tugendhaft gewesen zu sein.“

Lingen konnte sich eines beleidigenden lauten Lachens nicht enthalten. — „Sie werden den armen Menschen wahnsinnig oder zuletzt doch zum Helden machen,“ sagte er halblaut.

„Fürchten Sie nichts,“ erwiderte Georg, ihn anblickend; „hier ist kein Grund vorhanden, weder zum Einen noch zum Andern.“

Victoria wendete sich rasch von ihm und zog ihren Begleiter mit sich fort. Bernardi blieb zurück. Er warf sich in die Ecke der Bank und sah in das letzte lichte Gewölk am abendlichen Himmel. Von fern hörte er die Stimmen der laut Sprechenden, welche sich entfernten; er hörte das Lachen des fremden Mannes, das verwundend in seine Brust drang. Bitternd deckte er die Hände auf seine Augen, die heftig glühten, und sagte leise seufzend: „Wie schwer ist es für ein muthiges Herz solchen Anfechtungen nicht zu erliegen, wie schwer, Vorurtheilen sich zu entziehen!“ — Seine Lage war eine höchst peinliche. Er überlegte lange, was er zu thun habe. Zurückzukehren in das Schloß, dessen Bewohner ihn ausgestoßen hatten, war unmöglich, er mußte fürchten, daß man ihm die Thüre wies, und man hatte dies ja schon gethan. Er dachte mit Verachtung an den Auftritt, den er erlebt, mit Bitterkeit an Agnes, aber mit den bängsten Schmerzen an das Leid, das ihm Victoria bereitet hatte. Ein unerklärbares Etwas zwang ihn, für diese Frau geheime Theilnahme zu hegen. Gleichgiltig wäre ihm der Haß

aller Uebrigen gewesen, denn er konnte ihn zurückgeben; daß sie jedoch ihn verachtet und verspottet, daß sie ihn als einen Feigling behandelt und verlacht, daß erschütterte seinen Stolz.

(Fortsetzung folgt.)

### Miscellen.

(Die Gambrinusbrüder. Eine Biervehme.) In einer Stadt am Oberrhein hat sich ein Gambrinusverein gebildet, um das Bier auf die ursprüngliche Reinheit zurückzuführen, die es unter seinem Erfinder, dem Könige Gambrinus, besaß. Dieser braute es lediglich aus Hopfen und Malz, und die Gambrinusbrüder verpflichten sich, nicht nur alle Biere zu meiden, welche mit anderen Substanzen gewürzt und verfälscht sind, sondern auch Brauern und Wirthen, welche solche verfälschte und schädliche Biere brauen oder verschenken, nach Kräften zu schaden und sie möglicherweise zu ruiniren. Es giebt drei Classen von Gambrinusbrüdern, die gemeinen, die lustigen und die geheimen. Zur ersten Classe gehören die Brauergesellen und Kellner, welche verpflichtet sind, Alles, was Gambrinuswidriges von ihren Prinzipalen geschieht, dem Vereine zu melden. Ist eine solche Meldung dem Vereine bedenklich, so sendet er die Gambrinusbrüder zweiter Classe aus, um den Wirth zu ruiniren. Diese müssen schmausen und zechen, so viel und so gut sie können, und dem Wirth von einem Tage zum andern Bezahlung versprechen, dürfen aber nie Wort halten, bis er bankrott ist, und also auch den Brauer nicht bezahlen kann. Oder die Gambrinusbrüder letzter Classe, die heimlichen, verderben den Ruf einer Brauerei. Ein kränklicher Mensch z. B. erscheint in einem Wirthshause, läßt sich Bier geben, trinkt es halb aus und fällt dann in Ohnmacht, oder bekommt Krämpfe. Sogleich ist ein Arzt da, der ihm beisteht. Der Kranke erholt sich und klagt, daß ihm nach dem Biere so unwohl geworden sei. Der Arzt kostet die vor ihm stehende Keige und erklärt, daß das Bier schädliche Ingredienzen enthalte. Die Sanitätspolizei untersucht die Sache, bestraft den Wirth und Brauer, und letzterer mag in Zukunft brauen, was er will, Niemand wird es kaufen, Jeder wird es für Gift halten. Der Gambrinusverein will Filialvereine in allen größeren Städten Deutschlands und Frankreichs bilden, welche mit dem Hauptvereine in Correspondenz stehen und unter seiner Leitung wirken sollen. Vorläufig geht man damit um, dem edlen Erfinder des Bieres, dem königlichen Stifter der wohlthätigen Brauerzunft, ein Standbild zu errichten. Beträchtliche Beiträge sind schon hierzu unterzeichnet.

(Eine moderne türkische Novelle.) Supurhi war sanft und schön, alle Frauen waren ihres Lobes voll, und die Jünglinge, welche ihren Müttern glaubten, und den Rang und den Reichthum der Eltern Supurhis kannten, sehnten sich nach

dem holden sechszehnjährigen Mädchen. Eines Morgens trat die Mutter mit Freudenthränen in den Augen zu ihr und sagte mit Mutterstolz: „Heut werden Frauen kommen, die Dich kennen lernen wollen. Lasse Dich schmücken.“ Und mit mütterlicher Sorgfalt kleidete und schmückte sie die Tochter. Allein Supurhis zartes Antlitz, das von dem rabenschwarzen, mit Perlen durchflochtenen Haar umwallt war, sah bleich aus. Ein leichtes Gewölk von geheimnißvollen Schmerzen lagerte sich um die reine Stirn, die der diamantene Halbmond schmückte, und zuckte um die dünnen fein gewölbten Brauen. Ihre Augen, dunkel wie schwarzer Sammet, waren halb geöffnet und bedeckt von langen seidenen Wimpern.

Die Frauen kamen. Supurhi mußte sich zeigen, und Maria, ihre nächste Anverwandte, führte sie, weil sie keine Schwester hatte. Sie küßte zuerst die Hand ihrer zukünftigen Mutter, dann die Hände aller übrigen Frauen, worauf sie wieder gehen wollte, allein man hielt sie zurück, man wollte sie noch reden hören und prüfen, ob sie sinnreichen Geistes und sanften Herzens sei. Eine halbe Stunde lang beantwortete sie alle Fragen, die man ihr vorlegte, mit zarter Stimme, mit niedergeschlagenen Augen und in bescheidener Stellung. Dann durfte sie gehen, nachdem sie wieder allen Anwesenden die Hand geküßt. Als Supurhi mit Maria allein war, brach sie in Thränen aus und nannte sich das unglücklichste Geschöpf auf Erden. — „Warum grämst Du Dich?“ fragte Maria, „Agabs Mutter findet Dich schön und Deine Reden sinnreich, und Agab ist reich, edel und schön.“ — „Um so weniger bin ich seiner würdig,“ seufzte Supurhi. „Sieh, Maria. Es war ein schöner Frühlingstag. Ich ging, getrennt von meinen Dienerinnen, im Garten umher. Mit einem Male theilten sich die Zweige und ein Jüngling trat mir entgegen, ich wollte entfliehen, er aber hielt mich, entriß mir den Schleier und rief wie entzückt aus: „Supurhi! Du bist schön wie eine Houri, schöner, als eine Zunge Dich rühmen kann.“ Mir schwanden die Sinne. Als ich wieder zu mir kam, glaubte ich geträumt zu haben, denn ein Mann hatte mein Gesicht gesehen, und ich war entehrt; aber das Bild des entzückten Jünglings wich nicht aus meinem Gedächtniß; ich fühle es, ich habe nicht geträumt, und mein Herz gehört diesem Jüngling. Doch kann ich seine Gattin nimmer werden, denn er hat mich ohne Schleier gesehen. Auch Agabs Gattin wage ich nicht zu sein. Wenn er je erfährt, was mir geschehen, wird er mich tödten.“

Vierzehn Tage brauchten die Eltern, um sich über die Vermählung ihrer Kinder zu verständigen, hierauf wurde die Hochzeit gefeiert. Das Fest währte den ganzen Tag. Männer und Frauen blieben getrennt und wurden in besonderen Sälen bewirthet. Supurhis Blässe und Trauer fiel allen Frauen auf und Agabs heitere Lust und ausgelassene Laune entzückte alle Männer. Gegen Abend wurde Alles feierlicher, die Priester kamen, Braut und Bräutigam wurden verschleiert. Sie mußten einander bei der Hand fassen, und dann wurde Korn und Geld über sie gestreut. — Agabs Mutter bemächtigte sich hiers

auf ihrer neuen Tochter, führte sie nach Hause und sperrte sie dort in ein Zimmer, wo sie zwei Tage lang beten und fasten sollte. Dieselbe Zeit mußte Agab auf seinem Zimmer mit ähnlichen frommen Uebungen zubringen. Erst am dritten Tage durfte das junge Paar sich sehen. Supurhi stand geschmückt aber bleich und zitternd da. Sie wollte ihrem Gatten Alles gestehen, mochte kommen, was da wollte. — Da theilte sich ein kostbarer Vorhang und Agab erschien. — Mit Entzücken erkannte Supurhi in ihm den verwegenen Jüngling, der sie ohne Schleier gesehen. — Agab hatte Reisen in Europa gemacht, hatte sich dort gewöhnt, Frauen ohne Schleier zu sehen, und er wollte nicht blindlings eine Gattin nehmen. — Supurhi vergab ihm gern und beide freuten sich ihres Glückes.

(Die Polizei der Wüste.) Drei afrikanische Juden, welche mit einander reisten, kamen etwa zehn Stunden hinter Philippeville zu einem Araberstamme und beschloßen, in dem Zelte eines Arabers zu übernachten. Sie wurden gastfrei aufgenommen. Einer der Juden, Marдохai, hatte 40 Piafter eng zusammengewickelt in seinem Gürtel verborgen, da er aber mit Glaubensgenossen zusammenschloß, hielt er sich für sicher und legte seinen Gürtel ab. Am folgenden Morgen wollten die drei Reisenden ihren Weg fortsetzen, dem Marдохai fehlte aber das Geld. Er erhob ein furchtbares Geschrei und beschuldigte seinen Wirth, der nicht nur den Diebstahl leugnete, sondern auch sehr betrübt darüber war, und die Reisenden nöthigte, zu bleiben, bis nach einem Marabout gesendet worden, der alles Verborgene wisse und jeden Diebstahl entdecken könne. Der Marabout erschien, ein eingeschrumpfter Greis mit blizenden Augen, ließ sich den Vorfall erzählen und sprach: „Bringt mir einen fremden Menschen, der nicht in Euer Zelt gehört, und den Diebstahl nicht begangen haben kann; der soll ihn entdecken.“ Der ganze Stamm wurde zusammengerufen, aber Niemand wollte sich zu den wunderbaren Experimenten hergeben. Endlich trat ein junger Araber hervor und sprach: „Macht mit mir, was Ihr wollt.“ Der Marabout legte ihn auf die Erde und fing an, ihn zu magnetisiren. Der junge Mann gerieth alsbald in einen hellsehenden Schlaf, antwortete auf alle Fragen und beschrieb die Thäter und den Diebstahl, wie und wann derselbe verübt worden, so genau und umständlich, daß die beiden Juden ihrem Glaubensgenossen zu Füßen fielen, ihm die 40 Piafter zurückgaben und bei allen Propheten und heiligen Schriften ihn anflehten, die That zu vergeben. Marдохai war dazu bereit. Aber die Araber duldeten es nicht; die Diebe mußten den Gerichten in Philippeville übergeben werden. Der junge Araber seinerseits war mit dem Experimente sehr unzufrieden, denn zwei Tage lang lag er in einem ermattenden Schweiß, so daß er fürchtete, er müsse den Geist aufgeben.

### Generalcorrespondenz.

Eine alte Dame traf auf der Eisenbahn von Rouen nach Paris einen armen jungen Mann, der aber Bildung zu haben schien und den sie einlud, damit er in Hôtels nicht zu viel Geld verzehere, ein Zimmer in ihrer Wohnung für die kurze Zeit seines Aufenthalts in Paris zu beziehen. Dem jungen Mann war der Vorschlag sehr willkommen. Er folgte der Dame in ihre Wohnung, wo sie ihn bald allein ließ und ausging, um das Nöthige für ihren Gast zu besorgen. — Wie groß aber war ihr Schrecken, als sie heimkehrte, Kisten und Kasten erbrochen und alle ihre Habseligkeiten im Zimmer zerstreut umherliegen sah! — Auch ein Papier fiel ihr in die Augen, das mit einigen Geldstücken belegt und mit Bleistift bescrieben war. Es lautete: „Würdige Dame. Der Schein trägt häufig und selbst Diebe sind Täuschungen unterworfen. Ich habe mich getäuscht, denn ich hielt Sie für reich; Sie sind arm und reblich. Mit solchen Verkehrtheiten habe ich eigentlich nichts zu schaffen, weil ich aber Ihre ganze Wohnung durchsucht und durchaus nichts gefunden, als in Ihrem Sekretair Pfandscheine von verlegten Pretiosen, so lege ich hier hunderts Francs bei, damit Sie Ihr Eigenthum wieder einlösen können. Scheuen Sie sich nicht, diese Kleinigkeit anzunehmen. Ich mache in der Regel nur gute Geschäfte und komme selten so auf's Trockene wie bei Ihnen.“ —

Die bekannte große englische Zeitung The Times, die wichtigste und einflussreichste in der Welt, erhält, wie sie selbst erzählt, im Durchschnitt täglich (Sonntags ausgenommen) 135 Briefe aus allen Theilen der Welt, — jährlich also 32,120. —

Der Londoner Buchhändler Murray erklärt, daß er seit dem Bestehen seiner Vierteljahrschrift (die ungefähr zwanzig Jahre alt sein mag) für Beiträge zu derselben 90,000 Pf. St. (600,000 Thlr.) Honorar bezahlt habe. —

Die Geschichte der „Satarina Cornaro“, die Lachner und Halevy bereits als Oper componirt haben, ist auch in England zu einer Oper bearbeitet und neuerdings von Balfe componirt worden. —

In einem neuen englischen Werke über Malerei werden folgende Gemälde als die Meisterwerke englischer Maler aufgezählt: Reynold's Dido und Mrs. Siddons; Northcote's Prinzessin im Tower; Fuseli's Sommernachtsstraum; West's La Pogue; Barry's Adelpi; Hilton's Christus; Gainsborough's Waisenknabe; Wilson's Villa Habrians; Flaxman's Homer; Bailly's Eva; Chantrey's Kinder in Vichfeld; Campbell's Lord Grey; Hoppner's Pitt; Collins's Landschaft; Wilkie's blinder Geiger und Etty's Jubith. —

Der reichste katholische Lord Englands, der Graf Shrewsbury, der bereits in der Nähe seines Landsitzes Alton Towers ein prachtvolles Kloster erbaut hat, läßt jetzt auf eigene Kosten eine Kirche daselbst aufführen, für deren Ausschmückung allein 140,000 Thlr. bestimmt sind. —

Paris zählt jetzt 25,146 Schuhmacher und 20,795 Schneider, 36,258 Dienstmädchen und 6819 Weinhändler. —

Wie die Zeitungen erzählen, will ein Prof. Grüffelbach in Stockholm ermittelt haben, wie das Leben im Zustande der Erstarrung viele Jahre erhalten werden könne. Er hat zahllose Versuche an Thieren, namentlich Schlangen etc. gemacht und kam zuerst darauf durch die bekannte Erscheinung, daß man innerhalb Steinblöcke lebendige Kröten gefunden. Der Prof. vermindert allmählig die Temperatur und bringt die Geschöpfe, die er verwendet, durch die Kälte nach und nach zur Erstarrung, ohne die Organe zu verletzen. In diesem Zustande sollen sie hunderte, ja tausende von Jahren fortleben und, wenn sie dann geweckt werden, so frisch und kräftig sein wie zur Zeit als der Versuch begann. Nachdem der Prof. Tausende von Versuchen gemacht und namentlich eine kleine Schlange sechs Jahre lang im Zustande der Erstarrung erhalten hatte, übergab ihm die Regierung endlich ein junges Mädchen, die wegen Kindesmord zum Tode verurtheilt war. Er hat sie in den Zustand der Erstarrung versetzt; sie liegt so bereits seit zwei Jahren und sieht, die Blässe abgerechnet, aus, als schlafte sie. Der Versuch soll fünf Jahre fortgesetzt werden; dann will der Prof. das Mädchen aus der Erstarrung wecken und der erstaunten Welt seine Entdeckung mittheilen. —

Welche ungeheure Thätigkeit die Bank von Frankreich entwickelt, geht unter anderm auch daraus hervor, daß sie am vorigen 31. October 50,000 Wechsel im Betrage von 44 Mill. Francs einzassiren ließ. Diese 44 Millionen wogen 440,000 Pfund und mußten auf 220 Wagen gefahren werden. —

In einigen der nobelsten Häuser in Paris wird es Sitte, an gewissen Tagen zahlreiche Gäste einzuladen; aber diese Gäste erhalten nicht etwa ein Souper oder auch nur Erfrischungen, man tanzt auch nicht, man geht eben nur hin und her und amüset sich sehr wenig. Dennoch streben viele Personen nach der Ehre einer solchen Einladung, namentlich in das Haus des sardinischen Gesandten, der diese Gesellschaften aufgebracht hat. — In Berlin will dagegen der neapolitanische Gesandte einen großen Ball geben, zu dem nur verheirathete Damen und Herren, die wirklich tanzen, geladen werden sollen. —

In London zieht sich die vornehme Welt mehr und mehr von den Theatern zurück und die Folge davon sind natürlich geringe Einnahmen dieser Theater. Kürzlich wurden Actien der beiden großen Theater in London versteigert, die jede auf 500 Pf. St. lauten und außer dem Zinsgenuße das Recht geben, unentgeltlich das Theater zu besuchen. Eine wurde mit 105, eine zweite mit 100 Guineen bezahlt. Dann wollte sich gar kein Käufer mehr finden. — Actien zu 100 Pf. St. wurden zu fünf Stück auf ein Mal ausgedoten und nur eine Person kaufte ein solches Packet für 5 Guineen, damit zugleich das Recht des unentgeltlichen Theaterbesuchs für alle Zeiten. —

Einem Belgier hat kürzlich das — Glück einen bochhaften Streich gespielt. Der Mann befindet sich in dem Gefängnisse in Gent, denn er ist wegen Mords aus Eifersucht zu lebenslänglicher Haft verurtheilt. Jetzt ist er durch Erbschaft — Millionair geworden. Man denke sich in die Lage des unglücklichen Glücklichen! —

Das Buch, welches in diesem Augenblicke das größte Aufsehen in Petersburg macht, ist die so eben erschienene Lebensgeschichte des Majors Tschegolowski, eines Soldaten, der im hundertundsiebenten Jahre steht, und seit einem halben Jahrhunderte in der Verbannung in Sibirien gelebt hat, wohin er ohne Urtheil und Recht geschickt worden war, und ohne daß er, so viel er wußte, ein Verbrechen begangen hatte. Nachdem er seit 52 Jahren vergebens um Gerechtigkeit gebeten hatte, ist er endlich durch den Kaiser Nicolaus erhört worden, der überdies Alles that, um ihn seine unverdienten Leiden vergessen zu machen. Tschegolowski trat 1762 in das Heer ein, machte zuerst in Deutschland den siebenjährigen Krieg mit und folgte dann dem Fürsten Dolgorucki zur Eroberung der Krim, wo er von den Türken gefangen genommen und als Sträfling in den Archipel geschickt wurde. Hier blieb er vier Jahre, ehe er losgekauft werden konnte. Als er endlich in sein Vaterland zurückkam, wurde er zum Lieutenant ernannt, und begleitete die Kaiserin auf ihrer bekannten theatralischen Reise durch die Krim. Da er noch jung war, eine schöne Figur hatte und sich als Tänzer auszeichnete, so zog er bei einem Balle die Blicke der Kaiserin auf sich, die ihm zur Erinnerung eine goldene Tabatiere gab. Festlichkeiten einer anderen Art riefen ihn bald darauf an die Donau, wo der schwarze Adler mit dem Halbmonde kämpfte. Hier zeichnete er sich durch seine Tapferkeit bei der Einnahme von Tschalkow aus, wurde Capitain und erhielt einen Ehrensäbel. Er kehrte sodann an den Hof zurück, wo seine Schönheit und sein grazioses Benehmen ihm die Gunst mehrerer großer Damen, namentlich einer polnischen Fürstin, gewannen, in welche Potemkin verliebt war. Dadurch zog er sich den Haß dieses mächtigen Ministers zu, der ihn eines Tages, wegen einer angeblichen Nachlässigkeit im Dienst, degradiren ließ und mit Ketten beladen nach Sibirien schickte, wo er vergessen blieb bis 1842. Zu dieser Zeit gelang es ihm endlich, den Kaiser für sich zu interessiren, der ihn wieder zum Hauptmanne ernannte. Um selbst dafür zu danken, machte er sich auf den Weg und kam in Begleitung eines seiner Söhne 1843 nach Petersburg. Der Kaiser sah ihn mehrmals und stellte ihn seiner Familie vor, die sich mit dem hundertjährigen Greise lange unterhielt. Der Kaiser ernannte ihn später zum Major und gab ihm die Uniform, welche zur Zeit der Kaiserin Katharina die gebräuchliche war. Mit Geschenken überhäuft kehrte der Greis endlich in dem jetzigen Jahre, vergnügt, nach Irkutsk zurück, wo er 52 Jahre als Gefangener gelebt hatte, und wo er zu sterben wünschte.



# Allgemeine Moden-Zeitung

N<sup>o</sup> 50.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



1844.

Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.** Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Zu spät!

Novelle von Th. Mügge.

(Fortsetzung.)

Bernardi ging durch den Park zurück und am Schlosse vorüber durch den Hof des großen Gebäudes, ohne daß Jemand sich blicken ließ. Plötzlich jedoch hörte er seinen Namen ganz in der Nähe aussprechen und aus dem Baumgange, den er soeben verlassen, trat Victoria ihm entgegen.

„Ich war zurückgekehrt, um Sie aufzusuchen,“ sagte sie, „denn ich vermuthete fast, Sie würden uns mitten in der Nacht verlassen wollen.“

„Meine Gegenwart kann nicht anders als belästigend sein,“ erwiderte er.

„Auch die Gastfreundschaft ist eine Sitte edler Geschlechter,“ versetzte sie. — „Mein Bruder läßt Sie bitten, diese Nacht in seinem Hause zu verweilen. Es ist kein Gasthof in der Nähe, die Wege sind schlecht und beschwerlich; Sie könnten Unglück haben und wie leicht ist es um eines Menschen Entwürfe und Pläne geschehen.“

„Um so besser für uns Alle,“ erwiderte Georg, düster vor sich hinblickend.

„Wie!“ rief die Dame lächelnd, „haben Sie so sehr den Muth verloren, den Tod herbeizuwünschen, oder ist vielmehr Ihr Muth so hoch gestiegen, den Tod nicht zu fürchten?“

„Den Tod zu fürchten?!“ sagte Georg. „Es ist unmöglich, daß Sie glauben können, ich sei feig oder furchtsam. — Ich zittere vor dem Gedanken. Nur gegen Sie möchte ich mich rechtfertigen, nur Sie allein wünschte ich zu überzeugen, daß Recht und Ehre in allen Dingen mit mir sind.“

„Und was könnte es Ihnen helfen?“ fiel Victoria ein, „was schadet es Ihnen, was ich glaube und meine? Ich bin ein schwaches Geschöpf, das nirgend einen Einfluß üben kann, ob es auch noch so laut seine Stimme erhöhe.“

„Nicht was Sie sagen und was die Welt hört, nein, was Sie denken und empfinden, das bekümmert mich,“ rief Georg. „Ich stehe allein, ich habe kein Wesen, das sich an mich lehnt, keines, bei dem ich Trost und Hoffnung suchen könnte. Einsam bin ich aufgewachsen, einsam gestählt worden in inneren und äußeren Lebenskämpfen. So habe ich empfinden, so Entschlüsse fassen lernen; so trafen mich Schicksalsstürme, in denen ich nie die Festigkeit des mannhaften Selbstvertrauens verlor.“

„Und nun?“ sagte Victoria, „nun ist diese männliche Festigkeit erschöpft?“

„Nicht erschöpft,“ erwiderte Bernardi sanft, „denn Niemand wird mich je von den Pfaden der Ehre und des Rechts ein Haar breit wanken sehen; aber erschüttert in dem Glauben an Alles, was dem Menschen heilig, fühle ich ein fressendes Weh am Herzen, Ekel vor den Wesen, die immer bereit sind, zu jedem Leicht-

sinn, zu jedem Bösen, jedem Unrecht zu greifen, wenn ihre Leidenschaften sie antreiben.“

„Sonderbar,“ rief die Dame, indem sie still stand, „wir haben ziemlich denselben Lebensweg gemacht und sind doch zu ganz verschiedenen Resultaten gelangt. Auch ich habe nie ein Wesen gehabt, das mir Liebe und Vertrauen gegeben und empfangen hätte. Auch ich war früh verwaist, dann freudlos einem Manne überantwortet, den ich verachtete. — Was half es Alles, die Menschen wollten es so. Mich ekelte ihre Lüge, ihre Gemeinheit an, ich mußte dennoch gehorchen. — Erinnern Sie sich unsers Gesprächs, als ich Sie zuerst am Hochzeitstage meines Bruders sah? Sie waren ein strenger Moralist mit der tiefen Wunde im Herzen, über welche Sie sorgfältig den Mantel zogen. Ich bewunderte Sie, aber ich verspottete Ihr tugendhaftes Selbstgefühl. — Ich sagte es Ihnen vorher, wie Alles kommen würde, wie diese Welt und diese Menschen sind und wie man am besten mit ihnen fertig wird. Sie schlugen ein Kreuz vor mir und stürzten sich in ein fremdes, neues Leben, das Sie nicht besser und nicht klüger gemacht hat. Und ist nicht Alles gekommen, wie ich sagte? Hat sich nicht erfüllt, was ich vorher sah?! — Der Blütenstaub der Liebe ist verweht in dieser Ehe, aber der rothe Puder ersetzt ihn vollkommen. — Es paßt Alles hier gut zusammen und wird passen bis zum Ende. — Man kann die Welt bis zum Ekel verachten, Herr Georg, man kann die Menschen für das erbärmlichste Gefindel halten, das nicht werth ist unterzugehen, aber man muß nicht vergessen, daß man selbst zu ihnen gehört, und muß die Betrüger betrügen, um wenigstens mit lachen zu können. Im Uebrigen, lieber Herr Georg, muß man doch auch immer sagen, unter der Masse von Gefindel giebt es einige ehrliche Leute, jeder in seiner Weise, wie zum Beispiel Sie und ich, wenn Sie es mir glauben wollen. Und nun gehen Sie, dort zeigt sich der Hausmeister an der Thür, der Sie erwartet. Folgen Sie ihm und halten Sie einen großen Kriegsrath, der einige kluge, strategische Kunststücke ersinnt, um den Feind zu besiegen. Gute Nacht, mein Herr Ritter Georg!“

## 7.

Diese letzten Worte wurden mit so vieler Herzlichkeit gesprochen, daß ein Strom von Beruhigung über den Scheidenden kam. Victoria reichte ihm die Hand und er fühlte den Druck ihrer Finger fest in den seinen, als wollte sie ihm den Trost ihrer Freundschaft

mitgeben. — Dann ging sie unter den Bäumen der Terrasse zu und Georg, der ein inniges Verlangen fühlte, weiter mit ihr zu sprechen, folgte mit Ueberwindung dem alten Manne, der ihn in das weitläufige Gebäude und zuletzt in ein großes, schön geschmücktes Zimmer führte, wo Alles zu seiner Aufnahme bereit war. — Wachskerzen brannten auf schweren Armleuchtern, eine Tafel war gedeckt und mit Speisen besetzt, Weine in verschiedener Auswahl besetzten den Schenkisch; auch war ein Diener zu seinem Befehl bereit.

Mit einem Gefühl des Wohlbehagens ließ Georg sich die treffliche Bewirthung gefallen. Die finstere Stimmung, welche ihn beherrscht hatte, war verschwunden, eine freudige Empfindung hatte sie verdrängt und als das Mahl vorüber und der Diener gegangen war, nachdem er im Kamin ein leichtes Feuer angezündet, um Nachtlust und Kühle zu bewältigen, rückte Bernardi einen der großen Damaststühle an das goldene Gitter dicht an die Flamme und verfolgte lächelnd die Funken, die ihn mit glänzenden Augen anzublicken schienen, welche er zu kennen meinte. — Er prüfte die theuere Ausschmückung dieses Zimmers, den schönen Teppich, die Seidentapeten, das prachtvolle Gerath und er sagte vor sich hin: „Sie bedürfen große Summen, um ihre Verschwendungen zu befriedigen. Haben sie in diesem Landsitze schon so viel verwandt, was muß ihr Haus und ihr Haushalt in der Stadt kosten? Da wird es denn schwer, gerecht zu sein, sehr schwer sich von dem Einzigen loszureißen, was Werth für diese Menschen hat, vom Gelde!“ Lächelnd deckte er die Hand auf die Stirn und flüsterte weiter: „Wie mild und verzeihlich mir in diesem Augenblick ihre Schlechtigkeit vorkommt! Ich verachte sie nicht weniger, wie sonst; allein ich könnte eher über ihr Treiben spotten, als sie hassen, und gar nicht viel würde dazu gehören, ihnen ganz lustig zu sagen: behaltet den Raub, den ihr haben müßt, weil ihr eben seid, wie ihr seid. Gott sei's geklagt, daß er seine Wesen nicht besser machte; ihr könnt nicht anders. — Victoria!“ rief er plötzlich erschreckend und nachsinnend fügte er hinzu: „Ist das nicht ihre Meinung? O! sie hat wohl recht; man muß den Wesen der Welt kein allzustrenger Richter sein, wenigstens kein Richter, der vergift, daß er selbst zu ihnen gehört.“

Er versank in Nachdenken und bildete sich manchen Plan aus, wie er am nächsten Morgen die Unterhandlungen erneuen und durch ein Gemisch von

Festigkeit und Nachgiebigkeit sein Ziel erreichen könne, als ein Klopfen an der Thür ihn aufstörte. Es war spät geworden, die Lichter tief niedergebrannt, er glaubte sich geirrt zu haben, allein das Klopfen erneuerte sich und als er öffnete, stand ein hübsches Mädchen vor ihm, die unter dem Tuch, der ihr Kopf und Gesicht halb umhüllte, ihn schelmisch und vertraulich anlächelte: „Ich habe den Auftrag erhalten,“ sagte sie leise, „Sie zu bitten, mir zu folgen. Man wünscht Sie zu sprechen.“

„Wer?“ fragte Georg erstaunt und erwartungsvoll.

„Meine gnädige Frau,“ erwiderte sie. „Eilen Sie, sein Sie vorsichtig und still, es darf uns Niemand hören.“

Sie nahm seine Hand, um ihn zu führen, und halb mechanisch folgte er ihr. Sonderbare Zweifel stiegen in ihm auf, sein Herz schlug heftig. „Bist Du auch gewiß,“ flüsterte er, „daß Deine gnädige Frau mich zu sehen wünscht?“

„Aber, mein Herr,“ erwiderte das Mädchen lachend, „glauben Sie doch, daß ich einige Erfahrungen im Dienste meiner gnädigen Frau erlangt habe.“

„Hast Du das? o! vortrefflich,“ sagte Georg und es kam ihm vor, als spräche er mit Victoriens Stimme, so verächtlich und spöttisch klang es.

„Schweigen Sie, hier ist die Thür, treten Sie ein und da —“ sie öffnete ein Zimmer. — Eine Doppelampel in Rubin glas schwebte an der Decke und verbreitete ein mattes, magisches Licht. Die Vorhänge der Fenster waren dicht geschlossen, auf den Teppichen keine Fußtritte zu hören und einen Augenblick blieb Georg am Eingange stehen, denn er gewahrte Niemand. Plötzlich aber richtete sich eine Dame von dem sammtenen Ruhebett im Hintergrunde auf und streckte ihm die Arme entgegen. Ihr weiß glänzendes Nachtgewand ward von dem röthlichen Lichte der Ampel überzittert, sie winkte ihm, näher zu treten, und Georg, von Empfindungen überwältigt, eilte auf sie zu, ergriff ihre Hände, die er mit seinen Küffen bedeckte, und ließ sie mit einer heftigen Bewegung los, als er ihr ins Gesicht blickte.

„Agnes!“ rief er, „was soll das bedeuten?“

„Still,“ sagte sie, „setze Dich hierher zu mir, ich habe mit Dir zu sprechen. Alles schläft, wir sind allein und Niemand wird uns stören. Ich habe mit Dir zu reden, um Dir meine Lage, mein Leben, mein Herz und seine Leiden zu enthüllen, dann will ich Dich um Verzeihung bitten und endlich versuchen,

Dich zu versöhnen. — Doch womit soll ich anfangen? — Ich bin nicht glücklich, lieber Georg, und doch in den Augen der Welt nicht unglücklich, zu der ich mich rechnen muß. Wir führen unsere Ehe, wie sie in solchen Verhältnissen geführt werden kann. Wir geben uns die Freiheit, so glücklich zu sein, wie wir können. Tamnau geht seinen Neigungen nach, ich hindere ihn nicht darin, was könnte ich thun, ohne das Uebel zu vergrößern? Er liebt den Glanz, die Pracht, er ist daran gewöhnt und ich kann es mir nicht läugnen, er hat mich geheirathet, um glanzvoll leben zu können. — Wir haben vor einem Jahre schon dies unter uns erörtert und sind übereingekommen, dieses Thema nicht weiter zu berühren; es würde uns unglücklich machen, wollten wir genaue Untersuchungen darüber anstellen. Genug, wir sind vereint und bestreben uns, wechselseitig unsere Lage angenehm zu machen, uns mit unnützen Vorwürfen zu verschonen. Doch woher kommt der Trost, woher die Resignation? Wir schicken uns, weil wir müssen, und suchen in Zerstreuungen, was wir nicht gefunden haben.“

„Ich bedaure Dich,“ sagte Georg.

„Um nun leben zu können, wie es uns nöthig,“ fuhr die Dame fort, „bedürfen wir, was wir an Mitteln besitzen. Große Summen hat mein Vater geopfert, meinen Mann aus der Verschuldung zu reißen; jetzt nach des Vaters Tode ist Tamnau klug genug, einzusehen, daß Ordnung nöthig sei, um nicht in die alte Lage zu gerathen. Unsere Ausgaben sind berechnet, unser Geld ist angelegt, wir haben uns darum vertragen, ein Theil bleibt in meinen Händen. Wollen wir fortleben, wie wir gewohnt sind, so ist nichts zu missen; kaum wird es möglich sein, Dir die Hälfte Deines Vermögens zurückzugeben, ohne uns in Noth zu versetzen.“

Bis hierher hatte Bernardi ruhig zugehört, jetzt verfinsterte sich sein Gesicht. — „Und ist es diesem kaltblütigen schrankenlosen Egoismus nie eingefallen,“ rief er aus, „daß seine üppige Schwelgerei einen Raub an fremdem Gut, eine Vossagung von Ehre und Gewissen in sich schließt?“

„Höre mich ganz,“ fiel Agnes ein, „ich bitte Dich, sei nicht ungestüm. Tamnau will nicht geben und ich kann es nicht. Wir wollen von dem unglücklichen Testament schweigen, ich weiß nichts davon; wenn Du jedoch, dies schreckliche Papier in der Hand, von uns die Erfüllung verlangtest, so beginnst Du ein Verbrechen. Du würdest mir einen großen Theil meines

Erbes entreißen, Du drängtest Dich verderblich in mein Leben, zerstörtest, was ich noch an Glück besitze! — Georg! mein Bruder, Du hast es feierlich gelobt, mir stets Freund und Beschützer zu sein, jetzt mahne ich Dich daran; ich bitte Dich, ich beschwöre Dich, um meiner Willen trachte nicht darnach, Dich zu meinem Verderber zu machen.“

Bernardi erstarrte vor dieser Sprache; ein verächtliches Mitleid, das er nie gekannt, erfüllte ihn ganz. „Wirklich,“ sagte er, „ich hätte nicht geglaubt, daß es möglich sei, auf solche Weise Unrecht in Recht zu verwandeln und damit sich zu beruhigen; doch Du hast mich aufgerufen, ein feierliches Versprechen zu erfüllen, und ich will es halten. Nimm denn, was mir gehört, mache mich zum Bettler, es sei darum.“

„Du bist erzürnt,“ rief Agnes, als er aufstand, „allein giebt es denn kein Mittel, Deinen Verlust zu ersetzen, Dich zu versöhnen, daß wir in Freundschaft und Liebe auch ferner uns zugethan bleiben?“

„Ich muß bedauern,“ erwiderte Bernardi lächelnd, „ich habe nichts mehr zu geben.“

„Aber ich,“ erwiderte sie im vertraulichen Tone; „ja, mein lieber Freund; Du sollst mir eingestehen, daß ich nichts umsonst begehrte. — Wie gefällt Dir meine Schwägerin, Victoria?“ fragte sie plötzlich.

„Wie soll ich diese Frage deuten?“ versetzte er verwirrt.

„Höre mich an,“ fuhr Agnes fort, „ich will Dir ein Geheimniß vertrauen. Victoria ist reich, sehr reich und — sie liebt Dich!“

„Mich?“ rief Georg. „Unmöglich! Wie könnte es möglich sein?“

„Ich will es Dir sagen. — Victoria ist eine jener seltsamen Frauen voll Willenskraft und stolzer Charakterfestigkeit. Sie hat unglückliche Erfahrungen in ihrer Ehe gemacht und die meisten verspottet, alle abgewiesen, welche später um sie warben. Du hast den Herrn von Eingen gesehen; er ist seit zwei Jahren ihr Verehrer, ohne daß seine geistreiche Lebenswürdigkeit einen Sieg errungen hätte. Dein Erscheinen bei uns hat eine Erklärung herbeigeführt, einen Zank, der mit einem förmlichen Bruch endete. — Eingen, der Victoria kennt, vermuthete aus ihrem Benehmen gegen Dich, daß sie sich lebhaft interessire. Er griff Dich an und sie übernahm Deine Vertheidigung. Sie schilderte Dich als einen Mann von wahrhaftem Muth, voll tiefer innerer Würde und Sittlichkeit, die zur Hochachtung nöthige, endlich aber gedrängt von ihrem Gegner im

Feuer ihrer Empfindungen rief sie plötzlich: Ich läugne es nicht, ich fühlte mich angeregt, als ich diesen Mann zum ersten Male an euerem Hochzeitstage bemerkte; ich habe mich seiner mit Wohlbehagen erinnert, so lange er entfernt war und jetzt, nun ich ihn wiedergesehen, entzückt mich seine Entschlossenheit, sein starkes Rechtsgefühl, sein schönes, stolzes Wesen. Wenn ich einen Herrn wählen möchte, so würde es dieser sein, und wenn er käme und zu mir spräche: ich liebe Dich! ich wäre im Stande, so fest darauf zu bauen, daß ich ihm um den Hals siele und rief: So laß uns versuchen, glücklich zu sein!“

Georg stand stumm da, mit glänzenden Augen und hochgeröthetem Gesicht. Plötzlich aber sagte er: „Sie kann nicht lügen, nein, sie würde es nicht thun, aber Du, Du lügst! — Wer gab Dir diese neue Täuschung ein und zu welchem Zweck soll sie dienen? Wenn es aber wahr wäre, wer gab Dir das Recht mir das zu sagen? mir das Geheimniß eines edlen Herzens als Kaufpreis für mein schmählich errungenes Erbe anzubieten?“

„Theurer Georg!“ rief Agnes ängstlich, „ich bitte Dich, ich beschwöre Dich, nur meine Freundschaft, mein heißer Wunsch, Dich zu versöhnen, vermochte mich zu dieser Mittheilung.“

„Oder der edle Wunsch, den armen Eingen von einer thörichten Aufregung vollständig zu heilen,“ sagte eine spottende Stimme hinter den Sprechenden, die erschrocken sich umblickten und an einer geöffneten Tapetenthür Victoria stehen sahen.

„Du hast uns behorcht!“ sagte Agnes entrüstet.

„Ja, meine liebe Schwägerin,“ erwiderte Victoria, „das that ich und ich gestehe ein, es war nicht Zufall, es war meine Absicht, Dich zu behorchen.“

„Nun wahrhaftig,“ rief die Frau vom Hause, „es gehört Deine nichtsachtende Offenheit dazu, dies zu bekennen.“

„D, still, wer wird so zornig sein!“ fuhr Victoria lächelnd fort. „Hättest Du mich und was mich angeht, nicht ins Spiel gezogen, ich wäre vielleicht ganz leise davon gegangen und hätte es diesem jungen Herrn überlassen, sein nächtliches Abenteuer anzufechten. — Nun aber,“ fuhr sie fort und legte ihrer Schwägerin vertraulich die Hand auf die Schulter, „nun bin ich gezwungen, mich ein wenig einzumischen, liebe Agnes, ein wenig nach meiner Weise zu handeln und da es möglich wäre, daß mein Bruder etwa da oder dort

zufällig den Thüren nahe käme und auch etwas hören möchte von dem, was ich zu sagen habe, so werde ich laut sprechen, damit es ihm unbenommen bleibt, nach seinem Gefallen hereinzutreten, um unverhofft ein edles Werk zu krönen."

"Ich kann nicht glauben," sagte Agnes stolz, "daß Du denken könntest, Dein Bruder —"

"Ich denke nichts," fiel Frau von Bergenheim ein, "aber höre, welch wunderbarer schauerlicher Vorfall mir begegnet ist. — Das Testament, dies unglückliche Papier, das durch seinen Verlust allen den Wirrwarr, die Verdrießlichkeiten, endlich die argen Kränkungen sogar verschuldet, welche mein Bruder von dem Herrn Georg ertragen mußte..." —

"Ich hoffe, Georg ist versöhnt und denkt besser jetzt von Tamnau." —

"Gleichviel, ich war davon auf's Heftigste beunruhigt. — Ich konnte nicht schlafen vor dem Gedanken, was meinem Bruder widerfahren, und als ich endlich die Augen schloß, begann ein unerklärbarer seltsamer Traum. Mein dunkles Zimmer erschien mir plötzlich von einem weißglänzenden schönen Lichte erhellt, das geisterhaft und geheimnißvoll den ganzen Raum füllte und plötzlich mich zwang, die Augen aufzuschlagen, welche sich auf eine Gestalt richteten, die an meinem Bette saß. — Denke Dir mein Entsetzen! Es war der alte Herr Hartberg, Dein Vater, liebe Agnes. Das strenge, ehrwürdige Gesicht war zu mir ausgerichtet; Schmerz und Kummer lagen in seinen großen starrglänzenden Augen; er war ganz so anzuschauen, auch ganz so gekleidet, wie ich ihn ein paar Tage vor seinem Tode gesehen hatte, wo er mit Dir zürnte."

"Es scheint," rief Agnes, sie unterbrechend, "daß dies Märchen ausgedacht wurde, mich zu beleidigen. Ich will es nicht weiter hören."

"Du sollst und mußt es hören," sagte Victoria mit erhobener Stimme, "es ist wichtig für Dich. — Was willst Du von mir, verklärter Geist? rief ich in meiner Angst und eine tiefe Stimme antwortete mir: ich kann nicht ruhen vor dem Testament!"

"Es giebt kein Testament, sagte ich, Du selbst hast es ja vernichtet."

"Es ist vorhanden, erwiderte der Geist Deines Vaters. Stehe auf und gehe in das dritte Zimmer an der Thurmseite, wo Dein Bruder wohnt. Dort steht der große Schreibtisch, welcher einst mein eigen war. Öffne den Tisch, ziehe den letzten Kasten heraus, dort findest Du eine Feder, diese drücke nach in-

nen, dann wird aus der Hinterwand ein Schubfach springen, in ihm liegt mein Testament." —

"Mein Gott!" rief Agnes und alles Blut entwich aus ihrem Gesicht.

"Bei dem letzten Worte," fuhr Victoria fort, "erwachte ich und mein Zimmer war dunkel. Ich sprang aus dem Bette."

— "Du gingst!" —

"Ich ging," sagte Victoria, "ich suchte, ich fand. Es war alles so, wie Dein Vater es beschrieb und hier — hier ist das Testament!"

"Es ist nicht wahr!" schrie Agnes und mit einer heftigen Bewegung faßte sie nach der versiegelten Schrift in der Hand ihrer Schwägerin, welche diese zurückzog. — "Beruhige Dich, liebe Freundin," sagte Victoria, "dem Himmel sei Dank! Alles hellt sich auf. — Eine gütige Vorsehung wollte, daß dies wichtige Papier nicht vernichtet wurde; jetzt sind wir im Stande, alles Unrecht zu vergüten, allen Verdacht von uns abzuwenden. Meines Bruders, Deines Mannes Ehre ist gereinigt. Du selbst hast das Glück Deinem Jugendfreund, dem Sohn Deines Vaters, gerecht zu werden, dieses guten Vaters letzten Willen getreu zu erfüllen. Herr Bernardi aber muß bekennen, daß er sich übereilte; der Himmel tritt für uns und ihn in die Schranken, die Todten wachen auf und machen mich Unwürdige zu ihrem Werkzeuge. Hier, Herr Georg, ist das Testament, prüfen Sie es, ob keine Täuschung darin steckt."

"Es ist die Hand meines Vaters," sagte Bernardi; "ohne Zweifel, es ist sein Testament, gerichtlich beglaubigt und besiegelt."

"So danken Sie Gott und nehmen Sie Ihr Erbe in Besitz."

"Dein Erbe!" rief Agnes, die, aus ihrer Bestürzung erwachend, plötzlich Georgs Arme festhielt, "es ist Dein Erbe nicht, Du hast ihm entsagt, Du bist zufrieden gewesen, Dich mit uns zu vereinbaren; kannst Du jetzt Dein Wort brechen? Du kannst es nicht wollen; nur was Dein ist, magst Du begehren und das habe ich Dir zugesagt."

Ihre Angst und Heftigkeit erregte Bernardi's tiefste Verachtung. Schweigend faßte er das Testament: "So nimm denn hin, was Dir höher dünkt als Ehre und Gewissen," sprach er, "doch wie ich dies Papier zerreiße, so zerreiße ich jedes Band, das zwischen uns noch sein könnte."

„Halt! mein Herr,“ rief Victoria; allein es war zu spät. Mitten durchgerissen und in zehn Stücke getheilt, warf Bernardi das verhängnißvolle Blatt zu Boden.

(Beschluß folgt.)

### M i s c e l l e n .

(Der Damenhut als Eheprocurator.) Die arme schöne sanfte Emilie hatte einen reichen Gutsbesitzer geheirathet und war nicht bloß reich, sondern auch eitel, stolz und rechthaberisch geworden. Ihren einzigen Bruder Rudolph hatte ihr Mann zum Inspector der weitläufigen Güter gemacht, und der bescheidene Jüngling hatte sich in seiner Lage nur darüber zu beklagen, daß die Schwester häufig die gnädige Frau gegen ihn spielte.

Eines Tages waren die Geschwister in der Residenz und traten in den berühmten Pughaden der Madame Dessort, weil Emilie einen neuen Hut kaufen wollte. So viele ihr aber auch vorgelegt wurden, so gefiel ihr doch keiner, bis nach einiger Zeit ein junges blondes Mädchen von seltener Schönheit erschien und die Pughändlerin fragte, ob endlich ihr Hut fertig sei. Mad. Dessort bejahete dies und ließ ein reizendes rosa Hütchen holen, das sie dem jungen Mädchen unter vielen Complimenten über ihre und des Hutes Schönheit aufsetzte. Rudolph stand da wie bezaubert von der Schönen. Emilie aber, die das Mädchen ebenfalls bewundern mußte, sagte verdrießlich zu der Modenhändlerin: „Warum haben Sie mir diesen Hut nicht früher gezeigt? er ist der einzige in Ihrem ganzen Magazin, der mir gefällt.“ — „Morgen früh steht Ihnen ein ähnlicher zu Diensten.“ — „Das kann mir nichts helfen, denn ich reise in einer Stunde ab, und einen Hut brauche ich.“ — Madame Dessort war verlegen, die schöne Blondine aber nahm sofort ihr Hütchen ab, reichte es mit Lächeln der zürnenden Emilie hin und sprach freundlich: „Betrachten Sie immerhin diesen Hut noch als käuflich, ich nehme dafür das Versprechen der Madame Dessort an, mir morgen einen ähnlichen zu liefern.“ — Emilie stand unentschlossen da; der Hut gefiel ihr, aber die Güte der fremden Dame beschämte sie. Da faßte Rudolph sich ein Herz und sprach entschlossen: „Liebe Schwester, Du hast diese Dame aufgefordert, Dir ein Opfer zu bringen, jetzt steht es nicht mehr in Deiner Willkühr, es abzuweisen.“ — Emilie biß sich in die Lippen und Rudolph ergriff die Hand der schönen Dame, um einen ehrfurchtsvollen Kuß darauf zu drücken.

Die Geschwister verließen den Laden, und draußen machte Emilie ihren Bruder aufmerksam, daß es sich nicht schicke, in Gegenwart seiner Schwester einem Frauenzimmer niederer Classe die Hand zu küssen. Rudolph behauptete, die Fremde müsse eben so vornehm sein, als sie schön und gut wäre. Aber Emilie lachte und sagte: „Vornehme Leute behalten ihren Pug für sich und wollen nicht, daß das, was sie tragen, von aller Welt getragen werde. Sie verkaufen auch nicht ihre Hüte vom Kopfe weg.“ — „Desto besser,“ rief Rudolph. „Ist sie nicht vor-

nehm, so kann ich sie heirathen, und sie wird mich nicht verschmähen.“ — „Untersteh' Dich!“ warnte seine Schwester. „Bringe mir dieses Mädchen nicht vor die Augen, oder ich jage Dich sammt ihr vom Hofe.“ Rudolph schwieg, denn er war an diese Ausbrüche übler Laune gewöhnt.

Nichts ist einer Leidenschaft gefährlicher, als ländliche Einsamkeit; Rudolph, der wirklich liebte, aber seinen Schmerz verstrecken mußte, empfand es. — Nach langen Kämpfen beschloß er endlich, mit seiner Schwester zu reden, und er bestimmte dazu seinen Geburtstag, an dem ihn Emilie reichlich zu beschenken pflegte, und er sie milder gestimmt zu finden hoffen durfte. — Emilie hatte viele Stoffe zu Kleidern liegen und bat eine Freundin, eine Generalin, in der Residenz, sie möge ihr für einige Wochen eine geschickte Schneiderin senden. Die Generalin antwortete, sie werde eine der geschicktesten Schneiderinnen, Amalie Müller, senden, die aber, weil sie sehr gesucht sei, ungerne auf das Land gehe, und die sie nur durch das Versprechen habe vermögen können, daß sie wie eine Schwester, nicht als Arbeiterin behandelt werden würde.

Der Zufall wollte, daß Amalie gerade zu Rudolphs Geburtstag im Schlosse anlangte. Die gnädige Frau war noch in der Kirche und die Fremde ging unterdeß in den Garten. Rudolph war auch da und erblickte eine Dame mit einem rosa Hut gleich dem seiner Schwester. Er hielt es für die rechte Zeit, seinem Herzen Luft zu machen, und warf sich der Dame zu Füßen. „Schwester,“ rief er aus, „habe Erbarmen mit mir, oder ich bin verloren. Ich muß immerfort an die Liebliche denken, die wir in der Residenz sahen.“

„Mein Herr! von wem reden Sie?“ fragte eine liebliche Stimme, bei deren Zauberklang Rudolph erbebt, und dann ausrief: „Sie! Sie hier? Woher kommen Sie?“ — „Die gnädige Frau hat mich kommen lassen.“ — Rudolph war außer sich vor Freude. „Schwester Emilie, Dank, tausend Dank!“

Die gnädige Frau war noch in der Kirche, aber der gnädige Herr hatte die schöne Schneiderin in den Garten gehen sehen, war ihr gefolgt und trat jetzt mit den Worten vor: „Rudolph, was schreist Du so?“ — „Schwager, ich bin glücklich. Emilien's Zorn und Schelten war Verstellung. Sieh! das ist die Dame, um die ich so viel gelitten habe. Heimlich hat Emilie sie kommen lassen, um mich an meinem Geburtstage so überschwänglich zu überraschen.“ — „Ich bin hierher gekommen, um zu arbeiten,“ fiel Amalie ein. — „Nein,“ entgegnete Rudolph, „dies ist nur ein Vorwand meiner Schwester. Wenn Sie mich nicht ganz und gar verachten, so sind Sie meine Braut, meine Gattin; wir Alle wollen nur eine Familie bilden und Sie als liebe Schwester auf anfern Händen tragen.“

Diese Worte, welche Amalie so oft von der Generalin gehört, vollendeten die Mystifikation auch für sie. Thränen füllten ihre schönen Augen, und sie rief aus: „Ach! womit habe ich so viel Glück und Liebe verdient?“

Rudolph wagte es, sie an seine Brust zu ziehen, und auch der gnädige Herr küßte seine Schwägerin und weinte Thränen

die Nührung, — Dann riefen Beide laut: „Emilie! Frau! Schwester!“ — Aber die gnädige Frau war noch immer in der Kirche. Als sie heimkehrte, war die vermeintliche Urheberin der Ueberraschung die am meisten Ueberraschte, zumal da sich das Geschehene nicht wohl ändern ließ. „Wohlan!“, sprach sie endlich, „ich gebe Euch meinen Segen, aber zweiertei bedinge ich mir aus: erstlich darf die Frau Inspectorin nie denselben Puh und dieselben Kleider tragen, wie die gnädige Frau, und zweitens muß der gnädige Herr, wenn er den Inspector sprechen will, ihn zu sich rufen lassen, und darf ihn nie in seiner Wohnung besuchen.“

(Ein Abenteuer dreier Polen.) Im Jahre 1836 hatten drei junge Polen, die in der Fremden-Region gedient, ihren Abschied erhalten. Sie lebten in Dran von dem Ertrage ihrer Beute und gingen täglich mit einander auf die Jagd. Der jüngste von ihnen hatte seine Mutter bei sich, welche ihnen die Wirthschaft führte, eine würdige alte Dame, welche freiwillig mit ihrem einzigen Sohne die Verbannung und die Beschwerden eines fremden Klimas theilte. Eines Tages, als sie sich weit von Dran entfernt hatten, wurden sie plötzlich von etwa vierzig Reitern Abd-el-Kaders umringt, denen sie Widerstand leisteten, bis ein alter Marabout ihnen das Leben versprach, wenn sie die Waffen niederlegten. Sie thaten dies und er gab dem Jüngsten von ihnen ein Amulet als Schutz gegen jeglichen Angriff. Die Gefangenen wurden auf die Pferde genommen und fort ging es. Gegen Abend machten sie Halt unter den hundertjährigen Delbäumen von Mulei Ismael. Die Gefangenen wurden gebunden am Fuße eines Baumes niedergelegt; die Pferde graseten, Jeder aß, was er bei sich hatte, und legte darauf sich schlafen. Bald hörte man nur noch das Brausen des Windes in den Ästen, das Pferdegewieher, das Schnarchen der Araber und das ferne Geheul wilder Thiere. „Brüder!“ begann der eine Pole, „wir sind frei.“ Er hatte seine Hände frei gemacht und kroch nach dem Baume, wo das Pferdegeschirr und die Waffen lagen, nahm drei Yatagans und im Nu waren auch die Banden seiner Gefährten durchschnitten. Sie wollten die ersten besten Pferde besteigen, doch Einer von ihnen über sah in der Dunkelheit eine Flinte, die am Sattel hing, stieß daran, sie ging los, von dem Schuß erwachten die Araber und griffen zu den Waffen. Die Flucht war jetzt unmöglich und den drei Polen blieb nichts übrig, als ihr Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Schon waren mehrere Araber gefallen, als der alte Marabout die Stimme erhob und sagte: „Seid Ihr rasend, Kinder? Ihr trachtet nach dem Leben derjenigen, die ein Amulet haben, worauf der Segen des Propheten ruht?“ und mit seinem eigenen Körper schützte er die Polen, bis die Araber sich beruhigt hatten. — Die Gefangenen wurden jetzt schärfer bewacht und mit der ersten Tageshelle brach der Zug wieder auf und nahm die gefallenen Brüder mit. Als er seine Heimath erreichte, wurde jede Leiche an der Schwelle des Zel-

tes, in das sie gehörte, niedergelegt. Männer, Weiber, Kinder und Greise stürzten aber auch alsbald auf die Gefangenen, um sie zu ermorden, bis ihnen der Marabout gebot, das Amulet zu zeigen, welches er ihnen gegeben. Beim Anblick desselben blieb die wüthende Menge stehen und kehrte zähneknirschend um. Abd-el-Kader lagerte damals in der Ebene von Eghris. Der Marabout führte ihm die Gefangenen vor und erzählte ihm von ihrer Tapferkeit. Der bleiche Emir lächelte und rief seinen Dolmetscher, um sich mit den Gefangenen zu unterhalten. Sie erzählten ihre Schicksale, ihre Kämpfe mit Rußland u. s. w. Abd-el-Kader hörte ihnen aufmerksam zu. Indeß sammelte sich um das Zelt eine wüthende Menge, die auf den Tod der Gefangenen bestand. Endlich trat Abd-el-Kader selbst hinaus und sprach: „Was wollt Ihr? Ist nicht Gottes Gnade über uns, wenn wir das Amulet achten, das unverlegliche, des heiligen Mannes?“ — „Aber sechszehn unserer Brüder haben sie erschlagen,“ antwortete das Volk. — „Es war die Strafe, weil das Amulet nicht geachtet und der Schutz, den es gewährt, verletzt wurde.“ Die Menge beruhigte sich dabei und die Polen erzählten ihre Geschichte weiter. Der Jüngste hatte, als er sprach, Thränen in den Augen. — „Du weinst?“ sprach Abd-el-Kader. „Ich möchte Dich Deinem Vaterlande wiedergeben, aber Du hast keines mehr, wie Du sagst.“ — „So gieb mich meiner Mutter wieder, die ohne mich dem Elend hilflos preisgegeben und der Sorge und dem Gram um mich vielleicht schon unterlegen ist.“ — Das that der Emir. Der junge Pole wurde noch am selben Tage zu den französischen Vorkosten geführt und die beiden älteren Kameraden später ausgewechselt.

### Generalcorrespondenz.

Eugen Sue ist gegenwärtig unbedingt der berühmteste und gelesenste Romandichter; auch der fruchtbarste scheint er zu sein, denn während er mit seinem „ewigen Juden“ die ganze gebildete Welt noch in Spannung erhält, läßt er bereits ankündigen, daß sofort nach Beendigung dieses Werkes, zu Ende des Jahres 1845 oder zu Anfange 1846, ein neuer großer Roman von ihm, „die sieben Todsünden“, erscheinen werde. Eugen Sue wurde am 10. December 1804 in Paris geboren und seine Vathen waren die Kaiserin Josephine und Eugen Beauharnais. Sein Vater war ein berühmter Arzt, wie es schon sein Groß- und Urgroßvater gewesen und auch er widmete sich der ärztlichen Laufbahn. Als Arzt machte er 1823 den französischen Feldzug in Spanien mit und wohnte da der Belagerung von Cadix und der Einnahme von Trocadero bei. Dann verließ er den Landdienst und ging zur Marine über. Als Schiffsarzt machte er mehrere Reisen nach America, besuchte dann Griechenland und machte auf dem „Breslau“ die Schlacht bei Navarin mit. Später kehrte er nach Paris zurück, gab den Dienst und die Medizin auf, da er von seinem Vermögen bequem leben konnte, und studirte bei seinem Freunde

Gudin die Malerei. Im Jahre 1830 sagte ein ehemaliger Kamerad zu ihm: „Die Romane Coopers haben das Seelenleben modisch gemacht; Du solltest uns Deine Seerabenteuer auch erzählen und den Seeroman in Frankreich schaffen.“ Der Gedanke gefiel Eugen Sue, er warf den Pinsel weg, ergriff die Feder und schrieb zuerst „Kernoch der Seeräuber“. Diesem ist bekanntlich eine lange Reihe anderer Werke bis auf den „Juden“ herunter gefolgt. — Der Dichter bewohnt in Paris in der Vorstadt St. Honoré ein hübsches Haus voll Blumen und Lianen, die namentlich die Vorhalle dicht umranken. Sein Garten ist allerliebste eingerichtet. Eine lange geschlossene Galerie voll von Sculpturwerken und Pflanzen führt von dem Hause zu einer kleinen Ausgangsthüre, die ganz hinter einem künstlichen Felsen versteckt ist. Die Wohnung besteht in drei kleinen Zimmern, die durch die Lianen und Blumen an den Fenstern ganz dunkel gehalten werden. Die Meubels sind roth beschlagen mit goldenen Nägeln und fast zu zahlreich, zu überhäuft. Die Wände verschwinden ganz unter allerlei Kunstsachen und Curiositäten; namentlich sieht man da viele Werke von den ausgezeichnetsten neuen französischen Malern, Delacroix, Gudin, Vernet, Isabey etc. — Im Garten findet sich ein schönes Häuschen für ein Paar kostbare Hunde, ein Geschenk von Lord Chesterfield, und in dem Vorhause sieht man unter Jagdgeräthen und Jagdtrophäen einen Wolf und einen Raubvogel, die früher gezähmt und Lieblinge Sue's waren, jetzt ausgestopft dastehen, während im Garten Goldfasanen und Turteltauben umherspazieren, die Abends an den Fenstern und unter der Vortreppe schlafen. —

Nirgends kann das Heirathen kostspieliger sein als in Indien; der englische Oberst Sleeman bestätigt dies neuerdings: „Der Zug,“ sagt er, „mit welchem der junge Raschah seine Braut besuchte, bestand aus hundert Elephanten und über funfzehntausend Menschen. Der Bräutigam hatte blos bei diesem Besuche eine Summe von sechsmalshunderttausend Rupien (Gulden) auszugeben. Auf dem ganzen Wege mußte Geld ausgestreut werden; zuerst und bis 7 (engl.) Meilen von dem Wohnorte der Braut Kupfermünzen; von dem genannten Punkte an bis an das Thor der Feste Silbermünzen und von dem Thore bis an den Eingang des Palastes Goldmünzen und Juwelen aller Art. Die Goldmünzen und Schmucksachen streute der Häuptling selbst aus; die Vertheilung der Kupfers- und Silbermünzen dagegen war niederen Händen überlassen worden. Die Kosten der Familie der Braut sind dagegen noch weit größer als die des Bräutigams, denn sie hat die Gäste des Bräutigams wie ihre eigenen zu erhalten, so lange dieselben bleiben, und überdies gab diesmal der Vater der Braut jedem der Anwesenden, er mochte geladen sein oder nicht, eine Rupie. Natürlich hatte sich eine ungeheure Volksmenge eingefunden, um dieses Geschenk zu erhalten, oder etwas von dem ausgeworfenen Gelde zu erhaschen. Endlich wurde der Vorrath des einzelnen Geldes erschöpft und

ehe neues herbeigeschafft werden konnte, hatten sich noch 30,000 Personen eingefunden. —

Wie der Engländer Barburton in einem neuen Werke über das Morgenland erzählt, besteht in einem an Abyssinien grenzenden Lande die ganz eigenthümliche Sitte, daß der König, sobald er mit der königl. Würde bekleidet ist, sich auf eine Insel zurückzieht, und nie wieder vor den Augen der Menschen sichtbar wird, als ein Mal, wann nämlich seine Minister zu ihm gehen, um ihn — zu erwürgen; denn erwürgt muß er werden, da man es für unschicklich hält, daß der stolze Monarch von Bahr eines natürlichen Todes sterbe, wie die übrigen gemeinen Menschenkinder. —

Ein französischer Künstler, Aug. von Lamare, hat eine höchst wichtige Entdeckung gemacht, die wohl geeignet sein dürfte, eine Umgestaltung in der Kunst der Delmalerei herbeizuführen. Bekanntlich hat die Delmalerei den Uebelstand, daß die Farbe bald vertrocknet, weil das Del verfliehet, und der Künstler also nicht lange arbeiten kann. Meist ist das Eintrocknen schon nach zwölf Stunden erfolgt. Der Maler muß deshalb mehrere Farbensichten übereinander auftragen, die nicht durchdringen, sich nicht ganz innig verschmelzen. Daher kommt es, daß in der Farbe sich Lichteffekte bilden, die nicht von dem Pinsel des Malers herrühren und die der Künstler nicht entfernen kann; daher kommt es ferner, daß die Delgemälde sich so schnell verändern und auch wohl sich abschuppen und Risse bekommen. Das einzige Mittel zur Abhilfe dieser Uebelstände würde dann gefunden sein, wenn es zu verhindern wäre, daß die Farbe vor der gänzlichen Vollendung des Gemäldes trocken werde. Dieses Mittel nun hat Lamare gefunden und durch dasselbe wird es ihm möglich, eine Farbensicht sogar Jahre lang feucht zu erhalten, aber auch ein Gemälde augenblicklich trocken werden zu lassen. Worin dieses Mittel besteht, weiß man nicht, denn er will sein Geheimniß nur dann veröffentlichen, wenn ihm eine Rationalbelohnung bewilligt wird, wie Herrn Daguerre. —

Bekanntlich giebt es — oder gab es wenigstens — in Indien eine zahlreiche Secte Mörder von Profession, die Bürger, und man hat Gräßliches von ihnen erzählt. Jetzt hat man aber die Entdeckung gemacht, daß es in jenem Lande noch eine weit schrecklichere Secte heute noch giebt, die Dhutturies nämlich, oder Vergifter, welche die Straßen in Indien unsicher machen, und dadurch gefährlicher werden, daß sie nicht in einen Bund vereinigt sind, also schwerer ermittelt werden können. Der Vergifter ist ein einzelner Vagabund, der das Geschäft für eigene Rechnung treibt, und die Aussicht auf die geringste Beute reicht hin, ihn zum Morde zu treiben. Das Gift wird meist in die Tabakspfeife gethan oder in Speisen gemischt. Hunderte und Tausende sollen von diesem schändlichen Gewerbe leben und wie zahlreich die Opfer sein müssen, die jährlich fallen, läßt sich leicht ermessen. —



# Allgemeine Moden-Zeitung

N<sup>o</sup> 51.

1844.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illumin. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.** Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Bericht an die Leser.

Ein Ueberblick dessen, was unsere „Modenzeitung“ in dem nun bald abgelaufenen Jahre geleistet hat, wird von neuem den Beweis liefern, daß wir, wie immer, auch dies Mal eifrig bemüht gewesen sind, den Ansprüchen zu genügen, die man mit Recht an unser weitverbreitetes Blatt stellt. Wir haben wiederum eine Reihe deutscher Originalnovellen von mehreren unserer geachtetsten Erzähler geliefert, wie von Bernd von Guseck (2), E. v. Wachsmann, A. Weill, L. Storch, M. Reichenbach, L. Saß, E. Willkomm, Th. Mügge, wie von den Damen E. Mühlbach und Am. Winter, während das „Bilder-Magazin“ eine Auswahl der neuesten und unterhaltendsten Erzählungen des Auslandes, wie von Prosp. Mérimée, Musset, Jacob, Mad. Reybaud, M. Aycard, Jul. Sandeau etc. brachte, in den so zahlreichen und allgemein beliebten „Miscellen“ eine große Masse ernsten und heitern Unterhaltungsstoffes, wie ihn die Zeit gab, den Lesern dargeboten wurde und kurze Literaturberichte die neuesten und wichtigsten Erscheinungen der deutschen schöngeistigen Literatur unparteiisch besprachen.

Neben dieser sorgsam Pflege des literarischen Theils der Zeitschrift widmeten wir dem artistischen keine geringere Aufmerksamkeit. Die Modenblätter lassen gewiß nichts mehr zu wünschen übrig und die andern Stahlstichbeilagen, Portraits berühmter Zeitgenossen, Ansichten von Städten, Bauwerken etc., die gerade viel besprochen werden, machen unsere Zeitschrift zur schönsten „illustrierten“ Zeitung, wie sie die älteste dieser Art ist, zu einer „Ruhmeshalle der Gegenwart“. Wir erwähnen von solchen Illustrationen, welche der vorliegende Jahrgang brachte: die Gerichtshöfe und die Versöhnungshalle in Dublin, den Concertsaal in Leipzig, die Ansicht von Tanger und Marocco, die Denkmäler Karls des Großen in Frankfurt a. M., Cuviers in Paris und Wellingtons in London, so wie das Canaldenkmal bei Erlangen, sodann die Portraits des Kaisers von Marocco, des Herzogs von Bordeaux, der Prinzessin von Joinville, des Generals Narvaez, des Admirals Dupetit-Thouars und des amerikanischen Präsidenten Tyler, sowie die von Mügge, Hiller, Garboni, Frau Günther-Bachmann und Fräulein Capitain (zum großen Theil nach Originalzeichnungen).

Für den nächsten Jahrgang können wir Novellen von mehreren unserer beliebtesten Erzähler, so wie die interessantesten Bilderbeigaben versprechen und wir hoffen deshalb auf die Fortdauer der Gunst, welche uns das Publikum bisher in so reichem Maße geschenkt hat.

**Die Redaction und die Verlagsbuchhandlung der Allgem. Modenzeitung.**

### Zu spät!

Novelle von Th. Mügge.

(Beschluß.)

Victoria lachte laut und lehnte sich auf Agnes, die sie umfaßte. „Was habe ich gesagt,“ rief sie, „gibt es einen unbesonnenern Kaufmann wie diesen Herrn Georg? Vergebens sind alle Warnungen, vergebens steigen die Todten aus ihren Gräbern, vergebens muß ich mich von ihnen ängstigen und aus dem Schlafe jagen lassen, bis es wirklich gelingt, dies verwünschte Papier habhaft zu werden, das alle seine Wünsche erfüllt. Wozu dient es aber? Damit er einen Streich begeht, über den jeder vernünftige Mensch ihn auslachen muß.“

„Nein, mein theurer Bruder,“ rief Agnes, indem sie sich Georg näherte, „glaube ihr nicht. Nie will ich vergessen, was Du gethan, meine ewige Dankbarkeit soll es Dir zu vergüten suchen.“

„Madame,“ erwiderte Georg, indem er kalt zurücktrat und auf die Papierstücke am Boden zeigte, „hier liegt eine Kluft zwischen uns, die nicht zu überschreiten ist! — Es ist zu spät!“ rief er mit schmerzvoller Heftigkeit, „jetzt ist es zu spät. Entwürdigt, ohne Ehre und Gewissen steht ein Wesen vor mir, das ich bis zur Anbetung geliebt und unter namenlosen Qualen verloren habe. Das ist der letzte Schmerz, der überwunden sein will, doch ich erkenne es, mein Schicksal hat es gut mit mir gemeint.“

„Noch einen Augenblick,“ sagte Victoria und hielt ihn auf, als er gehen wollte. „Was Sie mit meiner Schwägerin verhandelten, hat keine Gültigkeit für mich.“

Sie richtete die blickenden Augen fest auf ihn und fuhr dann mit ihrem gewöhnlichen lustigen Lächeln fort: „Die Todten erscheinen nicht zum zweiten Male, aber die Lebendigen haben die Verpflichtung, für sie in die Schranken zu treten, Unehre von sich abzuwenden und den Unverständigen Vernunft zu lehren. — Gute Nacht, Herr Georg, nehmen Sie ein Licht da vom Tische und hüten Sie sich vor allen Abenteuern und Geistererscheinungen.“

### S.

Der Rest der Nacht verging Bernardi in fieberhafter Aufregung. Was er erfahren und erlebt, strömte nun in zahllosen Bildern und Träumen an ihm vorüber und ließ den wechselndsten Empfindungen Raum, deren er nicht Herr werden konnte. — Victoria liebte

ihn; sie hatte den Worten ihrer Schwägerin nicht widersprochen und doch hatte sie diese gehört. — Dieser Gedanke zitterte beglückend durch sein Herz, er machte ihn froh und muthig und er rechtfertigte ihn durch jedes Wort, das sie gesprochen, durch jeden Blick, den sie ihm zugewandt. — Victoria war seine Verbündete in diesem traurigen Streite, der ihm Alles geraubt, aber gern hätte er zum zweiten Male das Testament zerrissen und der Habsucht zugeschleudert für die Zusage der Liebe, die Agnes ihm angekündigt hatte. — Bald machten sich jedoch auch die Zweifel derselben geltend und mit jedem Dahineilen der Stunden sanken sie schwerer auf ihn herab. Alles kam ihm wie ein süßer Traum vor, aus dem eine kalte Hand ihn langsam aufweckte, wie eine grausame Täuschung, die man nur erfunden habe, um ihn zu verspotten. — Zuweilen, wenn diese Gedanken ihn übermannten, stand er auf und er glaubte ein fernes Geräusch und dumpfe Worte zu hören; er glaubte Victorias Stimme zu erkennen, ihr Lachen, den scharfen Ton, mit welchem sie seinen Namen aussprach, und er zitterte in dem finsternen Zimmer, wo das Licht längst niedergebrannt war, allein zu sein, denn er sah sie neben ihren Verwandten vertraulich verkehren, oder Arm in Arm mit dem gekennten Anbeter an ihm vorüberauschen.

So kam endlich der Morgen, dessen ersten Schein er mit Ungeduld erwartete. Es ward lebendig im Hofe, die junge Sonne übergoss mit glühendem reinen Lichte die hohen Bäume im Park und seine sehnsüchtige Angst wuchs, als er die thauigen Gänge durchirrte, ohne die, welche er suchte, anzutreffen. Er hatte sich eingebildet, sie müsse ihm begegnen; bei jedem Rauschen der Gebüsche glaubte er sie nahe, jetzt kehrte er verdüstert und gekränkt zurück und sein Vertrauen schwand ganz, als er seinen Wagen zur Abreise fertig und ihn erwartend an der Thür erblickte.

Der alte Diener, welcher am Schlage stand, sagte höflich: „Da es wohl anzunehmen, daß der Herr eilig zur Stadt zurückzukehren wünsche, habe er alle Vorbereitungen getroffen.“

„Und die Damen?“ fragte Bernardi. „Ich wünschte mich ihnen zu empfehlen.“

„Der gnädige Herr sowohl, wie die Damen,“ sagte der Diener, „lassen eine glückliche Reise wünschen.“

Man wollte ihn nicht wieder sehen! Mit dieser niederschlagenden Ueberzeugung stieg er in den Wagen und fuhr zum Thore hinaus. Als der Baumweg sich wandte, blickte er zurück. Eine weibliche Gestalt

stand auf der Terrasse und lehnte an dem grünenden sonnenumflossenen Geländer. Ihr schwarzer Seidenmantel flatterte im Morgenwinde. In dem Augenblick trat eine zweite aus der Thür und beide eilten sich entgegen, fröhlich die Arme ausbreitend. Es war Victoria, die ihre Schwägerin umarmte. Georg glaubte ihre spottende Stimme zu hören und er drückte die Hand vor seine Augen und sagte still vor sich hin: „Narr, der ich war, dieser Komödie zu glauben. Ich habe, wie es scheint, eine traurige Rolle darin gespielt, die Rolle des edelmüthigen Hanswurstes, der nach allen Stößen, die er empfangen, ausgelacht wird.“

Zur Mittagszeit war er endlich in seiner Wohnung, wo ihn der treue alte Freund erwartete, welcher heut ganz freundlich aus seiner faltigen steifen Halsbinde hervorsah und nicht wenig erschrak, als er in die Unglück verkündenden starren Gesichtszüge seines jungen Herrn sah.

„Nun,“ rief er aus, „ich kann's mir denken, denn ich sehe es Ihnen an, wie es gegangen ist. Die saubere Sippchaft ist von Stahl und Eisen in ihren Schlechtigkeiten und alle Unterhandlungen sind vergebens gewesen.“

„So ist es,“ erwiderte Georg. „Es ist Alles verloren.“

„Nur die Ehre nicht!“ rief Herr Springer mit Pathos, „hoffentlich aber gefallen Ihnen meine Mittheilungen besser. Was würden Sie sagen, wenn wir Nachricht erhielten, daß unsere in Amerika verlorene gegebenen Summen höchst wahrscheinlich ganz gerettet werden?“

„Das würde,“ erwiderte Bernardi, „wenn diese Nachricht jetzt einträfe, ein sehr glückliches Ereigniß für die Verkäufer sein. — Haben Sie Briefe erhalten?“

„Nein,“ sagte Springer, ihn erschrocken anblickend, „aber ich habe alle Anstalten getroffen, daß morgen beim Verkauf wo möglich Sie der Käufer bleiben.“ — Bei dem ungläubigen Kopfschütteln Bernardi's fuhr er dann eifriger fort: „Was ich selbst besitze, ist disponibel, außerdem haben sich zwei achtbare Freunde erboten, bedeutende Vorschüsse zu machen; so können wir denn ziemlich getroßt auf dem Platze erscheinen und dürfen uns um so dreister in die Schranken stellen, da Niemand so gut wie wir weiß, was die Fabrik unter den jetzigen Umständen mit ihren Aktivas und Passivas werth ist.“

Der alte vorsorgliche Buchhalter legte nun in der That dem jungen Fabrikanten einige Papiere vor,

durch welche zwei angesehene Kaufleute sich erboten, gewisse Summen zum Ankauf der Fabrik vorzustrecken. Die Bedingungen waren nicht leicht, allein sie konnten angenommen und erfüllt werden, wenn die Umstände sich einigermaßen günstig gestalteten. Bernardi hatte damit den Tag über Geschäfte genug abzumachen, um an die Vorgänge im Schlosse nicht allzu oft erinnert zu werden.

Erst als er spät Abends allein war, erwachte der Schmerz über alle Kränkungen und Täuschungen, welche er erfahren, in voller Stärke. Victoriens Bild wollte ihn nicht verlassen. Er rief sich jede Scene zurück, prüfte jedes Wort nochmals, und je mehr er sich damit beschäftigte, um so mehr Ruhe und Freude kam über ihn. — Sehnsüchtiger Kummer zauberte ihm die Geliebte vor, wie sie stolz fragend vor ihn hintrat und zürnend rief, ob er an ihr zweifeln könne? Sie schalt ihn kleinmüthig und mit Entzücken streckte er die Arme aus, um sie traurig sinken zu lassen, denn der Raum war leer, die Zeit entfloh, wenige Stunden nur lagen zwischen der Entscheidung; was kommen sollte, mußte schnell geschehen. — „Wenn das die Liebe ist,“ sprach er und legte die Hand auf sein Herz, „die mich beseligt und vernichtet, nun so habe ich sie empfunden in ihrem Entzücken wie in ihrem Leid. — Was habe ich denn geglaubt? Kenne ich denn die Menschen so wenig, standen sie mir nicht nahe genug mit ihrer gemeinen Selbstsucht? Aus ihnen hervor hob sich Victoriens leuchtende Gestalt auf dem dunklen Grunde, wie ein Maler seine herrlichsten Bilder zwischen Wüsten und nackter Dürre hinstellt.“ — Unter solchen Klagen verging die Nacht, bis er endlich mit männlicher Entschiedenheit sich frei zu machen strebte. „Was helfen meine Worte?“ sagte er lächelnd, „war ich schwach, so war es die Schwäche eines Herzens, das nun in Arbeit und tapferem Kampf mit dem Leben seinen Frieden wieder gewinnen muß. Nein, Victoria, ich zweifle nicht; wie mein Loos auch fällt, Niemand soll mir sagen, Du hättest mich verrathen. Ich glaube an Dich, ich hoffe und vertraue. Du wirst kommen, meine Geliebte; wie ich Dich jetzt sehe, so wirst Du in Wahrheit vor mir stehen und was Du auch thatest, was Du beschlossen hast, es wird, es muß das Rechte sein.“

So kam der Morgen und Georg war so heiter und zuversichtlich, daß Jedermann und Herr Springer am meisten überzeugt war, er sei seiner Sache gewiß. Um die zehnte Stunde war die Versteigerung ange-

setzt. Nach und nach wurden die Vorbereitungen dazu gemacht, mehrere Käufer fanden sich ein und endlich erschien auch der Advokat Tamnau's, der noch zwei Herren mitbrachte, mit denen er eifrig und angelegentlich sprach.

Als er Bernardi ansichtig wurde, wandte er sich sogleich zu diesem und sagte mit seiner süßen Freundlichkeit: „Sie haben, wie ich erfahren, gestern Briefe aus New-York erhalten, verehrter Herr, nach denen ein bedeutender Theil der großen Summe gerettet werden wird, welche das Haus dort noch stecken hat.“

„Ich weiß nichts davon,“ erwiderte Georg verwundert.

„Dann hat es Ihnen der gute Herr Springer wahrscheinlich noch nicht mitgetheilt,“ fuhr der Advokat fort und er sah den alten Buchhalter lächelnd an, der bleich und verlegen wurde. — „Nicht wahr, lieber Herr Springer, Sie wollten diese wichtige Nachricht erst heute bei der Auction veröffentlichen; es hat sich jedoch das Gerücht voreilig verbreitet und ist von äußerster Wichtigkeit für den Verkauf.“

„Ich habe — ich wollte —“ sagte Herr Springer, indem er zwei Briefe aus seiner Brusttasche zog.

„Ganz recht,“ rief der Anwalt, der die Papiere rasch aufschlug, „hier steht es: das verloren gegebene Geschäft wird zum großen Vortheil umschlagen. Diese Nachricht ist 50,000 Thaler werth, meine Herren, merken Sie wohl auf, besonders Sie, Herr Geheimer Commerzienrath.“ Hier wandte er sich an einen großen stolzblickenden Herrn, der ihm verbindlich zunickte und offenbar der gefährlichste Concurrent war. „Dies Geschäft verkaufe ich im Auftrage meiner Mandanten besonders und trenne es von dem Uebrigen,“ fuhr der Advokat fort. „Wir können die Auction beginnen, treten Sie heran. — Die Fabrik also, meine Herren, wie sie steht und liegt mit Allem, was dazu gehört, aber mit Ausnahme des amerikanischen Geschäfts.“

„O, lieber Herr Bernardi,“ flüsterte der alte Buchhalter zitternd und große Thränen liefen über sein faltiges Gesicht, „jetzt ist Alles vorbei, jetzt haben Sie Alles verloren.“

„Wer sagt Ihnen das?“ rief eine laute helle Stimme und eine Hand tippte leise auf Georg's Schulter.

„Dierzig Tausend Thaler zum ersten!“ schrie der Ausrufer, aber Alle wendeten sich um, denn neben Georg, Hand in Hand mit diesem stand eine Dame, ein großes besiegeltes Papier in der Rechten. — „Verzeihen Sie mein störendes Erscheinen, meine Herren,“

sagte sie stolz lächelnd, „allein es ließ sich nicht ändern und ich fürchte fast, Sie werden sich noch mehr beklagen. Werther Herr Justizrath,“ fuhr sie dann fort, „lesen Sie doch gefälligst dies Instrument, das mein Bruder leider in Ihrer Abwesenheit von einem Richter in unserer Nähe aufsehen lassen mußte, das jedoch jedenfalls seine volle Giltigkeit hat.“

Der Justizrath las, blickte auf zu Victoria, die ihm zunickte, las wieder und rief dann: „So hat die Auction ein Ende, meine Herren, ehe sie begonnen hat. Die bisherigen Eigenthümer haben hier eine Abtretungs-Urkunde in bester Form ausgestellt, nach welcher die Fabrik mit Allem, was dazu gehört, ohne jede Ausnahme auf Herrn Georg Bernardi übergeht, dem ich meine herzlichsten Glückwünsche darbringe.“

„Victoria!“ schrie der alte Buchhalter und seine Thränen wurden zu Freudenthränen.

„Victoria!“ rief auch Georg und er preßte ihre beiden Hände zitternd an sein Herz und seine Lippen; ihre Augen begegneten sich, es malte sich darin die schöne Gewißheit des Verständnisses ihrer Herzen. — „Mein Bruder und Agnes schicken viele Grüße und Glückwünsche, lieber Georg,“ sagte sie; „morgen oder übermorgen treten sie in Lingen's Begleitung eine Reise nach Italien an.“

„Und Sie — Sie?“ erwiderte Georg mit Innigkeit.

„Ich bleibe hier,“ sagte sie bewegt und leise — „ich bleibe bei Dir!“ — Und schnell wendete sie sich zu den Versammelten, die mit neugieriger Theilnahme umherstanden. „Meine Herren,“ rief sie in ihrer Weise spöttisch lachend, „Sie nehmen eine Neuigkeit mit, die Aufsehen erregen wird, „ich will eine zweite hinzufügen, die den Reiz sehr erhöhen muß. — Erzählen Sie, daß Georg Bernardi nicht allein sein Erbe plötzlich erhalten, sondern daß er sich auch zur Stelle verlobt hat. Braut und Bräutigam stehen vor Ihnen.“

Dem neuen Erstaunen folgten die Glückwünsche. — „Zu viel, o, zu viel Seligkeit in einer kurzen Lebensminute zusammengedrängt,“ rief Bernardi in Victorien's Arme.

Sie blickte ihn liebevoll an. „Nicht eine Minute, mein Georg, ein ganzes Leben erwartet uns, so laß uns denn wagen, glücklich zu sein!“ —

## Miscellen.

(Der Marquis als Fiacre.) Nach einer Vorstellung am 25. Januar 1796 im „Theater der Republik und der Künste“, wie damals die Oper in Paris hieß, sah sich ein bekannter vornehmer Elegant nach einem Wagen um. Bald fuhr auch ein Fiacre heran, er stieg hinein und fuhr nach seiner Wohnung. Vor derselben stieg der Kutscher vorsichtig ab (er trug Holzschuhe und es schneite heftig), öffnete den Wagenschlag, schlug den Tritt herunter und war dem Herrn bei dem Aussteigen behilflich, der für diese Artigkeit ein ansehnliches Trinkgeld gab.

„Du scherzest, lieber Graf,“ antwortete der Fiacre, als ihm das Geld in die Hand gedrückt wurde, „ich werde das nicht annehmen.“

„Lieber Freund.“

„Eben weil ich Dein lieber Freund bin, kann ich das Geld nicht annehmen. Der Chevalier von Ferrière nimmt von seinen Freunden kein Geschenk an.“

„Du wärest es?“ entgegnete der Elegant.

„Ja, ich bin es,“ sagte dieser und Kutscher und Elegant sanken einander in die Arme.

„Wie aber,“ fragte endlich der Elegant, „kommst Du zu einem solchen Posten?“

„Das ist sehr einfach. Alle wanderten aus oder hielten sich versteckt; ich machte es wie die Andern, versteckte mich aber unter einem Kutschermantel. Ich ließ über das Wappen meines Wagens eine Fiacre-Nummer malen, stieg auf den Bock und wanderte so bis an das Boulevard aus. Ich bekam Kundenschaft und der Marquis von Ferrière nahm ohne Umstände die Trinkgelber an, welche dem Fiacre geboten wurden. So zogen die Schrecken der Revolution über meinem Haupte hin, ohne mich zu berühren, aber noch würde es gefährlich sein, wenn ich von meinem Kutschers throne herabsteigen wollte, denn ich bin in die Liste der Emigrirten eingetragen.“

„Wo wohnst Du?“

Der Marquis nannte eine abgelegene Straße und sein Freund entgegnete: „Nehmt mir die Peitsche her und laßt mich auf den Bock steigen; setze Du Dich in den Wagen.“

„Warum?“

„Um Dir Gleiches mit Gleichem zu vergelten; ich werde Dich nach Hause fahren und morgen zu Sophie Arnould bringen, die mich zum Frühstück erwartet, und welcher der Minister Fouché eine prachtvolle Wohnung nebst einer Pension von 2400 Francs bewilliget hat als Nationalbelohnung für die vorzüglichen Dienste, welche die Bürgerin Arnould dem souveränen Volke geleistet hat.“

Fouché liebte die Sängerin und durch die Vermittelung derselben erhielt der Marquis von Ferrière die Ermächtigung, nach Frankreich zurückkehren zu dürfen, ob er gleich Paris nicht verlassen hatte.

(Warum Einer keine Almosen giebt.) Vor einigen Tagen ging ein sehr reicher, aber auch sehr geiziger alter Herr mit zwei Damen in Berlin unter den Linden spazieren, als ein armer alter Mann die drei Personen anredete und beschreiben um eine milde Gabe bat. Der reiche Herr wendete sich von dem Bittenden ab und ging weiter, ohne etwas zu geben.

„Ich bedauere, daß ich kein Geld bei mir habe,“ sagte Eine der Damen; „Herr Geheimer Rath, geben Sie dem armen Manne etwas.“

„Ich, gnädige Frau? Es ist mir nicht möglich.“

„Haben Sie auch die Börse vergessen?“

„Das nicht, im Gegentheil, ich habe ziemlich viel Geld bei mir, aber ich gebe niemals Almosen.“

„Sie geben nie den Armen?“

„Nein, gnädige Frau, ich bin ein viel zu frommer Christ, als daß ich gegen die heilige Schrift sündigen sollte.“

„Sie führen da einen Grund an, den ich am allerwenigsten erwartet hätte. Wie können Sie behaupten, daß die Bibel verbiete, mildthätig gegen die Armen zu sein?“

„Ich behaupte nicht, daß sie dies verbietet, aber sie sagt auch: was Du nicht willst, daß man Dir thu', das füg' auch keinem Andern zu, und ich wünsche natürlich durchaus nicht, daß man mir Almosen gebe; deshalb gebe ich auch selbst keine.“

(Die spanischen Frauennamen.) Der Name der Damen ist in Spanien eine Sache von der höchsten Wichtigkeit und spielt eine außerordentlich einflussreiche Rolle in dem geselligen Verkehr, denn es ist Sitte, daß Jeder, der in eine Familie eingeführt wird, die Damen des Hauses einfach bei ihrem Taufnamen nennt und zwar ohne Beifügung von „Frau“ oder „Fräulein“. Auch wenn man in Abwesenheit der Damen von ihnen spricht, bezeichnet man sie bloß mit ihrem Taufnamen und es klingt allerdings seltsam, wenn Jemand einen Mann nach dem Befinden der Frau desselben fragt und z. B. sagt: „Wie geht es Sophien?“ Selbst wenn von der Großmutter die Rede ist, nennt man sie bei ihrem Taufnamen. Sonst fügte man stets Dona hinzu; dieser Titel, auf den früher nur höhergestellte Damen Anspruch hatten, ist aber seit einiger Zeit, wie unser „Fräulein“ so allgemein geworden, daß man es für unschicklich hält, ihn einer gebildeten Dame beizulegen. — So angenehm nun die Sitte ist, alle Damen einfach bei ihrem Namen zu nennen, so hat sie doch auch eine Unannehmlichkeit, die nämlich, daß die Herren, welche auf gute Lebensart Anspruch machen, fortwährend auf die Tage der Heiligen im Kalender achten müssen, um allen ihnen bekannten Damen am Namenstage Glück wünschen zu können. Es gilt für eine große Unartigkeit, dieses Gesetz der Etikette zu übertreten und eine Spanierin verzeiht eine solche Nachlässigkeit niemals. — Uebrigens führen die Spanierinnen oft seltsame Namen und wie viel auf einen Namen ankommt, zeigt nachstehender Vorfall. Zu Ende des 13. Jahrhunderts reiseten zwei Gesandte auf Befehl des Königs Philipp August von

Paris ab, um den König Alfonso VIII. um die Hand einer Infantin von Castilien für seinen Sohn Ludwig bitten zu lassen. Alfonso hatte zwei Töchter und die Gesandten kamen in die größte Verlegenheit. Die eine, die ältere, dem Thron näher stehende, war die schönere, hatte aber einen Namen, der den französischen Ohren unangenehm klang; sie hieß nämlich Urraca, während die zweite, weit weniger reizende, den schönen Namen Bianca führte. Nach reiflicher Prüfung entschieden sich die beiden Diplomaten für die zweite, weil sie überzeugt waren, daß die Pariser sich nie an den unharmonischen Namen der Ältern gewöhnen würden. So wurde Bianca von Castilien Königin von Frankreich und Mutter Ludwigs des Heiligen. — Uebrigens werden die Frauennamen in Spanien im gewöhnlichen Leben so verunstaltet, daß man sie kaum wiedererkennt; aus Dolores macht man Lola (z. B. Lola Montez); aus Concepcion Goncha; aus Soledad Solita und Chola; aus Josefa Pepa und Pepita und aus Francesca gar Paca, Paquita, Frasquita, Curra und Currilla.

(Mystification.) Das gutmüthige und leichtgläubige Publicum wird bekanntlich sehr oft betrogen; eine der frechsten Betrügereien dieser Art ist folgende. Vor mehreren Jahren erschien in Paris eine Auswahl von „Meisterwerken der Bühnenstücke des Auslandes“ in fünfundzwanzig Bänden. Natürlich mußten auch polnische dramatische Werke darin aufgenommen werden; aber die Herausgeber und deren Mitarbeiter verstanden kein Wort der polnischen Sprache. Wie sich da aus der Verlegenheit ziehen? Sie fabricirten ein fünfactiges Trauerspiel und ein fünfactiges Lustspiel und schrieben das erste dem „polnischen Corneille“, das zweite dem „Molière Warschaus“ zu. Die Mystification gelang so vollkommen, daß der Secretair der französischen Academie, Raynouard, sich die Mühe gab, in der ernsthaftesten aller französischen Zeitungen, dem Journal des Savans, eine ausführliche Abhandlung über die beiden Stücke und dabei gelehrte und scharfsinnige weitläufige Erörterungen über die dramatische Kunst im europäischen Norden zu liefern. —

Zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts lebte in Paris ein geistreicher Mann, der nicht wußte, was er treiben sollte, und deshalb ein Gewerbe aus dem Mystifiziren machte. Er hieß Ruffon und bildete seine Kunst zu einer wahren Wissenschaft aus. Bald erschien er als Engländer, bald als Türke, Soldat, Advokat, vornehmer Herr, Handwerker &c. und jede Rolle spielte er mit der höchsten Vollendung. Er wurde deshalb mit Einladungen beflümmt und sein Portrait hing an allen Bildertafeln. Stets wußte er sich mit bewunderungswürdigem Tacte aus jeder Verlegenheit zu ziehen und nur ein Mal fand er seinen Meister. Er war zu einem der reichsten Finanzmänner geladen und fand seinen Platz an der Tafel neben einem Manne von sehr bescheidenem Aussehen, den er deshalb auch sehr geringschäßig und hochmüthig behandelte. Nach einiger Zeit

redete er ihn mit den Worten an, er glaube ihn schon irgendwo gesehen zu haben, und nannte eine Menge der am höchsten gestellten Personen, bei denen er mit ihm zusammengetroffen sein könnte. Der bescheidene Nachbar schüttelte aber bei jedem dieser Namen mit dem Kopfe und sagte endlich: „Nein, so hoch versteige ich mich nicht; ich bin ein armer Teufel, den manche reiche Leute einladen, damit ich die Gesellschaft durch irgend einen schlechten Einfall unterhalte; Sie kennen mich vielleicht dem Namen nach, ich bin Ruffon, und treibe die Mystification als Geschäft.“ — Der wirkliche Ruffon saß wie vom Blitze getroffen da, aß und trank nicht mehr und sprach kein Wort weiter mit seinem Nachbar.

(Heiligkeit der Gastfreundschaft.) Im Jahre 1804 war Osman Bardissy der einflussreichste Mameluken-Bei und der eigentliche Regent von Aegypten, es gelang aber Mehemed Ali, der damals sich zur Macht zu heben begann, diesen mächtigen alten Bei mit einem andern mächtigen Mameluken, Elsi Bei, zu entzweien. Der letztere entfloh nach England, wo er günstig aufgenommen wurde und wo ihm die Regierung Beistand gegen Osman versprach, welcher es mit den Franzosen hielt. Damals nun stand ein Beduinen-scheik in großer Gunst bei Osman und brachte diesem die Nachricht, daß Elsi Bei in Aegypten gelandet sei. „So geh,“ sagte der alte Bei, „halte dein Boot an und ermorde ihn auf seiner Fahrt den Fluß herauf; alles, was er bei sich hat, soll Dein sein.“ Der Scheik legte sich am Ufer in einen Hinterhalt und erschlug alle Gefährten des Elsi Bei, dieser selbst aber entkam im Dunkel und erreichte vor Sonnenaufgang ein Araber-Lager. In demselben eilte er sogleich auf das Zelt des Scheik zu, das an der Länge kenntlich ist, welche vor ihm zu stehen liegt; er trat hinein und verzehrte sofort etwas Brod, das er da fand. Der Scheik war abwesend, die Frau desselben aber sprach, als sie den Flüchtling sah: „Ich kenne Dich, Elsi Bei und das Leben meines Mannes hängt in diesem Augenblicke davon ab, daß er Dir das Deinige nimmt. Erquickte Dich, nimm sodann das beste Pferd, das Du finden kannst, und fliehe, denn der ganze Stamm wird Dich verfolgen.“ Der Bei entkam und der Scheik begab sich zu seinem Gönner, dem mächtigen Osman, der ihn zornig fragte, ob es wahr sei, daß seine Frau seinen Todfeind, der in ihrer Gewalt gewesen, habe entkommen lassen. — „Es ist wahr,“ antwortete der Scheik, indem er sich stolz emporrichtete und dem alten Bei einen reich mit Juwelen besetzten Dolch hinhielt; „diesen Dolch schenkest Du mir in der Stunde Deiner Gunst; hätte ich Elsi Bei getroffen, so würde er Dich von Deinem Feinde befreit haben. Hätte mein Weib die Gastfreiheit meines Zeltes verlegt, so würde der Dolch ihr Blut getrunken haben; jetzt brauche ihn gegen mich.“ Osman verzog. Die hohe Achtung für Gastfreundschaft hat sich unter den rohen Beduinen seit den Tagen der Patriarchen ungeschwächt erhalten bis zu unserer Zeit herab.

(Die Quinterne.) In Hamburg lebten zwei Schweftern geraume Zeit von ihrer Hände Arbeit. Aber sie wurden alt und um ihre Zukunft besorgt. „Wie wär's,“ fragte die eine, „wenn wir einmal in die Altonaer Lotterie setzten, damit das Glück ein Thürchen offen findet, wenn der liebe Gott einmal an uns denkt?“ — „Nein,“ antwortete die Andere, „wenn es Gottes Wille ist, daß ich in der Lotterie gewinne, so brauche ich nicht einzusetzen.“ — Sie stritten lange und jede blieb bei ihrer Meinung. Die Eine spielte, die Andere betete. Jene hatte nach Verlauf eines ganzen Jahres nichts gewonnen, diese aber fand auf einem Spaziergang einen Lottogettel mit fünf Nummern. „Siehst Du,“ sprach sie daheim zu ihrer Schwester, „daß ich nicht einzusetzen brauche, wenn ich in der Lotterie gewinnen soll!“ — „Aber dann brauchst Du ja auch kein Loos!“ — „Das brauche ich auch nicht.“ — „So gib mir das Loos, damit ich mein Geld und den Weg nach Altona zum Lotteriebureau erspare.“ — Am folgenden Nachmittag war die Ziehung und die Schwester ging mit ihrem Loos nach Altona, wo sie bei ihrer Ankunft fünf Nummern an der Ballustrade des Rathhauses hängen sah, die fünf Nummern ihres Looses. Außer sich vor Freuden eilt sie auf's Rathhaus, stürzt in das Zimmer, rief „gewonnen! gewonnen!“ und fiel leblos zu Boden; die Freude hatte sie getödtet. Man brachte ihrer Schwester die Leiche zugleich mit der Nachricht von dem ungeheuren Gewinn. Diese aber versetzte ganz kaltblütig: „Nun ja, meine Schwester wollte es immer nicht glauben, daß ich in der Lotterie gewinnen könne, ohne einzusetzen und ohne ein Loos zu haben!“ — Ihren Gewinn vermachte sie übrigens dem Magdalenenstift, in welchem sie selbst die letzten Jahre ihres Lebens zubrachte.

(Sonderbare Heirathen.) So viel Seltsames auch schon aus Indien bekannt ist, so wissen die englischen Reisenden doch noch immer neue Merkwürdigkeiten aus jenem räthselhaften Lande zu erzählen. So finden wir in der Reisebeschreibung des Oberstleutnant Sleeman (London, 1844) eine indische Sitte angeführt, die seltsam genug ist. Die Hindus haben nämlich die Gewohnheit, leblose Dinge mit einander — zu verheirathen, Bäume, Steine, Leiche, Büsche etc., und zwar unter großen Ceremonien und mit einem außerordentlichen Geldeaufwande. So kann z. B. kein Hindu, der einen Garten anlegt, von den Früchten der Bäume in demselben essen, oder seine Frau davon essen lassen, bevor er einen Baum des Gartens, einen Mangobaum, mit einem anderen Baume, meist einem Tamorindenbaume oder einem Jasminbusche verheirathet hat, was, wie erwähnt, unter großen Feierlichkeiten, im Beisein so vieler Braminen als möglich geschieht und deshalb mit großen Kosten verknüpft ist. Wer ein Wasserbassin etc. anlegt, darf aus demselben nicht trinken, bevor er das Wasser mit einem Bananenbaume vermählt hat, der zu diesem Zwecke am Ufer gepflanzt wird. In der Radschah von Orscha feiert jährlich auf seine Kosten die Verheirathung des Saligram mit der Tulsî. Sa-

ligrams sind nämlich abgerundete Kiesel, welche eine gewisse Figur an sich haben und durch die Flüsse von den Kalksteinfelsen mit herabgeschwemmt werden. Diese Steine sind außerordentlich zahlreich und die Eindrücke in denselben werden von den Hindus für Bilder Wischnus gehalten. Wer einen solchen Stein zerschlagen wollte, würde den ganzen Zorn des Volkes auf sich ziehen, und dasselbe in die höchste Angst — vor der göttlichen Strafe versetzen. Die Tulsî dagegen ist ein kleiner heiliger Strauch (asymum sanctum). Der kleine Stein nun wird jährlich mit der kleinen Pflanze verheirathet und der oben erwähnte Engländer erzählt, daß bei der Heirathsceremonie, der er beiwohnte, die Prozession in acht Elephanten, zwölfhundert Kameelen und viertausend Pferden bestanden habe, die sämmtlich reich geschmückt gewesen. Auf dem vorangehenden am prachtvollsten herausgeputzten Elephanten lag der Saligram, der kleine Stein, welcher der kleinen Tulsî den Bräutigamsbesuch machte. Es werden dabei alle Ceremonien durchgemacht, wie bei der Verheirathung eines Mannes mit einer Frau, und nach demselben läßt man Braut und Bräutigam bis zum nächsten Jahre ruhig in einem Tempel neben einander liegen. „Wenigstens hunderttausend Menschen waren bei dieser Hochzeitsfeier zugegen,“ sagt Sleeman, „und Alle erhielten durch den Radschah Speise und Trank.“

### Generalcorrespondenz.

In Dänemark wird die Musik durch den König außerordentlich begünstigt; er giebt nicht nur bekanntlich vielversprechenden jungen Leuten Unterstüzungen zu Bildungsreisen ins Ausland, neuerdings hat er auch die Errichtung eines Conservatoriums in Kopenhagen, so wie die Einführung des Singsunterrichts in allen Schulen des Königreichs anbefohlen. —

Nach allen Nachrichten, die man aus Hamburg erhält, erstreckt die stolze Handelskönigin Deutschlands prachtvoll aus den Brandtrümmern. Ein Bericht in der A. Allg. Ztg. namentlich sagt, es sei keinem Zweifel unterworfen, daß gegenwärtig keine Stadt in Europa dießseits der Alpen an Großartigkeit, Geschlossenheit und dem eigenthümlichen imponirenden Geschmacke der neueren Baukunst mit Hamburg sich messen könne; die breiten Straßen sind von hohen massiven schön verzierten Häusern eingeschlossen, vor denen selbst der Weitgereifte bewundernd stehen bleiben muß. Ferner ist das Princip durchgeführt, in dem Erdgeschos der Häuser nur Läden zu errichten, und zwar Läden, die in großartigem Maßstabe Alles übertreffen. Vor ihnen zieht sich ein breiter Asphalt-Trottoir hin, auf dem Arme und Reiche gemüthlich hinwandern können, um den Glanz und Reichtum der ausgestellten Waaren zu betrachten. —

Die fleißigsten Damen sind die Königsbergerinnen und die Magdeburgerinnen, denn man erzählt, daß in Magdeburg im Theater mehrere Damen vor Kurzem — gestriekt hätten und daß es in Königsberg sogar Niemandem mehr auffiele, wenn dort Damen im Theater ämsig die Stricknadeln rührten. —

In Braunschweig wurden kürzlich nach einander fünf deutsche Opern aufgeführt, von denen drei uns noch unbekannt sind, nämlich: „Piano di Porta“ von Müller (dem Braunschweiger Musikdirector), „der Stellvertreter“ von Bernthal und „Maria Dolores“ von Köhler. — Suglow, der an Fruchtbarkeit Kogebue gleich zu kommen scheint, hat schon wieder ein neues Lustspiel vollendet: „Das Urbild des Tartüffe“.

Den Belgiern war es vorbehalten, der Trägheit und Unfruchtbarkeit einen Tempel zu errichten, erzählt ein französisches Blatt. In Brüssel hat sich nämlich eine zahlreiche Gesellschaft vereinigt, um einen Club des Far niente (des Nichtsthuns) zu gründen. Der Titel ist Italien entlehnt, denn die Mitglieder des Clubs wollten sich nicht einmal die Mühe nehmen, sich einen Namen zu erdenken, um damit sofort einen Beweis zu liefern, daß sie dem Club mit Recht angehören. Um in denselben aufgenommen zu werden, muß jeder Bewerber Proben von Trägheit ablegen und Bürgschaften für seine Faulheit geben, sich auch verpflichten, sich jeder Beschäftigung zu enthalten, und stets in der vollkommensten körperlichen und geistigen Ruhe bleiben. Nur die belgischen Schriftsteller, fügt das französische Blatt boshaft hinzu, werden ohne Prüfung und Garantie sofort aufgenommen, weil man von ihrer Befähigung für den Club des Far niente im Voraus überzeugt ist.

In einem Dorfe in der Nähe von Algier kam vor Kurzem ein merkwürdiger Fall vor. Zwei Frauen, die in einem und demselben Hause wohnten, wurden in einer Nacht, wenige Stunden nach einander, entbunden. Sie hatten zu ihrem Beistande nur eine Hebamme. Nachdem diese das Kind der einen in eine Wiege gelegt hatte, begab sie sich zu der anderen Frau, die außerordentlich leiden mußte. Ihr Kind wurde sodann in die Wiege zu dem ersten gelegt und man beschäftigte sich mit den Müttern. Die Männer der beiden Frauen waren nicht zugegen und an der Wiege der beiden Kinder saß nur ein kleines Mädchen. Am anderen Morgen nun, als die beiden Mütter ihre Kinder verlangten, wußte man nicht, welches der einen und welches der anderen angehöre. Unterdessen waren die Männer angekommen, die sich um die Kinder zankten, während die Mütter weinten; vergebens, — sie konnten sich nicht vereinigen, und warten noch immer auf irgend einen glücklichen Zufall, der den Zweifel lösen soll. Noch schlimmer würde die Sache werden, wenn eines der Kinder sterben sollte.

In Paris wird bekanntlich mit den Theater-Entréebilletts ein förmlicher Handel getrieben, namentlich bei Vorstellungen, zu denen sich sehr viele Zuschauer drängen. Die Leute, welche dieses Geschäft betreiben, kaufen dann die besten Logen und Plätze so zeitig als möglich auf, so daß, wenn die eigentlichen Theaterbesucher sich Billets kaufen wollen, an der Casse keine mehr zu haben sind. Dann bieten die Billethändler die ihrigen aus und zwar zu um so höheren Preisen, je mehr Nachfrage darnach ist, so daß sie bisweilen bei diesem Handel ein sehr gu-

tes Geschäft machen. — In London werden die Logen und Sperrsitze bei den — Buchhändlern verkauft, welche dieselben vor dem Beginn der Theaterfaison für die ganze Zeit gekauft haben. Der Preis dieser Plätze ist deshalb jeden Tag ein anderer, je nach der Laune des Verkäufers, nach dem Interesse, das die Vorstellung zu versprechen scheint, und nach anderen Umständen. — In Italien werden an den Theatern ebenfalls Logen ausbezogen und der Preis dafür ist auch jeden Tag verschieden. Diese Logenverkäufer geben aber dem Käufer kein Eintrittsbillet, sondern den Schlüssel zur Loge, welcher der Logenschließerin zu übergeben ist. Die Logen sind dort ein Besitz so gut wie ein Haus; die Inhaber derselben vermieten sie, wie eine Wohnung, und suchen so viel als möglich dabei zu verdienen. — In Deutschland scheint dieser Industriezweig noch nicht ausgebeutet zu werden.

Der Präsident der Republik Mexiko, Santa Anna, hat sich kürzlich zum zweiten Male verheirathet; das wäre nichts Ungewöhnliches und Merkwürdiges, wohl aber ist es die Art, wie er zu seiner Gemahlin kam. Eine Frau nämlich, die ihn um etwas zu bitten hatte, ging sehr häufig zu ihm, wurde aber stets von ihm abgewiesen. Endlich kam sie auf den Gedanken, sich von ihrer einzigen Tochter, einem schönen Mädchen von achtzehn Jahren, begleiten zu lassen, weil sie hoffte, die Jugend und Schönheit des Mädchens würden eine Empfehlung für sie sein. Diese unschuldige List gelang auch über alle Erwartung, denn der Präsident Santa Anna, der vor nicht langer Zeit seine Frau verloren hatte, verliebte sich auf der Stelle so heftig in die junge Mexikanerin, daß er nun selbst bei der Mutter derselben bitten mußte, die er so oft abgewiesen hatte, und die ihm die härtesten Bedingungen stellte. Santa Anna bewilligte, was man von ihm verlangte, und erhielt dafür die Hand des jungen Mädchens.

In dem Archiv einer vornehmen Familie Englands hat man eine merkwürdige Entdeckung gemacht, welche eine der beliebtesten Tragödien Shakespeares umgestalten wird. Man fand nämlich eine Handschrift von des großen Dichters „Heinrich VI.“, welche von dem gedruckten Drama dieses Namens sehr bedeutend abweicht.

In Rom sollen die sehr zahlreichen Tabaksdosen des verstorbenen Cardinals Consalvi öffentlich versteigert werden. Der Ertrag dieser Tabatiären ist durch das Testament zur Ausbesserung einer der ältesten Kirchen Roms bestimmt. Unter den Dosen befindet sich auch die, welche der Cardinal 1805 von dem ersten Consul erhielt, und die allein für 30,000 Francs Diamanten an sich hat.

Die englisch-ostindische Gesellschaft führt jährlich über 35 Millionen Pfund Thee in England ein und zahlt dafür jährlich der Regierung eine Zollabgabe von ungefähr — zwanzig Millionen Thalern.



# Allgemeine Modes-Zeitung

N<sup>o</sup> 52.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



1844.

Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.** Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Der Osage.

Von Fr. Gerstäcker.

Weit, weit im fernen Westen von Missouri, an der Grenze des Osagen-Gebiets, wo nur erst wenige der kühnen Pioniere, die den zurückweichenden oder, besser, zurückgetriebenen Indianern auf dem Fuße folgen, ihre Blockhütten aufgeschlagen hatten und jagten und fischten, und sich dabei ein klein wenig Mais zogen — gerade soviel als sie unumgänglich haben mußten, um nicht ohne Brod zu sein; da, wo sogar jetzt noch der Elk oder Riesenhirsch seine Fährten dem fetten Boden der Flußthäler eindrückt oder die weite, endlose Prairie durchstreift, zog eines Morgens ein weißer Jäger, die Büchse auf der Schulter, das Messer an der Seite, in der gewöhnlichen Tracht der „Hinterwäldler“, nur mit Schuhen anstatt Moccasins an den Füßen und mit einer grauen, runden Filzmütze auf dem Kopfe, leise und vorsichtig durch den dichten Wald, der sich hier und da in kleinen offenen Stellen lichtete und die Aussicht auf schmale, mit hohem Gras bewachsene Prairien oder Steppen gewährte.

Es war ein wunderlieblicher Maimorgen, wohl noch etwas frisch, die Sonne aber, die schon über die Baumwipfel herüberschaute, meinte es gut, sandte ihre warmen Strahlen durch das dichte Laubwerk der Bäume und trocknete den Thau, der in schweren, großen Tropfen an den Grashalmen hing.

Der Jäger war schon den ganzen Morgen um-

hergestrichen; aber obgleich er mehrere Hirsche in dem thauigen Gras gespürt und ihren Fährten eine Zeitlang gefolgt war, obgleich er selbst ein Paar prächtige Böcke, mit schon recht stattlichen Ansätzen von Geweihen, gesehen hatte, war ihm doch noch keiner zum Schuß gekommen und vergebens strengte er seine Augen an, schaute er scharf und forschend umher, ja kroch er selbst mehr als er ging über das feuchte Laub hinweg, es wollte Nichts seinen Pfad kreuzen und un-muthig setzte er sich auf einen umgefallenen Baumstamm nieder, um ein wenig auszuruhen und seine Jagd dann in einer Richtung nach Hause zu fortzusetzen, als er in weiter Entfernung einen Schuß hörte.

Er lauschte lange und aufmerksam, konnte aber Nichts weiter wahrnehmen und lehnte sich nachlässig an die Aeste des Stammes, auf dem er saß, hinausschauend auf einen langen schmalen Steppenstreifen, der sich weit hinein in die dunkle Waldung dehnte und von weißblumigen „Dogwoods“-Bäumen und schlanken, hoch über dieselben hinausragenden Eichen eingefasst war.

Kaum aber zehn Minuten mochte er so gelegen und die liebliche Landschaft betrachtet haben, als da, wo sich der Wald zu vereinigen schien und die Prairie umschloß, ein Hirsch aus dem Dickicht brach und gerade vollen Laufes auf ihn zu kam.

Schnell sprang er empor und machte sich fertig, seine Beute in Empfang zu nehmen, die, wie es schien, sorglos angelegt kam; als sich der Bock, denn ein sol-

cher war es, aber näherte, erblickte das geübte Auge des Jägers bald, daß er nicht mehr ganz gesund, sondern angeschossen sei und das Langsame seiner Bewegung nicht von einem Gefühle der Sicherheit, sondern der Mattigkeit herrühre.

Nichtsdestoweniger blieb er im Anschlag liegen, und als sich ihm das verwundete Thier auf etwa sechszig Schritte genähert hatte, piff er es an. —

Es stuzte — hielt — und brach im nächsten Augenblick, von der sichern Kugel getroffen, klagend zusammen.

Ruhig blieb er auf seinem Standpunkt stehen, lud wieder und trat dann zu dem Gefallenen, um ihn abzustreifen, als er durch die Prairie einen Indianer mit einem andern geschossenen jungen Hirsch auf den Schultern in vollem Laufe, der Fährte des verwundeten Thieres folgend, ankommen sah. In einem kurzen Trab, kaum, wie es schien, die Last achtend, die er trug, näherte er sich, warf, als er den Erlegten erblickte, schnell seine Beute von den Schultern und begann, ohne auch nur im Geringsten den weißen Jäger zu beachten, den Hirsch von seiner Haut zu befreien.

„Aber, lieber Freund,“ sagte der Abkömmling der Europäer, „es scheint Euch sehr gleichgiltig zu sein, wer den Hirsch geschossen hat, so Ihr nur die Haut bekommt, nicht so? Ich sollte doch denken, daß ich auch einiges Recht dazu hätte, denn ohne mein Stück Blei möchten Eure Finger wohl schwerlich von seinem Blute roth geworden sein!“

„Hierher gucken!“ sagte der rothe Sohn der Wälder, auf die Keule zeugend, in der vier kleine Wunden, von Rehpfeilen herrührend, sichtbar waren, und ohne sich im Mindesten in seiner Arbeit stören zu lassen. — „Mir!“ fuhr er dann in seinem gebrochenen Englisch fort, indem er sich mit dem Stiel seines Scalpirmessers auf die Brust klopfte — „mir erst geschossen — nachher weißes Gesicht — mir Haut — weißes Gesicht Fleisch,“ und mit bewundernswürdiger Schnelle beendete er sein Geschäft des Abstreifens, während der Weiße dabei stand und nicht übel Lust zu haben schien, dem wilden Gesellen mit Büchsenkolben oder Messer bessere Sitte zu lehren; doch dieser behielt ihn von der Seite immer scharf im Auge und beobachtete, wohl solchen Vorsatz vermuthend, jede seiner Bewegungen. Er war kräftig und stark gebaut und die Farben, mit denen er bemalt, der Schmuck, mit dem er behangen war, kündete den Krieger an, den manche ehrenvolle

Narbe über Brust und Schultern, als ihm die wolene Decke bei der Arbeit herunterrutschte, gerade als keinen Feigling bezeichnete.

Endlich war er fertig, zog seine Decke wieder über die Achseln, hing das eben abgestreifte Fell um, hob sich auf dasselbe noch den erstgeschossenen Hirsch, ergriff dann sein Schrotgewehr und dem Weißen ein flüchtiges „Good bye“ zurufend, schritt er schnell und, wie es schien, nicht im Mindesten durch seine Bürde belästigt, dem Dickicht zu, in dem er wenige Minuten darauf verschwand.

Halb lachend, halb ärgerlich sah ihm der Weiße noch eine Zeitlang nach, dann aber war es, als ob der Zorn für einen Augenblick die Oberhand gewinnen wollte; er stampfte heftig mit dem Fuß auf den Boden und machte eine Bewegung, dem Indianer in vielleicht keiner ganz freundlichen Absicht zu folgen, doch mochte er sich wohl eines Besseren besinnen, blieb stehen, sah eine kurze Zeit vor sich nieder auf den abgestreiften Hirsch und brach dann in ein helles Gelächter aus. „Hol' ihn der Böse,“ rief er endlich, als er sein Messer aus dem Gürtel nahm und neben dem Wildpret niederkniete, „größere Unverschämtheit ist mir in meinem Leben noch nicht vorgekommen — kühles Blut — ächt Indianisch! Aber laß' ihn zum Henker gehen, er hat mir doch das Fleisch gelassen; ist übrigens sehr ungewiß, ob ich das hier hätte, wenn ihm das andere nicht schon Mühe genug machte.“

Während er die letzten Worte so vor sich hin in den Bart murmelte, trennte er die Keulen und den Rücken vom Vordertheil, stand dann auf und ging zu einem jungen Hickory (weißer Wallnuß), von dem er einen Streifen Rinde abschälte, sich das Fleisch damit anzuhängen.

„So,“ fuhr er dann in seinem Selbstgespräch fort, als er seine Büchse schulterte und dieselbe Richtung einschlug, die der Indianer genommen hatte, „so, da habe ich doch wenigstens ein Stück Fleisch und komme nicht leer nach Hause; der Dinkel wird aber schön lachen, wenn ich die Haut nicht mitbringe. — Verdamm' den Burschen! ich wollte doch, ich hätte ihn nicht so sehr bereitwillig fortgelassen! — Nun — er läuft mir wieder ein Mal über den Weg,“ und noch lange vor sich hin brummend zog er dem Hause seines Dinkels zu. —

Dieser, ein alter freundliche Yankee, der vor etwa fünf Jahren von Connecticut nach St. Louis gekommen war und sich erst seit etwa 10 Monaten so weit

im fernen Westen niedergelassen, hatte dies natürlich aus keiner andern Ursache gethan, als um mit den Indianern Handel zu treiben und ihnen ihre Felle so billig wie möglich abzunehmen, hingegen seine Waaren, die sie von ihm, aus Mangel an einem andern Händler in der Nähe, kaufen mußten, so hoch als möglich anzuschlagen. Dennoch hatte er, trotz dem, daß er bei dem Handel schon viel Geld verdient und die armen unwissenden Indianer oft, ja fast bei jedem Geschäft übervorteilte, diese durch sein immer freundliches, gemüthliches Wesen (er war, ganz unähnlich den Yankee's, ein kleiner, dicker Mann, und alle kleinen dicken Männer sind gemüthlich) so für sich eingenommen, daß sie gern und willig mit ihm verkehrten und sich nie, selbst nicht bei ihren heftigsten Streitigkeiten, die keineswegs selten vorkamen, feindlich gegen ihn benahmen.

Er trieb, wie alle diese Kaufleute, oder besser Krämer, an den Indianischen Grenzen, oder selbst in den westlichen Ansiedelungen, fast nur Tauschhandel und gab für Felle und geräuchertes oft auch frisches Fleisch, für Pelze und gegerbte Häute, für Bärenöl und Honig, wieder solche Waaren, deren die Indianer bedurften, als Pulver und Blei, Decken, Eisenwaaren (wie Tomahawks und Messer), Büchsen, Zinnober, Glascorallen &c. &c.; sein Haupthandel bestand aber in dem verbotenen Whiskey\*), den er um so theurer an die Indianer abließ, da diese wußten, daß es ihm durch das Gesetz von seinem großen Häuptling verboten war, ihnen das „fließende Feuer“ weder zu schenken noch zu verkaufen. Er hielt auch aus dem Grunde die Fässer unter dem Haus vergraben, hatte jedoch in diesem abgelegenen Theil des Staates wenig Nachsichung zu fürchten. —

Der Alte saß vor der Thür seines kleinen Waarenlagers und schaute, behaglich rauchend, einem Volk großer schwarzer Truthühner (aus Eiern der wilden auferzogen) zu, die um ihn herum die zerstreuten Körner und Saamen auspiketen, als den kleinen Fußpfad entlang, der aus dem Walde gerade auf sein Haus zuführte, unser schon vorher eingeführter Indianer schnellen Schrittes daher kam und tief Athem holend seine Last zu den Füßen des Yankee's\*\*) abwarf.

„Hallo Tom,“ rief dieser, dem Wilden die Hand entgegenstreckend, „hast wacker getragen! Nun, was

bringst Du? zwei Felle und ein Stück roh Fleisch? — bah! ist das die ganze Jagd?“

„Gut — setze den Fall, Ihr geht — nehmt Flinte — kriecht durch Büsche — kriecht durch die Prairien auf Bauch weit — weit — schleicht an Hirsch — setze den Fall, Ihr schießt nichts!“ erwiderte Tom.

„Wohl möglich!“ lachte der Alte, „ich müßte mich auch gut ausnehmen, wenn ich im nassen Grase auf dem Bauche herumkriechen wollte — nein — nein; ich bin übrigens nie ein Jäger gewesen und das einzige Große, was ich je geschossen habe, war bei St. Louis eine von meines Schwagers Kühen, als wir ein Mal Nachts mit der Fackel eine Feuerjagd machen wollten.“

Der Indianer grinste. „Euer Schwager wird recht Freude gehabt haben,“ fuhr er nach einer kleinen Pause wieder ganz ernsthaft fort.

„Ja! Er schwur, ich dürfe nie wieder eine Büchse anrühren, so lange ich mich in der Nähe seiner Kühe und Schweine befände — nun ich war damit zufrieden — aber, Tom, was führt Dich zu mir? was willst Du für Deine Felle haben? soll ich denn das Fleisch auch behalten?“

„Guter, fetter Bock,“ sagte Tom, den Hirsch herumdrehend, daß der Alte den breiten Rücken sehen konnte, — „nicht so breit wie Ihr!“ fuhr er grinzend fort, „aber viel breit, sehr viel breit.“

„Nun gut, komm! trag es hier in den Laden, da kann ich Dir gleich was Du dafür haben willst geben,“ erwiderte Jener und schritt ihm voran in das kleine Gebäude, während der Indianer seine Schrotflinte auswendig daran lehnte und ihm mit seiner Beute folgte.

Drinne angekommen, legte er Alles auf den Ladentisch und begann dann zwischen den Waaren, die überall zur Schau aushingen, umherzublicken, als ob er sich Etwas aussuchen wollte.

„Nun, Tom, was willst Du heute Morgen haben?“ fragte ihn endlich der Alte; „heraus mit der Sprache.“

„Wenig Pulver, wenig Blei, wenig Messer, wenig Tabak und viel Whiskey!“ sagte Tom.

„Whiskey? psui Tom,“ verwies ihn Jener, „Du weißt, ich darf keinen Whiskey verkaufen und ich möchte nicht um alle rothen Felle, die in ganz Missouri herumlaufen, Unannehmlichkeiten wegen Verkauf von Whiskey haben. Tom, Du willst mich nur auf die Probe stellen!“

\*) Maisbranntwein.

\*\*) Eingeborene Amerikaner der Vereinigten Staaten, aus dem Nord-Osten.

„Ich, ein guter Indianer!“ betheuerte Tom, die Hand auf die Brust legend, „ich, ein sehr guter Indianer — habe weißen Mann lieb, thue Alles für weißen Mann, gehe in die Kirche; ich ein ganz guter Indianer!“

„Aber weißt Du wohl,“ widerlegte ihn der Händler, „daß kein guter Indianer Whiskey anrührt? daß die guten Indianer ihn Alle verschmähen und daß nur die Bösen, Nichtsnutzigen das Feuerwasser trinken?“

„Ich ein verdammter Schurke sein!“ entgegnete Tom höchst ernsthaft.

„Ja, wenn das ist,“ lachte der Alte laut auf, „da muß ich wohl herrücken,“ und schmunzelnd schenkte er dem Indianer ein volles Glas ein, das dieser mit einer gar freundlichen Miene leerte.

Kaum war Tom mit seinem erlegten Wilde in das Haus getreten, als der Nefte des Yankee's, eben derselbe Jäger, dem Tom an diesem Morgen so ohne Weiteres den Hirsch abstreifte, am Hause erschien. Er hatte den Indianer erkannt und warf fluchend sein Hirschfleisch von der Schulter, als er dessen Flinte am Hause lehnen sah.

„Warte, Schurke,“ murmelte er für sich hin, „Du sollst doch Deinen nächsten Schuß wenigstens fehlen, dafür will ich sorgen, und wenn ich kein Fell habe, sollst Du, auf diese Ladung Pulver wenigstens, auch keins mit heim bringen.“

Damit schlich er sich leise an die Flinte hinan und zog mit seinem Kreher schnell den obersten Pfropfen heraus und ließ sich die Schrote in die Hand laufen; damit aber noch nicht zufrieden, nahm er den andern Pfropfen ebenfalls und setzte einen neuen auf, daß sich ja kein Schrot in jenem hätte verhalten und doch vielleicht noch tödten können, lehnte dann die Flinte wieder an ihre alte Stelle und trat, als ob er eben käme, zu den Männern in den Laden.

Tom hatte seine Einkäufe besorgt, steckte, was er für seine Jagdbeute erhalten, in die Kugeltasche, die an seiner rechten Seite hing, setzte nochmals das Glas an, das er schon zum zweiten Male leer getrunken, und sog die letzten Tropfen heraus, trat dann vor die Thür, ergriff seine Flinte und war im Begriff, nach kurzem Gruß den Weg zu seinem Dorfe einzuschlagen, als die Truthühner seine Aufmerksamkeit erregten, die eben, durch einige ihnen vorgeworfene Maiskörner herbeigelockt, die Köpfe Alle zusammen auf einen Punkt hielten und dadurch ein herrliches Ziel boten.

Tom bemerkte es und lächelnd auf sie anschlagend, rief er zum alten Kaufmann zurück: „Ich sehr froh — solchen Schuß draußen im Wald!“ —

„Und ich wette einen Dollar, Du triffst keinen!“ rief der junge Mann, der die Gelegenheit schnell ergriff, sich an dem Indianer zu rächen.

„Ich keinen Dollar haben,“ antwortete Tom ganz ruhig; „alte Mann aber hat Otterfell von mir — groß Otterfell — werth ein Dollar und ein halb Dollar — Ihr wettet ein Dollar und ein halb Dollar dagegen — ich treffen viel — viel von denen da!“

„Topp!“ rief Jener, „hier sind meine anderthalb Dollar — und verlierst Du, so zahlt mir Onkel das Otterfell!“

„Gut,“ sagte der Indianer und zog den Hahn seiner Flinte auf, um nach dem Pulver zu sehen. —

Der Alte wollte Einwendungen dagegen machen, denn er hielt es gar nicht für möglich, daß der Indianer fehlen könne und fürchtete, sein Nefte werde das Geld wirklich bezahlen müssen, doch gab ihm dieser schnell einen Wink und leicht beruhigte er sich, als er den wahren Stand der Sache ahnete; den Indianer anzuführen hielt er für nicht mehr als recht.

Tom hatte sich unterdessen überzeugt, daß das Pulver in der Pfanne trocken und in gutem Zustande sei, legte also an, zielte und — drückte ab. Bei dem so nahen Schuß (kaum 30 Schritte von ihnen entfernt) flatterten die Truthühner erschreckt empor und zerstreuten sich; keins von allen aber fiel oder gab nur das mindeste Zeichen, daß es verwundet sei.

Tom stand wie versteinert und schaute bald seine Flinte, bald die Hühner, bald die beiden Männer an; der Jüngere aber sprang und jubelte und lachte und geberdete sich wie toll; endlich, als er wieder zu Worte kommen konnte, rief er immer noch mit vor Lachen halb erstickter Stimme:

„Guter Tom, guter Tom, wo ist Dein ein Dollar und ein halber Dollar für das Otterfell? o, guter Tom!“ und wieder begann er zu tanzen und zu springen; Tom aber war sehr kleinmüthig und meinte, seine Decke fest um sich herumziehend:

„Dom zu viel Whiskey — nicht gut! macht Kopf schwer und Hand zittern — Tom keinen Whiskey mehr trinken!“ und damit trollte er in seinem schwebenden Gang dem Walde zu, in dem er bald verschwand. —

Vierzehn Tage mochten nach diesem Vorfall etwa vergangen sein, als eines Nachmittags, gerade da die beiden Weissen, Onkel und Nefte, wieder zusammen

vor der Thür des Waarenhauses saßen, Tom denselben Weg daher geschlendert kam; er trug dies Mal einen ganzen Pack zusammengebundener getrockneter Felle, sowohl von Hirschen als Ottern und sah ordentlich und ehrbar aus; doch verfinsterte sich sein Gesicht ein wenig, als er den jungen Mann erblickte; er mochte wohl an den Schuß denken; die beiden Weißen begrüßten ihn aber herzlich und er lehnte, wie das vorige Mal, seine Flinte auswendig an's Haus und ging nach kurzem Gespräch mit dem Alten in den Laden, dort den neuen Handel abzuschließen.

Er schien die Truthühner, die ebenfalls wieder auf dem Plage umherliefen, gar nicht zu bemerken; kaum waren aber die Beiden durch die Ladenthür verschwunden, als der Zurückgebliebene von seinem Sitze aufsprang und in wenigen Secunden mit dem Kreger aus dem dicht danebenstehenden Wohnhaus zurückkam.

Leise schlich er, wie damals, an die Flinte, zog schnell die Ladung Schrot heraus, verbarg den Kreger und setzte sich dann wieder ruhig auf seinen Stuhl, das Ende des Handels und das Erscheinen des Indianers zu erwarten.

Sie ließen nicht lange auf sich warten; Tom hatte heute wenig Waaren gebraucht und sich fast Alles in baarem Gelde bezahlen lassen, nahm nun seine Flinte und sagte den Beiden ein Lebewohl.

„Holla, Tom!“ rief ihm der junge Mann nach, „willst Du denn heute Dein Glück nicht wieder mit einem Schuß versuchen?“

„Tom hat nicht so viele Dollar!“ entgegnete kopfschüttelnd der Wilde, indem er stehen blieb und nach Jenem zurück sah; „die weißen Männer versprechen Feuerwasser,“ fuhr er ernsthaft fort, „da schießt Indianer Alles, was vorkommt — Großes und Kleines, Männchen und Weibchen; Indianer liebt Feuerwasser; vor fünf Schneeen waren Ottern viel da — o sehr viel — große Ottern und fett — jetzt rothe Mann kann fünf Fallen stellen und fängt eine. — Ottern gehn, wo weiße Gesicht kommt — Indianer auch! — Indianer ist arm!“

„Bah, bah!“ rief der Jüngere lachend, „Du hast wohl selbst heute Morgen wieder einen tüchtigen Schluck Whiskey genommen.“

„Nein,“ sagte Tom, die Hand auf die Brust legend, „nicht angerührt — nicht mit Fuß!“

„Du schwankst aber doch so!“ fuhr Jener, um ihn zu reizen, lachend fort.

„Ich schwanken?“ sagte Tom entrüstet; „gut, ich will schießen, will weißem Gesicht zeigen, ich nicht schwanken.“

„Gut! hier ist mein Dollar,“ sagte der Weiße, das Geld auf einen umgehauenen Baumstamm legend.

„Und hier ist meiner,“ sagte Tom; „nicht viel Geld ein Dollar — mir gleichgiltig.“

„Dho, wenn Du so mit Geld prahlst, hier sind fünf Dollar, anstatt einer; sehest Du dagegen?“

„Daß ich kein Truthahn treffe?“ frug vorsichtig der Indianer.

„Gewiß,“ war die Antwort, „triffst Du Einen oder mehrere, so habe ich verloren.“

„Gut!“ entgegnete Tom und langte, ohne weiter ein Wort zu verlieren, noch vier andere Dollar, die er eben für seine Felle erhalten hatte, aus der Kugeltasche und legte sie zu den anderen, nahm dann eine Handvoll Mais aus einem dicht dabeistehenden Futtertrog und warf es den Truthühnern hin, trat etwa zwanzig Schritt zurück, zog den Hahn auf, zielte und beim Schuß — flatterten vier, zum Tode getroffen, am Boden und lagen nach wenigen Secunden still und leblos.

Mit weitgeöffnetem Munde starrten die beiden Weißen auf das Verderben hin, das Tom's Flinte nicht allein an ihren Truthühnern, sondern auch in ihrer Börse angerichtet hatte; der aber, ohne weiter eine Miene zu verziehen, ging zum Baumstamm und schob ruhig und lautlos die zehn Dollar, einen nach dem andern, in seine Kugeltasche, lud dann seine Flinte wieder und warf sie auf die Schulter; als er sich aber zum Fortgehen rüstete, wandte er sich noch ein Mal zu den Männern und sagte freundlich: „Setze den Fall, Ihr wolltet schießen noch ein Mal — heut in acht Tage ich wieder hier — aber,“ fuhr er vertraulich fort, als er sich dem jungen Manne etwas mehr näherte — „wenn ich komme zu weiß Gesicht, ich immer zwei Schuß Schrot in der Flinte — setze den Fall, weißer Mann zieht einen heraus — gut — noch genug drinn vor anderen Schuß! Good bye!“

### Miscellen.

(Der Schutzgeist.) Nach dem Befreiungskriege, als Jedermann für das romantische Mittelalter schwärmte und auf gothische Alterthümer Jagd machte, war der Domänenrath D. so glücklich, ein Klostergut mit einer alten Ruine zu entdecken,

die er in wohllichen Stand setzen ließ und mit seiner jungen Gattin bezog. — Die Ruine war freilich sehr baufällig, aber der Domänenrath ließ Stützen und eiserne Klammern anbringen, wo es nur immer möglich war, um das alte Gemäuer zusammen und aufrecht zu erhalten, ohne auf die Bitten und Thränen seiner Gattin zu achten, die vor Angst, unter dem einstürzenden Gebäude lebendig begraben zu werden, keine Nacht ruhig schlafen konnte, da es alle Augenblicke krachte, rauschte und polterte. Die Klagen und Gerüchte häuften sich, gelangten bis zur Residenz und veranlaßten endlich eine Behörde, die Sache untersuchen zu lassen. — Der Domänenrath, der hörte, daß eine Commission anlangen würde, war entschlossen, sein Kloster um jeden Preis zu retten, reiste in die Residenz, und da er Connerxionen hatte, so ließ sich vorhersehen, daß er die Untersuchung hintertreiben würde. — Bei der Rätthin befand sich damals eine Jugendfreundin, Cäcilie F., ein schönes, munteres Mädchen, die sich nicht mit der stillen Theilnahme an dem Schicksale ihrer Freundin begnügte, sondern ihr zu helfen suchte. „Laß Deinen Mann nur abreisen,“ tröstete sie. „Während seiner Abwesenheit lassen wir einen Theil des Klosters einstürzen. Wir brauchen nur drei bis vier Stützen wegzunehmen.“ Die Nacht, die zur Ausführung des Vorhabens bestimmt war, erschien. Es war stockfinster, der Kutscher hatte schon die Pferde vorgespannt, um die Stützen wegzuziehen, als ein Wagen vorfuhr, in welchem der Untersuchungscommissar, ein junger Bauinspector, saß, der ebenfalls für das Romantische schwärmte. Die Rätthin eilte zu ihrer Freundin und fragte: „Was beginnen wir jetzt?“ — „Laß Du nur den jungen Commissar zu Bette gehen; der Sturz des Gebäudes muß ihn aus dem Schlafe wecken, damit wir Zeit gewinnen, unsere Vorkehrungen gänzlich wieder zu beseitigen.“ — Die Rätthin beauftragte denn auch einen Diener, dem Herrn Commissar ein Schlafzimmer anzuweisen. Leider war aber der Diener in das Geheimniß nicht eingeweiht und führte den Fremden in den zum Einsturz bestimmten Flügel, in das einzige noch bewohnbare Zimmer daselbst. — Der Bauinspector war kaum allein, als ein seltsames Geräusch sich vernehmen ließ. Es wieherte, stampfte wie Rosseshufe, es polterte, krachte und der Boden erzitterte. Er war nicht furchtsam, glaubte sich um einen nächtlichen Lärm in einem fremden alten Gebäude nicht kümmern zu dürfen, entkleidete sich und legte sich nieder. Kaum war das geschehen, als die Wände und Böden zu bröckeln begannen, das Nachtlicht umfiel und erlosch. Plötzlich wurde dann die Thür aufgerissen, ein weißgekleidetes Mädchen stand mit einer brennenden Kerze vor ihm, eine Hand erfaßte die seine und zog ihn gewaltsam fort über Gänge, die unter seinen Tritten wankten. Endlich gelangten sie ins Freie. Ein Windstoß verlöschte das Licht, der rettende Engel verschwand und das Gebäude stürzte mit Donnergeräusche zusammen. Der erschrockene Inspector dankte mit lauter Stimme Gott für seine wunderbare Rettung. Der Engel war Niemand anderes als Cäcilie gewesen. Schon waren nämlich mehrere Stützen weggerissen, als

man das Licht in jenem entlegenen Gemache entdeckte, und auf Erkundigung erfuhr, daß der Fremde dort schlafe. Mit bewunderungswürdiger Entschlossenheit vollbrachte Cäcilie das Rettungswerk.

Der Commissar stattete in der Residenz den nöthigen Bericht über diesen Vorfall ab, natürlich ohne seines Schutzens zu erwähnen. Ein Jahr später aber war er in einer Gesellschaft, wo man Gespenstergeschichten zum Besten gab, und wo auch er sein Abenteuer erzählte. Eben wollte er die Lieblichkeit seines Schutzens schildern, als der Laut ihm im Munde stockte, denn die Thüre öffnete sich und der leibhaftige Schutzgeist, Cäcilie F., trat ein. Der Inspector war höflich bestürzt, und als man ihn bat, seine Geschichte fortzusetzen, beschloß er sie mit den Worten: „Mein Genius hat mir nicht nur das Leben gerettet, sondern mich auch mein Lebensglück kennen gelehrt; ich fand dieselbe schöne Mädchengestalt später wieder.“ — Am folgenden Tage ward er um Cäcilien's Hand, die ihm auch unter der Bedingung zugesagt wurde, daß er seine Geschichte von dem Schutzgeiste vor der Hochzeit nicht wieder erzähle. „Ich selbst war ja dieser Schutzgeist,“ sagte Cäcilie, die ihm den Zusammenhang der Geschichte mittheilte; „und wenn Sie an die Toilette denken, in welcher ich Sie retten mußte, werden Sie zugestehen, daß ich, ohne zu erröthen, vor der Hochzeit nicht davon sprechen hören kann.“

(Ein großer Mann), ein berühmter Mann, der in der Kunstwelt einen außerordentlichen Einfluß ausübte, ist kürzlich in Paris gestorben. Er hieß einfach Herr August, aber zahlreiche Schaaren gehorchten seiner Stimme und seinem Winke und die größten Talente beugten sich demüthig vor ihm. Ein russischer Fürst, der nach Paris gekommen war, um da der Kunst oder vielmehr den Künstlerinnen zu leben, fand sich eines Vormittags in der Wohnung einer Sängerin ein, wurde aber von der Jofe zurückgewiesen, weil die Herrin noch nicht zu sprechen sei. In demselben Augenblicke erschien auch unser Held, vor dem sich die Thüre sofort öffnete, und der unaufgehalten in das Allerheiligste des Boudoirs hinein schritt. Der Russe staunte und entfernte sich ärgertlich, fest entschlossen, seine Gunst nun einer Tänzerin zuzuwenden; aber als er bei ihr erschien, und eben ein interessantes Gespräch beginnen wollte, erschien Herr August, dem die Künstlerin entgegenflog und den sie mit der schmeichelhaftesten Auszeichnung behandelte. Auf so freundlichem Fuße stand der Mann mit allen Tänzerinnen und Sängern, und der Russe beneidete und verwünschte ihn, bis er ihn näher kennen lernte. Von ihm hing Ruhm und Glück ab. Nach seinem Belieben wurde die glänzendste Cavatine, die vollendetste Pirouette entweder mit Gleichgiltigkeit oder mit Begeisterung aufgenommen, mit einem Worte, August war der Chef der Claqueurs in der großen Oper zu Paris, der im Theater unbeschränkt herrschte, und dem man außer dem Theater mehr als einem Minister und Könige schmeichelte. Componisten und Dichter baten demüthig um seine Gunst; Sängern

und Sängerinnen, Tänzer und Tänzerinnen iberhauften ihn mit Schmeicheleien, und die Sonner dieser Künstler, Generale, Diplomaten und Bankiers, drückten ihm freundlich die mächtige Hand. Aber dies war nicht Alles, denn er ließ sich seine Gunstbezeugungen anständig bezahlen. Die größten Künstler zeigten sich oft am freigebigsten gegen ihn. Mourrit gab ihm hundert Louis'or jährlich, die Taglioni dreihundert Francs monatlich und Fanny Gsler zahlte ihm für ihre erste Vorstellung 500, für die zweite 300, für die dritte 200 und für jede folgende 100 Fres. Kein Wunder, daß der Mann, der außerdem seinen bestimmten Gehalt von der Direction bezog, als reicher Mann gestorben ist. Um seine erledigte Stelle hatten sich viele Personen beworben; sie ist einem Inden, Namens David, zugefallen.

(Dantan und der Araber.) Dantan, der bekannte geistreiche Künstler, von dem die berühmten Caricatur-Statuetten herrühren, hat in diesem Jahre eine Reise nach Algier gemacht und wohnte da dem großen Banket bei, das die Stadt dem Marschall Bugeaud nach dem Siege am Isly gab. Er erhielt seinen Platz neben einem bejahrten finsternen Araber, der so viel Französisch verstand, wie Dantan Arabisch, nämlich gar nichts. Nach einiger Zeit legte man dem Araber, der bis dahin weder Fleisch noch Wein angerührt hatte, etwas von einem Huhn vor; er führte das Stück zierlich an den Mund, biß etwas davon ab und legte das ibrige freundlich auf Dantans Teller.

Der Künstler wendete sich heimlich fluchend an seinen anderen Nachbar und machte ihn auf die Grobheit des Arabers aufmerksam.

„Das ist keine Grobheit,“ sagte der Freund, „sondern nach orientalischer Sitte ein Zeichen der Achtung und Freundschaft.“

„Gut,“ sagte Dantan, der nun während der ganzen Dauer des Festessens alle Knochen, Gräten u. s. w., alle Ueberreste von dem, was er a, auf den Teller seines Arabers legte, der jedes Mal sich mit freundlichem Lächeln tief verbeugte und gar nicht wußte, wie er die außerordentliche Aufmerksamkeit und Höflichkeit des Fremden erwidern sollte.

(Die Tischuhr.) Herr B. in . . . ging vor einigen Tagen mit seiner jungen hübschen Frau, mit der er erst seit Kurzem verheirathet war, an dem Fenster eines Uhrmachers voruber, und eine prächtige Rococo-Uhr, die da stand, gefiel der jungen Frau so wohl, daß sie den Wunsch äußerte, sie zu besitzen. Ihr Mann stellte sich indes, als höre er die Worte seiner Frau nicht und ging weiter; da aber ein Mann, der nicht lange erst verheirathet ist, seiner Frau nichts abschlagen kann, so begleitete er die Frau nach Hause, schugte dann Geschäfte vor, ging zu dem Uhrmacher, kaufte die Uhr, rief einen Träger, gab diesem Geld und eine Karte und trug ihm auf, die Uhr an die Adresse abzugeben, ohne Tragerlohn zu verlan-

gen. Auf der Karte stand: Emilie Schneider, Näherin, — Straße Nr. 38. 4. Etage. Der Träger gab richtig die Uhr da ab zur großen Verwunderung Emilie's, die nicht begreifen konnte, wer ihr ein so vortreffliches Geschenk sende, bis sie endlich auf die Vermuthung kam, Herr Eduard, der bei seinem Uhrmacher arbeitete und sie außerordentlich liebte, iberraschte sie mit diesem Geschenk. — Mad. B. ging nach ihrem Manne ebenfalls wieder aus, um sich mit ihrer Schneiderin zu besprechen. Auf dem Wege dahin bemerkte sie, daß die Uhr bei dem Uhrmacher verschwunden war und trat hinein, um zu fragen, ob noch eine ähnliche zu haben sei. Man sagte ihr, Herr B., den man wohl kannte, habe jene Uhr so eben gekauft. Die junge Frau war sehr erfreut iber diese zarte Aufmerksamkeit ihres Mannes, staunte aber nicht wenig, als sie bei ihrer Näherin, die eben jene Emilie war, ihre Uhr erblickte. „Woher haben Sie die Uhr?“ fragte sie das Mädchen. „Sie ist ein Geschenk von meinem besten Freund.“ antwortete Emilie. Die junge Frau erblate, unterdrückte jedoch so viel als möglich ihren Born und sagte bloß: „ich bin nur gekommen, um Ihnen zu sagen, daß ich Ihrer Dienste nicht weiter bedarf. Ich werde abholen lassen, was Sie von mir noch haben.“ Emilie erschrak und konnte sich den Born der jungen Frau nicht anders erklären, als durch die Annahme, daß ihr bester Freund, Eduard, auch der Freund der Madame B. sei, diese also aus Eifersucht ihr die Kundschaft entziehe. Kaum hatte Mad. B. sich entfernt, als Eduard erschien, der die schöne Uhr natürlich ebenfalls mit Verwunderung betrachtete und in gewaltiger Eifersucht sagte: „Ah, Herr B. kennt also den Weg in dieses Haus? Lugnen Sie nicht; der Beweis steht da vor meinen Augen. Wehe ihm und Ihnen!“ Und ohne eine Erklärung anhören zu wollen, stürzte er in eifersüchtiger Wuth fort. Unterdes war Herr B. nach Hause gekommen und eilte sogleich in das Zimmer seiner Frau. Zu seiner Verwunderung sah er da weder die Frau noch die Uhr, auf dem Tische dagegen ein Briefchen mit den Worten: „Ich weiß Alles, und kann unmöglich bei einem Manne bleiben, der Mädchen Uhren schenkt. Ich kehre zu meiner Mutter zurück.“ Noch hatte B. von seinem Staunen sich nicht erholt, als man ihm einen andern Brief brachte, in welchem ein Herr Eduard D. Genugthuung von ihm forderte, weil er das Mädchen verführt, welches er liebe. Neues Staunen! In demselben Augenblicke meldete man ihm ein junges Mädchen. Es war die hübsche Emilie, die mit verweinten Augen zu ihm trat und sagte: „Sie erlauben sich, mir eine Uhr zu schicken? Sie sind schuld, daß Ihre Frau mir ihre Kundschaft entzieht, und Eduard D. mich verlast. Ich mag Ihre Uhr nicht,“ und damit nahm sie die Uhr unter dem Shawl hervor und warf sie dem verbufften B. vor die Füße, daß sie in tausend Stücke zerspreng. In demselben Augenblicke erschien die Schwiegermutter des unglücklichen B., welche ihre Tochter zurückbrachte. Die Aufklärung konnte nun nicht lange mehr ausbleiben. Er erzählte, wie die Sache zusammenhing, daß er die Uhr für seine Frau gekauft, und sie einem Träger net einer Karte gegeben

habe, damit er sie an Ort und Stelle bringe. Diese Karte habe er nicht angesehen und es sei wahrscheinlich die der Näherin gewesen, welche seine liebe Frau ohne Zweifel selbst am Tage vorher aus Versehen mit in sein Portefeuille gebracht, als sie dasselbe durchsucht, und später die Briefe, Karten etc., die sie herausgenommen, eilig vom Tische wieder hineingesteckt habe. Die Folge davon war aber, daß Madame B. keine Uhr bekam.

### Generalcorrespondenz.

Die „preussische“ Oper Meyerbeers, mit welcher das neue Opernhaus in Berlin eröffnet wurde, hat den Beifall des Publikums mit Sturm erobert. Wie hätte es auch widerstehen können, da auf ein Mal drei Musikchöre spielten, Kanonen und Schwadronen über die Bühne rasselten und zuletzt das alte Opernhaus in Flammen gezeigt wurde, aus denen sich wie durch Zauberei das neue wie ein Phönix erhob. — In Paris wurde kürzlich eine neue Oper von Niedermeyer; „Maria Stuart“, mit ziemlichem Beifalle aufgeführt. Sie dauerte aber von sieben bis halb ein Uhr. — Konradin Kreuzer führt einen merkwürdigen Prozeß mit dem Director der italienischen Oper. Sein „Nachtlager von Granada“ ist nämlich ins Italienische übersetzt worden und soll aufgeführt werden. Kreuzer ist aber mit der Befehung nicht zufrieden und verlangt 20,000 Francs Schadenersatz, oder die Zuthellung der Hauptrolle an Madame Persiani. Während das Gericht über diese seltsame Streitsache noch debattirt, haben sämmtliche Sänger der italienischen Oper erklärt, sie würden in dem „Nachtlager“ nur dann singen, wenn sie gerichtlich dazu angehalten würden. Es ist übrigens dabei zu bemerken, daß der Director der italienischen Oper, wie die Verhältnisse jetzt noch stehen, den Componisten gar nicht zu fragen nöthig hätte, wenn er die Oper aufführen wollte. Welches deutsche Theater fragt Kuber, Halevy etc. um Erlaubniß, wenn es die Opern derselben zur Aufführung bringt? —

Vor kurzem brauchte ein Künstler, der sich, ehe er öffentlich aufträte, bekannt machen wollte, in einer bekannten großen Stadt ein seltsames Mittel, um seinen Zweck zu erreichen. Er stellte sich auf die Brücke, an die Lehne, hielt ein Kind in seinen Armen und äußerte seinen Zorn gegen dasselbe in harten Worten. „Wenn Du nicht still bist,“ sagte er, „werfe ich Dich in das Wasser hinunter.“ — „Ach, Papa,“ bat flehentlich das Kind, „ich will es nicht wieder thun.“ Anfangs achteten die Vorübergehenden nicht darauf, bald aber sahen sie, daß der Mann wirklich das Kind in den Fluß warf. Auf den Hilferuf, der von allen Seiten ertönte, kamen Polizeidiener herbei, die sich des Schuldigen bemächtigten, der aber um so mehr lachte, je stärker das Volk ihn verwünschte. Die Auflösung des Räthsels ließ nicht lange auf sich warten, denn die Fischer, welche

sogleich das Kind zu retten sich bemüht hatten, brachten — eine große Puppe aus dem Wasser. Der Mann war ein Bauchredner und wollte die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich richten, was ihm denn auch vollkommen gelungen ist. —

Ein englisches Blatt giebt ein leichtes Mittel an, durch welches man erfahren kann, ob Leinwand mit Baumwolle vermischt ist. Man braucht nämlich nur einen Tropfen Tinte aus einer Feder auf die Leinwand fallen zu lassen, die geprüft werden soll. Breitet sich dieser Tintentropfen nach zwei verschiedenen Richtungen aus, so ist unter dem Lein Baumwolle verwebt; breitet er sich dagegen nach allen Seiten aus, so besteht der Stoff aus reinem Lein oder aus reiner Baumwolle. Läuft die Tinte gar nicht aus einander, so ist die Leinwand zu stark appretirt und man muß sie erst reiben, ehe man den Versuch macht. —

Belgien, aus dem so wenige ausgezeichnete Schriftsteller hervorgehen, ist dagegen merkwürdiger Weise das Vaterland einer sehr großen Anzahl der vorzüglichsten Musiker, namentlich Instrumentisten. In den meisten großen Orchestern sitzen belgische Künstler, und in der letzten Zeit hat das kleine Land sehr viele berühmte Solisten hervorgebracht, Bieutemps, Servais, Veriot, Prume, die Brüder Batta, Franckomme, Hausman, die beiden Bryeurs, Dubois, Mad. Pleyel, Leonard etc. — Eine ähnliche Erscheinung bemerkte man in Böhmen, das fast alle unsere Theater mit Sängern versorgt, und aus dem die ausgezeichnetesten stammen, wie Lichatschek, Pischek und viele Primadonnen. —

In Jassy macht ein Prozeß über eine Mill. Gulden jetzt großes Aufsehen. Ein Better des Fürsten klagt nämlich gegen seine Nichte, welche einige Güter von ihrer Großmutter geerbt hat, auf Zurückgabe derselben, weil diese einen Sohn gehabt habe, nach dessen vor zwanzig Jahren erfolgtem Tode der Vater Erbe geworden und das Vermögen also auf dessen Erben übergegangen sei. In erster Instanz gewann er, in der zweiten wurde er abgewiesen, weil er das Dasein jenes Sohnes nicht dargethan habe. Das Merkwürdige ist dabei, daß in jenem Lande über die Geburten keine Gewißheit zu erlangen ist, selbst bei dieser Familie, die zu den ersten des Landes gehört. Es erklärt sich aber daraus, daß die Geburten sonst nicht ausgezeichnet wurden, was erst seit einigen Jahren geschieht. —

Der unübertroffene Meister des Lustspiels, der unerschöpfliche Scribe, hat so eben ein neues Lustspiel in zwei Acten; „Rebecca“, aufführen lassen, das in Italien spielt, einen leichten politischen Anflug hat und so viel reizende Scenen, einen so leichten geistreichen Dialog, eine so spannende Fabel besitzt, daß die Zuschauer in Paris entzückt waren, und selbst die Kritik sich freut, Scribe noch immer jugendlich frisch, wie in seiner besten Zeit, zu finden. Hoffentlich sehen wir das neue Stück auch auf der deutschen Bühne bald. —